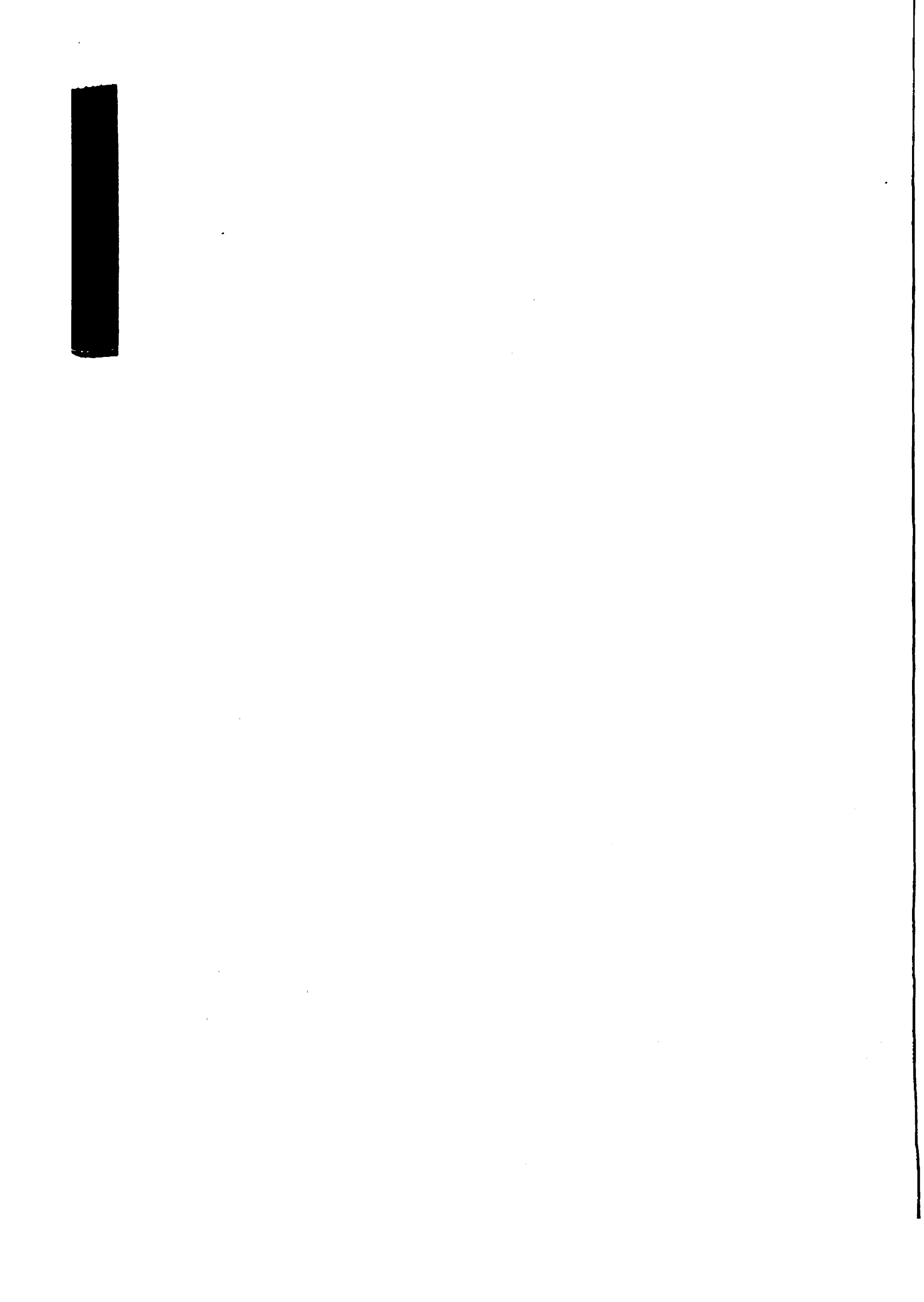
Gontscharow

Die Schlucht




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Iwan Gontscharow

Gesammelte Werke

Iwan Gontscharow

Gesammelte Werke

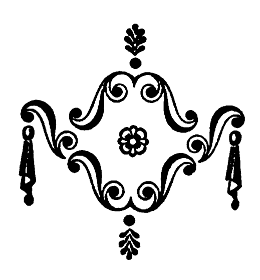
in vier Bänden

Dritter Band:

Die Schlucht

(Obryw)

Erster und zweiter Teil



Verlag von Bruno Cassirer
Berlin 1920

Die Schlucht

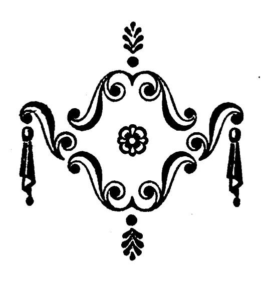
Roman

in fünf Teilen

von

Iwan Gontscharow

Erster und zweiter Teil



Zweite Auflage

Verlag von Bruno Cassirer
Berlin 1920

Deutsch von August Scholz

Die Schlucht

Erster Teil



Erstes Kapitel

In einer nur oberflächlich aufgeräumten Wohnung einer der großen Straßen von Petersburg saßen zwei Herren, von denen der eine etwa fünfunddreißig, der andere fünfundvierzig Jahre alt sein mochte. Der erstere hieß Boris Pawlowitsch Raiski, der zweite Iwan Iwanowitsch Ajanow.

Boris Pawlowitsch hatte eine lebhafte, ungemein bewegliche Physiognomie. Auf den ersten Blick erschien er jünger, als er in Wirklichkeit war: die hohe weiße Stirn strahlte von Frische, und die Augen wechselten rasch ihren Ausdruck, blickten bald gedankentief, bald gefühlvoll, bald heiter, oder sie schauten träumerisch drein und erschienen dann jung, fast wie die eines Jünglings. Zuweilen jedoch lag etwas Reifes, Müdes, Gelangweiltes in ihnen, und dann verrieten sie das Alter ihres Besitzers. Drei leichte Falten, diese unverwischbaren Runenzeichen des Alters und der Erfahrung, hatten sich sogar bereits um die Augen gelegt. Das schwarze Haar fiel glatt in den Nacken und über die Ohren, an den Schläfen aber schimmerte es bereits ein

klein wenig ins Weiße. Die Wangen hatten gleich der Stirn um Augen und Mund noch die jugendliche Tönung bewahrt, an den Schläfen jedoch und um das Kinn ging ihre Farbe ins Gelblichbraune.

Überhaupt ließ sich von dem ganzen Gesichte ohne Mühe jenes Lebensalter ablesen, in dem der Kampf zwischen Jugend und Reife bereits ausgetobt hat, in dem der Mensch in die zweite Lebenshälfte eingetreten ist und jedes Erlebnis, jede Gefühlserregung, jede Krankheit eine Spur zurückläßt. Nur der Mund hatte noch in dem feinen Spiel der edelgeformten Lippen und in seinem Lächeln den jugendlichen, frischen, bisweilen fast kindlichen Ausdruck bewahrt.

Raiski trug einen grauen Hausrock und saß, die Beine auf dem Diwan ausgestreckt, da.

Iwan Iwanowitsch dagegen war im schwarzen Frack. Die weißen Handschuhe und der Hut lagen neben ihm auf dem Tische. Sein Gesicht hatte den Ausdruck der Ruhe, oder vielmehr einer gleichgültigen Erwartung gegenüber allem, was um ihn geschehen konnte.

Ein intelligenter Blick, ein kluger Mund, gelblichbraune Gesichtsfarbe, sorgfältig frisiertes, bereits stark ergrautes Kopfhaar und ebensolcher Backenbart, gemessene Bewegungen, eine zurückhaltende Sprechweise und tadelloser Anzug — das ist das Bild seines äußeren Menschen.

Ruhiges Selbstvertrauen und Verständnis für andere sprach aus seinen Augen. Der Mann hat gelebt, er kennt das Leben und die Menschen, würde ein Beobachter von ihm gesagt haben, und wenn er ihn auch nicht unter die erlesenen, höheren Naturen eingereiht hätte, so würde er ihn doch noch weniger unter die naiven Gemüter gerechnet haben.

Iwan Iwanowitsch war der typische Vertreter des geborenen Petersburgers und zugleich das, was man einen Mann

von Welt nennt. Er gehörte zu Petersburg und zur Welt von Petersburg. Man konnte sich ihn nur schwer als das Produkt irgendeiner anderen Stadt, irgendeiner anderen Sphäre als dieser Petersburger Welt, unter der eine bestimmte höhere Schicht der Petersburger Gesellschaft zu verstehen ist, vorstellen. Er hatte sein Amt und seine Privatgeschäfte, doch traf man ihn zumeist in den Salons der Gesellschaft, wo er am Morgen seine Visite machte und später dann zum Mittagessen oder zum Abend erschien; in letzterem Falle war er dann zumeist am Kartentisch zu finden. Er war in jeder Hinsicht eine Durchschnittserscheinung: weder ein Charakter noch charakterlos, weder ein Mann von Wissen noch ein Ignorant, weder der Vertreter einer Überzeugung noch ein Skeptiker.

Sein Mangel an Wissen und Überzeugung verbarg sich hinter einer gewissen leichten, oberflächlichen Art von Verneinung: er sprach über alles geringschätzig, hatte für nichts eine aufrichtige Hochachtung, für nichts einen tieferen Glauben oder eine besondere Begeisterung. Er war ein wenig ironisch und ein wenig witzig, gleich höflich und gemessen im Verkehr mit allen, empfand für niemand eine dauernde, tiefere Freundschaft, war aber auch ebensowenig einer ernsteren Feindschaft fähig.

Er war in Petersburg geboren und groß geworden, hatte hier seine Ausbildung erhalten und sein ganzes Leben verbracht, ohne weiter hinauszukommen, als etwa bis Lachta oder Oranienbaum nach der einen und bis Toksowo oder Ssrednjaja-Rogatka nach der anderen Richtung. So spiegelte sich denn auch in ihm, wie die Sonne in einem Wassertropfen, einzig und allein die Petersburger Welt und Wirklichkeit mit ihren Sitten, ihrem gesellschaftlichen Ton, ihrem innersten Wesen, und im besonderen das Petersburger

dienstliche Leben, das man als die zweite Natur dieser Stadt bezeichnen kann.
Von allem, was sonst in der Welt vorging, hatte Ajanow keine andere Vorstellung als jene, die ihm die in- und ausländischen Zeitungen vermittelten. Petersburgs Meinungen und Leidenschaften, Petersburgs Laster und Tugenden, die Jahresbilanz seines Denkens und Tuns, seiner Politik und seiner Literatur — das war der Bannkreis, in dem sein Leben sich abspielte, der seine geistigen Bedürfnisse vollauf befriedigte, und den er niemals durchbrach.
Vollkommen gleichgültig hatte er vierzig Jahre lang zugeschaut, wie seine Petersburger Landsleute in jedem Frühling scharenweise in den vollgepfropften Dampfern nach dem Auslande reisten oder mit der Postkutsche und später mit der Eisenbahn nach dem Innern des Reiches fuhren, wie diese „naiv" empfindenden Menschenmassen der Newastadt entflohen, um eine andere Luft zu atmen, sich zu erfrischen und neue Eindrücke und Zerstreuung zu suchen.
Er selbst hatte niemals ein Bedürfnis nach solcher Abwechslung empfunden, und er konnte es auch bei anderen durchaus nicht als berechtigt anerkennen; doch sah er ihrem Treiben ruhig und gelassen zu, ohne seine wahre Meinung auch nur mit einer Miene zu verraten. „Mögen sie tun, was sie wollen — ich fahre jedenfalls nicht!"
Er sprach einfach und ungezwungen, ging ungezwungen von einem Gegenstand auf den anderen über, war stets über alles unterrichtet, was draußen in der Welt, oder in der Gesellschaft, oder sonst in der Stadt vorging; er verfolgte, wenn irgendwo Krieg geführt wurde, alle Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz, informierte sich in aller Gemütsruhe über jeden Wechsel im englischen oder französischen Ministerium, las die letzte Rede im Londoner Parlament und

in der französischen Deputiertenkammer, wußte stets, welchen Inhalt das neueste Stück hatte, und wer in der Nacht im Wyborger Viertel ermordet worden war. Er kannte den Stammbaum, die Vermögensverhältnisse und die Chronique scandaleuse jedes einzelnen großen Hauses der Residenz; er wußte in jedem Augenblick, was in den verschiedenen Ressorts der Verwaltung vorging, war über alle Versetzungen, Gehaltserhöhungen und Gratifikationen informiert; er kannte auch alle Klatschgeschichten der Stadt, mit einem Wort: er war in seiner Welt nach jeder Richtung „zu Hause."

Den Tag brachte er, wie gesagt, mit Besuchen, zum Teil wohl auch mit dienstlichen Verrichtungen und Privatangelegenheiten zu. Den Abend leitete er öfter mit einem Besuch des Theaters ein, den Abschluß aber bildete stets ein Spielchen im englischen Klub oder bei Bekannten, und bekannt war er eben mit aller Welt.

Im Kartenspiel war bei ihm jeder Fehler ausgeschlossen, und er hatte den Ruf eines angenehmen Spielers, weil er bei den Fehlern seiner Mitspieler sehr nachsichtig war, sich nie über sie ärgerte und bei der größten Dummheit nicht eine Miene verzog. Es war ihm gleichgültig, ob er hoch oder niedrig spielte, ob er renommierte Spieler oder kapriziöse Damen zu Partnern hatte.

Den üblichen Dienstgang hatte er glatt absolviert. Fünfzehn Jahre lang hatte er sich in den Kanzleien herumgedrückt und von Amts wegen die Projekte anderer zur Ausführung gebracht. Er wußte mit feinem Verständnis auf den Gedankengang seines Vorgesetzten einzugehen, teilte stets seine Auffassung von der Sache und war in der schriftlichen Ausarbeitung der in Frage kommenden Materie überaus gewandt. Wenn in der Person des Vor-

gesetzten — und damit oft auch in den zu bearbeitenden Projekten — ein Wechsel eintrat, arbeitete Ajanow mit dem neuen Vorgesetzten und an dem neuen Projekt ebenso verständnisvoll und gewandt wie früher, und seine Berichte fanden den Beifall aller Minister, unter denen er arbeitete.

Augenblicklich war er einem dieser Herren als Beamter für besondere Aufträge zugeteilt. Er erschien am Vormittag im Kabinett des Chefs, begab sich dann in den Salon seiner Gemahlin, nahm dort in der Tat einige „Aufträge" entgegen und arrangierte für den Abend eine Partie mit den Leuten, die man beim Chef gerade zu Gaste haben wollte. Er hatte einen ziemlich hohen Rang, ein ganz ansehnliches Gehalt und, bei Lichte besehen, so gut wie nichts zu tun.

Wenn es gestattet ist, das Wesen einer fremden Seele zu enthüllen, so ist von Ajanows Seele nur zu sagen, daß sie keine Schatten, keine Heimlichkeiten und keine Zukunftsrätsel barg; auch Macbeths Hexen hätten es nicht fertig bekommen, ihn durch das Trugbild eines glänzenden Loses zu verlocken und von dem Wege abzulocken, auf dem er mit klarem Bewußtsein würdevoll dahinschritt. Vom Staatsrat wird er zum wirklichen Staatsrat und schließlich, in Anerkennung seiner langjährigen treuen Dienste und unermüdlichen Arbeit am Kanzlei- wie am Kartentisch, auch zum Geheimrat avancieren, um dann zuletzt in irgendeiner permanenten „Kommission", unter Gewährung des vollen Gehalts, vor Anker zu gehen. Und ob der Ozean der Menschheit noch so bewegt auf und nieder flutet, ob die Zeiten dahinrauschen und Völker und Reiche vergehen — — an ihm geht alles spurlos vorüber, bis ein Schlaganfall oder sonst ein Altersleiden seinem Dasein ein Ziel setzt.

Ajanow war verheiratet gewesen, hatte jedoch früh seine Frau verloren und besaß eine zwölfjährige Tochter, die auf Staatskosten im Institut erzogen wurde; er selbst hatte seine Angelegenheiten wohl geordnet und führte nun das ruhige, sorglose Leben eines Hagestolzes.

Nur ein Umstand störte seine Ruhe: die Hämorrhoiden, die er sich durch seine sitzende Lebensweise zugezogen hatte. Ein unangenehmes Ereignis stand ihm in der Zukunft bevor: eine Badereise, die ihn aus seinem gleichförmigen Petersburger Leben herausreißen und irgendwohin entführen sollte. So wenigstens lautete die Ankündigung des Arztes.

„Ist's nicht Zeit, daß du dich anziehst? Es ist ein Viertel nach vier!" sagte Ajanow zu Raiski.

„Ja, es ist Zeit," versetzte Raiski, aus seinem Brüten erwachend.

„Worüber hast du eben nachgedacht?" fragte Ajanow.

„Du meinst: über wen?" verbesserte ihn Raiski. „Über wen sonst als über sie ... über Sophie ..."

„Schon wieder? Hm!" bemerkte Ajanow.

Raiski begann sich anzukleiden.

„Du bist doch nicht böse, daß ich dich dahin mitschleppe?" fragte Raiski.

„Durchaus nicht. Ist's nicht gleich, ob ich dort mein Spielchen mache oder bei Iwlews? Es ist mir zwar ein bißchen peinlich, den alten Damen das Geld abzunehmen: Anna Wassiljewna spielt gegen ihren eigenen Partner, und Nadjeschda Wassiljewna kündigt immer laut an, was sie ausspielen wird!"

„Mach' dir keine Sorgen, euer Fünfkopekenspiel wird sie nicht zugrunde richten. Die beiden Alten haben jede ein Einkommen von sechzigtausend Rubeln."

„Ich weiß es; und das soll Sophie Nikolajewna einmal alles erben?"

„Ja, sie ist ihre Nichte und einzige Erbin. Aber das kann noch lange dauern! Sie werden die Nichte noch überleben — und dazu sind sie so geizig!"

„Der Vater Sophies scheint nicht mehr viel zu besitzen?..."

„Nein, er hat alles durchgebracht."

„Wie bringt er das eigentlich fertig? Am Kartentisch sieht man ihn doch fast gar nicht!"

„Und die Weiber — kosten die nichts? Dieses ewige Hin und Her, diese kleinen Soupers, dieser ganze Troß, den er immer mitschleppt? Im letzten Winter hat er der kleinen Armance ein Tafelservice für fünftausend Rubel geschenkt, und wie sie es zum erstenmal in Gebrauch nahm, hat sie ihm nicht einmal eine Einladung geschickt!..."

„Ja, ich hörte davon. Warum sollte sie ihn auch einladen? Was hat er bei ihr zu suchen?..."

Sie lachten beide.

„Auch von ihrem Manne hat Sophie Nikolajewna anscheinend nicht viel geerbt?"

„Nein, nur siebentausend Rubel jährlich werden es sein. Das braucht sie als Taschengeld, im übrigen ist sie ganz auf die Tanten angewiesen. Aber nun ist's Zeit!" sagte Raiski. „Ich möchte vor Tisch noch ein wenig auf dem Newskij promenieren."

Ajanow und Raiski gingen auf die Straße hinaus. Auf Schritt und Tritt begegneten sie Bekannten, das Nicken und Verneigen nahm kein Ende, nach rechts und links wurden Händedrücke ausgetauscht.

„Wie lange willst du bei der Bjelowodowa bleiben?"

„Bis ich hinausgeworfen werde — wie gewöhnlich. Du wirst dich langweilen?"

„Nein, ich überlegte nur, ob ich dann wohl noch zu Iwlews gehen kann. Ich kenne keine Langeweile ...“

„Glücklicher Mensch!“ sagte Raiski mit einer Anwandlung von Neid. „O, wenn es doch keine Langeweile auf der Welt gäbe! Kann es eine schrecklichere Geißel geben?“

„Schweig, bitte!“ versetzte Ajanow mit abergläubischer Furcht. „Mal' den Teufel nicht an die Wand! Ich habe genug mit meinen Hämorrhoiden zu tun. Die Ärzte schwatzen immer davon, daß ich fort soll: was sie eigentlich gegen diese sitzende Lebensweise haben, die an allem schuld sein soll? Und dann schimpfen sie immer auf die hiesige Luft — kann es eine bessere Luft geben?“ Er schöpfte mit Behagen tief Atem. „Ich habe jetzt einen ganz besonders tüchtigen Äskulap, der will mich im nächsten Sommer mit saurer Milch kurieren. Du weißt, ich leide an Verstopfung ... Du gehst also aus lauter Langerweile zu deiner Cousine?“

„Welche Frage: natürlich! Spielst du denn nicht auch Karten aus Langerweile? Alles flieht eben vor der Langenweile wie vor der Pest!“

„Ein recht fragwürdiges Mittel, das du da gegen die Langeweile anwendest: leeres Weibergeschwätz, alle Tage dasselbe!“

„Ist's mit dem Kartenspiel nicht ebenso? Hast du da nicht auch alle Tage dasselbe!“

„Durchaus nicht! Ein Engländer hat berechnet, daß nur alle tausend Jahre einmal dieselbe Kartenverteilung sich wiederholt ... Und die wechselnden Chancen! Und die Charaktere der verschiedenen Spieler, die Kniffe jedes einzelnen, die Fehler! ... Das ist durchaus nicht dasselbe! Aber sich so den ganzen Winter, den ganzen Frühling an

ein Weib hängen — heute, morgen, alle Tage ... das kann ich nicht begreifen!"

„Du hast eben kein Verständnis für Schönheit! Das geht dir ganz und gar ab! Einem anderen fehlt wieder das Verständnis für Musik, einem dritten für die Malerei. Das sind eben besondere Mängel in der Entwicklung!"

„Allerdings, sehr besondere. In unserer Abteilung diente einmal ein gewisser Iwan Petrowitsch als Gehilfe — der ließ keine Beamtenfrau und kein Stubenmädchen in Ruhe, natürlich nur, wenn sie hübsch waren. Allen sagte er Liebenswürdigkeiten, brachte ihnen Konfekt und Blumen: was meinst du, war der entwickelt?"

„Lassen wir das Thema," versetzte Raiski, „sonst klettern wir wieder beide an den Wänden hoch und fassen uns gar an den Köpfen. Ich besitze kein Verständnis für deine Karten und habe nichts dagegen, daß du mich in dieser Beziehung einen Ignoranten nennst. Versuche dann aber auch nicht, über Schönheit zu reden. Ein jeder schwelgt auf seine Weise in Schönheit: der eine hält sich an Gemälde, der andere an Statuen, der dritte an die lebendige Schönheit des Weibes: dein Iwan Petrowitsch liebt dies, ich das, und du überhaupt nichts! Abgemacht — Schluß!"

„Du spielst doch nur mit den Frauen, soweit ich sehe," sagte Ajanow.

„So laß mich doch, was tut's? Auch du spielst ja — aber während du fast immer im Gewinn bist, bin ich stets der Verlierer ... Was hast du daran auszusetzen?"

„Sophie Nikolajewna ist schön, und dazu eine reiche Erbin: heirate sie, und damit basta!"

„So, damit basta — und die Langeweile fängt an!" versetzte Raiski nachdenklich. „Ich will aber von einem solchen

Abschluß der Sache nichts wissen! Übrigens, beruhige dich: man würde sie mir gar nicht geben!“
„Dann hat es nach meiner Ansicht keinen Sinn, überhaupt hinzugehen. Du bist einfach ein Don Juan!“
„Ja, ein Don Juan — ein fader Geselle, ein eitler Geck; oder welchen Sinn legst du sonst dem Worte bei? Auf die Art wären auch Byron und Goethe und die ganze Schar der Maler und Bildhauer nichts als eitle Gecken . . .“
„Bist du vielleicht ein Byron oder ein Goethe — wie? . . .“
Raiski wandte sich ärgerlich von ihm ab.
„Der Donjuanismus,“ sagte er, „liegt ebensogut im Wesen des Menschen wie die Donquixoterie; dieser Trieb wurzelt vielleicht noch tiefer in seiner Natur . . .“
„Du nennst es einen Trieb — dann heirate doch, sag' ich dir . . .“
„Ach,“ rief Raiski fast verzweifelt aus — „heiraten kann man einmal, zweimal, dreimal. Darf ich denn aber die Schönheit des Weibes nicht so genießen, wie etwa die Schönheit einer Statue? Don Juan suchte vor allem den ästhetischen Genuß, den dieser Trieb gewährt, wenn auch, als Sohn seiner rauher gearteten Zeit, auf eine gröbere Weise. Aber was rede ich mit dir erst darüber!“
„Wenn du nicht heiraten willst, dann hat es doch gar keinen Zweck, überhaupt hinzugehen,“ wiederholte Ajanow apathisch.
„Du hast ja in gewissem Sinne recht. Vor allem muß ich dir aber sagen, daß meine Begeisterung durchaus aufrichtig und nicht etwa gemacht ist: es handelt sich nicht um eine bloße Courmacherei, das merk' dir ein für allemal! Wenn der Gegenstand meiner Verehrung auch nur in einigen Zügen dem Ideal nahekommt, das meine

Phantasie sich aus ihm erschafft, dann ergänzt sich das übrige gleichsam von selbst, und es ergibt sich ein Ideal des Glücks ..."

„Na, siehst du, dann heirate doch! ..." bemerkte Ajanow.

„Immer abwarten, abwarten! Nicht eins meiner Ideale hat bis zur Hochzeit vorgehalten, es ist vor der Zeit verblaßt, und meine Begeisterung erkaltete ... Was die Phantasie geschaffen hatte, das zerstörte die Analyse wieder — oder das Ideal war bereits entschwunden, ehe ich erkaltete ..."

„Aber so Tag für Tag mit einer Frau zusammenzusitzen und zu schwatzen?!" wiederholte Ajanow hartnäckig und schüttelte dabei den Kopf. „Wovon wirst du zum Beispiel heut mit ihr reden? Was willst du von ihr, wenn man sie dir doch nicht zur Frau gibt?"

„Und ich frage dich: was willst du von ihren Tanten? Was für Karten wirst du heute bekommen? Wirst du gewinnen oder verlieren? Gehst du vielleicht in der Absicht hin, ihre ganzen sechzigtausend Rubel Rente zu gewinnen? Nein — du willst nur ein Stündchen spielen und vielleicht eine Kleinigkeit herausschlagen ..."

„Ich habe gar keine bestimmte Absicht: ich gehe hin, um ... um ... nun, um mich zu unterhalten."

„Um ... dich vor der Langenweile zu retten, siehst du! Und auch ich gehe hin, um mich zu unterhalten und habe gar keine bestimmte Absicht. Und welchen Genuß mir ihre Schönheit gewährt — das kannst du so wenig begreifen wie dein Iwan Petrowitsch, worin übrigens für euch beide durchaus kein Vorwurf liegen soll. Es gibt doch auch Leute, die mit Leidenschaft beten, während andere dieses Bedürfnis durchaus nicht kennen ..."

„Mit Leidenschaft! Die Leidenschaften sind dem, der

das Leben genießen will, nur ein Hindernis. Die Arbeit, die Tätigkeit ist das einzige Heilmittel gegen die Leere des Daseins..." meinte Ajanow in belehrendem Tone.

Raiski blieb stehen, hielt auch Ajanow an und fragte mit spöttischem Lächeln: „Was für eine Tätigkeit meinst du? Ich bin wirklich neugierig!"

„Was für eine Tätigkeit? Nun — tritt in den Staatsdienst ein!"

„Das nennst du eine Tätigkeit? Zeig' mir im Staatsdienst irgendeine Tätigkeit, die nicht entbehrlich wäre! Mit einigen Ausnahmen vielleicht..."

Ajanow ließ vor lauter Verwunderung einen Pfiff hören.

„Nun seh' einer!" sagte er und ließ seinen Blick in die Runde schweifen. „Sieh dir zum Beispiel den da an!"

Er zeigte nach einem Polizisten, der mit gespannter Aufmerksamkeit nach einer Richtung blickte.

„Frag' ihn einmal," sagte Raiski, „weshalb er hier steht, und nach wem er so erwartungsvoll ausblickt? Nach dem General, wird er dir sagen! Uns beide aber sieht er nicht, so daß jeder beliebige Passant uns das Taschentuch stehlen kann. Hältst du deine Schreiberei wirklich für eine richtige, nützliche Tätigkeit? Wir wollen die Sache nicht zu eingehend erörtern: ich will dir nur sagen, daß ich nach meiner Meinung weit tätiger bin, wenn ich meine Bilder kleckse oder auf dem Flügel klimpere oder selbst meinem Schönheitskult huldige..."

„Was hast du denn nun eigentlich, von der Schönheit abgesehen, so Besonderes an deiner Cousine gefunden?"

„Von der Schönheit abgesehen! Die ist eben alles an ihr! Übrigens kenne ich sie nur wenig, und vielleicht zieht gerade das, außer ihrer Schönheit, mich zu ihr hin..."

„Wie — du bist jeden Tag mit ihr zusammen und kennst sie nur wenig?...“

„So ist's. Ich weiß nicht, was sich hinter ihrer Ruhe verbirgt, ich kenne ihre Vergangenheit nicht und errate auch nicht ihre Zukunft. Ist sie ein Weib oder nur eine Puppe? Lebt sie wirklich, oder stellt sie sich nur so, als ob sie lebte? Alle diese Fragen quälen mich, siehst du ... Da, guck' dir einmal jene Frau dort an,“ fuhr Raiski fort.

„Die Dicke, die eben mit ihrem Paket in die Droschke steigt?“

„Ja, oder jene dort, die aus dem Wagenfenster sieht! Oder diese hier, die eben um die Ecke biegt und auf uns zukommt!“

„Nun — was ist mit ihnen?“

„Du kannst, wenn du auch nur flüchtig hinsiehst, in ihrem Gesichte irgend etwas lesen: eine Sorge, einen Kummer oder eine Freude, einen Gedanken oder eine Willensäußerung, mit einem Wort — Bewegung, Leben. Es gehört nicht viel dazu, um zu erraten, daß jene dort Familie hat, einen Mann und Kinder, das heißt also eine Vergangenheit; daß die zweite, in deren Gesicht sich eine Leidenschaft, eine Spur lebendiger Empfindung ausdrückt, eine Gegenwart besitzt; daß hier in diesem jugendlichen Gesichte geheime Wünsche und Hoffnungen sich ausprägen, die auf eine unruhige Zukunft schließen lassen ...“

„Nun — und?“

„Nun, überall ist etwas Lebendiges, Unternehmendes, etwas, das nach Leben verlangt und auf das Leben reagiert ... Dort aber, bei Sophie, ist nichts von alledem, alles glatt und leer, wie abgefegt! Nicht einmal Apathie oder Langeweile, daß man sagen könnte: hier war einmal

Leben, aber es ist totgeschlagen worden — einfach nichts! Sie strahlt und glänzt, sie heischt nichts und bietet nichts, und ich weiß nichts von ihr! Und da wunderst du dich noch, daß mir das so nahe geht!"

„Das hättest du mir längst sagen sollen — dann hätte ich nämlich aufgehört, mich zu wundern. Ich bin nämlich genau ebenso wie sie," sagte Ajanow, während er plötzlich stehen blieb. „Komm doch zu mir, statt zu ihr zu laufen'..."

„Zu dir?"

„Ja—a!"

„Aber besitzest du denn... auch diese göttliche Schönheit?"

„Ich besitze eine göttliche Ruhe und genieße diese; ganz so wie sie... was willst du noch mehr?..."

„Nichts will ich von dir; doch sie — ist eine Schönheit, eine Schönheit!"

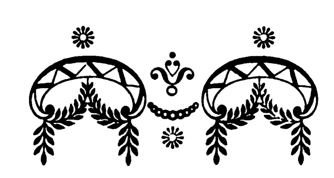
„So heirate sie doch, und willst du das nicht, oder kannst du es nicht, dann laß sie laufen, such' dir eine Tätigkeit..."

„Zeig' mir erst eine Tätigkeit, die einem lebhaften, von allem Toten und Verwesenden angewiderten Geiste und einer leidenschaftlichen Seele genügen könnte! Sag' mir, wo ich eine Aufgabe finde, die des Kampfes lohnt — mit deinen Karten aber, deinen Visiten, deinen Routs, deinem Staatsdienst scher' dich zum Teufel!"

„Du hast ein unruhiges Naturell," sagte Ajanow; „man merkt es gleich, daß du nicht in strengen Händen und harter Schule warst — darum sinnst du jetzt auf tolle Streiche... Weißt du noch, was du von deiner Natascha erzähltest, als die noch lebte?..."

Raiski blieb plötzlich stehen und faßte mit einem Ausdruck der Schwermut im Gesichte die Hand seines Begleiters.

„Natascha!" wiederholte er leise — „das ist der einzige schwere Stein, der meine Seele drückt! Laß die Erinnerung an sie ruhen, jetzt, da dieser bestrickend schöne Zauber mit seinen Reizen auf mich wirkt..."
Raiski seufzte. Sie gingen schweigend bis zur Wladimir-kirche weiter, bogen dort in eine Seitengasse ein und be-traten die Einfahrt eines herrschaftlichen Hauses.





Zweites Kapitel

Erst vor einem Jahre hatte Raiski die Bekanntschaft von Sophie Nikolajewna gemacht, einer jungen Witwe von fünfundzwanzig Jahren, die in erster, nur kurzer Ehe mit dem Diplomaten Bjelowodow verheiratet gewesen war.

Sie stammte aus dem reichen alten Hause der Pachotins. Ihre Mutter hatte sie schon vor der Verheiratung verloren; ihr Vater, der als Ehemann ganz unter dem Pantoffel seiner Frau gestanden hatte, war nach Wiedererlangung seiner Freiheit plötzlich dahintergekommen, daß er viel zu früh ins Ehejoch gespannt worden sei und daher nie Gelegenheit gehabt habe, das Leben so recht aus dem Vollen zu genießen.

Er führte das Leben eines Hagestolzes und mutete sich Dinge zu, die über seine Kräfte und sein Alter weit hinausgingen, und während andere auf seine Kosten schmausten und zechten, saß er mit krankem Magen dabei und sah zu. Das hatte seinem Vermögen den Todesstoß versetzt. Als Ersatz für die Genußfähigkeit, die ihm abging, hatte sich bei ihm der greisenhafte Ehrgeiz eingestellt, als Leichtfuß und Lebemann zu gelten, und für die Treue, die er in der

Ehe notgedrungen hatte halten müssen, suchte er sich nun durch allerhand verrückte Liaisons schadlos zu halten, die in kurzer Zeit seine Barmittel, die Brillanten seiner Frau und schließlich auch einen großen Teil der Mitgift seiner Tochter verschlangen. Auf seinen Landbesitz, der schon vor seiner Ehe arg verschuldet gewesen war, mußte er nun neue schwere Lasten aufnehmen.

Als seine Quellen so nach und nach versiegt waren, mußte er sich damit begnügen, nur ab und zu, vielleicht ein- oder zweimal im Jahre, eine kostspielige Dummheit zu begehen, irgendeiner Armance einen Brillantschmuck, eine Equipage oder ein teures Service zu kaufen, ihr drei Wochen lang den Hof zu machen, sie ins Theater zu führen und ihr zu Ehren Soupers zu geben, zu denen er die junge Lebewelt einlud. Dann verhielt er sich eine ganze Weile still, bis ihm wieder neue Geldmittel zuflossen.

Nikolaj Wassiljewitsch Pachotin war ein sehr stattlicher alter Herr von recht würdevollem Aussehen, mit ehrwürdigem weichem Silberhaar. Sein Äußeres erinnerte lebhaft an den englischen Minister Palmerston.

Ganz besonders stattlich nahm er sich aus, wenn er mit seiner Tochter Sophie Nikolajewna am Arme stolz und feierlich in den Ballsaal trat oder sich auf der Promenade mit ihr zeigte. Wer ihn nicht kannte, machte ihm ehrfurchtsvoll Platz, während die Bekannten sogleich, wenn sie seiner ansichtig wurden, ein vielsagendes Lächeln aufsteckten, ihm unter familiären Scherzen die Hand schüttelten, ihn aufforderten, doch wieder einmal ein lustiges Diner zu veranstalten, und ihm irgendeine lustige Geschichte ins Ohr flüsterten ...

Der Alte scherzte, erzählte selbst nach links und nach rechts hin Anekdoten, machte seine Witze und liebte es nament-

lich, mit seinen Altersgenossen Erinnerungen aus der längst entschwundenen Jugendzeit auszutauschen. Voll Begeisterung sprachen sie davon, wie damals Graf Boris oder Denis ganze Haufen Goldes im Kartenspiel verloren habe; mit aufrichtigem Bedauern konstatierten sie, daß sie selbst nur so wenig vergeuden dürften und überhaupt ein so klägliches Leben führten, und mit überlegener Miene unterwiesen sie die aufmerksam lauschende Jugend in der großen Kunst zu leben.

Mit besonderer Vorliebe aber schwelgte Pachotin in seinen Pariser Erinnerungen, als im Jahre Vierzehn die Russen als großmütige Sieger in der Seinestadt eingezogen waren und durch ihr chevalereskes Wesen nicht nur die seit der Revolution in dieser Hinsicht stark entarteten Franzosen übertroffen, sondern durch ihre sinnlose Verschwendung sogar die großzügige Freigebigkeit der Engländer überboten hätten.

Scherzend und lachend schritt der Alte durchs Leben und hielt sich nur an seine heiteren Seiten. Er behielt selbst bei einem Trauerspiel im Theater seine lächelnde Miene, war entzückt von den kleinen Füßchen der tragischen Heldin und lorgnettierte ungeniert ihren Halsausschnitt.

Trat dagegen etwas Ernstes an ihn heran, das nichts mit seinen Diners und zarten Abenteuern zu tun hatte, sondern an die Nerven ging und Aufregungen mit sich brachte, tauchten wichtige Fragen vor ihm auf, die an seinen Verstand oder seinen Willen appellierten, dann verfiel er in Zweifel und Unsicherheit, schwieg ängstlich und nagte hilflos an seinen Lippen.

Er hatte von Haus aus einen lebhaften, leicht auffassenden Sinn und eine gute Beobachtungsgabe, ja sogar einen gewissen geistigen Schwung. Mit sechzehn Jahren war er in

die Garde eingetreten und hatte vortrefflich Französisch sprechen, schreiben und singen gelernt, vom russischen Schrifttum aber hatte er kaum eine Ahnung. Er hatte eine prächtige Wohnung nebst Equipage und Pferden und verfügte über ein Einkommen von zwanzigtausend Rubeln. Niemand trug sich eleganter als er, und noch jetzt, auf seine alten Tage, galt sein Geschmack in Modefragen als tonangebend. Alles saß an ihm wie angegossen; sein Gang war elastisch und vornehm, seine Sprechweise sicher, niemals ließ er sich hinreißen. Seine Urteile standen nicht selten mit der Logik auf dem Kriegsfuße, doch war er dafür ein recht gewiegter Sophist. Man durfte wohl anderer Meinung sein als er, eine Niederlage aber gab er nie zu. Die Welt, in der er lebte, sein ganzer Erfahrungs- und Betätigungskreis gab seinem Leben keinen eigentlichen Inhalt, und so fürchtete er denn alles, was nach Ernst aussah, wie das Feuer. Eben dieser Erfahrungskreis aber, dieser stetige Verkehr mit vielen Menschen, diese zahlreichen und mannigfaltigen Bekanntschaften hatten in ihm eine gewisse liebenswürdige kleine Intelligenz ausgebildet, und wer ihn nicht kannte, war leicht geneigt, sich auf seinen Rat und sein Urteil zu verlassen, um dann nachträglich, durch den Schaden klug gemacht, zu erkennen, mit wem er es im Grunde genommen zu tun hatte.

Er war noch nicht ganz in den bei seinem müßigen Leben und seinen Mitteln nicht ungefährlichen Strudel des Residenztreibens hineingeraten, als man ihn, den Fünfundzwanzigjährigen, mit einem hübschen Mädchen aus altem Hause verheiratete. Sie war eine kalte, despotische Natur und hatte es sogleich heraus, daß er der Schwächere war; es blieb ihm nichts weiter übrig, als nach ihrer Pfeife zu tanzen.

Augenblicklich war Nikolaj Wassiljewitsch Pachotin Mitglied irgendeines offiziellen Komitees, wohnte allwöchentlich einer Sitzung bei, hatte einen hohen Rang und zwei Sterne und erwartete mit Ungeduld den dritten Stern. Das war die Stellung, die er in Staat und Gesellschaft innehatte.
Außer dem dritten Stern hatte er noch einen anderen sehnsüchtigen Wunsch: eine Reise ins Ausland — das heißt nach Paris zu machen — diesmal nicht mit den Waffen, sondern mit dem gefüllten Geldbeutel in der Hand, und sich dort einmal gründlich, nach dem Rezept der alten Zeit, auszuleben.
Mit Entzücken, und zugleich mit einem Gefühl des Neides, rief er sich allerhand Anekdoten aus den Tagen vor der Revolution ins Gedächtnis zurück, so die Geschichte von dem berühmten Taugenichts, der in einem Porzellanladen eine Tasse zerschlug und als Antwort auf die Vorwürfe des Ladeninhabers den ganzen Porzellanvorrat des Mannes in einen Scherbenhaufen verwandelte, natürlich nicht, ohne ihm alles auf Heller und Pfennig zu bezahlen; dann die Geschichte von dem Leichtfuß, der dem König eine herrliche Villa abkaufte, um sie einer Tänzerin zu schenken, und ähnliche kecke Historien, die er gern erzählte und jedesmal mit einem Seufzer des Bedauerns darüber schloß, daß die alte Zeit unwiederbringlich vorüber sei.
Kurz nach dem Tode seiner Frau hatte er um seine Versetzung nach Paris gebeten, aber seine lockeren Sitten und törichten Streiche waren bereits so weit ruchbar geworden, daß ihm auf sein Gesuch ganz kurz geantwortet wurde, es liege kein Grund zu einer Versetzung vor. Er kaute an seinen Lippen, ging ein Weilchen melancholisch umher, beging dann irgendeine kostspielige Verrücktheit und beruhigte sich wieder. Die Sehnsucht nach Paris war ihm seither,

zumal sein Vermögen inzwischen arg gelitten hatte, so gut wie ganz vergangen.
Neben der Sorge um die Erlangung des dritten Sterns nahm noch ein weiteres Problem ihn sehr lebhaft und andauernd in Anspruch: wie er nämlich seinen beiden älteren Schwestern, den Tanten Sophies, die als alte Jungfern lebten, das zur Bestreitung seiner Torheiten nötige Geld aus der Tasche locken könnte. Seine ganze Findigkeit und Energie wandte er der befriedigenden Lösung dieses Problems zu.
Nadjeschda Wassiljewna und Anna Wassiljewna Pachotin waren zwar geizig und hatten für die Person ihres Bruders nicht das geringste übrig, doch schätzten sie den Namen, den er trug, den guten Ruf des Hauses und die Überlieferungen ihres alten Geschlechts ungemein hoch und zahlten ihm außer einem ein für allemal festgesetzten Taschengeld von fünftausend Rubeln in einzelnen Beträgen noch jährlich Subsidien in etwa gleicher Höhe. Am Jahresschluß hatten sie dann noch jedesmal fast ebensoviel zu bezahlen, um die Rechnungen der Schneider, Möbelhändler und sonstigen Geschäftsleute aus der Welt zu schaffen, was natürlich unter heftigen Vorwürfen und Ermahnungen, ja fast unter Tränen vor sich ging.
Sie wußten, welchen Gebrauch er von dem Gelde machte, doch urteilten sie in dieser Beziehung nicht gar zu streng — erinnerten sie sich doch der lockeren Gewohnheiten der Lebemänner ihrer Zeit, die sie als etwas ganz Selbstverständliches hinnahmen. Als sittsame Damen hielten sie sich jedoch stets die Ohren zu, wenn er vor ihnen mit seinen törichten Streichen prahlen, oder wenn ein Dritter ihnen davon erzählen wollte.
Er war in ihren Augen ein hohler, zu nichts mehr brauch-

barer, abgelebter Greis und ein schlechter Vater, aber er war doch eben ein Pachotin, ein Sprößling dieses alten Geschlechts, dessen Anfänge sich weit in der grauen Vorzeit verloren, dessen Ahnenbilder einen ganzen Saal einnahmen, dessen Stammbaum kaum auf einem großen Tische Platz fand, und das eine ganze Reihe von hervorragenden Männern aufzuweisen hatte.

Sie waren stolz auf alles das, und sie verziehen dem Bruder alles, einzig darum, weil er ein Pachotin war.

Sie selbst hatten einst in der großen Welt eine glänzende Rolle gespielt und waren aus Gründen, die außer ihnen kein Mensch mehr im Gedächtnis hatte, unvermählt geblieben. Sie lebten still für sich in dem alten Hause, in dem sie das Licht der Welt erblickt hatten, gemeinsam mit der Familie des verheirateten Bruders, und verwandten all ihre Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf die Erziehung Sophies, der einzigen Tochter Pachotins. Die Verheiratung der letzteren hatte in ihrem Leben eine Störung hervorgerufen, aber Sophie war bald Witwe geworden, auch ihre Mutter war bereits tot, und so hatte sie sich von neuem unter die fast klösterliche Obhut und Autorität ihrer Tanten begeben.

Die beiden alten Damen waren von hohem Wuchse, ganz ergraut und machten in ihrem Äußeren den Eindruck peinlichster Sauberkeit; sie trugen im Hause schwere dunkle Seidenkleider, große Hauben und viele Ringe an den Händen.

Nadjeschda Wassiljewna litt an neuralgischem Gesichtsschmerz, sie trug unter der Haube ein Samtkäppchen und um die Schultern einen hermelingefütterten Samtkragen, während Anna Wassiljewna Locken aus Rohseide und einen großen Schal trug. Beide gingen nie ohne Ridikül, und

Nadjeschda Wassiljewna bediente sich außerdem einer goldenen Schnupftabakdose; eine Anzahl Taschentücher waren stets um sie herum. Außerdem besaß sie einen Mops, ein altes, ewig verschlafenes, heiseres Tier, das vor lauter Altersschwäche keinen der Hausgenossen außer seiner Herrin erkannte.

Das Haus der Pachotins war ein altes, langgestrecktes, zwei Stockwerke hohes Gebäude, mit dem Wappen der Familie an der Frontseite, mit dicken, massiven Mauern, tiefen, kleinen Fenstern und hohen Pfeilern.

Eine endlose Reihe von Zimmern, die alle mit Damast ausgeschlagen waren, zog sich im Hause hin; schwere, reich geschnitzte dunkle Schränke, mit kostbarem Porzellan und Silber angefüllt, standen gleich Sarkophagen an den Wänden, mit schweren Diwans und Stühlen im Rokokostil abwechselnd, alles reich, aber nüchtern, ohne Komfort. Der Schweizer sah aus wie der Meergott Neptun; die Diener waren alt und schweigsam, die Dienerinnen trugen dunkle Kleider und Hauben. Die Kutsche war hoch und mit seidenen Fransen besetzt; die Pferde waren alt, doch von guter Rasse, mit langen Hälsen und Rücken, mit Lippen, die vom Alter weiß geworden waren, und Köpfen, die während der Fahrt bedächtig auf und nieder gingen.

Sophies Zimmer hatte ein etwas lichteres Aussehen, namentlich wenn die Bewohnerin selbst anwesend war: es gab darin Blumen und Noten und eine ganze Menge moderner Nippsachen. Noch ein wenig mehr Ungezwungenheit, Unordnung, Licht und Geräusch, und es wäre ein ganz behagliches kleines Nestchen gewesen, wie geschaffen zum Schwärmen und Träumen, zu neckischem Spiel und selbst zum Lieben.

Aber die Blumen steckten in altertümlichen, schweren Vasen,

die wie Graburnen aussahen, und ein massiver alter Silberaufsatz erhöhte noch den antiken Anstrich des Raumes. Den Tanten war jede Unordnung in den Tod verhaßt: waren die Blumen in der Vase etwas auseinander geraten, dann kam Anna Wassiljewna, klingelte das Stubenmädchen in der Haube herbei und befahl, die Blumen symmetrisch zu ordnen.

Lag einmal eins der reichgebundenen Bücher auf dem Diwan oder auf einem der Stühle herum, dann stellte Nadjeschda Wassiljewna es sogleich ins Fach; fiel ein gar zu heller Sonnenstrahl ins Zimmer, und spielte er da lustig in dem Kristallglas, dem Spiegel oder dem Silberzeug, dann fand Anna Wassiljewna, daß die Augen sie davon schmerzten, und wies nur mit dem Finger nach der Portiere hin, worauf der Diener rasch zusprang und der schwere, steife Seidenvorhang glatt niederrollte, um dem losen Lichtstrahl den Weg zu versperren.

Dafür herrschte im unteren Stockwerk, bei Nikolai Wassiljewitsch, die größte Unordnung. Die alten Traditionen waren hier mit modernem Komfort ganz durcheinander gemischt. Neben den schweren Barockmöbeln stand eine leichte Causeuse von Gambs, der gotische Kamin war durch einen Ofenschirm mit lustigen französischen Genrebildern verdeckt, auf dem Tische fand der Morgen häufig noch Überreste vom Nachtmahl vor, auf dem Diwan lag zuweilen ein Frauenhandschuh oder eine elegante Stiefelette umher, und im Toilettezimmer war ein ganzes Magazin von kosmetischen Mitteln etabliert. So still und ruhig es oben war, so laut erklang unten häufig das Sprechen und Lachen, immer ging es dort lebhaft und liederlich zu. Der Kammerdiener Pachotins war ein Franzose mit einschmeichelnder Redeweise und frechem Blick.



Drittes Kapitel

Raiski und Ajanow mußten eine ganze Reihe von Zimmern passieren, bevor sie endlich in die eigentliche Wohnung, das heißt in die von den beiden Alten und Sophie Nikolajewna bewohnten Räume gelangten.
Als sie in das Gastzimmer kamen, ließ der Mops ein heiseres Knurren vernehmen, brachte es jedoch nicht zu einem eigentlichen Bellen und legte sich, nachdem er sich einmal im Kreise herumgedreht hatte, wieder hin.
Anna Wassiljewna nickte ihnen zu, und Nadjeschda Wassiljewna erwiderte ihre Verbeugung mit einem freundlichen Blick, schneuzte sich dann mit Genugtuung und nahm sogleich eine Prise — sie wußte, daß sie nun bestimmt ihre Partie haben würde.
„Ma cousine!" sagte Raiski, während er der Nichte die Hand reichte.
Sophie Nikolajewna verneigte sich lächelnd und reichte ihm die Hand.
„Klingle doch, Sophie, man soll servieren," sagte die ältere Tante, als die Gäste am Tische Platz genommen hatten.
Sophie erhob sich von ihrem Platze, aber Raiski kam ihr rasch zuvor und zog die Klingelschnur.

„Sag' Nikolaij Wassiljewitsch, daß wir uns zu Tisch setzen," wandte sich die alte Dame mit kühler Würde an den Diener. „Und nun soll endlich aufgetragen werden! Du hast dich heut verspätet, Boris: es ist bereits ein Viertel nach fünf!" sagte sie in vorwurfsvollem Tone zu Raiski.

Er stand zu den beiden Alten im verwandtschaftlichen Verhältnis eines Neffen zweiten Grades und war somit ein weitläufiger Vetter von Sophie. Seine Familie, die gleichfalls von alter Herkunft war und dereinst sich großer Wohlhabenheit erfreut hatte, war zu dem Hause der Pachotins mehrfach durch Heiraten in Beziehung getreten. Seine persönliche Bekanntschaft mit diesen Verwandten war jedoch nicht älter als ein Jahr.

Die Schuld daran trug er ganz allein. Die alten Damen hatten, als sie seinen Namen hörten, sich sogleich danach erkundigt, ob er etwa von jenen Raiskis abstamme, die dann und dann dort und dort gelebt hätten. Er wußte davon, daß sie Erkundigungen eingezogen hatten, zog es jedoch vor, ihr Interesse für ihn unbeachtet zu lassen, da es ihm wenig verlockend schien, die Bekanntschaft dieser langweiligen und steifen, wenn auch reichen Herrschaften zu machen.

Er selbst war weder langweilig und steif noch auch reich. Seinem Stammbaum legte er durchaus keinen Wert bei, und über das Alter seines Geschlechts nachzudenken, lag ihm gänzlich fern.

Er war bereits in seiner Kindheit verwaist und unter der Obhut eines gleichgültigen, unverheirateten Vormunds aufgewachsen, der ihn zunächst einer Verwandten, einer Großtante Raiskis, zur Erziehung übergeben hatte.

Sie war eine Frau von vortrefflichem Herzen, die aber über ihren Winkel nicht hinaussah und ganz in den häus-

lichen und wirtschaftlichen Sorgen aufging. In stiller Abgeschiedenheit, von Gärten und Wäldern umgeben, hatte Raiski die ersten Jugendjahre unter ihrer Aufsicht zugebracht, und als er größer ward, brachte ihn der Vormund auf ein Gymnasium, wo alle Erinnerungen an den ehemaligen Reichtum der Familie und die verwandtschaftliche Beziehung zu den übrigen vornehmen Geschlechtern des Landes rasch aus dem Gedächtnis des Knaben schwanden.

Die weitere Entwicklung Raiskis, seine Beschäftigung wie seine ganze Geistesrichtung waren vollends dazu angetan, ihn der alten Zeit mit ihren Überlieferungen zu entfremden.

Er hatte es also, wie gesagt, keineswegs eilig gehabt, seinen Petersburger Verwandten, die von seiner Existenz unterrichtet waren, näherzutreten.

An einem Winterabend jedoch hatte Raiski Sophie auf einem Balle gesehen und zweimal mit ihr gesprochen, und fortan war er eifrig bemüht, die nähere Bekanntschaft ihrer Familie zu machen. Am leichtesten war dies durch die Vermittlung ihres Vaters zu bewerkstelligen, und diesen Weg schlug er denn auch tatsächlich ein.

Er war mit einer hübschen Schauspielerin bekannt und wußte sich auf einer ihrer Abendgesellschaften geschickt an den Alten heranzumachen. Er schenkte ihm ein Porträt dieser Schauspielerin, das er selbst gemalt hatte, kam bei dieser Gelegenheit auf seine Familie und die verwandtschaftlichen Beziehungen zu sprechen und hatte bald die Genugtuung, den beiden Alten und der Tochter vorgestellt zu werden.

Er wußte die beiden Schwestern ganz zu bezaubern, indem er bald der schüchterne junge Mann war, der bescheiden auf

die überlegene Weisheit des Alters lauschte, bald den lebhaften, munteren Gesellschafter spielte. Es dauerte nicht lange, so duzten sie ihn und redeten ihn als „mon neveu“ an, wohingegen er Sophie Nikolajewna seine Cousine nennen durfte, im Hause auf vertraulichem Fuße verkehrte und gewisse Rechte genoß, wie sie ein Fremder nicht in hundert Jahren sich erworben hätte.

Er war jedoch damit noch nicht zufrieden, daß er zweimal täglich im Hause vorsprechen, ihnen Bücher und Noten bringen und uneingeladen zum Mittagessen kommen durfte. Er war an die freieren Sitten der neuen Zeit und den ungezwungenen Verkehr mit Frauen gewöhnt — Sophie aber war nur selten mit ihm allein, stets war die eine oder andere der beiden Tanten anwesend, und die Unterhaltung ging kaum jemals über das Gebiet des Alltäglichen und die Erinnerungen der Familie hinaus.

Wandte sich das Gespräch wirklich einmal einer bedeutsamen, tiefer ins Leben eingreifenden Frage zu, so drückten ihm die beiden Alten sogleich mit feierlicher Miene das Siegel ihrer Autorität auf.

Inzwischen empfand Raiski den lebhaftesten Wunsch, dahinter zu kommen, wes Geistes Kind eigentlich diese Sophie Nikolajewna Bjelowodowa war. Für die Gesellschaft war sie die schöne Frau von guter Erziehung, feinem Ton und vornehmem Hause, aber nicht darauf kam es ihm an. Er wollte vielmehr das Weib in ihr kennenlernen, wollte ergründen und feststellen, was sich unter dieser ruhigen, unbeweglichen Hülle der Schönheit verbarg, die immer gleichmäßig strahlte, nie auf etwas einen jähen, flammenden oder auch nur müden, gelangweilten Blick warf und sich nie ein ungeduldiges, unvorsichtiges oder heftiges Wort entschlüpfen ließ.

Schön aber war sie in der Tat. Es machte nichts aus, daß sie eine Witwe, eine Frau war; auf ihrer offenen, milchweißen Stirn und den edlen, ein wenig starken Zügen des Gesichtes lag eine jungfräuliche, fast kindliche Unbekanntschaft mit dem Leben.

Es schien, als habe sie noch nichts davon gehört, daß es Leidenschaften und Kummer in der Welt gibt und ein wildes Spiel der Geschehnisse und Gefühle, das den kindlichen Glanz von den Gesichtern verwischt und den Menschen Flüche auf die Lippen legt.

Eine gleichförmige, matte Glut lag in den großen, graublauen Augen. Zuweilen schien es wie ein Gefühl darin aufzuflackern — man konnte nicht sagen, daß sie eine herzlose Frau sei. Es war aber nur ein Gefühl unbestimmten Wohlwollens gegen alles in der Welt — wie es aus den Augen satter, sorgloser Leute strahlt, denen es an nichts mangelt, die keine Not und keinen Kummer kennen.

Sie hatte dunkles, fast schwarzes Haar, und die dichten schweren Flechten im Nacken vermochten die Nadeln kaum festzuhalten. Schultern und Brust waren von üppiger Fülle.

Die Farbe des Gesichts, der Schultern, der Hände war frisch und rein, von blühender, durch Krankheit oder Entbehrungen nicht beeinträchtigter Gesundheit. Die Art, wie sie sich trug, machte bei aller Einfachheit einen vornehmen Eindruck. Der Stoff ihrer Kleider war von besonderer Art, und ihre Schuhe waren ganz anders, als man sie sonst trug.

Wie ein herrliches Gemälde, eine schöne Vision war sie an jenem ersten Ballabend Raiski erschienen.

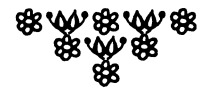
Das zweitemal hatte er sie nur von weitem im Theater gesehen, das drittemal wieder bei einem Balle, dann auf

der Straße — und jedesmal war das Gemälde in seinem Glanz und seinen Farben sich selbst gleichgeblieben.
Vergeblich hatte er sich bemüht, mit eindringlichem Blick in ihren Gedanken, ihrer Seele zu lesen und zu ergründen, was sich eigentlich unter der schönen Hülle verbarg: er hatte nichts herausgelesen außer dieser unergründlich tiefen Ruhe. Immer noch erschien sie ihm wie ein Gemälde oder eine schöne Museumsstatue.
Man fand allgemein, sie sei das Muster einer vornehm erzogenen Aristokratin, einer Dame comme il faut, und man bedauerte, daß sie noch nicht wieder vermählt war, erwartete jedoch mit Bestimmtheit, daß über kurz oder lang Gott Hymen ihr wieder seine Fesseln anlegen würde.
Im engeren Kreise der Familie, der Tanten, Onkel und sonstigen älteren Verwandten suchte man eifrig in diesem oder jenem Kavalier, der sich ihr näherte, ihren zukünftigen Gatten zu erraten: bald erschien irgendein Gesandter auffallend häufig im Hause, bald ein General, der sich irgendwo besonders ausgezeichnet hatte; und einmal war sogar allen Ernstes von einem älteren Herrn aus königlichem Geblüt — einem Ausländer — die Rede. Sie schwieg zu allem und schaute sorglos drein, als ob es sich gar nicht um ihre Person handelte.
Die anderen fanden dieses Verhalten ganz natürlich, ja sogar sehr „sublim". Nur Raiski suchte — Gott weiß, aus welchem Grunde — sie aus dieser Reserve herauszulocken und wollte um jeden Preis das Geheimnis ihres Wesens ergründen.
Sie verfolgte seine Anstrengungen mit einem freundlichen Lächeln. Nicht eine Miene ihres Gesichts verriet einen lebhafteren Wunsch, eine Aufwallung, eine tiefere Regung.
Vergeblich forschte er, wenn er mit ihr im Theater saß,

in ihrem Gesichte, ob vielleicht ein leidenschaftlicher Schrei oder sonst ein starker Vorgang auf der Bühne sie lebhafter bewegte. Sie verfolgte den Gang der Handlung ohne jede Spur jenes naiven Mitgefühls, jener Spannung, die das übrige Publikum gefesselt hielt. Und auch eine komische Szene, eine lustige Karikatur auf das Leben, die sonst ein allgemeines Lachen beim Publikum hervorrief, entlockte ihr nur ein leichtes Lächeln, das höchstens ein flüchtiger Blick des Einverständnisses zu ihrer Logennachbarin hinüber begleitete.

Und dabei war sie verheiratet! dachte Raiski und konnte sich nicht genug wundern.

Bald nachdem er die Bekanntschaft der Pachotins gemacht hatte, führte er seinen Kollegen Ajanow im Hause ein — er sollte den Tanten zweimal in der Woche eine Kartenpartie arrangieren. Er selbst benutzte die Gelegenheit, sich an diesen Spielabenden nach Möglichkeit der Cousine zu nähern und machte — weshalb und warum, wußte er selbst nicht zu sagen — alle nur erdenklichen Anstrengungen, Schritt für Schritt in das Wesen dieser seltsam stillen Schönen einzudringen.



Viertes Kapitel

Man saß bereits bei Tisch, als Nikolaj Wassiljewitsch das Speisezimmer betrat. Er trug ein kurzes Jackett, eine tadellos gebundene Krawatte und eine blendend weiße Weste; er war frisch rasiert, das schöne weiße Haar duftete nach Parfüm, seine ganze Erscheinung verriet das Bemühen, recht jugendlich auszusehen.

„Bonjour, bonjour!“ rief er und nickte, als Antwort auf den Gruß der anderen, nach allen Seiten mit dem Kopfe. „Ich speise heut nicht mit Ihnen, meine Herrschaften, ne vous dérangez pas,“ sagte er, als man ihn zum Platznehmen einlud. „Ich mache eine Landpartie.“

„Eine Landpartie! Ich bitte dich, Nicolas!“ sagte Anna Wassiljewna. „Der Schnee ist ja noch gar nicht weg ... Du sehnst dich wohl wieder nach deinem Rheumatismus?“

Pachotin zuckte die Achseln.

„Was soll ich machen! Ce que femme veut, Dieu le veut! La petite Nini hat sich gestern von Viktor nach seiner Villa einladen lassen: ‚Ich möcht' mal frische Luft schnappen,‘ meinte sie — na, und da will ich eben mit hinaus! ...“

„Bitte, bitte!“ rief Nadjeschda Wassiljewna mit einer ab-

wehrenden Handbewegung. „Sparen Sie sich die Details für diese petite Nini!“

„Sie riskieren, sich zu erkälten,“ sagte Ajanow. „Ich habe in meinem dicken Paletot gefroren.“

„Ah, mon cher Iwan Iwanowitsch: hätten Sie Ihren Pelz angezogen, dann hätten Sie nicht gefroren!...“

„Eine Landpartie in Pelzen!“ bemerkte Raiski ironisch.

„Eine Landpartie — du stellst dir natürlich gleich grüne Fluren, murmelnde Bäche, hellen Sonnenschein und Hirtenknaben, vielleicht gar Hirtenmädchen vor... Du bist eben ein Künstler! Denk' dir die Sache aber mal ohne das Grün, ohne die blumigen Fluren...“

„Ohne den Bach und ohne die Sonne...“ fiel ihm Raiski ins Wort.

„Ganz recht, nichts weiter als Landluft... na, und die kann man doch auch im Zimmer einatmen! Den Pelz zieh' ich auf alle Fälle an... und unter den Hut nehme ich meine Samtkappe, es brummt mir nämlich seit gestern so im Kopfe, als ob ich in einem fort Glockengeläute hörte; wie ich gestern im Klub war, wurde neben mir deutsch gesprochen, und mir war's, als knacke jemand Walnüsse... Aber die Partie mache ich dennoch mit!... O, diese Frauen!“

„Auch ein Don Juan, was?“ bemerkte Ajanow leise zu Raiski.

„Ja, auf seine Art. Ich kann nur wiederholen: der Typus des Don Juan existiert in ebenso zahllosen Abarten wie der des Don Quixote. Dieser hier hat das künstlerische Empfinden für die Schönheit verloren, seine Begeisterung ist von grober, sinnlicher Art...“

„Du hast dir da ja anscheinend eine ganze Metaphysik der Schönheit ausgetüftelt!“

„Die Frauen,“ versetzte Pachotin, „schwärmen heut nur noch

für Leute in unseren Jahren.“ (Er hätte um nichts in der Welt sich selbst einen Greis genannt.) „Und wie reizend sie sind: so sagte zum Beispiel neulich Pauline zu mir ...“
„Schweigen Sie, bitte, schweigen Sie!“ rief Nadjeschda Wassiljewna mit sichtbaren Zeichen der Ungeduld. „Fahren Sie doch, wenn Sie nicht mit uns speisen wollen! ...“
„Ach, ma soeur, was ich sagen wollte ...“ begann er, zu der älteren der beiden Schwestern gewandt, und flüsterte ihr leise, mit bittender Miene, irgend etwas ins Ohr.
„Schon wieder!“ unterbrach ihn Nadjeschda Wassiljewna mit kühlem Erstaunen. „Ich habe nichts!“ fügte sie unwillig hinzu.
„Quinze cent!“ bat er im Flüsterton.
„Ich habe nichts, ich habe nichts, mon frère! Zu Ostern erst haben Sie dreitausend bekommen, sind die schon weg? ... Das ist unerhört! ...“
„Eh bien, mille roubles! Ich muß an den Grafen eine Schuld abtragen: ich habe ihn vor acht Tagen angeborgt und kann ihm nun nicht in die Augen sehen.“
„Mir aber können Sie in die Augen sehen? Ein für allemal — ich habe nichts!“
Er wandte sich ab von ihr und begann nachdenklich an den Lippen zu kauen.
„Hat man Ihnen gesagt, Papa, daß der Graf heut bei Ihnen vorgesprochen hat?“ fragte Sophie, als sie den Namen des Grafen hörte.
„Ja; leider war ich nicht zu Hause, aber ich werde ihn morgen aufsuchen.“
„Er fährt morgen früh nach Zarskoje Sselo.“
„Sagte er das?“
„Ja, er hat uns hier begrüßt. Er sagte, er müsse Sie sprechen, es liege etwas vor ...“

Wieder kaute Pachotin an den Lippen.

„Ach ja — ich weiß, um was es sich handelt!" rief er plötzlich, als erriete er eben erst, weshalb der Graf dagewesen. „Ich soll da gewisse Akten durcharbeiten — merci! Und zu Ostern hat er mich wieder übergangen, während Ilja seinen Stern bekommen hat! Qu'il aille se promener! Warst du heut im Sommergarten?" fragte er seine Tochter. „Entschuldige nur, ich kam zu spät..."

„Ich war nicht da; wir wollen morgen mit Catherine hinfahren, sie will mir Gesellschaft leisten."

Er küßte die Tochter auf die Stirn und ging, um seine Landpartie zu machen. Nach dem Mittagessen setzten sich die beiden alten Damen mit Ajanow an den Kartentisch.

„Seien Sie mir heut nicht böse, Iwan Iwanytsch," begann Anna Wassiljewna, „wenn ich wieder meine Treffdame übersehe. Ich habe diese ganze Nacht von ihr geträumt. Wie konnte ich sie nur damals nicht sehen! Auf den Buben gebe ich die Neun zu, und habe dabei die Dame!..."

„Das kann leicht vorkommen," sagte Ajanow in höflichem Tone.

Raiski und Sophie blieben noch ein Weilchen im Salon und begaben sich dann in Sophies Zimmer.

„Was haben Sie heute morgen getrieben?" fragte Raiski.

„Ich war bei Lydia, im Institut."

„Ah, bei Ihrer Cousine! Was macht die liebe Kleine? Kommt sie bald heraus?"

„Zum Herbst; und den Sommer soll sie bei uns auf dem Lande zubringen. Ja, sie ist sehr lieb, und hübsch ist sie geworden! Nur ist sie noch so lächerlich naiv, wie überhaupt alle dort..."

„Wieso?"

„Sie umringten mich sogleich von allen Seiten, und alles versetzte sie in Entzücken: die Spitzen, und das Kleid, und die Ohrringe; selbst meine Schuhe wollten sie sehen ..." Sophie lächelte bei diesen Worten.

„Nun — und Sie zeigten ihnen die Schuhe?"

„Nein. Man wird Lydia das alles im Sommer abgewöhnen ..."

„Warum abgewöhnen? Ich finde diese Naivität der jungen Mädchen, die alles bewundern und sich über alles freuen, ganz entzückend. Warum sollen sie sich nicht für Ihre Schuhe interessieren? Wenn sie sich dann auf dem Lande über die Bäume und Blumen freut — werden Sie auch da etwas dagegen haben?"

„O, durchaus nicht! Wer wird ihnen die Freude an Bäumen und Blumen verwehren? Nur meine Schuhe sollen sie nicht sehen, das halte ich für überflüssig."

„Es gibt so viel Überflüssiges im Leben; wie wollen Sie das ausschalten?"

„Ich glaube, Sie wollen heute wieder mit mir Krieg führen?" bemerkte sie. „Nur sprechen Sie, bitte, nicht zu laut, denn wenn die Tanten ein Wort aufschnappen, wollen sie wieder alles ganz genau wissen, und das ist dann langweilig."

„Wenn wir immer nur das Notwendige und Ernste gelten lassen wollten," fuhr Raiski fort, „wie trostlos arm wäre dann das Leben! Nur das, was der Mensch sich ausgedacht hat, um es als Zutat zum Leben zu genießen — nur das verschönt es. Nur wenn man der hergebrachten Ordnung, der steifen Form, den langweiligen „Grundsätzen" ein Schnippchen schlägt, wird man der Freude teilhaftig ..."

„Den Grundsätzen ein Schnippchen schlagen — wenn ma

tante das Wort hören würde!..." fiel Sophie ihm ins Wort.

„Dann würde sie gleich rufen: Schweigen Sie, schweigen Sie!" versetzte Raiski. „Und was sagen Sie dazu?" fragte er. „Suchen Sie wenigstens das eine Mal ohne ma tante auszukommen! Oder wollten Sie vielleicht, durch die Autorität Ihrer Tante gedeckt, nur Ihre eigene Ansicht über das Abweichen von den Grundsätzen zum Ausdruck bringen?"

„Sie wollen natürlich wieder aus dem Wunsche der jungen Mädchen, meine Schuhe zu sehen, eine Haupt- und Staatsaktion machen, wollen mir tüchtig den Text lesen und mich dann zwingen, Ihnen zuzustimmen. Ist es nicht so?"

„Allerdings," sagte Raiski.

„Wie kommen Sie eigentlich dazu, meine armen Grundsätze immer so scharf aufs Korn zu nehmen?"

„Weil es nicht Ihre Grundsätze sind."

„Wessen denn?"

„Es sind die Grundsätze Ihrer Tanten, Ihrer Großmütter, Großväter, Urgroßmütter, Urgroßväter, kurz all der verblichenen Herren und Damen da in den Halskragen und Manschetten..."

Er zeigte auf die Porträts an der Wand.

„Da sehen Sie, wie viele Stimmen ich für meine Grundsätze zählen kann!" sagte sie scherzend. „Und für Ihre Prinzipien?..."

„... Zähl' ich tausendmal so viel Stimmen!" fiel Raiski rasch ein und schlug die Fensterportiere zurück. „Blicken Sie hinaus: all die Menschenkinder, die dort gehen und fahren und hin und her rennen, alle diese lebenden, noch nicht verblichenen Wesen bekennen sich zu meinen Prinzipien! Wohlan, Cousine, schließen Sie sich ihnen an,

sondern Sie sich nicht ab von ihnen! Dort ist das Leben ..."
Er ließ die Portiere zurückfallen. „Und hier — ist ein Friedhof."
„Sagen Sie mir endlich einmal kurz und bündig, Cousin: welches sind eigentlich die Prinzipien dieser Menschen da?" Sie wies nach der Straße hinaus. „Worin bestehen sie, und warum soll ich nun mit einemmal mich von Grundsätzen trennen, die schon so vielen eine Stütze im Leben gewesen sind, um neue Grundsätze anzunehmen? ..."
„In Ihrer Frage ist auch die Antwort schon enthalten: ‚gewesen sind' sagten Sie — und ich füge hinzu: und vermodert sind, samt jenen, die sie stützten! Die dort aber" — er zeigte nach der Straße — „sind nicht vermorscht und vermodert, sondern leben! Wie sie leben — das kann ich Ihnen hier nicht sagen, Cousine. Ich müßte Ihnen sonst das ganze Leben da draußen schildern mit allen seinen Einzelheiten, seinem lebendigen, modernen Pulsschlag. Doch was rede ich noch — ich habe Ihnen schon so viel davon erzählt, habe Ihnen Beispiele angeführt, und mit Ihnen diskutiert, und Ihnen vorgelesen ... und alles war umsonst!"
„Bin ich daran schuld?"
„Allerdings, Cousine. Ich versteh' mich doch, weiß Gott, aufs Erzählen, aber Ihnen ist eben nicht beizukommen, Sie sind unangreifbar, unerschütterlich und lassen sich aus Ihrer Festung nicht herauslocken ... Ich strecke die Waffen!"
Er verneigte sich tief vor ihr, und sie sah ihn lächelnd an.
„Seien wir beide unerschütterlich," sagte sie, „bleiben wir jedes in seiner Festung! Seinen Grundsätzen treu bleiben — das ist, glaube ich, alles ..."
„Es heißt nichts anderes, als seiner Blindheit treu bleiben:

wahrlich, kein übermäßiger Heroismus!... Die Welt strebt nach Glück, nach Erfolg, nach Vollkommenheit..."

„Ich denke, ich selbst bin... die Vollkommenheit? Sie haben mir das doch erst vorgestern versichert, Cousin! Und Sie wollten es mir sogar streng logisch beweisen, wenn ich Ihnen nur hätte zuhören wollen..."

„Ja, Cousine, Sie sind vollkommen; aber die Venus von Milo, und die Köpfe von Greuze, und die Rubensschen Frauen sind doch noch vollkommener als Sie. Dafür sind Ihre Grundsätze und die ganze Art, wie Sie leben, das Gegenteil von Vollkommenheit!"

„Was soll ich denn nun tun, um dieses Leben und seine verzwickten Prinzipien, die ja auch die Ihrigen sind, zu begreifen?" fragte sie in ruhigem Tone, der deutlich bewies, daß ihr durchaus nicht daran lag, irgend etwas zu begreifen, sondern daß sie nur eben redete, um etwas zu sagen.

„Was Sie tun sollen?" erwiderte er. „Sie sollen zunächst einmal diese Portiere, die Ihnen das Leben verbirgt, vom Fenster zurückziehen und die Dinge mit offenen Augen ansehen — dann werden Sie begreifen, daß diese verblichenen Greise in den Goldrahmen da Sie ganz gewissenlos täuschen und belügen..."

„Cousin!" rief Sophie lächelnd, und man konnte deutlich hören, daß sie ihre Ahnen dem kecken Angriff gegenüber in Schutz nehmen wollte.

„Ja, ja, sie lügen!" fuhr Raiski leidenschaftlich fort. „Betrachten Sie einmal diesen gepuderten Alten da mit den stahlgrauen, durchdringenden Augen," sagte er und zeigte auf ein Porträt, das gerade vor ihm zwischen den beiden Fenstern hing. „Er soll sehr streng gewesen sein, selbst den Seinigen gegenüber, und alles fürchtete sich vor seinem

Blick. ‚Halte dich würdig!‘ — scheint er Ihnen zuzurufen. Wessen würdig? Deines Menschentums, deiner Weiblichkeit? Nein — sondern deiner Abstammung, deiner Familie, und wenn, was Gott verhüte, sich dir ein Mensch naht, dessen Name erst von gestern stammt, der sich mit seinem eigenen Kopfe und seinen eigenen Händen emporgearbeitet hat, dann würdige ihn keines Blickes, und vergiß nie, daß der Name der Pachotins auch der deinige ist!... Nicht einen Blick, nicht ein Fünkchen freier, natürlicher Sympathie darfst du für solch einen Menschen haben!... Gott behüte dich vor einer Mesalliance! Und er selbst — wen hat er seines näheren Verkehrs für würdig gehalten, und wen nicht? ‚Il faut bien placer ses affections!‘ sagt er in seiner starren, kalten Sprache, die nichts Menschliches mehr an sich hat. Wem hat er selbst seine affections zugewandt, wem sein Leben und seine Gesundheit geopfert? Gehörten seine affections jener hageren alten Dame mit dem spitzen Näschen, die sich seine Gemahlin nennen durfte?“ Raiski zeigte nach einem zweiten Porträt, das eine ältliche Dame darstellte. „Sicherlich nicht, sie schaut so vergrämt drein, und ihre Augen liegen so tief in den Höhlen; sie ist ganz ebenso ein Opfer des guten Tons, der Wohlanständigkeit und der vornehmen Abstammung — wie Sie selbst, meine arme, unglückliche Cousine...“

„Cousin, Cousin!“ suchte Sophie lächelnd seinem Redeflusse Einhalt zu tun.

„Ja, Cousine — Sie sind betrogen, getäuscht worden! Auch Ihre Tanten haben ein ganzes Leben in einer schrecklichen Täuschung hingebracht und sich einem Gespenst, einem Phantom, einer verstaubten Erinnerung geopfert... Er hat es befohlen!“ rief er und schaute dabei fast wütend auf das Porträt. „Er ist selbst vor Täuschung, List und

Gewalttat nicht zurückgeschreckt, er hat sein Vermögen verschwendet und die tollsten Streiche gemacht — andern aber hat er aufs strengste verboten, zu lieben und zu genießen!"

„Cousin! Wir wollen in den Salon gehen — ich habe Ihnen auf Ihren wunderbaren Monolog nichts zu erwidern ... Wie schade, daß er so wirkungslos verpuffen muß!" bemerkte sie mit feiner Ironie.

„Ja, der Ahnherr triumphiert," antwortete er. „Die Grundsätze, die er Ihnen vererbt hat, sind fest und solid. Er schaut mit Wohlwollen auf Sie herab, vornehme Ruhe und tadelloser Schick umgibt Sie wie ein strahlender Glorienschein ..."

Er stieß einen Seufzer aus.

„Alles das ist so unzutreffend und so überflüssig, Cousin!" sagte sie. „Nichts von alledem, was Sie da ausführten, trifft zu. Weder blickt der Ahnherr mit Wohlwollen auf mich herab, noch umgibt mich ein Glorienschein. Ihre hitzigen Ausführungen amüsieren mich nur, ich brauche nun eine ganze Weile nicht ins Theater zu gehen, denn ich habe ja die schönste Komödie hier vor Augen, ohne mich vom Platze zu rühren! ... Wissen Sie, an wen Sie mich erinnern? An Tschazki*) ..."

Er verfiel in Nachsinnen, prüfte gleichsam sich selbst in Gedanken und lächelte unwillkürlich.

„Sie haben recht, ich bin töricht und lächerlich," sagte er, während er mit einem gutmütigen Lächeln auf sie zutrat. „Und ich bin auch sozusagen direkt vom Schiffe zum Ball gekommen ... Auch ein paar Famussows sind vorhanden, nur daß sie hier Unterröcke tragen" — er wies mit dem Finger nach den Tanten. „Und in fünf, in zehn Jahren ..."

---

*) Held der Gribojedowschen Komödie „Wissen bringt Schmerz".

Er ließ den Satz unbeendet, machte eine ungeduldige Handbewegung und setzte sich auf den Diwan.

„Sie sprachen von Täuschung, List und Gewalttat — was meinten Sie damit?" fragte sie. „Nichts von alledem kommt in Frage, niemand hat mir auch nur im geringsten Zwang angetan .. Was hat mein Ahne verbrochen? Ist er vielleicht schuld daran, daß Sie nicht imstande sind, mir Ihre Prinzipien darzulegen? Sie haben es schon mehrmals versucht, jedoch immer vergeblich..."

„An Ihnen sind meine Versuche allerdings abgeprallt, Cousine! Ihre Ahnen..."

„Und auch die Ihrigen: denn auch Sie haben doch Ahnen!"

„Gut, also sagen wir: unsere Ahnen waren kluge, verschlagene Leute," fuhr er fort. „Wo sich mit Gewalt nichts mehr erraffen ließ, brachten sie ein raffiniertes System in Anwendung, das sie zur Tradition erhoben — und Sie gehen als Opfer dieses Systems, dieser Tradition zugrunde, wie die Indierin, die zugleich mit dem Leichnam ihres Gatten verbrannt wird..."

„Hören Sie einmal, Mr. Tschazki," fiel sie ihm ins Wort, „sagen Sie mir doch wenigstens, woran ich denn zugrunde gehe? Etwa daran, daß ich das neue Leben nicht begreife, daß ich mich nicht... wie nennen Sie es doch?... der Entwicklung unterordnen mag? Das ist ja wohl Ihr Lieblingswort! Sind Sie denn in dieser Entwicklung so weit vorgeschritten, wie? Jeden Tag höre ich von Ihnen, daß Sie sich langweilen... und sehe, daß Sie alles mögliche tun, damit auch die anderen sich langweilen..."

„Habe ich auch bei Ihnen nur diesen Erfolg zu verzeichnen?"

„Nein, in allem Ernst — Sie tun mir leid..."

„Sie treten sich selbst zu nahe, Cousine, wenn Sie zwischen sich und mir auch nur im geringsten Vergleiche anstellen. Ich bin ein ... nun, sagen wir: verbummeltes Genie ... ein ... ein, ach, ich weiß selbst nicht, was ich bin, und kein Mensch weiß es überhaupt. Ich bin ein kranker, anormaler Mensch und habe mein Leben verzettelt und verpfuscht ... oder vielmehr: ich hab' es überhaupt nicht begriffen. Sie aber sind eine ganze, bestimmte, in sich vollendete Persönlichkeit, Ihr Leben ist klar und durchsichtig. Und dennoch ist mir bange um Sie! Es quält mich, daß ich Ihr Leben so nutzlos verrinnen sehe, wie einen Fluß in der Wüste ... Hat die Natur Sie dazu bestimmt? Schauen Sie sich doch an! ..."

„Was soll ich also tun, Cousin? Ich begreife es noch nicht! Sie sagten vorhin, um das Leben zu begreifen, müsse man zunächst den Vorhang wegziehen, der es verhüllt. Nehmen wir an, dieser Vorhang sei weggezogen, ich hätte den Ahnen den Gehorsam gekündigt und wüßte, wohin alle diese Leute" — sie zeigte nach der Straße hinaus — „so hastig rennen, was sie treibt und beunruhigt: was hätte ich dann nach Ihrer Meinung weiter zu tun?"

„Weiterhin müßten Sie ..."

Er erhob sich, warf einen Blick in den Salon, trat leise auf sie zu und sagte mit gedämpfter, doch klar vernehmbarer Stimme:

„Sich verlieben!"

„Voilà le grand mot!" bemerkte sie spöttisch.

Sie schwiegen beide.

„Ich glaube," sagte sie dann lächelnd und nickte mit dem Kopfe nach den Tanten im Salon — „Sie machen auch ihnen einen Vorwurf daraus, daß sie sich nicht verliebt haben?"

Raiski machte eine ärgerliche Handbewegung nach dem Salon.

„Sind Sie etwa besser als die Tanten, Cousine?“ versetzte er gereizt. „Nur daß sie alt und krank sind, während Sie in jugendlicher, blendender Schönheit strahlen ...“

„Merci, merci,“ unterbrach sie ihn ungeduldig mit ihrem gewohnten, gleichsam erstarrten Lächeln.

„Warum fragen Sie mich nicht, Cousine, was ich eigentlich unter Liebe verstehe?“

„Weil ich nicht das Bedürfnis fühle, es zu wissen.“

„Nein, nicht deshalb — sondern weil Sie sich fürchten, mich danach zu fragen!“

„Weshalb?“

„Weil die da es vielleicht hören könnten!“ Raiski zeigte nach den Ahnenbildern an der Wand. „Und weil sie“ — er nickte nach den Tanten im Salon — „es Ihnen nicht gestatten.“

„Nein — sondern weil er es hören könnte!“ sagte sie und zeigte nach dem lebensgroßen Bilde ihres verstorbenen Gatten, das in einem gotischen Goldrahmen über dem Diwan hing.

Sie erhob sich, trat an den Spiegel heran und zupfte nachdenklich an der Halsspitze ihres Kleides.

Raiski betrachtete inzwischen das Porträt ihres Gatten: er sah ein graues Augenpaar, eine spitze, kleine Nase, einen ironisch verzogenen Mund, kurzgeschorenes Haar und einen rötlichen Backenbart. Sein Blick glitt dann über ihre üppige, schönheitstrahlende Gestalt, und er suchte sich im Geiste den Glücklichen vorzustellen, der einmal das Herz dieses herrlichen Weibes erobern würde.

„Der hat es nicht erobert, niemals!“ dachte er, während er das Porträt betrachtete; „der ist auch nichts weiter als

ein Ahnherr, wenn er auch noch nicht ganz so verblichen ist wie die anderen. Und nicht seinetwegen hältst du dich zurück, sondern dem Prinzip zuliebe ..."

„Sie kommen sooft auf dieses Lieblingsthema der Liebe zurück, Cousin," sagte sie mit einem koketten Blick in den Spiegel — „und dabei sind wir beide doch schon alte Leute, denen solche Dinge gar nicht mehr anstehen!"

„Das heißt, wir sollen aufhören zu leben ... Für mich will ich das gelten lassen — aber Sie, Cousine?"

„Wie leben denn die anderen? Fast alle ohne Ausnahme?"

„Kein Mensch lebt so!" unterbrach er sie in überzeugtem Tone.

„Wie? Nach Ihrer Meinung lebt Fürst Pierre, und Anna Borissowna, und Lew Petrowitsch ... und sie alle ...

„Sie leben entweder von den Erinnerungen ihrer Liebe, oder sie lieben noch und verstellen sich ..."

Sie lachte hell auf, begann die Blumen in der Vase symmetrisch zu ordnen und trat dann wieder vor den Spiegel.

„Gewiß, sie mögen geliebt haben oder vielleicht noch immer lieben, aber sie tun das im stillen, ohne viel Wesens davon zu machen," sagte sie und wandte sich ab, um in den Salon zu gehen.

„Nur ein Wort noch, Cousine!" klang es an ihr Ohr.

„Noch etwas von der Liebe?" fragte sie, während sie stehen blieb.

„Nein, fürchten Sie nichts — für jetzt wenigstens nicht. Ich wollte etwas anderes sagen."

„Bitte, sprechen Sie," sagte sie sanft, während sie Platz nahm.

„Ich will ohne Umschweife reden: sagen Sie mir, woher nehmen Sie diese Ruhe? Wie fangen Sie es an, ewig

dieses gemessene, würdevolle Wesen zur Schau zu tragen? Woher kommt Ihnen diese stille Heiterkeit, diese Sicherheit und Milde, dieses Ebenmaß und Gleichgewicht in jeder Bewegung, in allem Handeln und Tun? Wie können Sie so ohne Widerstreit und Kampf, ohne Glut und Leidenschaft, ohne Sieg oder Niederlage existieren? Was tun Sie, um Ihr Leben so zu gestalten?"

„Nichts!" sagte sie verwundert. „Warum wollen Sie durchaus, daß ich mein Leben in Konvulsionen verbringe?"

„Aber Sie sehen doch, daß alle anderen Menschen rings um Sie von den mannigfachsten Empfindungen, Kümmernissen und Schmerzen bewegt werden..."

„Ja, das sehe ich, und ich bedaure sie auch: ich bedaure ma tante Nadjeschda Wassiljewna, die ewig mit ihrem Tick zu tun hat, und Papa, der an Blutandrang leidet..."

„Und die anderen? Und überhaupt alle, die da leben?" unterbrach er sie. „Ist ihr Leben nicht grundverschieden von dem Ihrigen? Haben Sie sich noch nie gefragt, wie es kommt, daß sie alle sich härmen und quälen und Tränen vergießen, Sie aber nicht? Daß sie alle wenigstens dreimal am Tage einen Anfall von Lebensüberdruß haben, und Sie nicht? Daß eine ewige Unruhe sie beherrscht, daß sie lieben und hassen, und Sie nicht?"

„Sie reden wohl von jenen da draußen," sagte sie und nickte mit dem Kopfe nach der Straße — „von jenen, die dort ruhelos durch die Straßen hasten? Aber Sie sagten doch selbst, daß ich ihr Leben nicht verstehe! Gewiß, ich kenne diese Menschen nicht und versteh' auch ihr Leben nicht! Sie gehen mich nichts an..."

„Sie gehen Sie nichts an? Das heißt mit anderen Worten: das Leben geht Sie nichts an!" rief Raiski so laut, daß

eine der beiden Tanten für einen Moment vom Spiel aufsah und ihnen zurief: „Was zankt ihr euch denn da? Faßt euch nur nicht an die Köpfe! ... Was haben sie nur wieder?"

„Nun reden Sie wieder vom Leben! Immer führen Sie dieses Wort im Munde, als ob ich tot wäre! Ich sehe schon, wie es weiter kommt," sagte sie mit einem Lächeln, das ihre schönen Zähne sichtbar werden ließ. „Nun sind wir gleich wieder bei den Grundsätzen, und dann ist nur noch ein Schritt ... bis zur Liebe."

„Nein," sagte er verzweifelt, „mit diesen Olympiern ist nichts anzufangen, sie lassen sich kein Leben einflößen. Sie sind einfach eine kalte Marmorgöttin, das ist's! Kommen Sie, wir wollen in den Salon gehen!"

Er stand auf — sie aber rührte sich nicht vom Platze.

„Sie erachten es als unter Ihrer Würde, zu den armen Sterblichen niederzusteigen und einmal zu sehen, wie sie leben, Sie gefallen sich in Ihrer beschaulichen olympischen Ruhe, genießen Nektar und Ambrosia — und lassen es sich wohl sein!"

„Was soll ich denn noch? Ich habe ja alles, was ich brauche, und hege sonst keine Wünsche ..."

„Da sprechen Sie sich selbst Ihr Urteil, Cousine!" fiel Raiski ihr heftig ins Wort. „Ich habe alles, was ich brauche, und hege sonst keine Wünsche! Haben Sie sich denn niemals die Frage vorgelegt: wieviel Menschen mag es wohl in der Welt geben, die nicht das haben, was sie brauchen, und denen alles zu wünschen übrigbleibt? Schauen Sie einmal um sich: Sie sind von Seide und Samt, von Bronzen und kostbarem Porzellan umgeben. Sie wissen nicht, woher und wie das fertige Mittagessen auf den Tisch kommt, vor dem Hause erwartet Sie die Equipage und

bringt Sie zum Balle oder nach der Oper. Ein Dutzend Lakaien sind bereit, Ihre Wünsche zu erfüllen, ehe Sie sie noch ausgesprochen haben ... Nein, werden Sie nicht ungeduldig: ich weiß, daß das alles Gemeinplätze sind ... Aber haben Sie auch nur ein einziges Mal darüber nachgedacht, woher das alles kommt, und wer es Ihnen verschafft? Sicher noch niemals! Der Verwalter schickt vom Gute das Geld ein, man bringt es Ihnen auf einem silbernen Präsentierteller, und Sie legen es, ohne es nachzuzählen, in Ihren Schreibtisch ...„

„Die Tante zählt es zehnmal nach und verschließt es in ihrer Kassette," sagte sie, „und ich muß mir wie ein kleines Institutfräulein meinen Teil von ihr erbitten; wieviel gute Lehren mir da als Zugabe erteilt werden, können Sie sich vorstellen!"

„Ja, aber schließlich gibt sie es Ihnen doch. Sie hören sich die Lehren an und verbrauchen das Geld. Wenn Sie nun aber wüßten, daß dort auf dem Dorfe in glühender Sommerhitze eine schwangere Frau das Korn schneidet ..."

„Cousin!" rief sie ganz entsetzt und sichtlich bemüht, seinen Redefluß zu hemmen, was keineswegs leicht war, sobald er erst den pathetischen Ton angeschlagen hatte.

„Ja — und daß sie in ihrem elenden Heim eine Schar von kleinen Kindern ohne Aufsicht zurückgelassen hat, die nun dort mit den Hühnern und Ferkeln zusammen hausen und, wenn nicht irgendeine hinfällige Großmutter zur Hand ist, jeden Augenblick in Lebensgefahr schweben: ein böser Hund kann sie beißen, ein Wagen sie überfahren, ein Tümpel sie verschlingen ... Und ihr Mann geht keuchend hinter dem Pfluge her, oder fährt in starrendem Frost das Getreide zur Station, um nur Brot — buchstäblich nichts als Brot — für die Seinigen zu schaffen

und die fünf oder sechs Rubel aufzubringen, die er ans Gutskontor zu zahlen hat, und die Ihnen dann auf silbernem Teller präsentiert werden ... Das alles wissen Sie nicht: es geht Sie nichts an, wie Sie sagen! ..."

Auf ihr Gesicht legte sich ein Schatten ungewohnter Unruhe und Bestürzung.

„Welche Schuld trifft mich da? Was kann ich dagegen tun?" fragte sie leise, fast schüchtern und ohne jede Spur von Ironie.

„Ich predige keinen Kommunismus, Cousine, fürchten Sie nichts! Ich möchte Ihnen nur auf Ihre Frage antworten, was Sie tun sollen, und will Ihnen beweisen, daß niemand ein Recht hat, das Leben nicht zu kennen. Das Leben selbst rüttelt die Menschen auf und weckt sie aus ihrem sorglosen Schlummer — bisweilen auf sehr rauhe Art! Was Sie tun sollen — darüber vermag ich Sie nicht zu belehren, das werden andere besorgen. Ich möchte Sie nur wecken: denn Sie schlafen, Sie leben nicht! Was weiter daraus wird, weiß ich nicht — aber ich kann nicht gleichgültig bleiben, wenn ich Sie in diesem lethargischen Zustande verharren sehe."

„Und Sie, Cousin, was tun Sie mit diesen Unglücklichen? Sie haben doch ebenfalls Bauern, und solche ... Frauen?" fragte sie neugierig.

„Ich tue allerdings nur wenig, oder fast gar nichts — zu meiner Schande und zur Schande derer, die mich erzogen haben. Ich bin längst mündig und überlasse gleichwohl alle diese Angelegenheiten immer noch meinem Vormund, der sie Gott weiß wie betreibt. Irgendwo existiert da auch noch ein Fleckchen Erde, das meine Großtante für mich verwaltet — sie versteht die Sache sicherlich besser als ich. Aber ich entschuldige mich doch wenigstens nicht damit, daß

ich das Leben nicht kenne — und ich kenne auch einiges davon und rede darüber, wie zum Beispiel jetzt; ich disputiere und schreibe auch bisweilen darüber — und was sonst alles. Und dann befasse ich mich auch noch ein bißchen mit der Kunst ... ich male, musiziere, schriftstellere ..." fügte er leise hinzu und betrachtete dabei aufmerksam die Spitze seines Stiefels.

„Es waren sehr ernste Dinge, die Sie mir da sagten!" versetzte sie nachdenklich. „Und wenn Sie mich auch nicht geweckt haben, so haben Sie mich doch erschreckt. Ich werde heute schlecht schlafen. Weder die Tanten, noch Paul, mein Gatte, noch sonst jemand hat jemals so mit mir gesprochen. Iwan Petrowitsch, der Verwalter, brachte die Aufstellungen und Rechnungen, ich hörte, wie vom Stand des Getreides, von Mißernten und ähnlichen Dingen gesprochen wurde. Aber ... von diesen Frauen ... und von ihren Kindern ... war nie die Rede ..."

„Ja, das ist mauvais genre! In Ihrer Gegenwart darf jedenfalls von diesen Bauern und Bäuerinnen nicht gesprochen werden, am allerwenigsten von den schwangeren ... Der sogenannte gute Ton gestattet es dem Menschen nicht, er selbst zu sein ... Man muß alles Eigene von sich abstreifen und sich bemühen, in allem den anderen zu gleichen!"

„Irgendeinmal ... wir werden ja den Sommer auf dem Lande zubringen, Cousin ..." sagte sie lebhafter als sonst — „dann besuchen Sie uns doch, wir wollen dann dafür sorgen, daß die Kinder nicht mit den Ferkeln und Hunden zusammen hausen — das darf nicht sein! Und dann wollen wir Iwan Petrowitsch bitten, daß er diese ... diese Frauen nicht zur Feldarbeit schicken soll ... und schließlich will ich auch auf mein Taschengeld verzichten ..."

„Nun — dann wird es eben Iwan Petrowitsch einstecken!

Lassen wir das, Cousine! Wir sind da auf politische und wirtschaftliche Fragen geraten, auf den Sozialismus und Kommunismus — hier fühle ich mich nicht sehr sicher. Genug, daß ich Sie endlich einmal aus Ihrer Ruhe aufgerüttelt habe. Sie sagen, Sie würden schlecht schlafen: das ist ganz in der Ordnung! Morgen wird Ihr Gesicht vielleicht nicht so strahlen wie bisher — doch wird es in einer neuen, weniger engelhaften, doch dafür menschlichen Schönheit erglänzen! Und mit der Zeit wird sich Ihnen dann die Frage aufdrängen, ob es nicht auch für Sie irgendeine ernstere Aufgabe gibt, als diese Visiten und diese Ruhe des Müßiggangs, und dann werden Sie auch mit anderen Gedanken dort auf die Straße hinausschauen. Stellen Sie sich einmal vor, Sie schritten selbst da in dem Menschengewühl daher: in der Winterkälte eilen Sie hastig durch die Menge und steigen in irgendeinem dieser Häuser atemlos bis zum fünften Stockwerk empor, um dort eine schlecht bezahlte Stunde zu geben. Sie wissen nicht, ob's auch reichen wird, das Zimmer zu heizen und Schuhe zu kaufen und ein warmes Kleid für sich, für Ihre Kinder ... Und dann kommt Ihnen plötzlich der quälende Gedanke: was wird aus diesen Kindern werden, wenn meine Kräfte versagen? ... Und dieser Gedanke läßt Sie nicht mehr los, er schwebt über Ihnen wie eine finstere Wolke, zehn, zwanzig Jahre lang ..."

„C'est assez, cousin!" fiel sie ihm ungeduldig ins Wort. „Nehmen Sie mein Geld und verteilen Sie es unter jene dort ..." Sie zeigte nach der Straße.

„Sie müssen selbst zu geben lernen, Cousine; Sie müssen diese Sorgen und Unruhen des Lebens verstehen und an sie glauben lernen, dann werden Sie auch lernen, Ihr Geld zu verteilen."

Sie schwiegen beide.
„Das also sind Ihre principes... Und was weiter?" fragte sie.
„Und weiter... müssen Sie lieben... und geliebt werden..."
„Und dann?"
„Dann... müssen Sie... ‚sich ausbreiten und vermehren und die Erde bevölkern'. Dieses heilige Gebot lassen Sie unerfüllt..."
Sie errötete und mußte lächeln, so sehr sie auch bemüht war, sich Zwang anzutun. Auch Raiski lächelte, offenbar zufrieden damit, daß ihm diese Definition vom Wesen der Liebe so leicht geworden war.
„Und wenn ich nun doch schon geliebt hätte?" bemerkte sie.
„Sie?" fragte er und ließ seinen Blick über ihr leidenschaftsloses Gesicht gleiten. „Sie hätten geliebt und... gelitten?"
„Ich war glücklich. Muß man denn immer leiden?"
„Daher kommt es auch, daß Sie das Leben nicht kennen und fremde Leiden nicht begreifen: weil Sie selbst nicht geliebt haben, verstehen Sie nicht, was die anderen drückt, empfinden Sie nichts für diesen Bauer, der sich im Schweiße seines Angesichts plagt, diese Bäuerinnen, die in glühender Sonnenhitze das Korn schneiden. Es gibt keine Liebe ohne Leiden — nein!" rief er lebhaft. „Und wenn Ihre Zunge auch lügen wollte, Ihre Augen können es nicht, und wenigstens für einen Moment müßte Ihr Gesicht die Farbe wechseln. Ihre Augen aber sagen es deutlich und klar: Sie sind, als wären Sie gestern geboren..."
„Sie sind ein Dichter, ein Künstler, Cousin, Sie brauchen Dramen, Wunden, Seufzer und was sonst alles! Sie

haben kein Verständnis für ein ruhiges, glückliches Leben, wie ich kein Verständnis für das Ihrige habe ...“

„Das seh' ich, Cousine! Ob Sie je dieses Verständnis gewinnen werden — das ist's, was ich wissen möchte! Sie haben geliebt, sagen Sie — und sind doch nie aus Ihrer olympischen Ruhe herausgetreten?“

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Wie haben Sie das angefangen? Erzählen Sie! Haben Sie ebenso ruhig dagesessen und in die Welt hineingeschaut, ebenso langsam Toilette gemacht und ebenso gleichmütig den Wagen erwartet, der Sie dahin bringen sollte, wohin Ihr Herz sich sehnte? Sind Sie nicht ein einziges Mal außer sich geraten, haben Sie sich nicht tausendmal im stillen gefragt, ob er wohl da sein, ob er Sie erwarten und an Sie denken wird? Und sind Sie nie verzehrt gewesen von Ungeduld, nie errötet vor Freude, wenn Sie ihn endlich erblickten? Und ist nicht alle Farbe von Ihrem Antlitz gewichen, hat nicht Schreck und Bestürzung sich darauf gemalt, wenn Sie ihn nicht sahen?“

Wiederum schüttelte sie den Kopf.

„Stürzten Sie ihm nicht freudig, der Worte unfähig, entgegen, wenn er endlich ins Zimmer trat ...?“

„Nein,“ sagte sie, immer mit demselben Lächeln.

„Und wenn Sie sich zur Ruhe legten ...“ — eine leichte Unruhe machte sich in ihren Zügen bemerkbar — „... trat er Ihnen da nicht vor Augen? ...“ fuhr er fort.

„Was reden Sie da, Cousin!“ rief sie fast entsetzt.

„Neigte er sich da nicht — wenigstens in Ihrer Vorstellung — über Sie? ...“

„Nein, nein ...“ wehrte sie kopfschüttelnd ab.

„Nahm er nicht Ihre Hand, um einen Kuß darauf zu drücken? ...“

Helle Röte bedeckte ihre Wangen.
„Sie wissen, daß ich verheiratet war, Cousin... Assez, assez de grace..."
„Wenn Sie wirklich geliebt haben, Cousine," fuhr er fort, ohne auf ihre Einwände zu achten, „dann müssen Sie sich doch erinnern, wie köstlich das Erwachen nach solch einer Nacht war, wie freudig das Bewußtsein, daß Sie in dieser Welt lebten, daß es Menschen gibt auf dieser Welt, und darunter auch ihn..."
Sie senkte die langen Wimpern und hörte, ungeduldig die Schuhspitzen bewegend, seine Worte zu Ende.
„Wenn alles das nicht war — wie haben Sie denn geliebt, Cousine?" schloß er mit einer Frage.
„Anders."
„Erzählen Sie — oder gibt es bei dieser erhabeneren Art zu lieben irgend etwas zu verheimlichen?..."
„Durchaus nicht! Es gab da nichts Geheimnisvolles und nichts Erhabenes, es war eben wie bei allen..."
„Wie bei allen? Ach nein, nein, das glaube ich nicht! Sie haben noch nicht geliebt! Und wenn Sie noch einmal lieben sollten — was wird dann mit Ihnen werden, wie wird es dann aussehen hier in diesem jetzt so langweilig vornehmen Zimmer? Die Blumen da in den Vasen werden dann nicht mehr so symmetrisch geordnet sein, alles wird hier von Liebe reden..."
„Genug, genug!" rief sie mit einem matten Lächeln, offenbar erschöpft durch die aufregende Unterhaltung. „Ich kann mir vorstellen, was für Augen die Tanten machen würden," fuhr sie lächelnd fort, „wenn sie hier so alles durcheinander sähen, die Bücher, die Blumen, und wenn die ganze Straße ungehindert durchs Fenster hineinschauen könnte!..."

„Schon wieder die Tanten!" rief er in vorwurfsvollem Tone. „Kein Schritt ohne sie! Und das wird so bleiben, solange sie leben?"

„Allerdings!" erwiderte sie nachdenklich. „Wie sollte es anders sein?"

„Und Sie selbst, sind Sie gar keines freien Aufschwunges mehr fähig, keines eigenen Schrittes, keiner Laune, keiner Tollheit, ja nicht einmal einer kleinen Torheit?..."

Sie dachte ein Weilchen nach und lächelte dann plötzlich unter leichtem Erröten.

„Ah, Sie erröten, Cousine! Die Tanten sind also doch nicht immer dabeigewesen, haben doch nicht alles gesehen und gehört! Sagen Sie, was ist's?" bat er sie.

„Mir ist da wirklich eine Torheit eingefallen, ich werde sie Ihnen gelegentlich erzählen. Ich war damals noch ein junges Mädchen. Sie werden sehen, daß es auch bei mir einmal Tränen und Zittern und banges Erröten gab... et tout ce que vous aimez tant! Aber ich stelle die Bedingung, daß Sie dann nicht wieder von Liebe und Leidenschaften, von Seufzern und Klagerufen reden. Und nun wollen wir zu den Tanten gehen!"

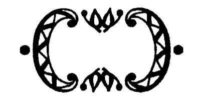
Er begab sich in den Salon, während sie an ein Schränkchen trat und ein Fläschchen mit Eau de Cologne herausnahm. Sie goß ein paar Tropfen auf die Hand, zerrieb sie und zog nachdenklich den Duft ein; dann glättete sie vor dem Spiegel ihr Haar und ging gleichfalls in den Salon.

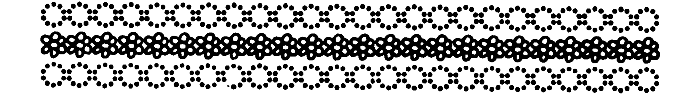
Sie nahm neben den Tanten Platz und folgte aufmerksam dem Spiele, während Raiski hinter ihr stand.

Sie war ruhig und frisch. In seiner Seele aber herrschte Unruhe und der heiße Wunsch, zu erfahren, was jetzt in ihr vorging. Gern hätte er in ihren Augen gelesen, um

zu sehen, ob seine Worte in ihr weiterwirkten, doch blickte sie nicht ein einziges Mal auf. Und als sie dann nach Beendigung des Spiels ihn ansah und mit ihm sprach, war ihr Gesicht ganz dasselbe, wie gestern und vorgestern und vor einem halben Jahre.

„Was geht eigentlich in ihr vor, welchen Inhalt hat ihr Leben? Wenn nichts ihre Seele beunruhigt, wenn sie weder die Hoffnung kennt, noch die Sorgen, wenn sie wirklich erhaben ist über die Welt und ihre Leidenschaften — wie kommt es dann, daß sie keine Langeweile, keinen Überdruß am Leben empfindet... wie ich sie doch empfinde? Das möchte ich ergründen!"





Fünftes Kapitel

„Nun, wie hast du abgeschnitten?“ fragte Raiski seinen Freund Ajanow, als sie auf der Straße nebeneinander hergingen.

„Fünfundvierzig Rubel habe ich gewonnen. Und was hast du erreicht?“

Raiski zuckte die Achseln und erzählte ihm den Inhalt seines Gesprächs mit Sophie.

„Auch eine Art, die Zeit totzuschlagen. Macht dir das wirklich Spaß?“

„Spaß machen — was für ein albernes Wort! Nur die Kinder und die Franzosen fragen danach, ob ihnen etwas Spaß macht: s'amuser ...“

„Wie soll man das bezeichnen, was du treibst? Und welchen Zweck hat es?“

„Ich sagte dir schon, welchen Zweck es hat,“ versetzte Raiski gereizt. „Ihre Schönheit begeistert mich und zieht mich an — die Langeweile schwindet — es gewährt mir einen Genuß — verstehst du? Eben kommt mir der Gedanke, sie zu porträtieren: das wird einen Monat dauern, ich werde Gelegenheit haben, sie genau zu studieren ...“

„Verlieb' dich nur nicht in sie,“ bemerkte Ajanow. „Hei-

raten willst du sie nicht, wie du sagst — und nur so mit den Leidenschaften spielen, das hat auch seine Gefahr. Du kannst dich dabei leicht verbrennen ..."

„Wem sagst du das?" unterbrach ihn Raiski. „Als ob ich das nicht wüßte! Ich träume doch Tag und Nacht nur davon, mich einmal gehörig zu verbrennen. Sollte ich wirklich einmal so heftig Feuer fangen, daß der Brand nicht zu löschen ist — dann würde ich schließlich auch heiraten ... Doch nein ... die Leidenschaften erlöschen bei mir wieder — oder, wenn sie nicht erlöschen, enden sie doch nie mit einer Heirat. Dieser friedliche Hafen existiert für mich nicht: ich muß entweder Feuer und Flamme sein, oder — schlafen und mich langweilen."

„Was hast du denn deiner Cousine heut wieder alles erzählt? Sie verglich dich mit Tschazki: mir kamst du halb wie ein Don Juan und halb wie ein Don Quixote vor. Seltsam genug benimmst du dich, das muß man sagen! Ich würde mich nicht wundern, wenn du eines schönen Tages die Kutte anziehst und plötzlich zu predigen anfängst ..."

„Auch ich würde mich darüber nicht wundern," sagte Raiski. „Aber ich brauche nicht die Kutte anzuziehen, wenn ich predigen will — und das will ich aufrichtig und ehrlich, überall, wo ich der Lüge, der Heuchelei und der Niedertracht begegne, mit einem Wort, wo ich die Schönheit vermisse, wenn ich auch selbst mancherlei Häßliches tue ... Mein Temperament reagiert auf alles — sowie nur die Nerven angeregt werden, gleich meldet es sich! ... Weißt du was, Ajanow: ich trage mich seit langem mit einem ernsten Plane: ich will einen Roman schreiben. Ich will diesem Plane meine ganze nächste Zeit widmen."

Ajanow lachte auf.

„Einen ernsten Plan nennst du das!" sagte er. „Wie kann

man einen Roman nur als etwas Ernsthaftes ansehen! Aber tu's nur — schreib, du hast ja sonst nichts weiter zu tun, also schreib Romane!..."

„Lach' nicht darüber, die Sache verdient keinen Spott! Ein Roman ist nicht wie ein Trauerspiel oder wie eine Komödie. In einem Roman findet alles Platz, er ist wie ein Ozean, er hat keine Ufer, man sieht sie wenigstens nicht; man ist nicht beengt und kann alles darin unterbringen. Weißt du, wer mich auf den Gedanken gebracht hat, ihn zu schreiben? Unsere gemeinsame Bekannte Anna Petrowna — du erinnerst dich ihrer?..."

„Die Schauspielerin?"

„Ja, die Sache ist sehr spaßig. Sie ist eine nette, kluge Person und weiß sich im Leben sehr gut zurechtzufinden, wie die meisten Frauen, solange sie in ihrer Sphäre bleiben und nicht aus dem Strome ans Ufer wollen..."

„Nun, also was ist mit ihr?"

„Na, die erzählte mir also, wie sie einmal um ein Stück verlegen war, als ihr Benefizabend herankam. Es gibt bei uns so wenig Dramatiker, alle neuen Arbeiten waren fest vergeben, und eine Übersetzung wollte sie nicht nehmen. Da hatte sie den Einfall, selbst ein Stück zu schreiben..."

„Selbst ist die Frau, wird sie wohl gedacht haben," witzelte Ajanow.

„Wohl möglich. In ihrer liebenswürdigen Naivität weihte sie mich in ihren Plan ein und setzte mir ihn auseinander. In ‚Wissen bringt Schmerz' zum Beispiel, sagte sie, sind die handelnden Personen ganz gewöhnliche Menschen und sprechen über die einfachsten Dinge, und auch das Thema ist durchaus einfach: Tschazki hat sich verliebt, doch verweigert man ihm die Hand der Auserwählten, die einem anderen zugedacht ist, und wie er davon erfährt, wird er

wütend und reist ab. Der Vater ist seinerseits über beide wütend und sie wiederum über Moltschalin — das ist alles!... Bei Molière, sagt sie, ist der Geizhals eben geizig, und Tartuffe ein gemeiner Heuchler. Es lohnt wirklich nicht, meinte sie, sich eine knifflichere, interessantere Intrige zurechtzulegen. Eine Komödie zu schreiben schien ihr, mit einem Wort, eine ebenso unernste Sache, wie dir das Romanschreiben. An eine Tragödie wagte sie sich nicht heran; hier schien sie doch ihre Unzulänglichkeit einzusehen. Mit der Komödie machte sie jedoch Ernst und schrieb innerhalb einer Woche zehn Bogen voll. Ich bat sie, mir zu zeigen, was sie geschrieben hätte — nein, um keinen Preis! ‚Nun, sind Sie fertig?‘ fragte ich sie nach einiger Zeit. — ‚So sehr ich mich auch quäle; ich kann das Ende nicht herausarbeiten,‘ antwortete sie, ‚die Personen reden und reden ohne Aufhören, und da hab' ich's schließlich sein lassen.‘ Die Ärmste! Schade, daß sie sich an eine Komödie gemacht hat, die einen Anfang und ein Ende haben muß, in der der Knoten zu schürzen und zu lösen ist. Hätte sie einen Roman geschrieben, dann wäre sicher etwas dabei herausgekommen, und die Sache wäre nicht so in endlosen Redereien verlaufen. Ich will einen Roman schreiben, Ajanow! Im Roman läßt sich das Leben so schildern, wie es ist, im Ganzen wie in seinen Teilen."

„Welches Leben? Dein eigenes — oder fremdes?" fragte Ajanow. „Du willst uns wohl alle darin abkonterfeien?..."

„Hab' keine Angst; was vielleicht der Pinsel des Malers fertig bekommt, das läßt sich in den anderen Künsten schwer ausführen. Es kommt alles auf eine lebendige, farbenreiche Darstellung und klare Vorstellungen an; man muß eine lebhafte Phantasie, eine originelle Auffassungsgabe,

etwas Humor, etwas Gemüt, etwas Poesie und vor allem viel Aufrichtigkeit und Ausdauer besitzen ..."
Er schwieg und ging in Nachdenken versunken neben dem anderen her.
„Immer schreib drauflos," bemerkte Ajanow, „was dir gerade in den Kopf kommt; irgendwas wird schon dabei heraussehen."
Raiski stieß einen Seufzer aus.
„Nein," sagte er, „eins habe ich bei meiner Aufzählung vergessen: das Talent!"
„Allerdings — wer nicht schreiben und lesen kann, der wird auch keinen Roman schreiben können ..."
„Du kannst schreiben und lesen — warum schreibst du ihn also nicht?" fiel ihm Raiski ins Wort.
„Warum? Weil ich etwas anderes zu tun habe. Ich arbeite an einem großen Werke ..."
„Du prahlst wieder mit deinem Werke! Laß die Hand von deiner Schreiberei — das ist, mein' ich, das beste Werk, das du vollbringen kannst."
„Und du glaubst, ein Roman wird mir Ersatz schaffen für meine fünftausend Rubel Gehalt nebst freier Wohnung und Feuerung und dem entsprechenden Range?"
„Schämst du dich nicht, so zu reden? Wann werden wir endlich Menschen sein?"
„Ich bin bereits ein ‚Mensch' — und zwar seit dem Tage, da mein Gehalt auf zweitausend Rubel gestiegen war. Seit jenem Tage weiß ich auch, daß die Humanisierung der menschlichen Verhältnisse aufs engste mit den wirtschaftlichen Fragen zusammenhängt ..."
„Ich weiß, ich weiß — aber warum bringst du deinen zynischen Egoismus so offen zum Ausdruck?"
Ajanow wollte ihm eben mit einer spöttischen Antwort

dienen, da fuhr eine Equipage ganz dicht vor ihnen in einen Torweg ein, der Kutscher schrie sie an, und der Faden ihrer Unterhaltung ward jäh zerrissen.

„Mit der Malerei ist es also wieder einmal nichts?" nahm Ajanow nach einer Weile das Gespräch wieder auf.

„Warum denn nicht? Ich will doch Sophies Porträt malen!... In den nächsten Tagen schon fange ich an. Ich bin in letzter Zeit nicht nach der Akademie gegangen und habe auch sonst wenig mit Künstlern verkehrt. Morgen geh' ich jedoch zu Kirilow — du kennst ihn ja?"

„Ich weiß nicht... Ich glaube ihn einmal gesehen zu haben, so einer mit ungekämmtem Haar..."

„Ja, aber ein tiefer, echter Künstler, wie es heute sonst keine mehr gibt: der letzte Mohikan!... Ich male nur noch Sophies Porträt und zeige es ihm — und dann will ich meine Kraft an dem Roman versuchen. Ich habe auch früher schon einige Sachen geschrieben, freilich sind es Fragmente geblieben, aber nun gehe ich ernstlich an die Arbeit. Die Sache ist für mich neu; ob's gelingen wird?"

„Hör' mal, Raiski — soweit ich die Sache beurteilen kann, solltest du vor allem Sophie aufgeben und nicht die Malerei — solltest, wenn du Romane schreiben willst, nicht auch darauf aus sein, sie zu erleben... Ich würde dir raten, den Morgen zum Schreiben zu verwenden und am Abend ein Spielchen zu machen, mit kleinem Einsatz, das regt nicht weiter auf..."

„Und gerade die Aufregung ist notwendig, wenn man einen Roman schreiben will. Wenn ich mich aufs Kartenspiel einlasse, dann verspiele ich alles, selbst dein Paletot müßte daran glauben. Auch da gähnt ein jäher Abgrund, ich habe, Gott sei Dank, nie in ihn hineingeschaut, und wenn ich es täte, würde nicht ein Roman, sondern eine

Tragödie dabei herauskommen. Im übrigen hat es Hand und Fuß, was du sagtest: man kann nicht zwei Herren zu gleicher Zeit dienen! Laß mich nur erst diese Geschichte mit Sophie irgendwie zu Ende führen und ihr Bild vollenden, dann will ich, unter dem frischen Eindruck ihrer Schönheit, munter drauflos schreiben ... Diesen Stern dort ... wie heißt er, weißt du es nicht? — auch ich weiß seinen Namen nicht, und er tut ja auch nichts zur Sache — jedenfalls rufe ich ihn zum Zeugen dafür an, daß ich eins unbedingt durchführen will, entweder meine Malerei oder den Roman! Ja, den Roman! Sein eigenes Leben so mit dem Leben der anderen zu verschmelzen, und all die Beobachtungen, Gedanken, Erfahrungen, Gefühle und Bilder von Menschen und Dingen in ein Ganzes zu vereinigen — welch eine Aufgabe ... une mer à boire!"

Sie gingen schweigend weiter. Ajanow pfiff leise vor sich hin, und Raiski schritt mit geneigtem Kopfe daher und dachte bald an Sophie, bald an seinen Roman. An der Straßenkreuzung, wo ihre Wege sich trennten, fragte Raiski plötzlich:

„Wann gehen wir wieder hin?"

„Wohin denn?"

„Nun, zu Sophie."

„Du denkst schon wieder an sie? Ich dachte, du arbeitest bereits an deinem Roman, und wollte dich nicht stören!"

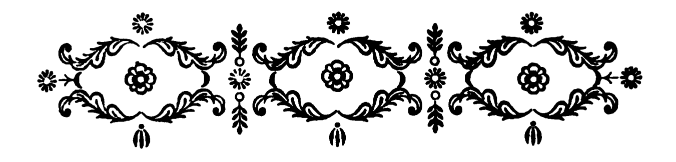
„Ich sagte dir ja: das Leben — ist ein Roman, und ein Roman — ist ein Leben."

„Wessen Leben?"

„Aller Menschen Leben, das deinige nicht ausgenommen!"

„Für den Mittwoch haben mich die Tanten wieder zum Spiel eingeladen."

„Erst am Mittwoch? Nun, was soll man machen — also bis zum Mittwoch!"



Sechstes Kapitel

Raiski lebte bereits seit zehn Jahren in Petersburg, das heißt er hatte dort von einer Deutschen eine Wohnung von drei anständig möblierten Zimmern gemietet, in der er jedoch, seit er den Dienst quittiert hatte, nur selten einmal längere Zeit — etwa ein halbes Jahr hintereinander — verweilte. Seine übrige Zeit pflegte er außerhalb Petersburgs zu verbringen.

Den Staatsdienst hatte er wenige Jahre nach seinem Eintritt wieder aufgegeben. Er hatte sich die Sache eine Zeitlang angesehen und war zu dem merkwürdigen Schlusse gelangt, daß der Dienst an sich kein Ziel, keine Lebensaufgabe sei, sondern lediglich eine Veranstaltung, die es ermöglichte, eine Anzahl von Menschen unterzubringen, deren Existenz sonst völlig zweck- und nutzlos gewesen wäre. Hätten diese Menschen nicht existiert, dann wäre auch der Dienst, den sie taten, völlig überflüssig gewesen.

Auf Veranlassung seines Vormunds war er zuerst in die militärische und dann später in die zivildienstliche Laufbahn eingetreten. Der Vormund, ein entfernter Onkel Raiskis, wollte vor allem nicht, daß man ihm den Vorwurf machte, er kümmere sich nicht genug um seinen Neffen; andererseits

wälzte er so am einfachsten alle Verantwortung von sich ab. Raiski ging nach Petersburg aus dem gleichen Grunde, aus dem alle jungen Leute dahin geschickt werden: sie sollen nicht unnütz zu Hause herumsitzen, sich nicht verweichlichen, nicht Faulenzer werden — alles sozusagen negative Zwecke des Petersburger Aufenthalts.

In Petersburg werden die jungen Leute zugestutzt, sie stehen da unter Aufsicht und finden auch etwas, das man Arbeit nennt; in Petersburg können sie es zum Staatsanwalt und mit der Zeit auch zum Gouverneur bringen; und das ist dann der positive Zweck der Sache.

Nachdem Raiski eine Zeitlang in Petersburg gelebt hatte, kam er zu dem Schlusse, daß in dieser Stadt die erwachsenen Menschen, im übrigen Rußland jedoch die unreifen Muttersöhnchen wohnen.

Er selbst zählte freilich schon über dreißig Jahre, und er hatte noch nichts gesät und geerntet, noch keine der Karrieren eingeschlagen, die sonst alle aus dem Innern Rußlands ankommenden Jünglinge einzuschlagen pflegen.

Er ist weder Offizier noch Beamter, bahnt sich nirgends durch Arbeit oder durch gute Verbindungen seinen Weg und ist wie absichtlich und den anderen zum Trotz der einzige „Nichterwachsene" in Petersburg geblieben. Auf der Polizei ist er als verabschiedeter Kollegiensekretär gemeldet.

Einem Physiognomiker wäre es nicht leicht gefallen, seine Eigenschaften und Neigungen und seinen Charakter aus den Gesichtszügen herauszulesen, da der Ausdruck seines Gesichts überaus veränderlich war.

Bisweilen erschien er so glücklich, und seine Augen hatten einen solchen Glanz, daß der Beobachter ohne weiteres geneigt gewesen wäre, in ihm einen offenen, mitteilsamen,

ja sogar ein wenig geschwätzigen Menschen zu sehen. Doch schon eine oder zwei Stunden später mußte ihn die Blässe seines Gesichts betroffen machen, die auf ein unheilbares inneres Leiden schließen ließ und den Eindruck machte, als habe er seit seiner Geburt nie gelächelt.

Er erschien in solchen Augenblicken geradezu häßlich; seine Züge hatten etwas Disharmonisches, und ein krankhafter Farbenton trat an Stelle des frischen Kolorits seiner Stirn und seiner Wangen.

Wenn dagegen die Wogen seines Lebens ruhig gingen, oder wenn er einfach guter Laune war, spiegelte sich in seinem Gesicht ein Reichtum von Willenskraft, von innerer Harmonie und Selbstbeherrschung, zuweilen auch ein ihm vortrefflich stehender Freimut und eine ungewöhnliche Phantasiefülle, die namentlich von den dunklen Augensternen und den leicht vibrierenden Lippen auszustrahlen schienen.

Noch schwieriger war es, seine moralische Physiognomie festzustellen. Er hatte Perioden, in denen er, wie er selbst sich ausdrückte, am liebsten „die ganze Welt hätte umarmen können", in denen er mit bezaubernder Sanftmut jedem den Zutritt zu seinem Herzen freihielt und alle, die ihm in solchen Momenten nähertraten, ihn unbedingt für den liebenswürdigsten und besten Menschen erklärten.

Dann aber hatte er wieder Zeiten, in denen fahle Flecke auf seinem Gesicht erschienen, in denen seine Lippen sich in nervösem Zucken verzerrten und er für alle Beweise der Freundschaft und Sympathie nur einen stumpfen, kalten Blick und rauhe Worte hatte. Wer ihn in diesem Zustande kennenlernte, schied von ihm, vielleicht für immer, in Erbitterung und Feindschaft.

„Ein böser, kalter, hochmütiger Egoist!" meinten diejenigen, die ihn in seiner schlimmen Stunde gesehen.

„Aber ich bitte Sie — er ist bezaubernd! Er hat uns alle hingerissen, alle sind entzückt von ihm!“ sagten die anderen.

„Ein Schauspieler!“ behaupteten einige.

„Ein grundfalscher Mensch!“ ergänzten wieder andere. „Wenn er etwas erreichen will, dann findet er die schönsten Worte; beobachten Sie nur, wie seine Mienen spielen!“

„Aber was fällt Ihnen ein, das ist das edelste Herz, das sich denken läßt, eine vornehme Natur, wenn auch nervös und leidenschaftlich, allzu feurig und reizbar!“ ließen zwei, drei Freundesstimmen sich zu seiner Verteidigung vernehmen.

So waren selbst seine nächsten Bekannten sich nie recht klar darüber, was sie aus ihm zu machen hatten.

Schon in früher Kindheit, als er bei seiner Großtante erzogen wurde, und später auf der Schule waren die gleichen rätselhaften Züge, dieselbe Ungleichmäßigkeit und Unbestimmtheit der Neigungen bei ihm zutage getreten.

Als der Vormund ihn auf die Schule brachte und er zum erstenmal im Klassenzimmer saß, hätte er, wie man annehmen sollte, als Neuling zu allererst den Fragen des Lehrers und den Antworten der Schüler seine Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Statt dessen ließ er sich ganz von der äußeren Erscheinung des Lehrers fesseln; er musterte seine Gestalt, beobachtete, wie er sprach, wie er Tabak schnupfte, was er für Augenbrauen, was er für einen Bart hatte; dann studierte er das Petschaft aus Karneol, das an der Uhrkette auf dem Bauch des Lehrers herabbaumelte, und bemerkte schließlich, daß der Zeigefinger seiner rechten Hand in der Mitte gespalten war, so daß er wie eine Doppelnuß aussah.

Hierauf musterte er jeden einzelnen Schüler und merkte

sich die Sonderheiten eines jeden: bei dem einen waren Stirn und Schläfe nach innen gebogen, bei dem anderen traten die großen Kiefer weit hervor, dort stand bei zweien — bei dem einen auf der rechten, bei dem anderen auf der linken Kopfseite — das Haar in wirbelartigen Büscheln vom Schädel ab, und so weiter. Alle beobachtete und studierte er, insbesondere auch die Art, wie sie ihre Augen gebrauchten.

Der eine sah vertrauensvoll auf den Lehrer, schien mit den Augen zu bitten, daß er ihn fragen möchte, und kratzte sich vor Ungeduld bald das Knie, bald den Kopf. Ein anderer blickte unsicher und wurde abwechselnd rot und blaß — er schien zu zweifeln und zu schwanken. Ein dritter hielt die Augen zu Boden geschlagen und hatte offenbar Angst davor, daß er gefragt würde. Ein vierter bohrte in seiner Nase und sah und hörte überhaupt nichts. Dieser dort schien ein Riese von ungewöhnlicher Kraft zu sein, und der Schwarze neben ihm war offenbar ein Schelm. Auch die Wandtafel, auf der die Exempel gerechnet wurden, ja selbst der Wischlappen und die Kreide entgingen seiner Beobachtung nicht. Gelegentlich machte er auch sich selbst zum Gegenstand seines Studiums, suchte sich vorzustellen, wie er dasitze, wie sein Gesicht wohl aussehe, was die anderen sich denken, wenn sie ihn ansehen, und welches Bild sie sich überhaupt von ihm machen.

„Wovon sprach ich eben?" fragte ihn plötzlich der Lehrer, der bemerkt hatte, wie er seine Augen zerstreut durch den Klassenraum schweifen ließ.

Zu seiner Verwunderung konnte ihm Raiski alles, was er vorgetragen hatte, Wort für Wort wiederholen.

„Wie ist das zu verstehen?" fragte der Lehrer weiter.

Das wußte nun Raiski nicht; seine Art zu hören war so

mechanisch wie sein Schauen — er fing die Worte nur eben mit dem Ohr auf.

Der Lehrer wiederholte seine Erklärung. Boris hörte zu, wie die Worte erklangen; die einen stieß der Lehrer kurz und knapp, wie abgerissen, hervor, die anderen trug er langgezogen, gleichsam singend vor, und dann schleuderte er wieder ein ganzes Dutzend wie eine Handvoll Nüsse aus dem Munde.

„Nun?" fragte der Lehrer.

Raiski wurde rot, ein leichter Angstschweiß trat ihm sogar auf die Stirn — er wußte nichts zu sagen und schwieg.

Es war der Mathematiklehrer, der gerade Unterricht erteilte. Er ging an die Tafel, schrieb eine Aufgabe an und begann sie zu erklären. Raiski sah nur, wie flink und sicher er die Ziffern hinschrieb, wie er dann kehrt machte und auf ihn zukam, wie zuerst der Bauch des Lehrers mit dem Karneol und dann die Brust mit dem tabakbestreuten Vorhemd vor ihm auftauchte. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit — einzig nur der Sinn, die Bedeutung der Aufgabe.

Mit Ach und Krach begriff er die Bruchrechnung, quälte sich auch noch durch die Geheimnisse der Algebra hindurch, als er jedoch an die Gleichungen kam, versagte sein Kopf gänzlich, und warum und wie man Quadratwurzeln zog, blieb ihm vollkommen gleichgültig.

Der Lehrer quälte sich so manchesmal mit ihm ab und schloß fast jedesmal mit einem Seufzer.

„Geh, setz' dich auf deinen Platz, du bist eben ein Hohlkopf!"

Wenn aber der Lehrer selbst seinen guten Augenblick hatte, wenn er die Aufgaben nicht aus dem Buche, sondern mehr in spielender Art aus dem Kopfe gab und ohne Wandtafel und Hefte, ohne Regeln und Rippenstöße arbeiten

ließ, dann hatte Raiski, dank einer Fähigkeit, den Sinn der Dinge intuitiv zu erraten, das Resultat immer zuerst heraus.

Er hatte in seinem Kopfe ein eigenes Ziffernsystem in Bildern; sie waren dort wie die Soldaten in Reih und Glied ausgerichtet. Er hatte sich gewisse Zeichen und Merkmale ausgedacht, die es ihm ermöglichten, die Zahlen momentan zu ordnen, zu addieren, zu multiplizieren und zu teilen; es waren zumeist die Gesichter von Bekannten, oder auch Tiergestalten, die er für diese Operationen verwandte.

„Du scheinst mir doch kein Hohlkopf," bemerkte der Lehrer. „Wenn er die Rechenregeln anwenden soll, die doch angeblich die Sache erleichtern, dann kann er nicht bis drei zählen — und so, ohne Regeln, rechnet er wie der Blitz! Die Regelmacher scheinen wirklich nicht viel schlauer gewesen zu sein, als wir beide!"

Im sprachlichen Unterricht kam Raiski rasch vorwärts. Mit Leidenschaft las er geschichtliche Darstellungen, Epopöen, Romane und Märchen, borgte sich Bücher, wo er nur konnte, doch immer nur solche, in denen eine Handlung vorkam und die Phantasie mitarbeiten konnte, während alles Spekulative, trocken Lehrhafte ihn gleichgültig ließ.

In der Geographie wußte er, wenn der Stoff in der Reihenfolge des Buches abgefragt wurde und die Länder, Völker, Flüsse und so weiter aufgezählt werden sollten, so gut wie gar nicht Bescheid. Rief der Lehrer zum Beispiel: „Zähl' die Gebirge Europas auf!" — oder: „Nenne mir die Hafenstädte am Mittelmeer!" — so gab Raiski ganz gewiß keine Antwort.

Begann er hingegen außerhalb der Klasse von fremden Meeren, Ländern und Städten oder vom Ozean zu erzählen — o, wie ihm da alles zufloß! Nicht vom Lehrer

hatte er das gehört, und oft auch nicht in Büchern gelesen — und doch malte er alles so deutlich in großen, packenden Bildern, als wäre er selbst dort gewesen und hätte es mit eigenen Augen gesehen.

„Du schwindelst ja!" sagte bisweilen irgendein Skeptiker unter seinen Zuhörern. „Davon hat uns doch Wassili Nikititsch nichts gesagt!"

Der Direktor hörte ihn einmal von den Wilden erzählen, wie sie die Menschen fangen und fressen, wie sie im Urwald hausen, was für Waffen sie haben, wie sie von den Bäumen herab die wilden Tiere erlegen — selbst ihre Art, in Kehllauten zu sprechen, machte er nach.

„Dummes Zeug schwatzen kannst du," sagte der Direktor zu ihm, „und beim Examen neulich hast du nicht einmal die russischen Flüsse aufzählen können! Nächstens setzt es Prügel, wart' nur, mein Söhnchen! Für nichts Ernsthaftes hat er Sinn, ein richtiger Dummkopf!" Und er zog ihn kräftig am Ohre.

Raiski musterte den Direktor, wie er dastand und auf ihn einsprach, wie seine bösen, kalten Augen zu ihm niederschauten, suchte sich klar zu werden, warum es ihn kalt überlief, als der Direktor ihn am Ohr faßte. Dann stellte er sich vor, wie man ihn abführen würde, um ihn zu prügeln, wie sein Mitschüler Sewastjanow vor Schreck plötzlich ganz mager werden und eine weiße Nase bekommen würde, wie Borowikow vor Aufregung zittern, hüpfen und kichern und der gutmütige Masljanikow ihn weinend umarmen und von ihm Abschied nehmen würde, als sollte er aufs Schafott abgeführt werden. Weiter malte er sich aus, wie man ihn entkleidete, wie zuerst sein Herz, dann seine Arme und Beine erstarrten, und wie ihn dann Sidorytsch, der Pedell, ganz sacht auf die Prügelbank legte,

da er selbst nicht imstande war, sich zu bewegen ... Er hörte in Gedanken sein eigenes Wimmern, sah seine Beine zappeln, und es überlief ihn kalt ...
Seine Nerven erschlafften, er konnte nicht essen noch schlafen. Die bloße Drohung des Direktors empfand er als Beleidigung, und es schien ihm, daß, wenn sie wirklich zur Ausführung gelangen sollte, alles Gute in ihm vernichtet, sein Leben häßlich und arm und er selbst zum verachteten, verlassenen Bettler werden würde.
Zufällig nahm damals gerade der Religionslehrer die Geschichte des armen Hiob durch, der, von allen verlassen, als elender Kranker auf dem Düngerhaufen saß ...
Raiski brach in Tränen aus bei der Erzählung, und die anderen schalten ihn einen Waschlappen. Drei Tage lang, bis zum Sonntag, ging er einsam und düster umher, daß er kaum wiederzuerkennen war, und als die Kameraden ihn fragten, was ihm fehle, sprach er nicht ein Wort.
Am Sonntag fuhr er dann nach Hause und fand im Bücherschrank das „Befreite Jerusalem" in Moskotilnikows Übersetzung. Er vergaß den Direktor und seine Drohungen über dem Buche, rührte sich den ganzen Tag nicht vom Diwan, aß hastig zu Mittag und las weiter, bis es längst dunkel war. Am Montagmorgen nahm er das Buch in die Schule mit, las es heimlich voll Gier und Hast zu Ende und erzählte dann vierzehn Tage lang bald diesem, bald jenem den Inhalt.
Er träumte Nacht für Nacht von fernen Ländern und fremden Menschen, er sah die steinigen Wüsten Palästinas in ihrer dürren, traurigen Schönheit, sah den schimmernden Sand und fühlte die glühende Hitze und bewunderte die Menschen, die ein so hartes, tapferes Leben führten und so leicht starben!

Er sehnte sich förmlich danach, in diesen steinigen Wüsten umherzuziehen, Sarazenen zu töten, Hunger und Durst zu ertragen und zu sterben, einzig nur damit man sähe, daß er zu sterben wisse. Ganze Nächte brachte er schlaflos zu, als er von Armida las, wie sie die Ritter, selbst einen Rinaldo, bezauberte.

„Wie mag sie nur ausgesehen haben?“ dachte er — und er stellte sie sich bald so vor wie seine Tante Warwara Nikolajewna, die immer den Hals verdrehte und mit den Augen blinzelte, bald wie die Frau des Direktors, die schöne weiße Hände und einen so durchdringend scharfen Blick hatte, bald wie die dreizehnjährige hübsche Tochter des Polizeimeisters, die in ihrem kurzen Kleidchen und den weißen Spitzenhöschen darunter so vergnügt umherhüpfte.

Ganz zusammengekauert saß er da und las voll Gier, fast atemlos, aufs heftigste erregt und gespannt, und plötzlich warf er dann das Buch wütend fort und lief wie ein Rasender davon, wenn der tapfere Rinaldo — oder Malek-Adel in dem Roman der Frau Cotton — zu den Füßen der Zauberin sich vor Gram verzehrten.

Dann trug ihn die Phantasie wieder in das Land des Ossian: ein neues Leben, neue Menschen und Bilder, noch großartiger und ungewöhnlicher, wenn auch rauher als jene.

Und alles dies, das so gar nicht dem Leben um ihn herum glich, zog ihn förmlich hinein in seinen Wunderbann, aus dem er immer erst mühsam wie aus einem Rausche erwachte. Bleich und matt ging er dann lange Zeit umher, bis wieder ein neues fremdes Leben, neue seltsame Freuden und Leiden ihn wie ein frischer Wasserstrahl weckten.

Der Onkel gab ihm die „Geschichte der vier Heinriche“, der

„Bourbonen bis zu Ludwig XVIII." und ähnliche Werke zu lesen, aber alles das war für ihn nur das, was das nüchterne Wasser für den ist, der sich bereits ans Rumtrinken gewöhnt hat. Nur ganz vorübergehend vermochten ihn Iwan III. und IV. und Peter der Große anzuregen.

Er vertiefte sich in den Plutarch, um sich nur recht weit vom Leben der Gegenwart zu entfernen, doch auch dieser Schriftsteller erschien ihm trocken, gab ihm nichts Farbiges, keine Bilder wie die Bücher, die er früher gelesen, und wie später der Telemach und bald darauf die Ilias.

Im Verkehr mit den Kameraden benahm er sich sehr seltsam, sie wußten nicht, was sie aus ihm machen sollten. Seine Zuneigung und Abneigung wechselte so häufig den Gegenstand, daß er weder dauernde Freundschaften noch Feindschaften hatte.

In dieser Woche nähert er sich dem einen, sucht ihn überall, sitzt mit ihm ewig zusammen, liest, erzählt sich etwas, flüstert mit ihm. Dann wendet er sich plötzlich ohne ersichtlichen Grund von ihm ab, verguckt sich in einen anderen, steckt eine Zeitlang mit ihm zusammen und läßt ihn wieder laufen.

Beleidigt ihn einer seiner Kameraden, so schweigt er zunächst, nimmt nur eine finstere Miene an und läßt seinen Grimm und Zorn sich zu einer trotzigen Feindschaft auswachsen. Und wenn die Beleidigung selbst längst verblaßt und der Grund der Feindschaft vergessen ist, setzt er diese doch fort: die ganze Klasse beobachtet die Entwicklung, und er selbst wohl am aufmerksamsten. Dann überkommt ihn plötzlich eine großmütige Anwandlung, und er lechzt förmlich danach, sein edles Herz in seinem ganzen Glanze zu zeigen; eine feierliche Versöhnung wird in Szene ge-

setzt, in der sein Edelmut sich offenbaren kann, und wiederum hat die ganze Klasse ihr Pläsier, und er selbst am meisten.

Er spielte bei solchen Gelegenheiten gleichsam den unbeteiligten Zuschauer und fand einen eigenen Genuß darin, sich selbst und seinen Widerpart zu studieren, zu beobachten und die ganze Szene sich vor seinen Augen abrollen zu sehen.

Und wenn dann alles zu Ende ist, wenn die aufprasselnde Flamme in ihm erloschen und der Rausch verflogen ist, dann ist er wie einer, der plötzlich aus lebhaftem Traume erwacht: er schaut verwundert um sich, und eine Stimme aus seinem Innern heraus fragt: Was soll das alles? Und er zuckt die Achseln und weiß keine Antwort auf die Frage.

Ein andermal kann er wieder über irgendeine Kleinigkeit in Entzücken geraten: ein wohlgesättigter Mitschüler schenkt einem armen Schlucker eine Semmel, wie das die tugendsamen Kinder in den Lehrbüchern und Vorschriften zu tun pflegen; ein anderer nimmt bei irgendeinem dummen Streich die Schuld für einen Kameraden auf sich; ein dritter geht mit düsterer Miene umher, als ob er über die Lösung irgendeines tiefen Welträtsels nachsänne — gleich ist Raiski in heller Begeisterung entflammt, spricht nur mit Tränen der Rührung von ihnen, sucht in ihnen etwas Ungewohntes, Geheimnisvolles und behandelt sie mit einer Hochachtung, die sich unwillkürlich auch den anderen mitteilt.

Acht Tage später jedoch, wenn die Kameraden eines schönen Morgens zu Raiski kommen und das Gespräch auf einen der gefeierten Phönixe bringen, lacht er ihnen einfach ins Gesicht:

„Da habt ihr euch mal den Rechten ausgesucht! Wie kann euch der nur imponieren? Dieser Hansnarr!“
Alle reißen den Mund auf vor Verblüffung, und er selbst schämt sich seiner früheren Begeisterung. Der Lichtstrahl, der für kurze Weile auf sein Idol gefallen war, ist erloschen, die Farben sind verblaßt, die Formen welk geworden, und schon sucht sein gieriger Blick etwas Neues, ein anderes Schauspiel, eine frische Sensation, und solange die nicht gefunden ist, empfindet er Langeweile, ist gallig und ungeduldig oder starrt dumpf brütend vor sich hin.
Auch außerhalb der Schule war Raiskis Verhalten ganz seltsam, weder die heiteren Seiten des Lebens noch seine rauhen Wirklichkeiten vermochten tiefer auf ihn zu wirken. Forderte der Vormund ihn auf, sich doch einmal anzusehen, wie das Korn gedroschen, das Tuch in der Fabrik gewalkt oder die Leinwand gebleicht werde, dann suchte er sich so rasch wie möglich beiseite zu drücken und zog es vor, nach der „Aussicht“ zu gehen und von da in den Wald zu schauen, oder er ging an den Fluß, ins Gebüsch, in den nahen Hain, beobachtete dort die Insekten, verfolgte aufmerksam die kleinen Waldvögel, wie sie aufflatterten und ins Gezweig niederschossen, wie ihr Federkleid gefärbt war, wie sie den Schnabel wetzten; er fängt einen Igel und befaßt sich stundenlang mit ihm, angelt mit den Bauernkindern den ganzen Tag im Flusse oder lauscht auf die Erzählung eines halbverrückten Greises, der draußen am Ende des Dorfes in einer Erdhütte haust und von den Zeiten des „Pugatsch“ erzählt. Begierig hört Raiski all die Einzelheiten von den grausamen Folterungen und Hinrichtungen und starrt dabei in den zahnlosen Mund des Alten und die tiefen Augenhöhlen, in denen die halberloschenen Augen blinzeln.

Stundenlang kann er dasitzen und mit krankhafter Spannung die trübseligen Schicksale der „Verhexten Thekla" verfolgen. Alle möglichen Schmöker liest er zusammen; kommt ihm der „Sächsische Räuber" in die Finger, dann ruht er nicht, bis er mit ihm durch ist; er holt sich die Schriften Eckardthausens aus dem Bücherschrank und sucht durch den Nebel dieser wüsten Phantasien zu klaren Vorstellungen zu gelangen; zehnmal liest er den „Tristram Shandy", den ihm ein Zufall in die Hand spielt; er entdeckt einen Band mit dem Titel „Geheimnisse der orientalischen Magie" — und vertieft sich sogleich in seine Lektüre; russische Märchen und Sagen kommen dann an die Reihe, und plötzlich wirft er sich wieder auf Ossian, Tasso und Homer, oder er unternimmt mit Cook gefahrvolle Reisen in unbekannte Welten.

Hat er gerade nichts vor, so liegt er tagelang unbeweglich da, doch hat sein Nichtstun den Anschein, als verrichte er eine schwere Arbeit: seine Phantasie treibt ihn weit hinaus über Ossian und Tasso und selbst über Cook, oder irgendein zufälliger Eindruck, eine vorübergehende Sensation versetzt ihn in fieberhafte Erregung, und er erhebt sich matt und bleich und kann lange nicht in einen normalen Zustand kommen.

„Ein Nichtstuer und Faulpelz!" heißt es allgemein.

Er fürchtete dieses Urteil, vergoß im stillen Tränen darüber und sann verzweifelt darüber nach, warum man ihn eigentlich einen Faulpelz und Nichtstuer nenne.

„Was bin ich eigentlich? Was wird aus mir werden?" dachte er und vernahm die rauhe Antwort auf diese Frage: „Lerne, wie die Sawrassow, Kowrigin, Maljujew, Tschudin und all die anderen Musterschüler lernen!"

Ja, die sind gleich beschlagen in der Mathematik wie in

der Geschichte, sie schreiben gute Aufsätze, sind geschickte Zeichner, haben gute Kenntnisse in den fremden Sprachen und in sonstigen Fächern — die Glücklichen! Alle Welt achtet sie, sie schauen so stolz drein, schlafen so ruhig und bleiben stets sich selbst gleich.

Und er ist heute bleich und schweigt, als wäre er vor den Kopf geschlagen — und morgen springt er umher und singt Gott weiß, weshalb.

Am peinlichsten empfand er das kränkende Mitleid des Pedells Sidorytsch, wiewohl ihm andererseits dessen schlichte Gutmütigkeit wohltat. Er hatte einmal in zwei Lektionen hintereinander seine Aufgaben nicht gelernt und sollte, falls er sie bis zum nächsten Morgen nicht lernte, zur Strafe kein Mittagessen bekommen. Er hatte keine Zeit mehr, sie zu lernen, alles schlief bereits, und das Haus lag finster. Da stand Sidorytsch leise auf, machte Licht und brachte für Raiski das Buch aus dem Klassenzimmer.

„Immer lerne, Väterchen," sagte er, „während sie schlafen. Niemand wird es sehen, und morgen wirst du es besser können als sie: warum beleidigen sie dich nur immer, du arme Waise?"

Die Tränen traten Raiski in die Augen — er weinte über die Beleidigungen, von denen Sidorytsch sprach, und über dessen Gutherzigkeit. Er sah, wie die anderen Schüler im festen Schlaf dalagen — und er lernte, aus lauter Stolz, die Lektion nicht.

Kam dagegen seine Eigenliebe ins Spiel, fanden seine Nerven die entsprechende Anregung, dann bedurfte es nur eines einzigen Blickes ins Buch, und er nahm, was er lernen sollte, gleichsam auf photographischem Wege in sein Gedächtnis auf, merkte sich ganze Zifferreihen, löste die schwersten Aufgaben und setzte ganz unvermutet, wie ein

aufflammendes Feuerwerk, die ganze Klasse samt dem Lehrer in Erstaunen.
„Er verstellt sich!“ dachten die Schüler. — „Was für Fähigkeiten hat doch dieser Faulpelz!“ meinte der Lehrer.
Er fühlte es deutlich, daß er kein Nichtstuer und Faulpelz war, sondern etwas anderes; er war jedoch der einzige, der das fühlte und begriff — nur das eine begriff er nicht, was er eigentlich war, und kein Mensch fand sich, der es ihm erklärt und ihn darüber belehrt hätte, ob die Mathematik, oder was sonst für ihn das Richtige sei.
Als er dann später in Dienst trat, waren seine Vorgesetzten noch mehr geneigt, ihn für einen Hohlkopf zu halten. Er lieferte nicht einen einzigen zufriedenstellenden Bericht, arbeitete nicht ein Aktenstück vorschriftsmäßig durch und brachte dafür einen Schwall von Heiterkeit, Lachen und Anekdoten in das Amtszimmer mit, in dem er saß. Beständig war eine ganze Schar von Leuten um ihn versammelt.
Dabei war ihm jedoch der Kernpunkt der Sache, um die es sich handelte, stets klar — nur wollte er ihn mehr spielend und tändelnd behandeln, nicht in der strengen, papiernen Form, die der Dienstweg vorschrieb; ganz so wie er früher wohl die russische Sprache geliebt, aber alles, was nach grammatischem Zwang aussah, verabscheut hatte.
Er verblüffte die übrigen Beamten oft durch die Neuheit seiner Auffassung. Der Tischvorsteher hörte ihn lächelnd an, nahm die Akten, die Raiski bearbeiten sollte, übergab sie irgend einem andern Beamten und sagte:
„Machen Sie lieber den Bericht dazu, bevor Boris Pawlowitsch sein Projekt hinmalt!“
Der Tischvorsteher hatte recht: Raiski sah die Dinge wie ein Gemälde und gab sie auch als ein solches wieder.

Seine Einbildungskraft flammte auf, er sah intuitiv das Wesentliche, seine Phantasie ergänzte das Bild, und er empfand nicht mehr das Bedürfnis, durch Arbeit und Erfahrung die Sache, um die es sich handelte, auf festem Boden weiterzuführen.

Er war ihrer schon müde, es drängte ihn weiter, Augen und Geist suchten etwas Neues, und er schwebte bereits auf den Flügeln der Phantasie über die Abgründe, Berge und Ozeane hin, über die sich die Menschheit nur mit harter Mühe und Geduld den Weg bahnt.

Sein Wissen und seine Kenntnisse besaß er nicht so wie andere, er sah sie nur gleichsam im Spiegel der Phantasie, als etwas Fertiges, fühlte ihren Besitz und freute sich seiner; die Aneignung des Wissens langweilte ihn, und ward er eines Gegenstandes einmal überdrüssig, dann schob er ihn zur Seite und suchte etwas anderes, Lebendiges, Überraschendes, was in ihm selbst lebhafte Reflexe hervorrief und ihm die Möglichkeit gewährte, Leben gegen Leben zu geben.

Es fand sich kein Mensch in seiner nächsten Umgebung, der diese heiße Begier nach lebendigem Erfassen in bestimmte Bahnen gelenkt hätte.

Der Vormund und die Großtante hatten die Sorgfalt, die sie ihm zuwandten, immer nur auf das Äußerliche gerichtet. Jener hatte darauf gesehen, daß die Lehrer, die ihn zu Hause unterrichteten, stets pünktlich zur Lektion erschienen, und daß er selbst in der Schule keine Stunden versäumte. Und die Großtante war vor allem darauf bedacht, daß er gesund bliebe, daß Appetit und Schlaf in Ordnung wären, daß er auf seinen äußeren Menschen hielte und, wie es sich für einen wohlerzogenen Knaben schickte, nicht mit Krethi und Plethi verkehrte.

Was er las, welche Bücher er verschlang, darum kümmerten sie sich nicht weiter. Die Großtante übergab ihm die Schlüssel zur Bibliothek seines Vaters in dem alten Hause, und dort verschloß er sich nun und las regellos alles durcheinander, bald Spinoza, bald einen Roman, bald die Bekenntnisse des heiligen Augustin, Voltaire oder gar Boccaccio.

Die Künste lagen ihm besser als die Wissenschaften. Allerdings ging auch hier bei ihm nicht alles nach der Schnur. So hatte der Zeichenlehrer einmal der Klasse die Aufgabe gestellt, ein Augenpaar zu zeichnen. Ganze vierzehn Tage waren hierfür in Aussicht genommen; aber Raiski hielt es so lange nicht aus, er fügte zu den Augen noch die Nase und war eben dabei, auch den Schnurrbart zu zeichnen, als der Lehrer ihn bei diesem vorschriftswidrigen Tun überraschte. Er packte ihn beim Schopfe und schüttelte ihn ganz gehörig, dann aber begann er die Zeichnung eingehend zu betrachten.

„Wo hast du das gelernt?“ fragte er ihn.

„Nirgends,“ lautete die Antwort.

„Gar nicht so übel, mein Lieber; doch sieh, was dabei herauskommt, wenn du so voraustrabst: Stirn und Nase sind recht gut geworden, aber guck' mal, wohin du das Ohr gesetzt hast! Und das Haar sieht aus wie Lindenbast!“

Der Tadel focht Raiski nicht an, er triumphierte: „Nicht übel, mein Lieber — Stirn und Nase sind recht gut geworden!“ — das war für ihn gleichbedeutend mit dem Lorbeerkranz.

Er spazierte stolz auf dem Hofe umher, in dem Bewußtsein, besser zu sein als die anderen — bis dann am nächsten Tage ein böser Reinfall in den „ernsten“ Disziplinen ihn aus allen Himmeln stürzte.

Er behielt jedoch eine Vorliebe für das Zeichnen, und einen Monat nach den „Augen" durfte er einen lockigen Knaben und einen Fingalkopf zeichnen.
Sein sehnlichster Wunsch aber war, einen Mädchenkopf, der in der Wohnung des Lehrers hing, kopieren zu dürfen. Ein wenig auf die Schulter geneigt, schaute dieser Kopf mit träumerischem Ausdruck in die Ferne.
„Gestatten Sie mir doch, bitte, diesen Kopf nachzuzeichnen!" bat er schüchtern, mit mädchenhaft sanfter Stimme den Lehrer, während ein nervöses Zucken um seinen Mund spielte.
„Und wenn du das Glas zerschlägst?" sagte der Lehrer, gab ihm aber doch den Mädchenkopf mit.
Boris war glücklich. Jedesmal, wenn er den Lehrer besuchte, hatte sein Herz beim Anblick des Kopfes heftig zu schlagen begonnen. Und nun durfte er diesen Kopf mit sich nehmen und ihn nachzeichnen!
In jener Woche konnte keiner der wissenschaftlichen Lehrer aus ihm auch nur ein vernünftiges Wort herausbekommen. Er hockt in seinem Winkel, zeichnet, radiert, tuscht aus, radiert wieder oder sitzt in schweigendem Anschauen da; die blauen Augen des Mädchens beginnen wie durch einen leichten Nebel zu schimmern, und die zarten Rosenlippen scheinen kaum merklich zu zucken.
Über Nacht nahm er die Zeichnung mit in den Schlafsaal, und als er einmal so recht in das Anschauen dieser süßen Augen vertieft war und die schöngeschwungene Linie des vorgebeugten Nackens verfolgte, durchzuckte es ihn plötzlich: eine tiefe Beklemmung legte sich ihm auf die Brust, er atmete schwer, und in jähem Selbstvergessen schloß er die Augen und preßte, einen verhaltenen Seufzer ausstoßend, mit beiden Händen das Bild gegen seine linke Seite. Die

Glasscheibe platzte, und die Scherben flogen klirrend zur Erde....

Als Boris diesen Kopf zu Ende gezeichnet hatte, kannte sein Stolz keine Grenzen. Seine Zeichnung wurde zugleich mit den Zeichnungen der oberen Klassen beim öffentlichen Examen ausgestellt; der Lehrer hatte nur wenig daran verbessert, da und dort vielleicht die allzu zarte Zeichnung mit kräftigen Strichen verstärkt, die sich nun wie ein eisernes Gitter von der Arbeit des Schülers abhoben; außerdem hatte er das Haar um drei, vier Strähnen verstärkt und in die Augen Punkte gesetzt, daß sie nun plötzlich wie lebendig dreinschauten.

„Wie hat er das nur gemacht? Und wie kommt es, daß bei ihm alles so kühn, so sicher, wie belebt erscheint?" dachte Raiski und vertiefte sich in die Betrachtung der Striche und Punkte, insbesondere jener beiden, die plötzlich den Augen einen so lebendigen Ausdruck gegeben hatten.

Er übte sich fortan mit großem Fleiße darin, die Striche und Punkte ebenso fest und sicher hineinzusetzen wie der Lehrer, um dadurch dieselbe Lebendigkeit und Kraft, dieselbe packende Wirkung zu erzielen. Bisweilen glaubte er fast, das Geheimnis erfaßt zu haben, doch war es ihm im nächsten Augenblick wieder entschlüpft.

Aber nur immer so die Köpfe und Nasen, die Stirnlinien, Ohren und Hände hundertmal zu wiederholen, schien ihm zum Sterben langweilig.

Die Augen behandelte er noch mit einiger Sorgfalt, weil er hauptsächlich darauf Gewicht legte, daß die Punkte richtig darin säßen und der Ausdruck recht lebendig wäre. Gelang ihm das nicht, dann schob er die Zeichnungen beiseite, setzte finster den Ellbogen auf den Tisch, legte den Kopf auf die Hand und sattelte sein Phantasieroß, um sich

von ihm in die Ferne, in die Welt seiner Träume und Bilder tragen zu lassen.

Der leicht errungene Erfolg steigerte sein Selbstgefühl ins Ungemessene: „Ein Talent, ein Talent!“ klang es beständig in ihm. Aber bald gab es an der Schule niemanden mehr, der nicht gewußt hätte, wie schön er zeichnete, kein bewunderndes „Ach!“ ließ sich mehr vernehmen der Beifall war ihm etwas Alltägliches, Gewohntes geworden.

Auf dem Lande begann er dann wieder leidenschaftlich zu zeichnen, porträtierte die Stubenmädchen, die Kutscher, die Bauern.

Er malte ein Bild der „verhexten Thekla“ — sie saß in einer Höhle, und das Licht fiel sehr wirkungsvoll auf ihr Gesicht und ihr zerzaustes Haar, während der übrige Körper ganz im Dunkeln blieb; es fehlte ihm am nötigen Können wie an Geduld, um letzteren besser herauszuarbeiten. Wie sollte er auch den ganzen Morgen dasitzen und zeichnen, während draußen die Sonne lachend auf Wiese und Fluß niederschien ...

Da kommt eben der Diener vom Nachbargute — er bringt jedenfalls eine Einladung zum Tanze!

Nach drei Tagen ist das Bild, das ihm vorschwebt, schon ganz verblaßt, und ein anderes nimmt von seiner Phantasie Besitz. Er möchte einen Mädchenreigen zeichnen, mit einem betrunkenen alten Bauern als Zuschauer und einem Dreigespann, das gerade vorüberjagt. Zwei Tage lang ist er einzig mit dem Entwurf dieses Bildes beschäftigt: es steht lebendig vor seinem Geiste. Die tanzenden Mädchen und der Alte würden ihm wohl gelingen, aber mit dem Dreigespann wird es nichts: Pferde haben sie in der Schule „nicht gehabt“.

Acht Tage später ist auch dieses Bild vergessen und ein neues an seine Stelle getreten ...

Der Musik war er leidenschaftlich ergeben. Auf der Schule hatte er einen Kameraden namens Waßjukow — ein unbedeutendes, von den übrigen Schülern geringschätzig behandeltes Kerlchen, dem Raiski um so zärtlicher zugetan war.

Alle fanden ein Vergnügen darin, Waßjukow am Ohr zu ziehen: „Mach', daß du fortkommst, Dummkopf! Schaf!" hörte er beständig. Raiski allein war voll Mitgefühl gegen ihn und konnte ihn immer nur mit zärtlicher Rührung ansehen. Der Grund davon war, daß Waßjukow, der sonst für nichts Sinn hatte und selbst in den Stunden des allgemein beliebten russischen Lehrers träg und schlaff dasaß, jeden Tag nach dem Mittagessen seine Geige vornahm, das Kinn auf den Griff stützte, mit dem Bogen über die Saiten strich und über seinem Spiel die Schule, die Lehrer und die Mißhandlungen der Kameraden vergaß.

Seine Augen sahen dabei nichts von alledem, was rings um ihn vorging, sondern schauten irgendwohin in die Ferne, als erblickten sie da etwas ganz Besonderes, Geheimnisvolles. Sie nahmen zuweilen einen wilden, finsteren Ausdruck an, um gleich darauf wieder förmlich zu weinen.

Raiski pflegt sich ihm gegenüber zu setzen und wie vergeistert in sein Gesicht zu schauen; er beobachtet, wie Waßjukow, zunächst noch mit dem gewohnten stumpfen Blick, seine Geige hervorholt, träg den Bogen in die Hand nimmt, mit dem Kolophonium darüber hinfährt, dann mit dem Finger die Saiten anschlägt, sie fester spannt, von neuem probiert und schließlich, immer noch schläfrig dreinschauend, mit dem Bogen über die Saiten streicht. Doch

nun ist er im Zuge, nun erwacht er und fliegt auf und davon.
Jetzt ist kein Waßjukow mehr da, ein anderer steht an seiner Stelle. Die Pupillen weiten sich, die Augen blinzeln nicht mehr, sondern werden immer durchsichtiger, heller, tiefer und schauen so stolz und so klug drein, und die Brust atmet langsam und schwer. Ein Ausdruck von Wonne und Glück huscht über das jugendliche Gesicht, die Haut erscheint klarer und weicher, die Augen schimmern blau und senden Strahlen aus — Waßjukow ist schön geworden!
Raiski sucht ihm in Gedanken dahin zu folgen, wohin seine Blicke schauen, und zu sehen, was er sieht. Niemand und nichts existiert für ihn — weder die Schüler, noch die Bänke und Spinde. Alles das ist wie in einen Nebel gehüllt.
Bald nach den ersten Tönen hat sich die blaue Weite geöffnet, und eine schwankende Welt von Wogen und Schiffen, von Menschen, Wäldern und Wolken taucht empor — alles schwimmt gleichsam und schwebt an ihm vorüber in den luftigen Räumen. Und er selbst meinte höher und höher zu wachsen, und der Atem versagte ihm, und es war ihm, als würde er gekitzelt, oder als nähme er ein Bad ...
Und dieser Traum währte so lange, als die Töne erklangen.
Ein Klopfen, ein Schreien, ein Stoß weckt ihn plötzlich und mit ihm zugleich Waßjukow. Die Töne sind verstummt, die Welten entschwunden, er ist erwacht: ringsum sieht er Schüler und Bänke und Tische, Waßjukow legt seine Geige in den Kasten, irgend jemand zieht ihn am Ohr, Raiski stürzt sich wütend auf den Händelsucher, prügelt ihn durch und geht dann eine ganze Weile in Nachdenken versunken umher.

Seine Nerven singen ihm unbekannte Hymnen vor, das Leben wogt und flutet in ihm wie ein Meer, Gedanken und Gefühle fließen in Wellen dahin, stoßen sich untereinander, enteilen irgendwohin und werfen Gischt und Schaum auf.

Er hört in diesen Tönen etwas ihm Bekanntes: wie eine Erinnerung lebt es darin, wie der Schatten einer Frau, die ihn einstmals auf dem Schoße hielt.

Er durchwühlt sein Gedächtnis und errät, daß es seine Mutter war, die ihn so hielt, während er, mit seiner Wange an ihre Brust gelehnt, zusah, wie ihre Finger über die Klaviertasten hinglitten, und aufmerksam lauschte, wie bald traurige, bald frische, kecke Weisen unter ihren Händen erklangen, und wie bald ihr Herz in der Brust klopfte.

Immer deutlicher tauchte die Frauengestalt in seiner Erinnerung auf, als sei sie eben im Augenblick aus dem Grabe erstanden und lebendig vor ihn getreten.

Er erinnerte sich, wie nach beendetem Spiel ihre ganze, zitternde Lust sich in dem heißen Kuß auslöste, den sie ihm aufdrückte. Er erinnerte sich, wie sie ihm die Bilder im Zimmer erklärte: wer jener Alte mit der Leier sei, auf dessen Spiel der stolze König da lauschte, stumm, ohne daß er sich zu regen wagte — wer die Frau sei, die dort zum Richtplatz geführt ward, und so weiter. Er erinnerte sich, wie sie ihn ans Ufer der Wolga führte, wie sie dort stundenlang saß und in die Ferne schaute, oder ihn auf die im Sonnenschein aufragenden Berge, auf die üppig grünenden Wälder und die vorüberfahrenden Schiffe aufmerksam machte.

Und er sah sie an, wie sie so unbeweglich dasaß und schaute, und er blickte in ihre durchsichtigen, tiefen, guten Augen

— die ganz so waren wie die Augen Waßjukows, wenn er spielte.
Vielleicht sah auch sie in dem Grün der Wälder, dem raschen Lauf des Flusses, dem Blau des Himmels dasselbe, was Waßjukow sah, wenn er auf der Geige spielte... Berge, Meere, Wolken... „kurz alles, was auch ich sehe", dachte er im stillen.
Hörte er irgendwo eine Dame auf dem Klavier spielen, etwa die Gouvernante auf dem Nachbargute, so blieb er wie angewurzelt stehen, vergaß selbst die Angel, die er eben unten am Flusse auswerfen wollte, und blieb, mit offenem Munde hinter der Spielenden stehend, im Zimmer.
Es war, als sei er gar nicht da, als sei er in die Erde versunken — weit, weit hinweg trug's ihn durch die Lüfte, und er wuchs ins Riesengroße, und Kräfte strömten ihm zu, daß er sich stark genug fühlte, gleich Simson an Säulen zu rütteln und Gewölbe zum Einsturz zu bringen.
Die Töne dringen in sein Hirn ein, erschüttern seine Brust, treiben ihm den Schweiß auf die Stirn und die Tränen in die Augen...
Verklingen die Töne, so erwacht er jäh, schämt sich und läuft davon.
Er begann zunächst bei Waßjukow das Geigenspiel zu erlernen — eine ganze Woche schon streicht er mit dem Bogen auf der Geige hin und her: „a, c, g", intoniert Waßjukow geduldig, während die schrillen Mißtöne, die sein Schüler dem Instrument entlockt, ihm in die Ohren schneiden. Bald kriegt der Bogen zwei Töne auf einmal zu fassen, bald zittert die spielende Hand vor Schwäche: nein, das ist nichts! Wenn Waßjukow spielt, geht es wie geölt.
Zwei Wochen sind bereits vergangen, und er vergißt immer noch bald diesen, bald jenen Finger. Die Schüler murren:

„Hol' euch der Teufel mit eurem Gefiedel!" ruft der Primus. „Hier gibt's ernste Arbeit genug, und sie sägen auf ihrer Geige herum!"

Raiski gab das Geigenspiel auf und bat den Vormund, ihn doch Klavierunterricht nehmen zu lassen. „Das ist nicht so schwierig," dachte er, „das werde ich leichter erlernen."

Der Vormund engagierte einen deutschen Klavierlehrer für ihn, nahm sich jedoch vor, einmal ernsthaft mit ihm zu reden.

„Höre einmal, Boris," begann er, „ich wollte dich immer schon fragen, was du eigentlich einmal anfangen willst?"

Raiski verstand die Frage nicht und schwieg.

„Du bist nun sechzehn Jahre alt," fuhr der Vormund fort, „es ist wirklich hohe Zeit, daß du einmal ernstlich an deine Zukunft denkst. Du hast, wie ich sehe, noch gar nicht überlegt, was du auf der Universität und später im Staatsdienst anfangen sollst. Mit der Offizierslaufbahn wird es nichts werden: dein Vermögen ist nicht groß, und nach den Traditionen deiner Familie müßtest du schon bei der Garde dienen."

Raiski schwieg und sah zum Fenster hinaus in den Hof, wo eben zwei Hähne aneinandergeraten waren, ein Schwein in dem Düngerhaufen wühlte und eine Katze sich still an eine Taube heranschlich.

„Ich spreche mit dir von ernsten Dingen," sagte der Vormund, „und du guckst zum Fenster hinaus! Wofür bereitest du dich eigentlich vor?"

„Ich will ein Künstler werden."

„Was?"

„Ein Künstler will ich werden," wiederholte Raiski.

„Was Teufel ist dir in den Kopf gefahren? Wer wird

dann noch mit dir verkehren wollen? Weißt du, was ein Künstler ist?" fragte der Vormund.

Raiski schwieg.

„Ein Künstler ist ein Mensch, der dich entweder anpumpt oder dir so viel Blödsinn vorschwatzt, daß dein Gehirn eine ganze Woche lang umnebelt bleibt... Ein Künstler will er werden!... Das heißt doch nichts anderes," fuhr der Vormund fort, „als ein wüstes Zigeunerleben führen, an Geld, Garderobe und allen sonstigen Dingen Mangel und einzig an schwärmerischen Ideen Überfluß haben! Wo leben denn diese Künstler? Auf den Hausböden, wie die Vögel des Himmels! Ich habe sie in Petersburg gesehen: das sind diese Allerweltskerle, die, mit phantastischen Kostümen angetan, sich des Abends auf ihren Buden zu versammeln pflegen, auf den Diwans herumliegen, Tabak rauchen, allerhand Unsinn schwatzen, sich gegenseitig Verse vorlesen, sehr viel Branntwein trinken und dann erklären, daß sie Künstler sind. Sie kämmen sich nicht, laufen in unordentlicher Kleidung umher..."

„Man sagte mir aber, daß die Künstler jetzt sehr geschätzt werden, Onkel," versetzte Raiski. „Was Sie da sagten, mag vielleicht von einer früheren Zeit gelten. Aus der Akademie sind schon recht berühmte Leute hervorgegangen!..."

„Nun, gar so alt bin ich doch auch noch nicht, und die Welt habe ich mir immerhin ein wenig angesehen," meinte der Onkel. „Du hast wohl etwas läuten hören, weißt aber nicht, auf welchem Turme es läutet. Berühmte Leute! Gewiß gibt es unter den Künstlern Berühmtheiten, ebenso wie unter den Ärzten — aber frage sie einmal, wann sie es zur Berühmtheit gebracht haben! Doch nur, als sie in den Staatsdienst getreten waren und den Rang eines

Geheimrats erlangt hatten! Wenn solch ein Künstler eine Kathedrale baut, oder ein Denkmal für einen öffentlichen Platz geschaffen hat — dann verleiht man ihm wohl diesen Rang! Aber sie fangen in Jammer und Elend an, bei Wasser und Brot. Es sind ja auch zum größten Teil nur Freigelassene, Kleinbürger oder Fremde, ja selbst Juden, die sich diesen Berufen widmen. Die bittere Not treibt sie dem Künstlertum in die Arme. Und du — bist ein Raiski! Du hast Grundbesitz, hast dein gutes Auskommen. Gewiß, für die Gesellschaft ist es ganz nett, ein paar angenehme Talente zu besitzen: etwas auf dem Klavier vortragen, etwas ins Album zeichnen, eine Romanze singen zu können... Darum habe ich ja auch den deutschen Musiklehrer für dich engagiert. Aber daß du ein Künstler von Beruf werden willst — das finde ich einfach abgeschmackt! Hast du jemals von einem Fürsten oder Grafen gehört, der ein Bild gemalt, oder von einem Edelmann aus altem Geschlecht, der eine Statue modelliert hätte?"

„Und Rubens?" fiel Raiski plötzlich ein, „der lebte doch am Hofe, war Gesandter..."

„Wo holst du auch deine Beispiele her! Das war vor zweihundert Jahren," sagte der Vormund, „dort irgendwo bei den Deutschen... Nein, es ist schon richtiger, du trittst in die Universität ein, in die juristische Fakultät, dienst in Petersburg, arbeitest dich tüchtig ein, wirst Staatsanwalt oder Kammerjunker, was dir bei deinen Familienverbindungen nicht schwer fallen wird. Wenn du die Augen offen hältst, kannst du bei deinem Namen und deiner Herkunft mit dreißig Jahren Gouverneur sein. Das ist die Karriere, die dir winkt! Ich sehe nur leider keinen Ernst bei dir: du fängst mit den kleinen Dorfjungen Fische, zeichnest eine Sumpflandschaft, einen betrunkenen Bauern

vor der Dorfschänke... Du läufst in Wald und Feld umher, und es fällt dir nicht ein, einmal einen Bauern danach zu fragen, wie die Ernteaussichten sind, was für eine Getreideart da wächst, wann gesät wird, ob die Getreidepreise sich halten... nichts, gar nichts! Nicht einmal zum Landwirt hast du das Zeug!

Der Onkel seufzte, und Raiski schaute düster vor sich hin: die Strafpredigt des Onkels hatte nur verstimmend auf seine Nerven gewirkt.

Der deutsche Musiklehrer war gleich Waßjukow vor allem darauf bedacht, Raiski die Finger zurecht zu renken; er begleitete jede Note, die der Schüler auf dem Klavier spielte, mit einem Aufstampfen des Fußes und einem monotonen Singsang: „a—a—u—u—o—o—".

Nur aus Scheu vor dem Vormund ließ Raiski diese Folterqual über sich ergehen und kam so im Verlauf etlicher Monate über die ersten Schritte hinaus. Dabei hatte er beständig seine Launen: spielte nicht mit dem Finger, mit dem er spielen sollte, sondern mit dem, der ihm gerade am bequemsten war, übte keine Tonleitern, sondern lauschte nur immer auf die Motive, die ihm durch den Kopf gingen, war glücklich, wenn er dieselbe Kraft und denselben Ausdruck in sein Spiel legen konnte wie irgendein tüchtiger Spieler, den er zufällig gehört hatte, und ließ sich von dessen Spiel begeistern, wie er sich früher von den Strichen und Punkten des Zeichenlehrers hatte begeistern lassen.

Mit den Noten konnte er sich nie recht befreunden, es schien ihm eine Tortur, all die verstaubten und vergilbten Notenhefte der Musikschule, die der Lehrer ihm brachte, der Reihe nach durchzuarbeiten. Dagegen lauschte er häufig seinem eigenen Spiel, und es war ihm dabei, als liefen ihm die Ameisen über den Rücken.

Er sah im Geiste bereits den von Menschen angefüllten Saal und sich selbst darin am Flügel, die Wände ringsum und die Herzen der Kenner mit seinem Spiel erschütternd. Mit glühenden Wangen lauschten ihm schöne Frauen, und sein Gesicht flammte in verschämter Freude über den eigenen Triumph ...

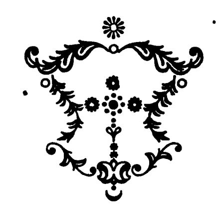
Er wischte eine Träne fort, die still über seine Wange rann, er war ganz hin, ganz enthusiasmiert von dem herrlichen Traumbild.

Als er mit Mühe und Not die ersten technischen Schwierigkeiten überwunden hatte, schienen seine Finger, statt sich an die Notenhefte zu halten, bereits etwas Eigenes zu suchen und ihm jenen Saal, jene schönen Frauen, jene Stürme des Beifalls vorzuzaubern.

Bald hatte er all die rotbäckigen kleinen Damen seiner Bekanntschaft überholt und setzte sie durch die Kraft und Kühnheit seines Spiels und die temperamentvolle Leichtigkeit, mit der seine Finger über die Tasten huschten, in Erstaunen. Sie saßen immer noch an irgendeinem vorsintflutlichen Rondeau oder einer vierhändigen Sonate, während er längst über alle Übungen und Sonaten hinweggesprungen war, zuerst zu Quadrillen und Märschen und dann zu den Opern. Er absolvierte den Kursus nach seinem eigenen Programm, das ihm durch sein Gehör und seine Phantasie diktiert ward.

Hörte er Orchestermusik, so merkte er sich mit Leichtigkeit, was ihm gefiel, und wiederholte, berauscht von der Bewunderung seiner Zuhörerinnen, die erlauschten Motive. Er galt als der beste, talentvollste Spieler der ganzen Gegend, und sein deutscher Lehrer versicherte, sein Talent sei ganz erstaunlich, noch erstaunlicher aber seine Trägheit.

Aber was hatte das schließlich auf sich? Eine gewisse Trägheit und Nachlässigkeit kleidet ja den Künstler! Überdies hatte ihm irgend jemand gesagt, daß, wer Talent besitzt, nicht viel zu arbeiten brauche, daß nur talentlose Leute arbeiten, um sich mit vieler Mühe einen kläglichen Ersatz für die große, alles besiegende Gabe der Natur — das Talent — zu schaffen.





Siebentes Kapitel

Raiski hatte das Gymnasium verlassen und war auf die Universität gegangen. Die ersten Sommerferien wollte er bei seiner Großtante Tatjana Markowna Bereschkowa verbringen.

Diese Großtante lebte auf dem kleinen Erbgute, das Boris von seiner Mutter zugefallen war. Es lag ganz in der Nähe der Stadt, von der es nur durch die Felder und durch die am Wolgaufer liegende Vorstadt getrennt war. Es zählte nur fünfzig Seelen; von den beiden Häusern, die darauf standen, war das eine massiv gebaut, doch jetzt verlassen und vernachlässigt; das andere, ein hölzernes Gebäude, war von Raiskis Vater errichtet, und hier, in diesem Häuschen, wohnte nun Tatjana Markowna mit zwei verwaisten Großnichten im Alter von sieben und sechs Jahren, deren Mutter, Tatjana Markownas Nichte, von der alten Dame wie eine Tochter geliebt worden war. Die Großtante besaß ihr eigenes Kapital und ihr eigenes kleines Gut; sie war unvermählt geblieben und hatte sich nach dem frühen Tode von Raiskis Eltern, zu denen sie gleichfalls im Verhältnis einer Tante gestanden, hier auf dem Raiskischen Gute häuslich eingerichtet.

Sie herrschte auf dem kleinen Besitztum wie in einem Königreiche, hielt gute Ordnung und kümmerte sich um alles, regierte jedoch nach vollkommen despotisch-feudalen Grundsätzen. Dem Vormund des Erben gestattete sie nicht, die Nase in ihre Wirtschaft hineinzustecken, sie wollte von Dokumenten, Berichten oder Akten irgendwelcher Art nichts wissen, hielt die Ordnung aufrecht, die bei Lebzeiten des letzten Besitzers geherrscht hatte, und antwortete auf die Briefe des Vormundes ganz kurz, daß alle Dokumente und Akten in ihrem Gewissen aufgezeichnet seien, und daß sie ihrem Großneffen schon Rechnung legen würde, sobald er großjährig geworden — bis dahin sei sie nach einem mündlichen Vermächtnis der Eltern Raiskis völlig unbeschränkt in der Verwaltung des Gutes.

Der Vormund zuckte die Achseln und ließ sie fortan in Ruhe — war es doch nur ein kleiner Besitz, der in den Händen einer Verwalterin wie Tatjana Markowna wohl aufgehoben schien.

Nun kam Raiski, der soeben in die Universität eingetreten war, zu ihr zum Besuch — er wollte einige Wochen bleiben, um dann vielleicht für lange Zeit Abschied zu nehmen.

Wie ein Eden mutete ihn der kleine Winkel an, den er in seiner Kindheit verlassen hatte, und den er nur zuweilen in seinen Schulferien wiedergesehen hatte. Welch herrliche Aussichten ringsum — jedes Fenster im Hause erschien wie ein Rahmen für ein entzückendes Gemälde!

Auf der einen Seite zog sich die Wolga mit ihrem steilen Ufer und den weiten Geländen dahinter durch die Landschaft hin; auf der anderen Seite lagen ausgedehnte Felder, zum Teil bearbeitet, zum Teil brach, und Schluchten, und dahinter als Abschluß in der Ferne die bläulich schimmernden Berge. In einer dritten Richtung sah man Dörfer und

Weiler und einen Teil der Stadt. Die Luft war frisch und ein wenig kühl, ein leichter Schauer, wie nach einem Flußbad, überlief den Körper.

Mitten in dieser herrlichen Landschaft, dieser Luft, diesen Feldern und Gärten, lag der Gutshof. Ein ausgedehnter Park umgab die beiden Häuser, er schien gut in Ordnung gehalten und wies schattige Alleen, Lauben und Bänke auf. Je weiter man sich von den Häusern entfernte, desto ungepflegter erschien er. Neben einer mächtigen, weitästigen Rüster, unter der eine vermoderte Gartenbank stand, erhoben sich zahlreiche Kirsch-, Äpfel- und Birnbäume; hier standen Ebereschen, dort eine Gruppe von Linden, die wohl eine Allee vorstellen sollten, jedoch unvermittelt in den Wald übergingen und zwischen den Tannen und Birken verschwanden. Und plötzlich fand dann alles seinen jähen Abschluß in einer Schlucht, die mit dichtem, bis fast auf eine halbe Werst ans Ufer der Wolga heranreichendem Buschwerk bestanden war.

Näher nach dem Hause zu lag der Gemüsegarten, in dem Kohl und Rüben, Mohrrüben und Petersilie, Gurken und Kletterbohnen gediehen, während in einem kleinen Treibhause Melonen und Arbusen gezogen wurden. Die Sonnenblumen, Mohnblüten und Feuerbohnen hoben sich als grell in die Augen fallende Flecken von dem grünen Hintergrunde ab.

Vor den Fenstern des kleinen Häuschens lag im hellen Sonnenschein ein großer Blumengarten, aus dem eine kleine Pforte in den Hof und eine Glastür nach der Veranda vor dem Wohnhause führte.

Tatjana Markowna liebte den freien Ausblick aus den Fenstern, man sollte nicht wie in eine Höhle hineinschauen, Sonne und Blumenduft sollten freien Zutritt haben. Von

der anderen Seite des Hauses, die dem Hofe zugewandt war, konnte sie alles übersehen, was dort vorging: die Gesindestube, die Küche, den Heuschuppen, die Stallungen und Kellerräume — alles lag offen vor ihren Augen da, wie auf der flachen Hand.

Das massive alte Haus stand abseits im Hintergrunde des Hofes; es nahm sich aus wie ein blinder Fleck im Auge, hatte etwas Düsteres, Graues, Verschossenes und lag fast immer im Schatten; die Fenster waren zum Teil zertrümmert, auf der Freitreppe wucherte das Gras, und vor die schweren Türen waren ebenso schwere Riegel geschoben. Das Ganze machte bei aller Vernachlässigung noch immer einen kompakten, trotzigen Eindruck.

Auf das kleine hölzerne Wohnhaus dagegen schien vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Sonne warm herab, die Bäume waren gleichsam zurückgetreten, um den Raum und die Luft nicht zu versperren. Der Blumengarten zog sich nach der Parkseite hin wie eine Girlande um die hölzernen Wände, und Kletterrosen, Dahlien und andere Blumen machten förmlich Miene, in die Fenster hineinzukriechen.

Schwalben hatten ihre Nester dicht unter dem Dache gebaut und huschten in raschem Fluge um das Haus herum; im Park und im Wäldchen dahinter sangen Grasmücken und Goldamseln, Zeisige und Stieglitze, und in der Nacht vernahm man das Trillern und Flöten der Nachtigallen.

Der Hof war voll von Geflügel aller Art, Hunde aller Farben liefen hin und her. Die Kühe wurden am Morgen aufs Feld getrieben und kehrten am Abend heim, und ein Ziegenbock mit zwei Ziegen zog jedesmal mit. Mehrere Pferde standen fast müßig im Stalle.

Über den Blumen vor dem Hause summten Bienen und

Hummeln, Libellen schwirrten daher, Schmetterlinge gaukelten in der Sonne, und in den Ecken lagen Katzen mit ihren Jungen.

Freudigkeit und Friede herrschten im Hause, alles, was das Herz nur wünschte, war darin vorhanden. Die Zimmer waren klein, doch gemütlich, die Möbel, die noch aus der Zeit der Großeltern und Urgroßeltern Raiskis herstammten, waren aus dem großen Hause herübergebracht worden. An den Wänden hingen Porträts: Raiskis Eltern und die Eltern der beiden kleinen Mädchen, die in der Pflege der Großtante verblieben waren.

Der Fußboden war überall gestrichen, gebohnt und mit Schutzdecken belegt; die Öfen waren mit bunten, altertümlichen Kacheln geschmückt, die gleichfalls aus dem großen Hause stammten. Die Schränke waren über und über mit altem Geschirr und Silberzeug gefüllt, das jedesmal klang und klirrte, wenn jemand durch die Zimmer schritt.

Zunächst fielen die alten Meißener Tassen, Hirtenmädchen, Marquisen, die chinesischen Pagoden, die bauchigen Teekannen und Zuckerschalen und die schweren silbernen Löffel ins Auge. Runde, mit Bronze verzierte Stühle und kleine Tische mit zierlicher Holzmosaik standen in den lauschigen Ecken.

In Tatjana Markownas Kabinett stand ein altertümlicher Schreibtisch mit Spiegel, Urnen, Leiern und Genien, der gleichfalls mit Bronze verziert und mit reichem Schnitzwerk geschmückt war. Aber sie hatte den Spiegel verhängen lassen: es störte sie beim Schreiben, sagte sie, wenn sie so immer ihre „Visage" vor sich sah.

Ferner stand da ein runder Tisch, an dem sie zu Mittag zu speisen und den Kaffee und Tee einzunehmen pflegte, sowie ein alter, nicht gerade weicher Ledersessel mit hohem Rokokorücken.

Tatjana Markowna war noch ganz nach der Methode der alten Zeit erzogen, sie liebte es nicht, sich gehen zu lassen, sondern hielt sich gerade, in schlichter Einfachheit, in reservierten, anständigen Formen; alles Auffallende in der Haltung einer Frau hielt sie für unanständig.
Sie erschien Boris, als er sie jetzt wiedersah, geradezu schön, und sie war es in der Tat.
Sie war von hoher, nicht gerade voller, doch auch nicht hagerer Gestalt und von großer Lebhaftigkeit. Trotz des ergrauten Haares machte sie durchaus noch keinen alten Eindruck, und sie zählte in der Tat nicht mehr als fünfzig Jahre. Die schwarzen, lebhaften Augen und das gutherzige, graziöse Lächeln hatten etwas ungemein Einnehmendes — selbst wenn sie zornig wurde, wenn es in diesen Augen blitzte und wetterte, glaubte man hinter dem Gewölk schon wieder den klaren Himmel zu sehen.
Die Oberlippe war von einem leichten Flaum beschattet; auf der linken Wange, näher dem Kinn, befand sich ein Muttermal mit einem dichten Haarbüschel darauf. Das erhöhte noch den gutmütigen Ausdruck ihres Gesichts.
Sie hatte das graue Haar kurz geschnitten und ging im Hause wie im Hofe und Garten mit bloßem Kopfe umher. Nur an Feiertagen, und wenn Gäste anwesend waren, pflegte sie eine Haube zu tragen; aber die Haube hatte keinen Halt auf ihrem Kopfe, sie stand ihr durchaus nicht und glitt jeden Augenblick vom Kopfe herunter. Das war ihr selbst lästig, und wenn sie einem Gaste fünf Minuten lang Gesellschaft geleistet hatte, entschuldigte sie sich gewöhnlich und nahm die Haube ab.
Am Vormittag pflegte sie einen weiten, weißen Morgenrock mit einem Gürtel und großen Taschen zu tragen, am Nachmittag zog sie ein braunes Kleid an, an dessen Stelle

an hohen Festtagen ein helles, silbern schimmerndes Kleid trat, das ganz steif war und beständig knisterte; um die Schultern trug sie einen kostbaren alten Schal, den nur die Haushälterin Wassilissa aus der Truhe nehmen und wieder hineinlegen durfte.

„Den hat Onkel Jwan Kusmitsch aus dem Orient mitgebracht — dreihundert Dukaten hat er gekostet," pflegte sie mit Stolz zu sagen. „Jetzt ist solch ein Schal für den Preis nicht zu haben!"

Am Gürtel und in den Taschen hingen und lagen zahlreiche Schlüssel, so daß man Tatjana Markowna, wenn sie über den Hof oder durch den Garten ging, wie eine Klapperschlange schon von ferne hörte.

Die Kutscher steckten, sobald sie das Klirren der Schlüssel vernahmen, rasch die Pfeife in den Stiefelschaft, weil nämlich Tatjana Markowna nichts in der Welt so sehr fürchtete, wie eine Feuersbrunst, und das Tabakrauchen aus diesem Grunde für eins der schlimmsten Laster hielt.

Die Köche und Küchenmädchen griffen, wenn das Schlüsselklirren sich vernehmen ließ, sogleich nach einem Messer, Kochlöffel oder Besen, und Kirjuscha, der gerade mit Matrona im Tor stand, lief sogleich davon, während diese nach dem Stalle eilte und mit Eifer an einem Trog zu schleppen begann, als ob ihr nie etwas anderes in den Sinn gekommen wäre.

Auch im Hause war das Klirren der Schlüssel jedesmal das Signal zu einer angeregteren Tätigkeit. Maschutka nahm flink die unsaubere Schürze ab und wischte am ersten besten Stück Zeug, ob es das Taschentuch ihrer Herrin oder ein Wischlappen war, die schmutzigen Hände ab. Dann spuckte sie in die Hände, suchte das widerspenstige, trockene Haar an den Schläfen festzukleben und deckte ein sauberes

Tischtuch auf den runden Tisch, worauf Wassilissa, eine schweigsame, ernste Person von etwas kränklichem Aussehen, die mit ihrer Herrin etwa in gleichem Alter stand, das silberne Servis mit dem dampfenden frischen Kaffee hereinbrachte.

Maschutka zog sich dann in einen Winkel zurück, um sich vor dem prüfenden Auge der Herrin, die sie immer adrett und sauber sehen wollte, in Sicherheit zu bringen. Es wurde Maschutka auch gar zu schwer, sich sauber zu halten: hatte sie ihre Hände gewaschen, dann hielt sie die Gegenstände lange nicht so sicher fest und ließ jeden Augenblick etwas fallen; ob es der Samowar oder ein wertvolles Servis war, es entglitt eben ihren Händen. Auch in sauberen Kleidern fühlte sie sich immer sehr unbehaglich. Wenn sie sich am Sonntag waschen und kämmen mußte und ihre guten Kleider anzog, war ihr, wie sie sagte, so zumute, als sei sie in einen Sack eingenäht. Sie fühlte sich immer nur dann glücklich, wenn sie vom Aufwischen der Fußböden, vom Reinigen der Fenster, der Türen und des Geschirrs so recht von oben bis unten beschmutzt war, daß man ihr Gesicht nicht wiedererkannte und sie, um sich die Nase oder die Augenbrauen zu reiben, statt der unsauberen Hände die Ellbogen zu Hilfe nehmen mußte.

Im Gegensatz zu ihr war Wassilissa die Akkuratesse selbst, stets ernst und gemessen, immer nur im Flüsterton sprechend und auf dem ganzen Hofe die einzige Person, die sich wirklich sauber hielt. Als ganz junges Mädchen schon war sie als Kammerzofe in den Dienst ihrer Herrin getreten; nie hatte sie sich von ihr getrennt, jedes Ereignis, jede Einzelheit ihres Lebens war ihr bekannt; jetzt hatte sie die Stellung einer Vertrauten ihrer Herrin und Haushälterin inne.

Ihre Unterhaltung war stets sehr einsilbig — die Herrin brauchte Wassilissa fast gar keine Befehle zu erteilen, sie wußte schon von selbst, was zu tun war. Lag etwas Besonderes vor, dann gab ihr die Großtante einfach den „Rat“, das und das zu tun. Eine Untergebene um etwas zu bitten, widersprach ihrer feudalen Auffassung. Ein Lakai, ein Diener, eine Dienerin blieb eben für sie ein Lakai, ein Diener, eine Dienerin, welche Vorzüge auch sonst der oder die Betreffende haben mochte.
Im übrigen nahm nur selten jemand von ihr persönlich Befehle entgegen: in allen häuslichen Angelegenheiten teilte sie ihre Wünsche Wassilissa mit, und in allem, was das Gut betraf, wandte sie sich an den Buchhalter oder den Starosten. Niemand außer Wassilissa wurde von ihr beim vollen Namen genannt, es müßte denn sein, daß jemand einen Namen trug, der sich schon gar nicht abkürzen oder verstümmeln ließ, wie etwa die Namen Ferapont oder Pantelejmon, deren Träger ihren Namen voll zu hören bekamen; den Dorfältesten nannte sie Stepan Wassiljew, alle anderen waren für sie nur Matroschka, Maschutka, Jegorka usw. Nannte sie dagegen jemanden beim Vor- und Vatersnamen, dann durfte er sicher sein, daß sich über ihm ein Gewitter zusammenzog:
„Komm doch mal her — du, Jegor Prochorytsch! Wo hast du denn gestern den ganzen Tag gesteckt?“ oder: „Du, Ssemjon Wassilitsch — du warst ja gestern mit der brennenden Pfeife auf dem Heuboden. Nimm dich in acht, Bursche!“
Sie drohte ihm mit dem Finger, und zuweilen stand sie mitten in der Nacht auf und spähte durchs Fenster, ob nicht irgendwo das Glimmen einer Tabakpfeife zu sehen war oder jemand mit der Laterne in die Scheune ging.

Der Gegensatz zwischen den „Leuten" und der Herrschaft war für sie unüberbrückbar. Sie war nur mäßig streng, ja beinahe leutselig und menschenfreundlich, doch alles nur im Sinne des alten Herrentums. Wurde irgendeine Irina oder Matrona Mutter eines illegitimen Kindes, dann hörte sie den Bericht, der ihr über den Fall erstattet wurde, schweigend, mit der Miene beleidigter Würde an; dann befahl sie Wassilissa, alles Nötige zu geben, wandte sich verächtlich zur Seite und sagte nur: „Daß mir die abscheuliche Person nicht wieder vor Augen kommt!" Waren Matrona oder Irina wieder wohlauf, so ließen sie sich vier Wochen lang vor der Herrin nicht sehen, um hierauf wieder an der Bildfläche aufzutauchen, als ob gar nichts vorgefallen wäre; das Kind wurde kurzerhand „ins Dorf" zur Pflege geschickt.

Wurde jemand von den Leuten krank, dann stand Tatjana Markowna selbst mitten in der Nacht auf und schickte ihm Spiritus oder Salbe, oder was sonst nötig war. Am nächsten Morgen jedoch ließ sie ihn ins Krankenhaus bringen, oder sie ließ die „Melancholicha" holen, nie jedoch den Arzt. Dagegen brauchte nur eine ihrer kleinen Großnichten eine belegte Zunge oder einen etwas aufgetriebenen Leib zu haben, und sogleich mußte Kirjuschka oder Wlas auf ungesatteltem Pferde, wie toll mit den Knien und Ellbogen arbeitend, nach der Stadt traben, um den Doktor zu holen.

Die „Melancholicha" war irgendein altes Weib in der Vorstadt, das mit den einfachsten Mitteln die „Leute" kurierte und ihre Krankheiten im Handumdrehen wegbrachte. Wohl kam es vor, daß ihre Kur den einen für sein ganzes Leben zum Krüppel machte, daß der andere dabei seine Stimme verlor und bis zu seinem Tode nur noch heiser krächzen konnte, daß dieser ohne Auge, jener ohne Kinn-

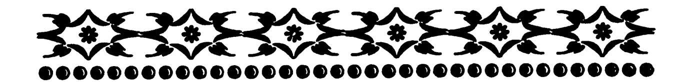
lade von ihr zurückkam — aber der Schmerz war doch vorüber, und der glücklich Kurierte konnte wieder seine Arbeit verrichten. Das genügte dem Kranken wie der Quacksalberin, und erst recht natürlich der Herrschaft. Da die Melancholicha ihre Praxis nur unter den Leibeigenen und den kleinen Leuten der Vorstadt ausübte, legte ihr die Medizinalbehörde weiter kein Hindernis in den Weg.
Die Kost, die Tatjana Markowna ihren Leuten gab, war reichlich und nahrhaft — an Kohlsuppe und Grütze wurde nicht gespart, an den Feiertagen gab es Fruchtpasteten und Hammelfleisch, und zu Weihnachten wurden Gänse und Schweine gebraten. Im übrigen war sie in bezug auf Beköstigung und Kleidung der Leute gegen jeden „Luxus", höchstens daß sie einmal als besondere Vergünstigung dieser oder jener Bäuerin die Überreste der herrschaftlichen Tafel zukommen ließ. Den Tee oder Kaffee trank zunächst nach der Herrin die Haushälterin Wassilissa, dann kamen die Stubenmädchen und der alte Haushofmeister Jakow an die Reihe. Die Kutscher, die Hofarbeiter und der Dorfälteste bekamen an Festtagen jeder ein Glas Branntwein, als besondere Anerkennung ihrer treuen Dienste.
Wenn des Morgens der Kaffee vom Tisch geräumt war, erschien eine stattliche alte Frau mit auffallend roten Pausbacken und ewig lachendem Munde im Zimmer: die Wärterin der beiden Großnichten Wjerotschka und Marfinka. Hinter ihnen her kam ein zwölfjähriges Mädchen, das der Alten zur Hand ging. Sie brachten die Kinder zum Frühstück in das Zimmer der Großtante.
„Nun, meine lieben Vögelchen, wie geht's?" sagte sie und wußte nicht, welches der beiden Kinder sie zuerst küssen sollte. „Nun, Wjerotschka? Ei, ist das ein artiges Kind: wie hübsch gekämmt sie schon ist!"

„Auch ich bin schon gekämmt, Tantchen, auch ich!“ rief Marfinka laut.

„Wovon hat denn Marfinka so rote Äugelchen? Hat sie im Schlafe geweint?“ fragte sie besorgt die Kinderfrau. „Oder ist's von der Sonne? Gehen auch die Vorhänge richtig zu? Darum kümmerst du dich natürlich nicht, du Schlafmütze! Ich muß schon selbst mal nachsehen.“

Im Mädchenzimmer saßen noch drei oder vier weitere Mädchen, die den ganzen Tag über irgendeine Näh- oder Stickarbeit gebückt waren — die Großtante litt es nämlich nicht, daß irgend jemand unbeschäftigt dasaß. Im Vorzimmer räkelte sich der nachdenkliche alte Jakow, der sechzehnjährige Spötter Jegorka und zwei oder drei Lakaien, die dem Hausmeister zur Hilfe beigegeben waren, im übrigen nur wenig zu tun hatten und oftmals wechselten. Jakow selbst bediente nur bei Tisch, jagte träg mit einem Zweige die Fliegen von den Schüsseln, stellte ebenso träg die frischen Teller hin und brachte nur widerwillig einmal ein Wort über die Lippen. Selbst wenn seine Herrin ihn fragte, antwortete er kaum, als fiele ihm das Leben weiß Gott wie schwer, als drückte irgendeine ungeheure Last auf seine Seele, obschon nichts Derartiges vorlag. Tatjana Markowna hatte ihn nur deshalb zum Haushofmeister gemacht, weil er ein ruhiger Mensch war, nicht rauchte und nur mäßig — das heißt nie bis zur Bewußtlosigkeit — trank; außerdem war er ein eifriger Kirchenbesucher.





Achtes Kapitel

Raiski hatte die Großtante gerade beim Frühstück der Kinder angetroffen. Sie schlug vor Überraschung die Hände über dem Kopfe zusammen und sprang von ihrem Stuhle auf, fast wären dabei die Teller vom Tische geflogen.

„Borjuschka! O, du Schelm! Kein Wort zu schreiben, so mit der Tür ins Haus zu fallen: ich bin ja so erschrocken, wie du eben ins Zimmer tratst!"

Sie nahm seinen Kopf zwischen beide Hände, sah ihm ein Weilchen fest ins Gesicht, wollte in Tränen ausbrechen, besann sich jedoch eines Besseren, preßte seinen Kopf an ihre Schulter, warf einen raschen Blick auf das Porträt seiner Mutter an der Wand und unterdrückte einen Seufzer.

„Nun, nun, nun ..." — sie wollte sprechen und fragen, sprach und fragte aber nichts, sondern lächelte nur und wischte sich heimlich eine Träne aus dem Auge. „Ganz Mamas Sohn: wirklich — auffallend ähnlich! Sieh nur, wie schön sie war! Sieh, Wassilissa ... Du erinnerst dich ihrer noch? Nicht wahr, er ist ihr sehr ähnlich?"

Kaffee, Tee, Weißbrot, das Frühstück, das Mittagessen —

alles stürmte förmlich auf den jungen Studenten ein, der noch eine gute Portion Schüchternheit und Verschämtheit, dafür aber auch den ganzen gesunden Appetit der Jugend besaß und all den guten Bissen, die ihm aufgetischt wurden, tapfer zusprach. Die Großtante aber verwandte nicht ein Auge von ihm:

„Ruft die Leute zusammen," rief sie, „sagt es dem Starosten, sagt es allen, allen: der junge Herr ist angekommen, unser richtiger Herr, der Besitzer des Gutes! Willkommen, Väterchen — willkommen im heimatlichen Neste!" sprach sie, in scherzhafter Weise die Art der Bauern nachahmend. „Versagen Sie uns nicht Ihre Gnade, Tatjana Markowna hat uns gekränkt, uns ausgesogen, nehmen Sie sich unser an, Väterchen!... Hahaha! — Da sind die Schlüssel, da sind die Jahresrechnungen! Bitte, übernimm das Kommando, verlange Rechenschaft von der Alten, frag' sie, wie sie alles verschwendet hat, warum die Bauernhütten so verfallen aussehen!... Geh nach der Stadt, dort betteln die Bauern von Malinowka überall unter den Fenstern... Ha ha ha! Und dann fahr mal zum Onkel hinüber, zum Vormund, nach dem anderen Gute — dort gehen die Bauern wochentags in geschmierten Stiefeln und roten Hemden, und ihre Häuser haben zwei Stockwerke, ja!... Nun, warum schweigst du denn, gnädiger Herr? Warum verlangst du keine Rechnungslegung? Aber jetzt frühstücke erst mal, dann will ich dir alles zeigen."

Nach dem Frühstück nahm die Großtante ihren mächtigen Sonnenschirm, zog sich ein Paar Schuhe mit dicken Sohlen an, setzte eine gesteppte Leinenmütze auf und verließ mit Boris das Haus, um ihm die Wirtschaft zu zeigen.

„Nun, gnädiger Herr, jetzt sieh dir alles an, gib genau acht, und wenn du etwas bemerkst, was dir nicht gefällt,

dann rüffle die Tante nur ganz gehörig! Das Blumengärtchen hier vor den Fenstern habe ich erst kürzlich anlegen lassen," sagte sie, während sie zwischen den bunten Beeten nach dem Hofe zuschritt. „Hier haben auch Wjerotschka und Marfinka ihr Plätzchen, hier spielen sie im Sande, ich habe sie da immer vor Augen. Auf die Kinderfrau ist ja doch kein Verlaß — und hier sehe ich immer, was sie treiben. Sind sie einmal größer, dann brauchen wir keine Blumen zu kaufen: dann haben wir unsere eigenen!" fügte sie scherzend hinzu.

Sie schritten über den Hof.

„Kirjuschka, Jerjomka, Matroschka! Wo habt ihr euch denn alle versteckt?" rief die Tante, mitten im Hofe stehend. „Habt wohl kein gutes Gewissen? Immer kommt her, rasch!" Matroschka kam auf sie zu und meldete, daß Kirjuschka und Jerjomka nach dem Dorfe geschickt seien, um die Bauern zu holen.

„Sieh mal, das ist die Matroschka: erinnerst du dich ihrer noch?" sprach die Großtante. „So komm doch näher, dummes Ding, was stehst du da? Küß' doch dem gnädigen Herrn die Hand: das ist ja mein Großneffe!"

„Ich trau' mich nicht, Herrin, ich wag's nicht!" versetzte Matroschka, kam jedoch näher auf Raiski zu.

Er umarmte sie verschämt.

„Der Flügel da ist ja neu gebaut, Tantchen: den habe ich noch nicht gesehen!" sagte Boris.

„Hast es also doch bemerkt! Ja, ja — erinnerst du dich noch des alten? Der war ganz verfault, handbreite Spalten waren im Fußboden, und so schwarz, so verräuchert war alles. Und nun sieh dir's mal an!"

Sie betraten das neu errichtete Gebäude. Die Großtante zeigte ihm dann die umfangreichen Reparaturen in den

Stallungen, auch die Pferde wurden besichtigt. Hierauf ging er nach dem neuen Geflügelhaus, der Waschküche und den Viehställen.
„Auch die alte Küche ist nicht mehr vorhanden; dort ist die neue, ich habe sie absichtlich etwas abseits anlegen lassen, als besonderes Gebäude, schon wegen der Feuersgefahr, und damit die Leute mehr Raum haben. Jetzt hat jedes seinen Winkel für sich, wenn er auch nur klein ist. Da ist der Getreidespeicher, hier die Vorratskammer, dort der neue Keller; den alten Keller habe ich umbauen lassen."
„Was stehst du denn da?" wandte sie sich an Matrona. „Geh, sag' Jegorka, er soll ins Dorf laufen und dem Starosten sagen, daß wir selbst hinkommen."
Im Park machte Tatjana Markowna den jungen Besitzer mit jedem Baum, jedem Strauch bekannt, führte ihn die Alleen entlang, ließ ihn einen Blick von der Höhe in die Schlucht tun und führte ihn schließlich nach dem Dorfe. Es war ein warmer, sonniger Tag, der Winterroggen wogte leicht und gleichmäßig unter dem sanften Hauche des Mittagswindes.
„Das ist mein Enkel Boris Pawlytsch!" sagte sie zum Starosten. „Nun, seid ihr mit dem Heu bald fertig? Beeilt euch, solange schönes Wetter ist, nach der Hitze wird es Regen geben. Da seht ihr nun den Herrn, euren wirklichen Herrn — heut ist er gekommen!" sagte sie zu den Bauern. „Hast du ihn schon mal gesehen, Garaska? Sieh dir ihn nur ordentlich an! Und du, Iljuschka — sag' mal, ist das nicht dein Kalb dort im Roggen?" fragte sie im Vorübergehen und warf dann einen Blick nach dem Teiche.
„Da hängt schon wieder Wäsche auf den Bäumen!" rief

sie zornig und wandte sich zum Starosten um. „Ich habe doch befohlen, daß eine Leine gekauft werden soll! Sag's der blinden Agaschka — sie ist's, die immer die Hemden auf die Weide hängt — daß sie ihren Kram da wegbringen soll! Die Äste müssen ja abbrechen!"

„Eine so lange Leine ist nicht da," erwiderte der Starost in schläfrigem Tone. „Man müßte in der Stadt eine neue kaufen . . ."

„Warum sagst du es nicht Wassilissa? Sie würde es mir sagen! Jede Woche fahre ich nach der Stadt, längst hätte ich eine Leine besorgt!"

„Ich hab's ihr ja gesagt; aber sie vergißt es — oder sie sagt, es lohne sich nicht, die Herrin damit zu belästigen."

Die Großtante machte sich einen Knoten ins Taschentuch. Sie pflegte zu sagen, daß nichts in der Wirtschaft ohne sie geschehe. Eine Wäscheleine konnte schließlich auch jeder andere kaufen, aber um nichts in der Welt hätte sie das Geld dafür jemandem anvertraut.

Sie war nicht gerade geizig, ging jedoch mit dem Gelde sehr behutsam um; bevor sie etwas ausgab, überlegte sie lange, ward sogar ein wenig ärgerlich; war das Geld jedoch einmal ausgegeben, dann hatte sie die Sache sogleich vergessen und notierte die Ausgabe nicht einmal gern; tat sie es dennoch, so geschah es, wie sie sagte, nur, um zu wissen, wo das Geld geblieben war, und nicht zu erschrecken, wenn es plötzlich fort war. Sehr ungern zahlte sie größere Summen auf einmal, namentlich wenn es plötzliche, unvorhergesehene Ausgaben waren.

Abgesehen von den allgemeinen Dispositionen, die sie zu treffen hatte, ging ihr Leben in lauter kleinlichen Sorgen und Tätigkeiten hin. Bald beschäftigte sie die Mädchen mit Zuschneide- und Näharbeiten, bald gab es zu flicken,

zu kochen, zu scheuern. Wenn sie dabeistand und zusah, wie die anderen arbeiteten, so nannte sie das „alles selber machen". Sie rührte nichts an, sondern stand in graziöser Kommandohaltung da, die eine Hand in die Hüfte gestützt und mit dem Zeigefinger der anderen da- und dorthin zeigend, wo etwas wegzunehmen oder hinzustellen war, oder wie etwas gemacht werden sollte.

Der Schlüsselbund an ihrem Gürtel enthielt nur die Schlüssel zu den Schränken, Truhen und Schatullen im Hause, in denen das seit vielen Jahren aufgehäufte feine Leinenzeug, die schon vergilbten kostbaren Spitzen, die als Brautgabe für die Enkelinnen bestimmten Brillanten und vor allem das Geld aufbewahrt wurde. Die Schlüssel der Speisekammer und der sonstigen Behältnisse, in denen Tee, Zucker, Kaffee und andere Vorräte aufbewahrt wurden, befanden sich in Wassilissas Händen.

Hatte die Großtante am Morgen ihre Anordnungen in der Wirtschaft getroffen und nach dem Kaffee, am Schreibtisch stehend, an der Rechenmaschine die Kasse kontrolliert, dann setzte sie sich auf ihren Platz am Fenster und schaute aufs Feld hinaus, verfolgte die Arbeiten, beobachtete, was im Hofe getrieben wurde, und schickte Jakow oder Wassilissa hinaus, wenn etwas nicht so gemacht wurde, wie sie es wollte.

Hierauf fuhr sie, wenn etwas einzukaufen war, nach der Stadt, besuchte die Läden und machte einige Visiten. Doch blieb sie nirgends lange, sprach nur an zwei, drei Stellen fünf Minuten lang vor und war zum Mittagessen wieder zu Hause.

Nicht so schnell ließ sie ihre eigenen Gäste los — wer kam, mußte, wenn es irgend ging, zum Frühstück oder Mittagessen bleiben. Nie, solange sie lebte, war jemand von ihr

gegangen, ohne daß sie ihn, ganz gleich womit und zu welcher Tageszeit, bis oben hinauf vollgestopft hätte. Nach dem Mittagessen saß sie, wenn sie allein war, im Winter gern in nachdenklichem Schweigen am Kamin. In schöner Pose, als die vornehme Dame, die keine Sorgen hat, saß sie da, wie in tiefes Nachsinnen oder in Erinnerungen versunken, die sie weit, weit entführten. Dann mußte es ganz still um sie sein. Im Sommer hielt sie sich am Nachmittag im Garten oder im Park auf: hier zog sie auch wohl gern einmal ein Paar Gemslederhandschuhe an, nahm den Spaten, die Harke oder die Gießkanne zur Hand und begann — „aus Gesundheitsrücksichten" — ein Beet umzugraben, oder begoß die Blumen, raupte einen Strauch ab, entfernte das Spinngewebe von den Johannisbeersträuchern und endete schließlich, nachdem sie müde geworden, den Tag am Teetisch, wo ihr guter alter Freund und Berater Tit Nikonytsch Watutin ihr Gesellschaft leistete.





Neuntes Kapitel

Pit Nikonytsch war der geborene Gentleman. Er besaß in demselben Gouvernement ein Gut von zweihundertfünfzig bis dreihundert Seelen — er wußte selbst nicht, wieviel es waren, denn er war nie auf seinem Gute und ließ die Bauern treiben, was sie wollten, und die Pacht, die sie ihm zahlten, nach eigenem Ermessen bestimmen. Nie übte er eine Kontrolle über sie aus. Mit verschämter Miene nahm er das Geld, das sie ihm brachten, legte es, ohne es nachzuzählen, in seinen Schreibtisch und winkte ihnen ab — sie konnten wieder heimfahren und tun, was sie wollten.

Er hatte früher in der Armee gedient. Die älteren Leute erinnerten sich seiner noch als eines stattlichen jungen Offiziers von trefflicher Erziehung, bescheidenem Wesen und offenem, tapferem Charakter.

In seiner Jugend hatte er häufig seine Mutter auf dem Gute besucht, hatte da seinen Urlaub zugebracht und war wieder abgereist, und schließlich nahm er den Abschied, zog in die Stadt, kaufte sich dort ein kleines graues Häuschen mit drei auf die Straße hinausgehenden Fenstern und richtete sich hier für immer sein Nest ein.

Er hatte eine ziemlich mangelhafte Bildung in irgendeinem Kadettenkorps erhalten, las jedoch gern, namentlich Bücher politischen und naturwissenschaftlichen Inhalts. Seine Sprechweise, seine Manieren, sein ganzes Auftreten hatten etwas Sanftes, Verschämtes; das Bewußtsein der eigenen Würde barg sich wohl dahinter und kam zwar nicht sichtbar zum Vorschein, schien aber stets bereit, wenn es not tat, sich offen zu bekunden.

Er bewahrte, mit wem er auch sprechen mochte, stets eine gewisse respektvolle Zurückhaltung in Worten und Gesten. Ob er dem Gouverneur, oder einem Freunde, oder einem ihm eben erst vorgestellten Fremden gegenüberstand, jedesmal verbeugte er sich auf die gleiche höfliche Weise, scharrte leicht mit dem Fuße und hob ihn ein wenig nach hinten empor, ganz nach Vorschrift des alten Zeremoniells. In Gegenwart einer Dame setzte er sich nie, selbst auf der Straße sprach er mit Damen nur unbedeckten Hauptes; er war der erste, der sich nach einem zur Erde fallenden Taschentuch bückte, oder ein Fußbänkchen herbeiholte. Waren junge Mädchen in einem Hause, so brachte er jedesmal ein Pfund Konfekt oder einen Blumenstrauß mit und suchte den Ton der Unterhaltung ihrem Alter, ihrer Beschäftigung, ihren Neigungen anzupassen, wobei er stets die größte Ehrerbietung und Ritterlichkeit an den Tag legte und sich nicht die geringste Freiheit, nicht die kleinste Anspielung herausnahm. Nie erschien er in Damengesellschaft anders als im Frack.

Er rauchte keinen Tabak, gebrauchte keine Parfüms, tat nichts, um jugendlicher zu erscheinen, und machte in seinem Äußeren, seinen Bewegungen, seinen Umgangsformen stets einen schlicht eleganten, untadeligen, vornehmen Eindruck. Seiner Wäsche schenkte er die größte Sorgfalt, gab nichts

auf die Fasson oder auf eine besonders zierliche Ausführung, sondern legte einzig Wert auf blendende Sauberkeit.
Alles an ihm war einfach und sozusagen strahlend. Die Nankingbeinkleider waren immer frisch und glatt gebügelt; der blaue Frack schien eben vom Schneider zu kommen. Er war bereits fünfzig Jahre alt, machte jedoch, dank einer Perücke und dem stets glattrasierten Kinn, den Eindruck eines frischen, rotwangigen Vierzigers.
Sein Blick und sein Lächeln hatten etwas so Liebenswürdiges, daß sie vom ersten Augenblick an für ihn einnahmen. Obschon seine Mittel nur beschränkt waren, machte er doch den Eindruck des freigebigen großen Herrn — so leicht und freudig warf er seinen Hundertrubelschein hin, als wären es Tausende.
Für Tatjana Markowna hegte er ein Gefühl ehrerbietiger, fast andächtiger Freundschaft, in dem so viel Wärme lag, daß schon die Art, wie er bei ihr eintrat, wie er sich setzte und sie ansah, darauf schließen ließ, daß er sie über alles liebte. Dabei gestattete er sich jedoch, obschon er ihr täglicher Gast war, im Verkehr mit ihr nie irgendeine noch so harmlose Vertraulichkeit.
Sie vergalt ihm mit gleicher Freundschaft, doch lag in dem Tone, in dem sie mit ihm verkehrte, mehr Lebhaftigkeit und Familiarität. Sie beherrschte ihn sogar ein klein wenig, was bei ihrem raschen, beweglichen Naturell nicht wundernehmen konnte.
Leute, die sie in ihrer Jugend gekannt hatten, erzählten, sie sei ein lebhaftes, sehr hübsches, schlankes, ein wenig affektiertes Mädchen gewesen, erst die Beschäftigung mit der Wirtschaft habe diese bewegliche, etwas scharfzüngige Frau aus ihr gemacht. Aber bis ins spätere Alter hinein

hatte sie sich doch recht viel von ihrer jugendlichen Art bewahrt.

Wenn sie den alten türkischen Schal um hatte und so in Nachdenken versunken dasaß, hatte sie große Ähnlichkeit mit einem alten Frauenporträt, das sich in der Ahnengalerie drüben im alten Hause befand.

Etwas Kraftvolles, Gebieterisches, Stolzes kam zuweilen ganz plötzlich bei ihr zum Durchbruch: sie richtete sich hoch empor, und ihr Gesicht strahlte, als würde es von innen durch einen jäh aufsteigenden, bedeutsamen Gedanken erleuchtet, der sie hinwegtrug über dieses kleinliche Leben in eine andere, erhabene Welt.

Wenn sie so allein dasaß, lächelte sie bisweilen so anmutig-träumerisch, daß sie ganz das Aussehen einer sorglosen, reichen, verwöhnten Dame hatte. Und wenn sie, die Arme auf die Hüften gestützt oder über der Brust gekreuzt, dastand und, allen häuslichen Ärger vergessend, auf die Wolga hinausschaute, dann nahm ihr Gesicht einen verklärten, fast poetisch schönen Ausdruck an.

Kaum ein Tag verging, ohne daß Tit Nikonytsch irgendein Geschenk für die Großtante oder die kleinen Nichten mitbrachte. Im März, wenn noch alle Gärten unter der Schneedecke lagen, brachte er eine grüne Gurke oder ein Körbchen voll Erdbeeren, im April eine Handvoll frischer Pilze als „erste Saisonneuheit“. Kamen die ersten Pfirsichsendungen an, so konnte man sicher sein, daß diese Frucht zuerst auf Tatjana Markownas Tafel erschien.

In der Stadt war einmal vor Jahren das Gerücht verbreitet gewesen, daß Tit Nikonytsch als junger Mann sich bei einem Besuche in Tatjana Markowna verliebt und bei ihr auch Gegenliebe gefunden habe. Die Eltern hätten jedoch ihre Wahl nicht gebilligt und einen anderen zu

ihrem Gatten bestimmt. Gegen diese Wahl habe sie sich gesträubt, und so sei sie schließlich unvermählt geblieben. Im Laufe der Zeit war dieses Gerücht dann verstummt, und ob etwas daran gewesen, wußten nur sie beide. Tatsache jedoch war, daß er ihr täglicher Gast war, oft schon zum Mittagessen kam und in ihrer Gesellschaft den Tag verbrachte. Man hatte sich daran gewöhnt, und niemand gab sich weiter Mühe, der Sache auf den Grund zu gehen.

Tit Nikonytsch plauderte gern mit ihr über alle möglichen Dinge, die in der Welt vorgingen, über die Kriege, die gerade geführt wurden, und die Ursachen dieser Kriege; er erklärte ihr, weshalb in Rußland das Getreide so billig sei, und was geschehen würde, wenn es in größerem Umfange exportiert werden könnte. Er kannte die Genealogie aller alten Adelsgeschlechter, alle Heerführer und Minister und deren Biographie; er erzählte ihr, daß das Niveau der Ozeane verschiedene Höhe habe, unterrichtete sie über alle neuen Erfindungen, die in England oder Frankreich gemacht wurden, und entschied darüber, ob sie der Menschheit Nutzen bringen würden oder nicht.

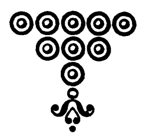
Er machte Tatjana Markowna auch Mitteilung davon, daß der Zucker in Nischni billiger geworden sei, damit die Kaufleute in der Stadt sie nicht übervorteilten, oder daß die Teepreise bald steigen würden, damit sie sich rechtzeitig versehen könnte.

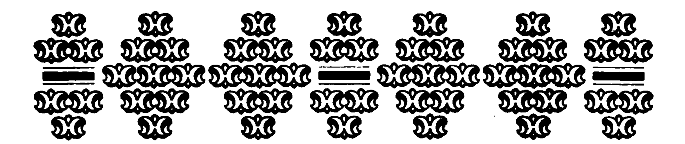
Hatte sie auf dem Gericht etwas zu tun, dann erledigte das Tit Nikonytsch, brachte alles ins gleiche, deckte zuweilen sogar eine Ausgabe aus seiner Tasche, und wenn sie dann zufällig dahinterkam, wusch sie ihm gehörig den Kopf, worauf er ganz verwirrt sie um Verzeihung bat, seinen Kratzfuß machte und ihr die Hand küßte.

Sie lebte in ständiger Opposition gegen die lokalen Be-

hörden: legte man ihr eine Einquartierung auf den Hof, wurde eine Ausbesserung der Wege verlangt oder eine Steuer eingetrieben, so schalt sie über behördliche Willkür, stritt sich herum, verweigerte die Zahlung und wollte vom „Gemeinwohl" und sonstigen Dingen dieser Art nichts wissen. Mag doch jeder für sich selbst sorgen, pflegte sie zu sagen und hielt mit ihrer Abneigung gegen die Polizei nicht hinterm Berge. Ganz besonders hatte es ihr ein Polizeimeister angetan, den sie geradezu einen Räuber nannte. Tit Nikonytsch hatte es mehrmals versucht, ihr den Begriff des „Gemeinwohls" klarzumachen, doch mußte er sich schließlich darauf beschränken, zwischen ihr und der Polizeibehörde den Frieden wiederherzustellen.

In dieses patriarchalisch stille Nest nun war der junge Raiski jetzt hineingeraten. Er, der bisher ein so verwaistes Leben geführt hatte, besaß nun mit einemmal eine Häuslichkeit, eine Mutter und Schwestern, und in Tit Nikonytsch das Ideal eines guten Onkels.





Zehntes Kapitel

Die Großtante war eben dabei, ihm auseinanderzusetzen, welche Getreidearten sie vorwiegend auf dem Gute anbaue, und welche Produkte augenblicklich die marktfähigsten wären, als der Neffe ganz ungeniert zu gähnen begann.

„So hör' doch zu: das ist ja alles dein Besitz, ich bin sozusagen nur dein Verwalter!...“ sagte sie.

Aber er gähnte nur wieder, sah den Vögeln nach, die durch den Hain flogen, verfolgte den Flug der Libellen, pflückte ein paar Kornblumen, schaute den Bauern bei der Arbeit zu, lauschte auf die ländliche Stille und ließ den Blick durch den blauen Himmelsraum schweifen, der hier so unendlich weit schien.

Die Großtante war mit den Bauern über irgend etwas ins Gespräch gekommen, und er benutzte die Gelegenheit, um in den Park zu laufen und den Abhang der Schlucht hinunterzuklettern. Durch das dichte Gestrüpp drang er bis dicht an die Wolga vor und stand stumm und starr vor der grandiosen Landschaft, die sich hier seinem Blick enthüllte.

„Nein, er ist noch zu jung, noch das reine Kind,“ dachte

die Tante, die ihm mit den Augen gefolgt war. „Er hat noch keinen Sinn für das Praktische. Da, wie er läuft! Was wird nur aus ihm werden?“

Die Wolga wälzte ihre Fluten zwischen den Ufern daher, an denen sich die mit Buschwerk bewachsenen Inseln und Sandbänke hinzogen. In der Ferne schimmerten die gelben Sandberge, deren Gipfel von dunklem Wald besäumt waren; da und dort glänzte ein Segel, die Möwen schwebten in gleichmäßigem Fluge über dem Wasser, netzten ihre Brust darin und stiegen in kühnen Bogenlinien wieder in die Höhe, während hoch über den Gärten langsam ein Weih dahinzog.

Doch Boris sah nicht mehr das Bild, das sich da vor ihm entrollte. Sein Auge war ganz nach innen gewandt, wo sich Zug um Zug das Gemälde da draußen in seiner Vorstellung widerspiegelte; er kontrollierte, ob auf diesem „inneren“ Gemälde die Berge ebenso erschienen wie dort drüben in der Wirklichkeit, ob jenes Bauernhäuschen dort, aus dem soeben der Rauch aufstieg, sich darin wiederfand, und er konstatierte, daß auch die Sandbänke und die schimmernden weißen Segel nicht darin fehlten.

Lange stand er da, mit geschlossenen Augen, und versetzte sich in seine Kindheit zurück; er erinnerte sich, daß hier die Mutter mit ihm zu sitzen pflegte, er rief sich ihr Gesicht ins Gedächtnis zurück und sah ihre träumerischen Augen, die so seltsam glänzten, wenn sie das Landschaftsbild da vor sich schauten...

Er trat ganz still wieder den Heimweg an, kletterte langsam den Schluchtrand hinauf und trug das Bild, das er eben geschaut, in seinem Innern mit fort, wie einen erworbenen Besitz.

An die Schlucht knüpfte sich die Erinnerung an ein trau-

riges Begebnis, das noch immer in Malinowka und der ganzen Umgegend nicht vergessen war. Dort in der Tiefe, mitten im Gebüsch, hatte zur Zeit, als Raiskis Eltern noch lebten, ein eifersüchtiger Gatte — ein Schneider aus der Stadt — seine ungetreue Gattin samt ihrem Liebhaber getötet und darauf sich selbst den Hals durchschnitten. Den Selbstmörder hatte man gleich an der Stelle verscharrt, wo das Verbrechen begangen worden war.

Ganz Malinowka, die ganze Vorstadt, das Haus der Raiskis und auch die Stadt selbst hatten damals unter dem Eindruck des Schreckens gestanden, den die blutige Untat hervorgerufen. Im Volke war, wie stets in solchen Fällen, das Gerücht entstanden, daß der Selbstmörder in einem weißen Gewande im Walde umherirre, zuweilen den Abhang emporklettere, um in die Wohnungen der Menschen hineinzuschauen, und wieder verschwinde. Aus abergläubischer Furcht hatte man jenen Teil des Parks, der sich auf dem Berge nach der Schlucht hinzog und durch einen Zaun von dem Tannenwald und den wilden Rosenhecken abgetrennt war, gänzlich vernachlässigt. Niemand vom Hofgesinde wagte es fortan, diesen Abhang hinunterzuklettern; die Bauern von Malinowka wie die Bewohner der Vorstadt umgingen ihn in weitem Bogen und zogen es vor, an anderen Stellen zur Wolga hinabzusteigen, selbst wenn dort der Abstieg steiler und gefahrvoller war. Der Zaun, der einst den Park vom Walde getrennt hatte, war längst verfallen und verschwunden. Die Parkbäume standen mit den Tannen, den Heckenrosen und den Geißblattsträuchern bunt durcheinander; eine wahre Wildnis war hier, wo alle Pflege aufgehört hatte, nach und nach entstanden, und mitten darin erhob sich ein vergessener und vernachlässigter, halb zerfallener Pavillon. Raiskis

Vater hatte sogar im oberen Teil des Parks einen Graben ziehen lassen, der fortan die Grenze des Parks bilden sollte.

Raiski hatte sich, als er in die Schlucht hinabstieg, jenes blutigen Vorfalls erinnert, der sich dort unten in den Büschen zugetragen. Ein leichter Schauer war ihm dabei über den Rücken gerieselt. Er stellte sich lebhaft die ganze Szene vor, wie der eifersüchtige Gatte, zitternd vor Erregung, durch die Büsche schlich, wie er sich auf den Nebenbuhler stürzte und ihn mit dem Messer durchbohrte, wie dann die schuldige Gattin ihm zu Füßen stürzte und ihn um Verzeihung anflehte. Er aber kniete wutschäumend auf ihr und stach auf sie los, und als dann die beiden Leichen blutüberströmt dalagen, schnitt er sich selbst die Kehle durch.

Raiski erbebte vor Entsetzen, ganz erregt und finster kehrte er von der unheimlichen Stätte ins Haus zurück. Doch immer von neuem zog es ihn nach dieser Wildnis, in das geheimnisvolle Dunkel dort unten am Fuße des Abhangs, der einen so herrlichen Ausblick nach der Wolga und ihren beiden Ufern gewährte.

Boris lebte ganz in diesem Landschaftsbilde; sein Gesicht war wie in träumerisches Sinnen getaucht, und es war ihm so wohl ums Herz, wenn er so dastand — sein ganzes Leben lang hätte er dort stehen können.

Er schloß die Augen und suchte klar zu erfassen, worüber er eigentlich sann, doch gelang ihm das nicht; die Gedanken kamen und gingen, wie die Wellen des Flusses: es war ihm, als ob eine Stimme in ihm klänge und sänge, in seinem Kopfe aber stand, wie in einem Spiegel, das Bild, das er vor sich schaute.

Wjerotschka und Marfinka machten ihm viel Spaß. Sie

ließen ihm keine Ruhe, ewig mußte er ihnen irgend etwas zeichnen, Hühner, Pferde, Häuser, die Großmutter oder auch sich selbst, nicht einen Augenblick wichen sie von seiner Seite.

Wjerotschka war ein brünettes kleines Ding mit scharfblickenden schwarzen Augen, sie wußte sich bereits einen gewissen Anstrich zu geben und schämte sich ihrer kindlichen Torheiten: ist sie zwei, drei Schritte nach Kinderart gehüpft, dann bleibt sie plötzlich stehen und sieht sich verlegen um, geht ein paar Schritte ernst und gemessen, läuft wieder ein Stückchen, pflückt heimlich in aller Eile eine Johannisbeere, steckt sie rasch in den Mund und verzieht, während sie die Beere hinunterschluckt, nicht einmal die Lippen. Fährt Boris ihr mit der Hand über den Kopf, dann streicht sie sich sogleich das Haar zurecht, und küßt er sie, dann wischt sie sich unbemerkt die Wange ab. Sie nimmt den Ball, wirft ihn ein- oder zweimal in die Höhe, und fällt er daneben, so hebt sie ihn nicht auf, sondern hüpft davon, reißt ein Blatt vom Baume und versucht damit zu knallen.

Sie ist ein kleiner Trotzkopf; sagt man ihr: wir wollen dahin gehen — so geht sie entweder nicht mit, oder sie tut es wenigstens nicht sofort, sondern schüttelt erst verneinend den Kopf, um dann schließlich doch, immer hüpfend und springend, nach dem angegebenen Ziel zu eilen.

Sie bat Raiski nie, etwas zu zeichnen, wenn aber Marfinka ihn darum gebeten hatte, sah sie ihm aufmerksamer zu als diese, sagte jedoch kein Wort. Nie bat sie auch um fertige Zeichnungen oder Bleistifte, wie Marfinka das tat. Sie zählte damals wenig über sechs Jahre.

Im Gegensatz zu der älteren Schwester war die fünfjährige Marfinka ein rundliches, kleines Mädelchen mit sehr weißer

Haut und roten Bäckchen. Sie hatte oft ihre Launen und weinte dann, doch dauerte das nicht lange: im nächsten Moment, während ihre Augen noch von Tränen feucht waren, jauchzte und lachte sie schon wieder.
Wjerotschka weinte nur selten und dann ganz still für sich; tat jemand ihr weh, so wurde sie schweigsam und kam nicht so bald wieder in Stimmung. Sie hat es nicht gern, wenn man von ihr verlangt, sie solle um Verzeihung bitten. Sie schweigt, schweigt, hat dann plötzlich wieder ihre gute Laune, beginnt umherzuhüpfen, pflückt heimlich ein paar Johannisbeeren oder eine der schwarzen, widerlich-süßlich schmeckenden Früchte des in den Furchen wuchernden Nachtschattens, vor deren Genuß die Großtante streng gewarnt hat, da sie giftig sind und Übelkeit verursachen.
„Wovon mag er nur immer sinnen und träumen?" zerbrach die Großtante sich den Kopf, wenn sie beobachtete, wie Raiski plötzlich aus der muntersten Stimmung in stilles Brüten verfiel — „und was treibt er eigentlich, wenn er so für sich ist?"
Boris ließ sie nicht lange auf Antwort warten: er zeigte ihr sein mit Zeichnungen angefülltes Portefeuille und spielte ihr alle seine Quadrillen, Tänze, Opernmotive und schließlich auch seine eigenen Phantasien vor. Tatjana Markowna war ganz hin vor lauter Staunen und Bewunderung.
„Ganz, ganz die Mutter!" sagte sie. „Auch sie war immer so in ihre Träumereien versunken, hatte keine Wünsche und seufzte doch immer nach irgend etwas, wartete auf etwas, wurde plötzlich ausgelassen lustig und spielte ein Stück nach dem anderen, oder vertiefte sich in ein Buch und war nicht davon wegzubringen. Sieh doch, Wassilissa: dich hat er gezeichnet, und mich — sieh nur, wie gut er uns getroffen

hat! Wart' mal, wenn Tit Nikonytsch kommt, mußt du dich verstecken und ihn zeichnen, und morgen schicken wir das Bild heimlich zu ihm und hängen es in seinem Kabinett an die Wand! Habe ich nicht einen prächtigen Neffen? Wie er spielt! Mindestens so gut wie der französische Emigrant, der bei meiner Tante lebte... Und kein Wort sagt er einem davon, nicht einen Ton! Morgen fahre ich mit dir in die Stadt, zur Fürstin, zum Adelsmarschall! Nur von der Wirtschaft will er nichts hören — na, vielleicht ist er dafür noch zu jung!"

Boris erzählte der Tante den ganzen Inhalt des „Befreiten Jerusalem" und des „Ossian", ja selbst mit dem Inhalt des Homer machte er sie bekannt, und auch aus den Universitätsvorlesungen erfuhr sie einiges. Immer wieder porträtierte er sie selbst, die Kinder und Wassilissa, und zur Abwechslung spielte er dann irgend etwas auf dem Klavier.

Dann lief er zur Wolga hinunter, setzte sich auf dem Abhang hin, oder eilte zum Flusse, legte sich dort in den Sand, beobachtete jeden Vogel, jede Eidechse im Grase, jeden Schmetterling im Gebüsch, wandte darauf seinen Blick nach innen und suchte festzustellen, ob auch das Bild in seiner Vorstellung richtig und deutlich genug war. Acht Tage später merkte er dann, daß es nach und nach verblaßte und schwand, und an seine Stelle trat die öde Langeweile.

Die Großtante aber kannte keine wichtigere Sorge als die, ihn mit den Einnahmen und Ausgaben des Gutes bekannt zu machen, erklärte ihm, wieviel die Abgaben ausmachten, wieviel die Wirtschaft koste, und was sie für die Umbauten ausgegeben habe.

„Für Wjerotschka und Marfinka führe ich natürlich be-

sondere Rechnung — da, sieh!" sagte sie; „denk' nicht etwa, daß ich auch nur eine Kopeke von dem Deinigen für sie nehme! Hör' mal..."

Aber er hörte nicht, sondern sah nur zu, wie die Großtante die Ziffern hinschrieb, wie sie ihn durch die Brille ansah, betrachtete ihre Runzeln und das Muttermal und die lächelnden Augen, und als er an diese gekommen, lachte er plötzlich auf und trat auf die Tante zu, um sie abzuküssen.

„Ich rede nun hier von Geschäften — und er hat nur Dummheiten im Kopfe! Zu albern — noch das reine Kind!" sagte sie einmal zu ihm. „Immer nur herumspringen und zeichnen — wenn du mal älter bist und hier dein warmes Nest findest, wirst du an die Tante denken und ihr dankbar sein! Gott weiß, was noch aus dem anderen Gute wird, das der Vormund verwaltet! Hier, in dem alten, eingewohnten Winkel, hast du wenigstens etwas Sicheres..."

Er bat sie um die Erlaubnis, das alte Haus besichtigen zu dürfen.

Nur ungern gab ihm die Tante die Schlüssel zu dem alten, verfallenen Bau — aber sie konnte sie ihm doch schließlich nicht verweigern. Er ging hinüber, um sich die Zimmer anzusehen, in denen er geboren war und als Kind gelebt hatte, und an die er nur noch eine ganz unbestimmte Erinnerung hatte.

„Geh doch mit ihm hinüber, Wassilissa," sagte die Großtante, und Wassilissa erhob sich, um dem Befehle Folge zu leisten.

„Nein, nein — ich will allein gehen!" sagte Boris mit Bestimmtheit und ging, den großen Schlüssel betrachtend, dessen Barteinschnitte ganz von Rost ausgefüllt waren.

Jegorka, der Spötter, der seinen Spitznamen davon hatte daß er immer in der Mädchenstube saß und die Stubenmädchen schonungslos verspottete, ging mit Boris bis an die Tür und schloß sie ihm auf.
„Auch ich, auch ich geh' mit dem Onkel!" bat die kleine Marsinka.
„Nicht doch, mein Herzchen! Dort ist es ja so unheimlich — da bekommt man Angst!" hatte die Großtante gesagt.
Marsinka war erschrocken und ging nicht mit. Wjerotschka hatte nichts gesagt, aber als Boris an die Tür des alten Hauses kam, stand sie schon da, ganz dicht an die Tür geschmiegt, und hielt die Klinke fest, als fürchtete sie, daß man sie mit Gewalt fortziehen könnte.
Mit banger Scheu betrat Raiski das Vorzimmer und warf einen scheuen Blick in den folgenden Raum: es war ein durch beide Stockwerke gehender Saal mit Säulengängen, der von zwei Seiten Licht erhielt; aber die Fenster waren so mit Staub und Schimmel bedeckt, daß man eher von Dämmerung als von Licht reden konnte.
Wjerotschka war sogleich aus dem Vorzimmer weitergeeilt — sie lief, die Fersen hoch emporwerfend und die Porträts an den Wänden kaum eines Blickes würdigend, von Zimmer zu Zimmer, daß Raiski ihr nachrufen mußte:
„Wjera, Wjera, wo steckst du denn?"
Die Hand bereits auf der Klinke der nächsten Tür, blieb sie stehen und sah ihn schweigend an. Ehe er noch die Tür erreicht hatte, war sie schon wieder im folgenden Zimmer verschwunden.
Hinter dem großen Saal folgte eine Anzahl düsterer Gastzimmer; in dem einen befanden sich zwei in Schutzhüllen steckende Statuen, die wie Gespenster aussahen, und ein gleichfalls verhüllter Kronleuchter.

Überall standen schwere, stark nachgedunkelte Möbel, Tische und Sessel aus Eichen- und Ebenholz, mit Bronzebeschlägen und reicher Intarsia; da und dort große chinesische Vasen; eine Uhr, den Bacchus auf einer Tonne darstellend; große ovale Spiegel in Goldrahmen mit Blattornamenten; im Schlafzimmer ein ungeheures Bett, das einem mit Goldstoff bedeckten riesigen Sarkophag glich.

Raiski konnte sich nicht recht vorstellen, wie seine Vorfahren auf diesen katafalkartigen Betten ihre Nachtruhe gehalten hatten: es schien ihm unmöglich, daß ein lebendiger Mensch darauf überhaupt schlafen konnte. Unter dem Betthimmel hing ein vergoldeter Kupido, der seinen Glanz längst verloren hatte und fleckig geworden war; er hatte einen Pfeil auf den Bogen gelegt und zielte gerade auf das Bett. In den Ecken des Schlafzimmers standen geschnitzte Schränke mit Elfenbein- und Perlmuttereinlagen.

Wjerotschka hatte einen der Schränke geöffnet und ihr dunkles Gesichtchen hineingesteckt: ein feuchter, modriger Geruch entströmte den reichgestickten Uniformen mit den großen Knöpfen, die in dem Schrank hingen. Derselbe Geruch entstieg all den Kästen und Schubladen, die sie neugierig öffnete.

An den Wänden hingen zahlreiche Porträts, deren Augen den Beschauer überallhin verfolgten.

Das ganze Haus war wie von Staub und Moderduft durchsetzt. Aus den Ecken und Winkeln schienen Geräusche zu kommen: Raiski trat mit dem Fuße auf, und sogleich hallte sein Fußtritt aus der Ecke gegeüber.

Seine Schritte hatten den Fußboden erschüttert, und von den Säulen und Decken fiel leise der alte Staub zu Boden; da und dort lag in kleinen Partikeln der abgefallene Stuck auf dem Parkett; eine Fliege summte an dem verstaubten

Fenster und bat um Erlösung aus dem ungemütlichen Raume.

„Ja, die Tante hatte recht: hier ist es unheimlich!" sagte Raiski zu Wjerotschka, und ein Schauer überlief ihn unwillkürlich.

Aber Wjerotschka ließ sich dadurch nicht abhalten, jeden einzelnen Raum zu besichtigen, und kehrte eben aus dem oberen Stockwerk zurück, das im Gegensatz zu der unteren Etage mit ihrem großen Saal und den geräumigen Gastzimmern lauter kleine, zellenartige Räume enthielt, die mit ihren hellen Fenstern fast einen wohnlichen Eindruck machten. Es berührte ganz seltsam, wenn man, aus dem düsteren Hintergrunde dieser Zimmer an die hellen Fenster tretend, plötzlich ein Stück des blauen Himmels, das frische Grün des Gartens und die sich munter tummelnden Menschen erblickte.

Wjerotschka glich in dieser altertümlichen Umgebung einem munteren jungen Vögelchen, sie ließ sich ihre Stimmung durch nichts verderben, weder durch die Blicke der Ahnen an den Wänden, die ihr beständig zu folgen schienen, noch durch den dumpfen Geruch, den Staub und die sonstigen Kennzeichen jahrzehntelanger, trauriger Vernachlässigung.

„Hier ist es hübsch, so viel Raum!" sagte sie, während sie sich umsah. „Und oben ist's noch hübscher! Diese großen Bilder und die vielen Bücher!"

„Bilder? Bücher? Wo denn? Daß ich daran nicht gedacht habe! Ei sieh doch, Wjerotschka!"

Er hielt sie fest und gab ihr einen Kuß. Sie wischte sich die Lippen ab und lief voraus, um ihm die Bücher zu zeigen.

Raiski fand eine Bibliothek von etwa dreitausend Bänden vor und begann sogleich, die Titel zu studieren. Alle En-

zyklopädisten waren da vertreten, ferner Racine und Corneille, Montesquieu, Machiavelli, Voltaire, die griechischen und römischen Klassiker in französischer Übersetzung, der „Rasende Roland“, weiter Sumarokow und Derschawin, Walter Scott, das „Befreite Jerusalem“, das er schon kannte, die „Ilias“ in französischer Sprache, „Ossian“ in Karamsins Übersetzung, und Marmontel, und Chateaubriand, und ungezählte Memoiren. Viele der Bände waren noch nicht aufgeschnitten: offenbar waren ihre Besitzer, das heißt Raiskis Vater und Großvater, nicht dazu gekommen, sie zu lesen.

Fortan ließ sich Boris in dem Häuschen drüben kaum noch sehen; nicht einmal nach dem Wolgaufer ging er, sondern saß beständig in der alten Bibliothek und verschlang einen Band nach dem anderen.

Er las, zeichnete, spielte Klavier; die Großtante lauschte seinem Spiel, und Wjerotschka stand, das Kinn auf das Klavier gestützt, daneben und sah ihn, ohne mit der Wimper zu zucken, mit großen Augen an.

Bald schrieb er Verse, die er laut vor sich hin las, um sich an ihrem Wohllaut zu erfreuen, bald zeichnete er die Uferlandschaft und schwelgte in wonnigen Schauern; ewig erwartete er etwas, ohne selbst zu wissen, was. Er hatte die Empfindung, daß ihn etwas heiß und leidenschaftlich durchbebte, wie ein Vorgefühl nie geahnter, maßloser Lust und Freude; eine Welt voll wunderbarer Töne, Harmonien und Bilder lebte in ihm, in der alles vibrierte und spielte, in der ein zweites, reizvolles, lockendes Leben pulsierte — wie in den Büchern dort oben, nicht so wie jenes, das ihn hier umgab ...

„Sag' einmal, Boris,“ begann eines Tages die Großtante, „warum bist du nur wieder in die Schule eingetreten?“

„Ich bin doch in keiner Schule, Tante, sondern auf der Universität!"

„Ganz gleich — jedenfalls mußt du dort doch lernen! Wozu das? Wie du beim Vormund warst, hast du gelernt, auf dem Gymnasium hast du gelernt, du zeichnest, spielst Klavier, treibst alles mögliche! Diese Studenten werden dir noch das Pfeiferauchen und, was Gott verhüte, das Branntweintrinken beibringen! Tritt doch lieber in die Armee ein, in die Garde!"

„Dazu reichen meine Mittel nicht aus, sagt der Vormund . . ."

„So—o — und das hier bedeutet gar nichts?"

Sie zeigte auf das Dorf und die Felder draußen.

„Was ist denn das? Das reicht doch nicht aus! . . ."

„Wirklich nicht?!" — Und sie begann nur so mit den Hunderten und Tausenden herumzuwerfen.

Sie hatte nie in der Hauptstadt gelebt, nie einen Einblick in das Leben der jungen Offiziere getan und wußte daher auch nicht, welchen Aufwand der Dienst in der Garde erforderte.

„Deine Mittel sollen nicht reichen? Ich kann dir so viel Proviant schicken, daß ein ganzes Regiment genug daran hätte! Die Mittel reichen nicht! Und wo läßt denn der Onkel die Einkünfte des anderen Gutes?"

„Ich will doch ein Künstler werden, Tantchen!"

„Was? Ein Künstler?"

„Ja, Tantchen . . . Sobald ich die Universität absolviert habe, trete ich in die Akademie ein! . . ."

„Um Gottes willen, Borjuschka! Was redest du da!" rief die Tante, die gar nicht verstand, was er sagte. „Du willst also Lehrer werden?"

„Nein, Tantchen; nicht alle Künstler werden Lehrer, es

gibt berühmte Talente unter ihnen, die sehr geschätzt werden und für ihre Gemälde und ihr Spiel hohe Summen bekommen . . ."

„Du wirst also für deine Bilder Geld nehmen und an den Abenden für Geld spielen? . . . Wie schmachvoll!"

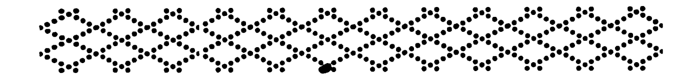
„Aber, Tantchen, ein Künstler . . ."

„Nein, Borjuschka, das darfst du deiner alten Tante nicht antun: laß sie noch die Freude erleben, daß sie dich in der Gardeuniform sieht! Dann kommst du hierher auf Urlaub, als schmucker Offizier . . ."

„Aber der Onkel meinte doch, ich solle in den Zivildienst eintreten . . ."

„Was? Ein Bureauschreiber werden? Den ganzen Tag gebückt dasitzen, sich in Tinte baden, mit den Akten unterm Arm aufs Amt laufen? Wer wird dich denn dann heiraten wollen? Nein, nein — du kommst als Offizier hierher zur Tante, und wir suchen dir eine hübsche, reiche Frau aus!"

Raiski konnte sich weder für den Vorschlag des Onkels noch für die Pläne der Tante entscheiden — in weiter Ferne jedoch sah er sein eigenes Bild, bald in der Uniform eines Husarenoffiziers, bald in der eines Kammerjunkers. Er prüfte insgeheim, ob er wohl zu Pferde und im Tanzsaal eine gute Figur machen würde. Und er warf eine flüchtige Skizze aufs Papier, die ihn selbst darstellte, nachlässig im Sattel sitzend, den kurzen Kosakenmantel über der Schulter.



Elftes Kapitel

Eines Tages ließ die Großtante die alte, hohe Paradekutsche anspannen, setzte ihre Haube auf, zog das silberglänzende Kleid an, legte den türkischen Schal um die Schultern, hieß den Lakaien die beste Livree anziehen und fuhr nach der Stadt, um Einkäufe zu machen und ihren Großneffen in den ihr bekannten Familien vorzustellen.

Die Kutsche wurde von zwei satten, in langsamem Trabe dahertrottenden Gäulen gezogen, aus deren Brust es wie ein leises Schlucken klang. Der Kutscher hielt die Peitsche in der Faust, die Zügel lagen auf seinen Knien; von Zeit zu Zeit nur zog er sie mechanisch ein wenig an, während er gähnend, mit träger Neugier, die ihm längst bekannten Gegenstände zu beiden Seiten der Straße musterte.

Es war eine wahre Siegesfahrt, die Tatjana Markowna durch die Stadt unternahm. Niemand, der ihnen begegnete, versäumte, ihr seine Reverenz zu erweisen. Mit dem einen und anderen ließ sie sich in ein kurzes Gespräch ein. Sie nannte dem Großneffen jeden einzelnen beim Namen, erklärte ihm, während sie an den Häusern vorüberfuhren, wer darin wohnte, wie es im Innern aus-

sah — und alles das geschah gleichsam im Fluge, in aller Eile.
Sie kamen an die aus Holz errichtete große Basarhalle mit ihren zahlreichen Läden. Gleich in den ersten Laden trat sie ein. Der Kaufmann empfing sie mit zahlreichen Bücklingen und unterwürfigem Lächeln, wobei er mit seiner Mütze nach unten hin einen Bogen beschrieb und den Kopf ein wenig auf die Seite legte.
„Gehorsamster Diener!" sagte er und zeigte zwei Reihen blendend weißer Zähne in dem lächelnden Munde.
„Guten Tag! Ich bringe Ihnen heut meinen Enkel mit, den eigentlichen Besitzer unseres Gutes. Hier in Ihrem Laden verschwende ich sein Kapital!... Ich sage Ihnen: wie er zeichnet und Klavier spielt — großartig!"
Raiski zupfte sie leise am Ärmel.
Kusma Fjodotytsch machte auch vor Raiski eine tiefe Verbeugung.
„Nun, wie geht das Geschäft?" fragte die Großtante.
„Danke, ich kann nicht klagen, meine Gnädigste — leider kommen Sie so selten zu mir!" antwortete er, während er in aller Eile den Staub von einem Sessel wischte und ihr diesen ehrerbietig hinschob, für Raiski aber einen einfachen Stuhl hinstellte.
Der Laden enthielt alle möglichen Artikel: in dem einen Raume Tuche und Kleiderstoffe, in einem zweiten Käse, Zuckerwaren, Gewürze und sogar Bronzen.
Die Großtante ließ sich verschiedene Stoffe zeigen, fragte nach dem Preise einiger Käsesorten, erkundigte sich, ob er auch Zeichenstifte habe, kam auf die Getreidepreise zu sprechen und begab sich dann nach einem zweiten und dritten Laden. Als sie den ganzen Basar durchwandert hatte, bestand schließlich ihr ganzer Einkauf in einer Wäsche-

leine, die sie dem Kutscher Prochor mit der Bemerkung übergab, daß nun die Weiber im Dorfe die Wäsche nicht mehr auf die Bäume zu hängen brauchten.
Prochor betrachtete die Leine eine ganze Weile, untersuchte die beiden Enden und brachte sie schließlich in seiner Mütze unter.
„Jetzt wollen wir unsere Visiten machen," sagte sie dann. „Zuerst geht's zu Nil Andrejewitsch."
„Wer ist Nil Andrejewitsch?" fragte Boris.
„Habe ich es dir nicht gesagt? Das ist der Gerichtspräsident, ein sehr einflußreicher Herr: solid, verständig, dabei sehr schweigsam; sagt er etwas, dann liegt sicher auch Sinn darin. Man fürchtet ihn hier allgemein, sein Wort ist von großem Gewicht. Sieh zu, daß du dich gut zu ihm stellst: er liebt es, den Leuten den Text zu lesen..."
„Wie käme er bei mir dazu, Tantchen? Ich habe gar keine Lust, hinzugehen..."
„Schon gut, schon gut!" fiel sie ihm ins Wort. „Du bist noch jung und verstehst das nicht, später wirst du das besser zu schätzen wissen. Wir können nur Gott dafür danken, daß es noch Leute gibt, die einem mal gründlich die Wahrheit sagen! Einem Stutzer, von dem er gehört hatte, daß er am Dreifaltigkeitsfeste nicht in der Kirche war, hat er so gründlich den Kopf gewaschen, daß er nicht ein noch aus wußte. ‚Ich will Sie wegen Freigeisterei anzeigen!' sagte er zu ihm. Und es ist ihm zuzutrauen, er läßt mit sich nicht spaßen! Zwei Gutsbesitzer aus der Umgegend hat er unter Kuratel gebracht. Man fürchtet ihn wie das Feuer. Und dabei ist er ein herzensguter Mensch — trifft er ein Kind, dann streichelt er es, und einen Käfer, der ihm über den Weg läuft, wird er nie zertreten, sondern vorsichtig mit dem Spazierstock zur Seite

schieben: ‚Du kannst kein Leben schaffen,' sagt er, ‚also sollst du auch keins vernichten!' Seine ganze Erscheinung ist so imposant: eine mächtige Stirn, wie dein Großvater sie hatte, und ein strenges Gesicht, die Brauen zusammengewachsen. Und seine Sprache ist so klangvoll — zum Entzücken! Sieh nur zu, daß du ihm gefällst! Auch reich ist er — es heißt, daß allerhand Strafgelder in seine Tasche fließen, und die eigene Nichte soll er um ihr Vermögen gebracht und ins Irrenhaus gesperrt haben. Ja, ja, ein bißchen Sünde gibt's überall..."

Der Besuch bei Nil Andrejewitsch war jedoch vergeblich, der Präsident war zufällig gerade auf dem Gericht.

Als sie am Hause des Gouverneurs vorüberfuhren, wandte die Großtante hochmütig den Kopf zur Seite.

„Hier wohnt der Gouverneur Wassiljew... oder Popow... oder wie er sonst heißt." Sie wußte ganz genau, daß er Popow hieß, und nicht Wassiljew. „Der gute Mann glaubt, ich werde ihm zuerst meine Aufwartung machen, und zeigt sich nicht bei mir. Da kennt er Tatjana Markowna Bereschkowa schlecht! Die wird sich mit einem ersten besten Herrn Popow oder Wassiljew nicht gemein machen!"

Der Gouverneur aber „glaubte" gar nichts, die gute Großtante war vielmehr nur ärgerlich darüber, daß er ihr so gar keine Aufmerksamkeit erwies.

„Nil Andrejewitsch ist doch sicher ein ganz anderer Mann, und der wird es zu Neujahr oder Ostern nie versäumen, bei mir vorzufahren, und auch zu Tisch kommt er öfter herüber!"

Sie fuhren nun zu der alten Fürstin, die in einem großen, düsteren Hause wohnte.

Nur der kleine Winkel des Hauses, in dem die Fürstin den Rest ihrer Tage verbrachte, wies Spuren von Leben auf,

die übrigen zwanzig Zimmer waren so still und tot wie die Räume des alten Hauses auf dem Raiskischen Gute.
Die Fürstin war eine spitznäsige, magere alte Dame, die ein dunkles Kleid mit vielen Spitzen und eine große Haube trug. An den Fingern der von blauem Geäder durchzogenen knochigen, kleinen Hände steckten eine Menge altertümlicher Ringe.
„Mütterchen — Fürstin!..." rief die Großtante beim Eintritt in das Zimmer.
„Tatjana Markowna!..." lautete der Gegenruf der Fürstin.
Ein kleiner Bologneser begann wütend unter dem Sofa zu bellen.
„Ich habe meinen Enkel mitgebracht, den Besitzer unseres Gutes: wie er Klavier spielt, wie er zeichnet!"
Raiski mußte sich sogleich ans Klavier setzen. Die Fürstin brachte ihm dann einen Teller mit Erdbeeren, während sie selbst mit der Großtante Kaffee trank. Raiski betrachtete die Zimmer, die Möbel, die Porträts an den Wänden, die grünen Bäume des Parks, die frisch und froh zum Fenster hereinschauten. Er sah die sauberen Parkwege und die peinliche Ordnung und Akkuratesse, die überall herrschte; er hörte nacheinander aus den einzelnen Zimmern ein halbes Dutzend Stand- und Wanduhren schlagen, die einen in Bronze, die andern in Malachit oder sonstiger Ausführung; er betrachtete das Porträt des schielenden Fürsten mit dem breiten roten Ordensband um den Hals, und das danebenhängende Porträt der Fürstin selbst, mit der weißen Rose im Haar, den roten Wangen und den lebhaft blickenden Augen, und er verglich es mit dem Original. Alle diese Eindrücke speicherte er gleichsam in seinem Kopfe auf und beobachtete, wie dort irgendwo in seinem Innern das

ganze Haus, die Fürstin, der Bologneser, der grauhaarige alte Diener in der Livree und die schlagenden Uhren sich spiegelten ...

Sie fuhren dann noch bei einem der höheren Gerichtsbeamten vor, dessen junge Gattin, Polina Karpowna Krizkaja, eine der gefeiertsten Schönheiten der Stadt war. Polina Karpowna sah das Leben als eine Reihe von Siegen an und betrachtete jeden Tag als verloren, an dem ihr nicht irgend jemand ein zärtliches Wort ins Ohr flüsterte oder wenigstens einen bewundernden Blick zuwarf.

Die sittenstrengen Damen der Stadt und auch die moralischeren unter den Herren, Nil Andrejewitsch natürlich an der Spitze, hatten längst den Stab über sie gebrochen, und auch Tatjana Markowna, die sie gar nicht liebte und für eine leichtfertige kleine Person hielt, verkehrte mit ihr eben nur wie mit allen anderen, Guten wie Schlechten. Dafür waren die jungen Männer der Stadt um so eifriger hinter Madame Krizkaja her.

Die Großtante verweilte kaum zehn Minuten bei Polina Karpowna, die kaum Zeit gefunden hatte, ihre neue, vorn nicht recht schließende Spitzenbluse anzuziehen. Sie eröffnete auf Raiski ein wahres Raketenfeuer von Blicken; ohne auf sein jugendliches Alter nur im geringsten Rücksicht zu nehmen, erklärte sie ihm, daß seine Augen und sein Mund bezaubernd seien, daß die Frauen ihm nur so zufliegen würden, und daß er sie jedenfalls schon erobert habe ...

„Was sagen Sie ihm da: er ist doch noch ein Kind!“ rief die Großtante halb im Zorn und erhob sich, um sich zu verabschieden.

Polina Karpowna entschuldigte ihren Gatten, der auf dem Gericht zu tun habe, versprach, bald selbst bei ihnen vor-

zusprechen, nahm zum Abschied Raiskis Kopf zwischen ihre Hände und küßte ihn auf die Stirn.

„Die Schamlose! Die abscheuliche Person!" murmelte Tatjana Markowna unterwegs vor sich hin.

Raiski aber war ganz wirr im Kopfe. Die ungezwungene Sprache, die kecken Blicke, der weiße Nacken der jungen Frau hatten seine Phantasie lebhaft erregt. Sie erschien ihm wie eine Lichtgöttin, eine junge Königin ...

„Armida!" rief er unwillkürlich, wie selbstvergessen, in plötzlich auftauchender Erinnerung an die Heldin des „Befreiten Jerusalem".

„Unverschämt ist sie!" knurrte die Großtante, als der Wagen eben am Hause des Adelsmarschalls vorfuhr. „Wenn ich das Nil Andreitsch erzähle, bekommt sie ihr Teil von ihm ab!"

Welch ein prächtiges, geräumiges Haus, dieses Haus des Adelsmarschalls, und welche herrliche Aussicht gewährt es! Im übrigen gibt es bei uns in der Provinz wohl nur wenige bessere Häuser, die nicht eine schöne Aussicht hätten: die anmutige Landschaft, das Wasser, die reine Luft sind dort billige, jedermann zugängliche Gaben. Ein geräumiger Hof, ein großer Park, eine zahlreiche Dienerschaft, wohlgehaltene Pferdeställe gehören von selbst zu solch einem Hause.

Das Haus war langgestreckt, es hatte nur eine Etage mit einem Mezzanin. An allem herrschte Überfluß darin — der Gast kam sich vor wie Odysseus, der auf seiner Irrfahrt an einem Königshofe eingekehrt ist.

Die zahlreiche, aus anderthalb Dutzend Köpfen bestehende Familie kommt eigentlich nie von der Tafel weg: überall, im Speisezimmer, im Pavillon, auf dem Balkon wird bald gegessen, bald Tee oder Kaffee getrunken. Die Haus-

hälterin läuft den ganzen Tag mit dem klirrenden Schlüsselbund umher, und das Büfett wird nie abgeschlossen. Jeden Augenblick werden volle Schüsseln aus der Küche nach dem Hause getragen, während der Diener mit leisem Schritt die geleerten Schüsseln nach der Küche zurückbringt und mit dem Finger oder der Zunge die Überreste seinem Magen zuführt. Bald hat die gnädige Frau Bouillon, bald irgendeine Tante eine Mehlspeise verlangt; jetzt wird für das jüngste Kind ein Grießbrei, dann wieder für den gnädigen Herrn irgend etwas „Solides" bereitet.

Ewig schwirren Gäste aus und ein, und ein Heer von Dienern und Dienerinnen, wohl an die vierzig Köpfe, tummelt sich in den Räumen. Die einen haben noch vor der Herrschaft ihr Mittagmahl eingenommen und jagen jetzt mit Zweigen, ohne sich besonders anzustrengen, die Fliegen von den Tellern, wobei es auch wohl geschieht, daß sie mit ihrem Zweige dem gnädigen Herrn über die Glatze fahren oder der gnädigen Frau die Haube vom Kopfe streifen.

Beim Mittagessen gibt es nach Wahl zwei Suppen, zwei Vorgerichte, vier Fleischschüsseln und fünferlei Pasteten. ten. Von den Weinen ist einer immer saurer als der andere — so ist's einmal überall dort, wo in der Provinz ein offenes Haus geführt wird.

Im Pferdestall standen gegen zwanzig Gäule: ein Paar für die Kutsche der Frau Hofmarschallin, ein zweites für die leichte Kalesche des gnädigen Herrn, dann solche für die zweispännige und die einspännige Droschke, für den Wagen, in dem die Kinder spazierenfuhren, und für den Wasserwagen; ferner Reitpferde für den ältesten und zweitältesten Sohn, sowie endlich ein Pony für den vierjährigen Jüngsten.

Und wieviel Zimmer gab es in dem Hause! Wieviel Lehrer, Gouvernanten, Mamsellen, Stubenmädchen, Gnadenbrotesser... und wieviel Schulden auf dem Hause!
Tatjana Markowna und Raiski wurden mit lauter, lärmender Fröhlichkeit begrüßt. Menschliche Stimmen und Hundegebell ertönten, Küsse wurden ausgetauscht und Stühle gerückt, und sogleich begann man die Gäste mit einem Frühstück, mit Kaffee, Erdbeeren und anderen schönen Dingen zu bewirten. Ein Hin- und Herlaufen der Lakaien und Mädchen begann, vom Haus nach der Küche und von der Küche nach dem Hause, was die Großtante auch immer gegen die Bewirtung einwenden mochte.
Raiski wurde von den gleichaltrigen Hausgenossen sogleich in die Mitte genommen, er mußte etwas vorspielen und zeichnen, dann wieder zeichneten und spielten die anderen, und man rief den französischen Lehrer als Kritiker herbei.
„Vous avez du talent, monsieur, vraiment!“ sagte der Franzose, nachdem er Raiskis Zeichnungen betrachtet hatte. Raiski schwebte im siebenten Himmel.
Dann ging es in den Pferdestall, die Pferde wurden gesattelt, man ritt in der Reitbahn und auf dem Hofe, und auch Raiski mußte reiten. Die beiden Töchter des Hauses, die eine brünett, die andere hellblond, beide mit ungewöhnlich langen roten Händen, wie sie Backfischen eigen zu sein pflegen, doch schon ins Korsett eingezwängt und mit französischen Phrasen nur so um sich werfend, bezauberten den Gast im höchsten Maße.
In angeregter Stimmung, ganz erfüllt von den frischen Eindrücken, verließ Raiski das Haus des Adelsmarschalls. Er wäre am liebsten sogleich heimgefahren, aber die Großtante ließ noch in eine Seitengasse einbiegen.

„Wohin denn noch, Tantchen? Es ist Zeit, nach Hause zu fahren!“ sagte Raiski.

„Wir wollen nur noch bei den alten Molotschkows vorsprechen, und dann geht's nach Hause.“

„Was ist denn an denen so Besonderes?“

„Nun, daß sie eben ... alt sind!“

„Daß sie alt sind? Ist das etwas Besonderes?“ versetzte Raiski unzufrieden; er stand noch ganz im Banne der lebendigen Eindrücke, die er im Hause Polina Karpownas und des Adelsmarschalls empfangen hatte.

„Es sind so ehrwürdige Leute,“ sagte die Großtante, „beide schon gegen achtzig! Man merkt in der Stadt gar nichts von ihrer Anwesenheit: so still ist's bei ihnen, nicht eine Fliege hört man summen. Sie sitzen da und flüstern und suchen sich gegenseitig jeden Wunsch von den Augen abzulesen. Ein Beispiel kann man sich an ihnen nehmen! Wie im Schlafe sind sie über das Leben fortgekommen. Weder Kinder noch Verwandte haben sie. Wie ein Schlummer ist ihr Leben!“

„Was sollen wir bei den Alten?“ versetzte Raiski, immer noch ärgerlich.

„Was hast du gegen sie? Was runzelst du die Stirn? Das Alter muß man doch ehren!“

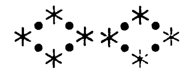
Die Molotschkows, zu denen sie nun fuhren, waren in der Tat nichts weiter als eben ein altes Pärchen. Aber was für ein frisches, stilles, nachdenkliches, prächtiges altes Pärchen! Beide waren so sauber, so nett in ihrem ganzen Äußeren; er war glattrasiert, und sie trug graue Locken, und sie sprachen so leise, sahen einander so zärtlich an und befanden sich offenbar so wohl in den dunklen, kühlen Zimmern mit den herabgelassenen Vorhängen. Und ganz so wohl schienen sie sich auch im Leben noch zu befinden.

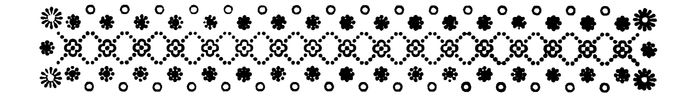
Die Großtante begegnete dem alten Pärchen mit Ehrfurcht und mit einem gewissen Neide, während Raiski sie mit Neugier betrachtete und aufmerksam zuhörte, wie sie von ihrer Jugend erzählten. Er konnte es nicht glauben, daß sie die schönste Frau im ganzen Gouvernement gewesen war und er der bezauberndste Kavalier, der, wie er selbst erzählte, allen Frauenzimmern die Köpfe verdreht habe.

Auch hier mußte er auf Verlangen der Tante etwas vorspielen. Er nahm von dem Heim der beiden Alten eine stille Erinnerung mit, das Bild eines langsam hinfließenden, gleichsam schlummernden Lebens.

Aber Armida und die beiden Töchter des Adelsmarschalls trugen doch über alles andere den Sieg davon. Er stellte bald die eine, bald die andere auf das Piedestal, kniete in Gedanken vor seinen Idealen, sang, zeichnete sie, versank in stilles Brüten und hatte dabei immer ein Gefühl, als liefen ihm Ameisen über den Rücken. Dann wieder ging er mit hocherhobenem Kopfe umher, sang laut, daß es im Hause und im Garten widerhallte, und schwelgte in maßloser Verzückung. Ein paar Tage lang schlief er unruhig und warf sich im Bette hin und her...

Ein Bild schwebte ihm vor der Seele; er lächelte halb schelmisch, halb verschämt, suchte jemanden zu haschen, zu umarmen — und lachte dann laut auf wie in wildem Rausche...





Zwölftes Kapitel

Auf der Universität teilte Raiski seine Zeit so ein, daß er des Morgens die Vorlesungen hörte oder den Park des Kreml besuchte, an den Sonntagen im Nikita-Kloster dem Mittaggottesdienst beiwohnte, dann das Aufziehen der Wache mit ansah und schließlich in die Konditorei von Pierre oder Pedotti ging, um Kaffee zu trinken. Die Abende brachte er in seinem „Kreise" zu, der aus gleichaltrigen Studiengenossen, lauter jungen Leuten von heißem Kopf und edlem Herzen, bestand. Das brauste und schäumte nur so, in stolzer Erwartung einer großen Zukunft.

Raiski hatte zunächst ganz so, wie auf der Schule, jeden einzelnen der Professoren und Mithörer mit eindringendem Blicke studiert, und als ihre äußere Erscheinung ihm nichts Neues mehr sagte, hatte er — mehr aus Langerweile und zu seiner Unterhaltung — auch dem Gegenstand der Vorlesungen seine Aufmerksamkeit zugewandt.

In der Vorlesung über russische Grammatik interessierten ihn weniger die Regeln des Satzbaues und die sonstigen Sprachgesetze, als die Art, wie der Professor sie vortrug, wie die Worte ihm über die Lippen glitten, und wie die Zuhörer sie aufnahmen.

Wo aber der Vortrag sich dem Leben selbst und den historischen Geschehnissen zuwandte, wo in der Geschichte, in einem Gedicht, einem Roman wirkliche Menschen und deren Schicksale, Griechen, Römer, Germanen, Russen geschildert wurden, da öffnete sich Raiskis Ohr wie von selbst: er ging ganz auf in dem, was er hörte, sah diese Menschen, dieses Leben leibhaftig vor sich.

Aus sich selbst heraus wäre er, selbst mit Hilfe der Professoren, in die Werke der alten Klassiker niemals eingedrungen. In russischer Übersetzung existierten sie nicht, und in der Bibliothek seines Vaters, auf dem Gute bei der Großtante, waren zwar einige von ihnen in französischer Übertragung vorhanden, doch war ihm, als er sie zum erstenmal durchblätterte, das Verständnis für sie noch nicht aufgegangen, und so hatte er sie wieder beiseite gelegt — sie waren ihm zu trocken, zu nüchtern erschienen.

Erst im zweiten Kursus hörte er von zwei oder drei Kathedern Vorlesungen über dieses Thema, und da erschienen auch in den Händen der „Musterschüler" die Werke der betreffenden Autoren in der Originalsprache. Um jene Zeit befreundete sich Raiski mit einem Studenten Namens Koslow, einem schüchternen, unter dem Drucke der Armut verkümmerten jungen Menschen.

Koslow war der Sohn eines Diakons, er hatte zuerst im Seminar, dann auf dem Gymnasium und für sich zu Hause Griechisch und Latein getrieben und sich bei dem Studium dieser Sprachen ganz in die klassische Welt eingelebt, so daß er für das moderne Leben kaum ein Verständnis hatte.

Raiski schloß eine enge Freundschaft mit ihm; anfangs hatte die Vereinsamung, die Schlichtheit und Güte des anderen einen Eindruck auf ihn gemacht, und dann hatte er in ihm das „heilige Feuer" der Begeisterung für die

alte Welt, ein fast hellseherisches Verständnis für alles, was sein Spezialgebiet betraf, entdeckt.

Koslow hatte Raiski, soweit dessen lebhaftes, ewig gleich einem Meer hin und her wogendes Naturell es gestattete, in das Verständnis der antiken Welt eingeführt, doch war er nicht imstande gewesen, sein Interesse für diese Welt auf längere Zeit zu fesseln oder gar ihn auf immer für ihren Dienst zu gewinnen.

Raiski begnügte sich mit den Anregungen, die ihm Koslow gegeben hatte, entschlüpfte ihm jedoch wieder und ließ ihm nur seine Freundschaft, während er selbst das Bild dieser schlichten, reinen Jünglingsseele als Erinnerung für alle Zeit im Gedächtnis behielt.

Von Plutarch und den „Reisen des jungen Anacharsis" war er zu Titus Livius und Tacitus übergegangen; er vertiefte sich in die eingehenden Schilderungen des ersteren und die großzügigen Berichte des zweiten, er ging mit Homer und Dante schlafen, vergaß oft alles, was rings um ihn geschah, und lebte nur noch in seinen Annalen, Mythen und russischen und sonstigen Sagen.

Ward ihm dagegen die Ausarbeitung einer Abhandlung aus dem betreffenden Gebiete aufgegeben, so geriet er in Verlegenheit, verfiel in dumpfes Brüten und wußte nicht, wie er sein Thema anfangen sollte, ob es nun von den „Quellen der Völkerkunde", von dem „alten russischen Münzwesen" oder von der „nordsüdlichen Richtung der Völkerwanderung" handelte.

Statt über die Wanderung der Völker Betrachtungen anzustellen, suchte er sich vielmehr diese Wanderungen in lebendigen Gestalten und Szenen zu veranschaulichen. Er sieht, wie die Völkermassen gleich großen Heuschreckenschwärmen sich vorwärts bewegen, wie sie zur Nacht sich

lagern, ihre Zelte aufschlagen und die Lagerfeuer anzünden; er sieht die mit Tierfellen bekleideten und mit Keulen bewaffneten Männer, sieht die in Lumpen gehüllten Weiber und die halbverhungerten Kinder; er sieht, wie sie auf ihrem Zuge alles niedermetzeln und vernichten, und wie ihre Nachzügler zugrunde gehen. Er sieht den grauen Himmel, die ausgeplünderten und verheerten Länder, und er sieht sogar die alten russischen Münzen: so klar und deutlich sieht er sie, daß er sie hinzeichnen könnte — aber er weiß nicht, wie er es anfangen soll, darüber eine große Abhandlung zu schreiben. Und schließlich — was ist darüber noch groß zu schreiben, wenn er sie doch auch ohnedies sieht?

Im Sommer machte er gern Ausflüge in die Umgegend, besuchte die „alten Klöster" und vertiefte sich in den Anblick der von der Zeit geschwärzten Heiligenbilder, der düsteren Gewölbe und Winkel. Rascher und leichter als die Professoren führte ihn hier seine Phantasie in die Welt des russischen Altertums ein.

Wie lebendig standen da die alten Zaren, Mönche, Krieger und Staatsmänner vor seinem Geiste. Das alte Moskau erschien ihm als ein weit ausgedehntes, im Verfall begriffenes Reich. Kriegszüge, Hinrichtungen, Tatarenhorden, donische Kosaken, der Zarenhof der Iwans — alles drang auf ihn ein, alles lud ihn zu Gaste, lockte und rief ihn, die alte Zeit zu schauen.

Lange Zeit stand er zuweilen da und schaute, bis ein Klopfen, ein Geräusch in der Nähe ihn aus seinem Sinnen weckte: er fuhr auf und sah vor sich eine alte Klosterwand, ein altes Bildnis — — er befand sich in einer Zelle, einem einsamen Turmgemach. Nachdenklich verläßt er den altertümlichen, düsteren, dumpfen Raum und kommt erst draußen, in der frischen Luft, wieder zur Besinnung.

Raiski begann zu schriftstellern — er schrieb Verse und Prosa, zeigte sie zuerst dem einen, dann dem anderen Kameraden, dann seinem ganzen „Kreise“, und der Kreis entschied, daß er ein Talent sei.
Da machte sich Boris an einen historischen Roman, schrieb ein paar Kapitel und las sie gleichfalls in seinem Kreise vor. Die Kameraden begannen in ihm ihre „Hoffnung“ zu sehen und wurden alsbald seine Trabanten.
Bei den Repetitionen und Prüfungen hatten Raiski und seine Schar nicht viel Glück, sie traten dann zumeist in die zweite und dritte Reihe und bekamen ihre Plätze auf der vierten Bank.
Auf der ersten und zweiten Bank saßen die „Musterschüler“, die so friedlich und still in den Vorlesungen zu sitzen pflegten, die alles nachgeschrieben hatten, die stolz, mit ruhigem Gewissen ins Examen gingen und noch stolzer daraus zurückkamen — diese geborenen Magister und Kandidaten.
Sie pflegten auf den „Kreis“ von oben herabzuschauen, hielten Raiski für abgetan, wenn sie ihn einen Romantiker nannten, und hörten seine Verse und seine Prosa gleichgültig oder überhaupt nicht an.
Sie widmeten sich allen Gegenständen, über die sie Vorlesungen hörten, mit gleichem Eifer und hatten für nichts eine besondere Vorliebe. Auch später, im Dienste, im Leben, wohin man sie auch stellen mag, in welche Lage sie auch kommen mögen, schlagen diese „Musterknaben“ stets ihr „recht befriedigend“ heraus und schreiten ruhig und gemessen, ohne nach links oder rechts zu sehen, auf ihrem Lebenswege dahin.
Raiskis Freunde zeigten seine Verse und seine prosaischen Versuche dem einen und anderen der „genialen“ Professoren,

den „Propheten", wie sie von ihren Verehrern genannt wurden.

„Ach, unser Iwan Iwanytsch! Ach, unser Peter Petrowitsch! Unsere genialen Führer, unsere Leuchten!" pflegten die begeisterten Jünglinge unter verzücktem Augenverdrehen von diesen Heroen der Wissenschaft zu schwärmen.

Einer der „Propheten" besprach Raiskis Verse öffentlich in einer Vorlesung und sagte, daß in ihnen das malerische Element vorherrsche, daß sie zahlreiche schöne Bilder enthielten und musikalischen Wohlklang besäßen, jedoch noch der Tiefe und Kraft ermangelten. Aber — so prophezeite er — das würde mit den Jahren noch kommen, und er beglückwünschte den jungen Autor zu seinem Talent und riet ihm, die Muse „zu hegen und zu pflegen", das heißt ernsthaft an sich zu arbeiten.

Raiski war ganz berauscht von dem Lob, er schwankte, als er das Auditorium verließ, und sein „Kreis" feierte das Ereignis durch eine Orgie, die drei volle Tage anhielt.

Ein anderer „Prophet" las den Anfang seines Romans und lud den jungen Autor zu sich ein. Raiski verließ den Professor mit einem Gefühl, als hätte er ein erquickendes warmes Bad genommen — auch dieser „Prophet" hatte sein Talent anerkannt und ihm einen ganzen Haufen alter Bücher, Chroniken, Urkunden und Verträge mitgegeben.

„Kommen Sie Ihrem Talent durch ein ernsthaftes Studium zu Hilfe," hatte er ihm gesagt, „dann haben Sie entschieden eine Zukunft!"

Raiski machte nun noch „ernsthafter" seine Ausflüge in die Umgegend, vertiefte sich noch mehr in das Anschauen

der alten Gebäude, besah, befühlte, beroch die Steine, las die Inschriften auf ihnen, vermochte jedoch nicht zwei Seiten in den Chroniken, die der Professor ihm mitgegeben hatte, zu erfassen und schilderte das russische Leben so, wie er es in seinen poetischen Visionen erblickte. Das Ende vom Liede war, daß er sehr „ernsthaft" ein scherzhaftes Gedicht schrieb, in dem er einen Kameraden besang, der eine Abhandlung über die „Schuldverschreibungen" verfaßt hatte, dabei aber seiner Wirtin Kost und Quartier regelmäßig schuldig blieb.

Nur mit Mühe und Not quälte er sich von einem Kursus zum anderen hindurch, die Examina machten ihm jedesmal unendliche Schwierigkeiten. Aber sein Ruf als „zukünftiges Talent", eine Anzahl gelungener Verse, ein paar prosaische Versuche und Skizzen aus der russischen Geschichte halfen ihm schließlich über alle Klippen hinweg.

„Welche Karriere wollen Sie denn einschlagen?" fragte ihn eines Tages ganz unerwartet der Dekan. „In acht Tagen verlassen Sie die Universität — was wollen Sie denn anfangen?"

Raiski schwieg.

„Welchen Beruf wollen Sie ergreifen?" fragte der Dekan abermals.

„Ich ... will Künstler werden ...!" wollte Raiski schon antworten, erinnerte sich jedoch, wie wenig der Vormund und die Großtante von der gleichen Antwort erbaut gewesen waren. So sagte er denn diesmal.

„Ich ... will Verse schreiben."

„Aber das ist doch kein Beruf, das treibt man doch nur so nebenher!" bemerkte der Dekan.

„Ich will auch ... Erzählungen schreiben," sagte Raiski.

„Gewiß, auch das ist ganz schön, Sie haben ja Talent.

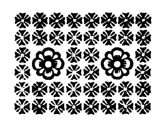
Aber das tut man erst später, wenn das Talent gereift ist. Ich meine ... welche praktische Karriere haben Sie gewählt?"

„Zuerst will ich in die Armee eintreten, in die Garde, und dann in den Zivildienst, will Staatsanwalt werden ... und Gouverneur ..." antwortete Raiski.

Der Dekan lächelte.

„Zunächst also wohl Junker? Nun, das ist doch ein Wort!" sagte er. „Sie und Leontij Koslow sind die beiden einzigen, die sich keine bestimmte Laufbahn erwählt haben."

Als man Koslow gefragt hatte, was er werden wolle, hatte er nur geantwortet: „Lehrer irgendwo in der Provinz" — und dabei war er geblieben.



Dreizehntes Kapitel

In Petersburg trat Raiski als Junker in ein Garde-regiment ein: er ritt begeistert in der Front mit, war ganz Feuer und Flamme, fühlte beim Klange der Regimentsmusik, wie es ihm gleich Ameisen über den Rücken lief, reckte sich, klirrte mit Säbel und Sporen, sobald er einem General begegnete. Und des Abends fuhr er dann in Gesellschaft unternehmender Kameraden mit der Troika in die Umgebung der Stadt, zu irgendeinem lustigen Picknick, oder nahm bei den russischen und ausländischen „Armiden" der Hauptstadt, in jenem Zauberreiche, das „den Glauben an alles Bessere" erstickt, Unterricht in der Kunst des Lebens und Liebens.

Hier erlosch denn auch in ihm fast gänzlich aller Glaube an Ehre und Redlichkeit, wie an den Menschen überhaupt. Ohne es zu wollen, ja oft wider Willen, lernte er die Geheimnisse dieser „Wunderwelt" kennen, und seine empfängliche Natur sog, begierig wie ein Schwamm, alle auf ihn einstürmenden Eindrücke auf.

Die Frauen dieser Welt erschienen ihm als ein ganz besonderer Menschenschlag. Wie der Dampf und die Maschine die lebendige Kraft der menschlichen Hand ersetzt haben,

so hatte hier der umfangreiche Mechanismus eines scheinbaren Lebens, einer scheinbaren Leidenschaft das natürliche Leben und die natürlichen Leidenschaften ersetzt. Diese Welt kannte keine wahre Neigung, keine Kinder, keine Wiegen, keine Brüder und Schwestern, keine Gatten und Gattinnen, sondern nur Männer und Frauen.

Unter den Männern gab es solche, die mitten aus ihren Arbeiten und Sorgen heraus, nicht selten unter Verzicht auf die behagliche Wärme, die stillen Sympathien der Familie, sich in diese Welt der jederzeit lauernden Romane und Dramen wie in eine Spielhölle stürzten und in dem Dunst erlogener Gefühle und teuer bezahlter Zärtlichkeiten sich zu berauschen suchten. Andere wurden durch ihr jugendliches Feuer und ihre Unerfahrenheit in dieses Reich erheuchelter Liebe mit all ihren raffinierten Künsten hineingetrieben, wie der Gastronom durch die erlesenen Schüsseln eines Pariser Kochs vom schlichten häuslichen Mahle hinweggelockt wird.

Alles in diesem Reiche läuft auf Berechnung hinaus: Luxus, Ehrgeiz, Eitelkeit sind die Motive, die dort wirksam sind, nie darf das Herz sprechen, nie werden die Gefühle gefragt. Die Schönen dieses Zauberreiches bringen alles der Berechnung zum Opfer, selbst ihre Leidenschaft, ihr Temperament, wenn die Situation und die Rolle, die sie zu spielen haben, es erfordern.

Sie sind nicht als Opfer ihrer sozialen Lage anzusehen, wie jene unglücklichen Geschöpfe, die für ein Stück Brot, für das bißchen Kleidung und Obdach sich der tierischen Begierde hingeben. Nein: dort gibt es Priesterinnen der starken, wenn auch künstlich hervorgerufenen Leidenschaften, feine Spielerinnen, die mit dem Leben und der Liebe spielen wie der Kartenspieler mit den Karten.

Dort gibt es keine ernsteren Ziele, keine solideren Absichten und Hoffnungen. Fern liegt der Gedanke an den stillen Hafen in diesem sturmgepeitschten Meere. Die Priesterin dieses Kults, die „Mutter der Wollust", will nicht, wie der echte, leidenschaftliche Spieler, einen großen Schlag machen und dann für immer den Spieltisch verlassen, um in einem stillen Winkel ein neues Leben zu beginnen.

Würde solch eine solid veranlagte Natur sich in diesen Kreis verirren, dann würde sie entweder ihren Charakter oder ihren Reiz bald verlieren: sie müßte entweder bald ihren besseren Absichten entsagen, oder sie sähe sich rasch von ihren Verehrern verlassen, wenn sie den freien Sitten und Anschauungen dieser Welt nicht huldigen wollte.

Ihr Leben wird ein ewiges Spiel mit der Leidenschaft, und das Ziel dieses Lebens ist der unbegrenzte Sinnengenuß, der zur Gewohnheit wird und Ermüdung und Übersättigung herbeiführt. Das einzige Schreckbild aber, vor dem diese Schönen zittern, ist, daß sie altern und überflüssig werden.

Nichts fürchtet die Priesterin dieses Kults mehr als das. Im Spiel der Leidenschaft nimmt sie alle nur erdenklichen Gestalten, Charaktere und Formen an, wie ihre Rolle sie gerade verlangt — doch immer sind sie nur geliehen, wie die Kostüme für eine Maskerade. Sie ist schüchtern und bescheiden, oder stolz und unzugänglich, oder zärtlich und anschmiegsam, wie der Augenblick es erfordert.

Legt sie die Maske ab, dann ist sie oft bösartig, gefühllos, ja selbst grausam. Vor nichts schreckt sie zurück, und nicht einen Augenblick trägt sie Bedenken, aus Rachsucht oder rein zu ihrer Unterhaltung das Familienglück, die Ruhe eines Menschen zu zerstören, von seinem finanziellen Ruin

nicht zu reden; denn die Männer zu ruinieren, ist ja eben ihr — Beruf.

Unbegrenzter Luxus muß sie umgeben. Keiner ihrer Wünsche darf unerfüllt bleiben.

Ihre Wohnung ist wie ein Tempel — ein Tempel freilich, der einer Ausstellung von Möbeln und teuren Nippsachen gleicht. Nicht der Geschmack der Besitzerin, sondern der des Möbelhändlers und Tapezierers kommt darin zur Geltung. Es fehlt der Stempel des verfeinerten, künstlerisch geläuterten Empfindens, das in dieser Welt nicht zur Geltung zu kommen vermöchte. Das kostbare Service, die teure Equipage, Pferde, Lakaien, Kammerzofen, die wie Balletteusen gekleidet gehen, sind hier der Maßstab für Vornehmheit und Geschmack.

Ein teures Gemälde, eine kostbare Statue, die sich zufällig einmal hierher verirren, werden nicht nach dem Kunstwert, sondern nach dem Preise, der für sie bezahlt worden ist, beurteilt.

Keinen Gastgeber, keine Hausfrau, keine Kinder, keine alten, treuen Diener gibt es in dem Quartier solch einer Göttin der Lust.

Sie lebt wie auf einer Wegstation, immer auf dem Sprunge, jeden Augenblick zur Abfahrt bereit. Sie hat keine Freunde, weder unter den Männern noch unter den Frauen, sondern nur Bekannte, diese freilich in großer Menge.

Das Leben einer Schönen dieser Welt, dieses „Lumpenkönigreichs", wie Raiski es nannte, gleicht einem bunten Kaleidoskop: Besuche in ihrem Kreise, Theatervorstellungen, Spazierfahrten, wahnsinnig teure Dejeuners, Diners, die bis zum frühen Morgen, und nächtliche Orgien, die bis zum Mittag des nächsten Tages andauern, reihen sich aneinander, und die einzige Sorge ist, daß kein Stillstand in dem ewigen Wechsel eintrete.

Ein Tag, der nicht voll besetzt ist, ein Abend, an dem es keinen Trubel, keine Ausfahrt, kein Theater, keine lustige Schmauserei gibt, gilt als etwas Entsetzliches. Solch ein Tag kann zum Nachdenken bringen, kann allerhand peinliche Fragen anregen, kann die bessere Empfindung, das Gewissen, das Gespenst der Zukunft wecken ...

Voll Angst wehrt sie das ungewohnte Gefühl von sich ab, mit Gewalt verscheucht sie die auftauchenden Fragen. Nur selten, und nur bei wenigen, treten solche Momente ein. Ihr Denken schlummert zumeist, ihr Herz ist kalt und gefühllos, ihr Wissen auf ein Mindestmaß beschränkt.

Brillanten — das einzige Echte an ihr — und sonstigen Schmuck möglichst über den Bedarf von ihren Verehrern kaufen zu lassen und dadurch die Juweliere reich zu machen — das ist das einzige Ziel ihres Ehrgeizes.

Und ein anderer wichtiger Punkt ist das Reisen: in Paris die Gräfin zu spielen, irgendwo in Italien einen Palast zu bewohnen, die eigene Schönheit und das Gold im Beutel glänzen zu lassen, unterwegs die eine und andere Eroberung zu machen, Männer von Rang und Reichtum natürlich — — ja, das ist ihnen ein herrliches Ziel!

Das Ideal des Mannes ist ihnen vor allem der homme généreux liberal, der mit Eleganz das Geld zum Fenster hinauswirft; dann kommt der comte, der prince usw. Von Geist, Ehre, Sittlichkeit hat diese Welt ihre ganz besonderen Vorstellungen. Sparsamkeit, Zurückhaltung, Ordnungsliebe gelten hier als sittliche Gebrechen eines Mannes. Wer mit diesen Eigenschaften behaftet ist, wird als Auswurf der Menschheit angesehen.

Während Raiski als junger Offizier und dann später als junger Beamter sich in der Welt der Petersburger „goldenen Jugend" bewegte, kam er oft genug in die Lage,

dieser Welt der Schönen seinen reichlichen Tribut zu zollen, und als er aus diesen Kreisen schied, geschah es mit einem Gefühl tiefer Trauer und mit reichen Erfahrungen, ohne die er recht wohl hätte auskommen können.

Er hatte den Wunsch der Großtante erfüllt und war Offizier geworden — aber die Bilder, die er dort unten an der Wolga in sich aufgenommen hatte, der schattige Park mit dem Hain und der Schlucht dahinter, die wildbegeisterten Augen Waßjukows und die Klänge seiner Geige verfolgten ihn nach wie vor.

Er träumte von einer weiten Kunstarena, von der Akademie oder dem Konservatorium, und er sah im Geiste sich selbst als eifrigen Mitstreiter in dieser Arena der Künste.

Er stellte sich ein stilles Atelier mit gedämpftem Licht vor, mit Marmorwerken, angefangenen Gemälden und Modellpuppen — und er selbst, im Samtkittel, mit wallendem Künstlerhaar, saß mitten darin in liebevoller Betrachtung des Kunstwerks, das er eben auf der Staffelei hatte: es ist der Kopf eines Freundes, dessen Bildnis er malt.

Noch fehlt die Seele darin, noch ist kein Leben, kein Feuer in den Augen. Aber nun setzt er die beiden magischen Punkte hinein und führt ein paar kühne Striche, und plötzlich lebt dieser Kopf, er spricht und blickt so offen: Geist ist darin, und Gefühl, und Schönheit ...

Besucher kommen, blicken schüchtern ins Atelier und flüstern leise ...

Und dann kommt endlich die Ausstellung. Er steht in einem Winkel und schaut nach seinem Gemälde hin, aber er sieht es nicht, denn die Menschen drängen sich davor und nennen seinen Namen. Irgend jemand bemerkt ihn und zeigt ihn der Menge, und alle Gesichter wenden sich nun von dem

Bilde ab und ihm zu. Er wird ganz verwirrt — und erwacht aus dem schönen Traume...

Er reichte seinen Abschied beim Regiment ein, bat um Überführung in den Zivildienst und kam an den Tisch, dessen Vorsteher zu jener Zeit Iwan Iwanowitsch Ajanow war. Doch der Leser weiß bereits, daß er auch im Zivildienst keinen größeren Erfolg hatte als beim Militär. Auch hier schied er aus und ging — auf die Kunstakademie.

Schüchtern betrat er ihre Räume und sah sich ringsum: alles saß schweigend da und zeichnete nach Gipsköpfen. Auch er begann zu zeichnen, doch schon nach zwei Stunden ging er und zeichnete zu Hause weiter, gleichfalls nach Gipsköpfen.

Aber hier geht die Sache nur mit Hindernissen vor sich — bald zündet er sich eine Zigarre an, bald streckt er die Beine auf dem Diwan aus, beginnt zu lesen, oder versinkt in Nachdenken und lauscht auf die Motive, die ihm im Kopfe klingen. Er setzt sich ans Klavier und vergißt alles rings um sich, auch das Zeichnen.

Drei Wochen später geht er wieder in die Akademie: wieder sitzen dort alle schweigend in den Sälen und zeichnen nach Gipsköpfen.

Er lernt den einen und anderen der Studiengenossen kennen, ladet ihn zu sich ein und zeigt ihm seine Arbeit.

„Sie besitzen Talent — wo haben Sie Unterricht genommen?" fragte man ihn. „Nur... dieser Arm da ist zu lang... und der Rücken ist schief... die Zeichnung stimmt nicht!"

Sie luden ihn zu ihren kleinen Gesellschaften ein, und er war da ganz im künstlerischen Fahrwasser: sie sprachen von Kolorit, von Büsten, von Armen und Beinen, von der „Wahrheit" in der Kunst, von der Akademie — und in

weiter Perspektive erschienen dann Düsseldorf, Paris und Rom. Sie berechneten in seiner Gegenwart, wieviel Zeit sie zu ihrer Ausbildung brauchen würden: von sieben, acht Jahren war die Rede, eine entsetzliche Spanne Zeit! Und dabei waren sie alle schon erwachsene Männer!

Sechs Monate lang blieb er dann gänzlich fort von der Akademie, und als er von neuem hinkam, sah er dieselben Genossen schweigend dasitzen und — nach Gipsköpfen zeichnen.

Er warf einen Blick in einen zweiten Saal: dort stand ein Modell, und schweigend zeichneten die Schüler ihren Akt.

Einen Monat darauf kam Raiski wieder — und wiederum waren alle in das Anschauen des Modells und in ihre Zeichnung vertieft. Dasselbe Schweigen, dieselbe gespannte Aufmerksamkeit bei allen.

Er betrat das Atelier eines Professors und sah dort alles so, wie er es sich vorgestellt hatte: den Raum mit dem gedämpften Licht, und die Bilder, die Modellpuppe, die Masken, Arme, Beine ... alles ganz genau so.

Nur der Künstler selbst trat ihm nicht im eleganten Samtkittel, sondern in einem schmutzigen Paletot, nicht mit wallenden Locken, sondern mit schlichtem, kurzgeschorenem Haar entgegen, und nicht in liebevolle Betrachtung seines Kunstwerks war er versunken, sondern in die Qual der inneren Arbeit und Unruhe, Ermüdung malte sich in seinem Gesichte. Sein gequälter Blick bohrte sich tief in das Gemälde ein, er ging jetzt darauf zu, trat dann wieder zurück, er sann und sann und schaute ...

Und dann ist's plötzlich, als ob er in sich versänke — er wird still und stumm, nur die Augen glänzen, und die Hand radiert und wischt fort, was vorher dagewesen, und sucht hastig einen neuen, eben unter qualvoller innerer Arbeit

erfaßten Zug zu fixieren, als fürchtete sie, daß er wieder entschlüpfen könnte ...

Verschüchtert begab sich Raiski nach Hause, spannte die Leinwand auf den Rahmen und begann eine Kreidezeichnung. Drei Tage lang zeichnete er, wischte fort, zeichnete von neuem, ließ dann alle Büsten und Zeichnungen sein und nahm den Pinsel zur Hand.

Dreimal wechselte er die Leinwand, und erst auf der vierten erschien der Kopf, der ihm vorschwebte — der Kopf Hektors und die Gesichter der Andromache und des Kindes. Die Arme ließ er noch fort: „Die kommen zuletzt!" dachte er. Die Gewänder fügte er aufs Geratewohl hinzu, nach den wenigen Angaben, die er bei Homer fand: andere Quellen hatte er nicht zur Hand, und wo hätte er sie in der Eile suchen sollen?

Ein halbes Jahr lang malte er an dem Bilde. Die Gesichter des Hektor und der Andromache nahmen seine ganze schöpferische Kraft in Anspruch, mit dem Zubehör gab er sich nicht weiter ab: „Das kommt gelegentlich einmal, später!"

Auch das Kind führte er nur ganz oberflächlich aus, einzig aus dem Grunde, weil sonst die Abschiedsszene nicht wahrscheinlich gewesen wäre.

Er wollte das Bild den Kameraden zeigen, aber sie malten ja selbst noch nicht in Farben, sondern kopierten, obschon sie längst alle bärtige Männer waren, immer noch ihre Büsten. Er entschloß sich schließlich, seine Arbeit einem Professor zu zeigen. Es war ein leutseliger Herr, dem der Hochmut fremd war, und der, so hoffte er, die Arbeit nach ihrem wahren Wert beurteilen würde. Mit pochendem Herzen brachte er sein Gemälde hin und stellte es zunächst im Korridor hin.

Der Professor ließ es ins Atelier bringen.

„Was ist denn das für ein Schinken?" fragte er mit einem flüchtigen Blick auf das Bild. Dann aber sah er es noch einmal an, nahm es plötzlich und stellte es auf die Staffelei. Er zog die Brauen zusammen und betrachtete mit prüfendem Blick alle Einzelheiten.
„Haben Sie das gemalt?" fragte er und zeigte auf Hektors Kopf.
„Ja."
„Auch das hier?" Der Professor zeigte auf die Andromache.
„Auch das."
„Und dies da?" fragte er weiter und wies auf das Kind.
„Auch dies."
„Das kann nicht sein: das haben zwei verschiedene Leute gemalt!" rief der Professor schroff und kurz. Dann öffnete er die Tür zu einem zweiten Zimmer und rief: „Iwan Iwanowitsch!"
Iwan Iwanowitsch, ein Kollege des Professors, kam herein.
„Sieh dir das mal an!" sagte der Professor.
Er zeigte auf die Köpfe der beiden erwachsenen Gestalten und dann auf das Kind. Der andere prüfte das Bild aufmerksam und schweigend. Raiski zitterte.
„Was siehst du?" fragte der Professor.
„Was ich sehe?" erwiderte der andere. „Daß das keiner von den Unserigen gemalt hat ... Wer hat denn den Kopf da zu der Schmiererei hinzugefügt? Dieser Kopf, ja ... hm—m ... Aber das Ohr sitzt nicht an der richtigen Stelle! Wer hat das gemalt?"
Der Professor fragte Raiski, bei wem er Unterricht gehabt habe, bestätigte ihm, daß er Talent besitze, und wusch ihm gehörig den Kopf, als er hörte, daß Raiski nur etwa zehnmal in der Akademie gewesen sei und keine Gipsköpfe zeichne.

„Sehen Sie doch mal her: nicht ein Zug ist richtig! Dieses Bein da ist kürzer als das andere, und die Schulter der Andromache sitzt nicht an der richtigen Stelle; wenn Hektor sich aufrichtete, würde sie ihm nur bis an den Bauch reichen. Und diese Muskeln, sehen Sie doch ..."
Er zeigte nach dem Schenkel und dem Arme Hektors.
„Sie können nicht zeichnen," sagte er. „Sie müssen sich drei Jahre lang hinsetzen, müssen nach Gips zeichnen und Anatomie hören ... Aber der Kopf Hektors und die Augen ... haben Sie das wirklich gemacht?"
„Ja," sagte Raiski.
Der Professor zuckte die Achseln. Iwan Iwanowitsch aber meinte: „Hm! Sie haben Talent, das sieht man. Lernen Sie nur tüchtig; mit der Zeit ..."
„Lernen Sie ... mit der Zeit ... das sagen sie alle!" dachte Raiski. Er aber wollte alles sogleich können, ohne erst zu lernen.
In nachdenklicher Stimmung kam er zu Hause an und fand dort einige Briefe vor. Die Großtante schalt ihn darin aus, daß er seinen Abschied als Offizier genommen habe, und der Vormund riet ihm, beim Senat einzutreten. Er schickte ihm eine Anzahl von Empfehlungsschreiben.
Doch Raiski trat nicht beim Senat ein und zeichnete auch keine Gipsköpfe in der Akademie, sondern las sehr viel, schrieb fleißig Verse und Prosa, tanzte, bewegte sich in der großen Welt, besuchte die Theater und die „Armiden", komponierte zwischendurch drei Walzer und zeichnete ein paar weibliche Porträts. Und nach einer tollen Karnevalswoche kam er dann plötzlich zur Vernunft, besann sich auf seine künstlerische Karriere und stürzte Hals über Kopf nach der Akademie: dort sah er die Schüler schweigend und ernst in dem einen Saal nach Gipsköpfen, in dem anderen nach dem lebenden Modell ihre Studien zeichnen ...



Vierzehntes Kapitel

Am festgesetzten Abend trafen Raiski und Sophie wieder im Kabinett der letzteren zusammen. Sie war bereits angezogen, um ins Theater zu fahren: der Vater wollte sie nach dem Diner abholen, ließ jedoch immer noch auf sich warten, obwohl es bereits halb acht war.

„Mir geht immer noch unser letztes Gespräch durch den Kopf, Cousine!“ sagte Raiski. „Und Sie? Haben Sie noch darüber nachgedacht?“

„Verzeihen Sie: nein, Cousin! Worüber sprachen wir denn? ... Ach ja, jetzt weiß ich's: Sie fragten mich nach irgend etwas.“

„Und Sie versprachen mir etwas.“

„Was denn?“

„Sie wollten mir etwas erzählen ... irgendeine Dummheit, eine Kinderei — und dann von Ihrer Ehe ...“

„Das war alles so einfach, Cousin, daß da eigentlich gar nichts zu erzählen ist! Fragen Sie die erste beste verheiratete Frau, zum Beispiel Catherine ...“

„Ach nein, Cousine — alle, nur nicht Catherine! Die kennt nichts als Putz und Spazierfahrten, Spazierfahrten und Putz ...“

„Was soll ich Ihnen erzählen? Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll! Paul machte mir durch Vermittlung der Fürstin einen Heiratsantrag, diese sagte es maman, maman sagte es den Tanten, man rief die ganze Verwandtschaft zusammen, machte dann Papa Mitteilung ... wie es eben überall geschieht! ..."

„Papa kommt natürlich zuletzt dran!" sagte Raiski lächelnd.

„Und wann erfuhren sie es?"

„Noch an demselben Abend. Welche Frage! Sie glauben doch nicht etwa, daß man mich gezwungen hat? ..."

„Nein, nein, Cousine! Aber das nenne ich nicht erzählen. Fangen Sie, bitte, mit Ihrer Erziehung an! Wie und wo wurden Sie erzogen? Erzählen Sie vor allem jene Dummheit ..."

„Sie wissen ja, daß ich zu Hause erzogen wurde ... Mama war sehr streng und ernst, sie scherzte nie, lachte fast nie, liebkoste mich nur selten; alles im Hause gehorchte ihr: die Kinderfrauen, die Stubenmädchen, die Gouvernanten taten, was sie befahl, und ebenso Papa. Ins Kinderzimmer kam sie nicht, doch ging dort alles wie am Schnürchen, als ob sie selbst anwesend wäre. Als ich sieben Jahre alt war, hatte ich eine Deutsche, Margarete hieß sie, zur Bedienung: sie kämmte mich und zog mich an, dann wurde Miß Dreadson geweckt, und wir gingen zu Mama. Doch bevor wir uns begrüßten, musterte mich Mama sehr eingehend, sah mir prüfend ins Gesicht, drehte mich dreimal um, überzeugte sich, ob alles in Ordnung war, beguckte sogar meine Füße, ließ mich einen Knix machen, den sie mit kritischem Auge prüfte — und dann erst küßte sie mich auf die Stirn und entließ mich. Nach dem Frühstück machte ich einen Spaziergang oder bei schlechtem Wetter eine Spazierfahrt ..."

„Und nun erzählen Sie, wie Sie gespielt haben und herumgetollt sind!"

„Herumgetollt? Das bin ich nie! Miß Dreadson ging neben mir her und ließ mich nie weiter als drei Schritte von sich fort. Einmal warf ein Knabe einen Ball, der mir zwischen die Füße flog — ich nahm den Ball und lief hin, um ihn dem Knaben zurückzugeben. Miß Dreadson sagte es Mama, und ich durfte nun drei Tage lang nicht meinen Spaziergang machen. Übrigens weiß ich nur wenig aus jener Zeit; so viel ist mir noch in Erinnerung geblieben, daß ich bei einem Tanzmeister Unterricht hatte, der immer rief: chassez en avant, chassez à gauche, tenez-vous droit, pas de grimasses... Nach dem Mittagessen durfte ich in dem großen Saale Ball spielen und über das Seil springen, doch nur ganz vorsichtig und leise, daß ich nicht etwa einen Spiegel zerschlage oder zu laut herumspringe. Mama liebte es nicht, wenn ich rote Backen und Ohren hatte, darum durfte ich nie zu viel herumlaufen. Man tadelte auch, daß ich..." — sie lächelte bei diesen Worten — „beim Zeichnen und Schreiben, ja sogar beim Tanzen die Zunge heraussteckte — darauf bezog sich das pas de grimasses, das jeden Augenblick ertönte."

„Chassez en avant, chassez à gauche und pas de grimasses! Ja, das nenne ich eine vortreffliche Erziehung, ganz wie die Dressur beim Regiment! Nun, und was weiter?"

„Weiter bekam ich dann eine Französin, Madame Clary, aber... die wurde bald entlassen, ich weiß nicht, aus welchem Grunde. Ich erinnere mich nur, daß Papa sehr lebhaft für sie eintrat, doch Mama wollte nichts von ihr wissen..."

„Nun, jetzt sehe ich, daß Sie keine Kindheit gehabt haben:

das erklärt mir so manches... Was haben Sie sonst noch gelernt?" fragte Raiski.

„O, allerhand: histoire, géographie, calligraphie, orthographie, dann noch Russisch..."

Hier machte Sofia Nikolajewna eine kleine Pause.

„Nun kommen wir wohl an die Katastrophe, vermut' ich, und ihr Held — war der russische Lehrer!" sagte Raiski.

„Das sind unsere jeunes premiers..."

„Ja... Sie haben es erraten!" versetzte die Bjelowodowa lächelnd.

„Meine Leistungen waren in allen Gegenständen dieselben — das heißt überall gleich schlecht. In der Geschichte wußte ich nur über das Jahr 1812 Bescheid, weil mon oncle le prince Serge damals als Offizier den Feldzug gegen Napoleon mitgemacht hatte und oft davon erzählte. Ich wußte, daß es einmal eine Katharina II. gegeben hat, und eine Revolution, die Mr. de Querney zur Flucht gezwungen hatte; alles übrige, all die Kriege der Griechen und Römer, und was man mir von Friedrich dem Großen erzählte, lief in meinem Kopfe wirr durcheinander. In der russischen Stunde jedoch, bei Mr. Jelnin, lernte ich fast alles, was ich aufbekam."

„Bis hierher geht alles ausgezeichnet. Was haben Sie sonst noch getrieben?"

„Wir lasen viel. Er las sehr schön vor, brachte Bücher mit."

„Was für Bücher?"

„Ich hab's schon vergessen..."

„Nun, was weiter, Cousine?"

„Als ich dann sechzehn Jahre alt war, bekam ich meine besonderen Zimmer. Ma tante Anna Wassiljewna wohnte mit mir zusammen, und Miß Dreadson reiste nach England ab. Ich trieb viel Musik, hatte noch meinen französischen

Professor und den russischen Lehrer — es hieß nämlich damals allgemein, man müsse Russisch fast ebenso geläufig können wie Französisch ..."

„Und Mr. Jelnin war sehr ... sehr ... liebenswürdig und nett ... und comme il faut? ..." fragte Raiski.

„Oui, il était tout à fait bien!" sagte leicht errötend die Bjelowodowa. „Ich hatte mich an ihn gewöhnt ... und wenn er einmal die Stunde ausfallen ließ, war ich verdrießlich, und einmal erkrankte er und kam drei Wochen lang gar nicht ..."

„Da waren Sie wohl ganz verzweifelt?" unterbrach sie Raiski. „Sie weinten, hatten schlaflose Nächte und beteten für ihn? Nicht wahr? ..."

„Er tat mir leid — und ich bat sogar Papa, er möchte hinschicken und fragen lassen, wie es ihm geht ..."

„Sogar das! Nun, und was sagte Papa?"

„Er fuhr selbst hin, fand ihn als Rekonvaleszenten vor und brachte ihn zum Mittagessen mit in unser Haus. Mama war zuerst sehr ungehalten und machte Papa eine Szene, aber Jelnin war ein so wohlerzogener und bescheidener junger Mann, daß sie sich beruhigte und ihn sogar zu unseren soirées musicales und dansantes einlud. Er war recht gewandt im Benehmen, spielte die Violine ..."

„Was weiter?" fragte Raiski ungeduldig.

„Als Papa ihn damals nach der Krankheit zum erstenmal zu uns brachte, war er blaß und wortkarg ... seine Augen waren so matt ... Ich fühlte solches Mitleid mit ihm, und ich fragte ihn bei Tisch, was ihm gefehlt habe? ... Er sah mich so dankbar, fast zärtlich an ... Nach Tisch aber führte mich Mama auf die Seite und erklärte mir, es sei höchst unschicklich, daß ein junges Mädchen sich nach der Gesundheit eines ersten besten jungen Menschen, noch

dazu eines Lehrers, erkundige — Gott weiß, was an ihm ist! fügte sie hinzu. Ich schämte mich, ging in mein Zimmer und weinte und habe ihn nie wieder nach etwas gefragt ..."

„Da sehen Sie's!" bemerkte Raiski spöttisch. „Kaum hatten Sie den Olymp verlassen und einen Fuß unter die Menschen gesetzt, so gab es auch schon Strafpredigten!"

„Unterbrechen Sie mich nicht: ich verliere sonst den Faden!" sagte sie. „Jelnin fuhr fort, mit mir zu lesen, und regte mich auch an, selbst etwas zu schreiben, aber Mama wünschte, daß ich mehr den französischen Aufsatz pflegen sollte."

„Und Jelnin las dann nur noch mit Ihnen?"

„Ja, wir lasen sehr viel, und dann begleitete er mich auch auf der Violine, wenn ich Klavier spielte. Er war so sonderbar, versank bisweilen ganz in Nachdenken und sprach eine halbe Stunde lang kein Wort. Rief ich ihn dann beim Namen, so fuhr er zusammen und sah mich ganz seltsam an ... so, wie auch Sie mich bisweilen ansehen. Oder er setzte sich so dicht zu mir hin, daß er mich erschreckte. Doch konnte ich ihm nicht böse sein ... ich hatte mich an diese Absonderlichkeiten gewöhnt. Einmal legte er seine Hand auf die meinige: es war mir sehr peinlich, aber er bemerkte selbst nicht, was er tat — und ich zog meine Hand nicht fort. Und wie er einmal wegblieb, als wir zusammen üben sollten, empfing ich ihn am nächsten Tage sehr kühl ..."

„Bravo! Und was sagten die Ahnen dazu?"

„Ja, lachen Sie nur, Cousin: es war wirklich zum Lachen!"

„Ich lache nicht, Cousine, sondern ich freue mich: nicht wahr, damals lebten Sie doch, damals waren Sie glücklich und froh — nicht so wie später, wie jetzt? ..."

„Ja, das ist wahr: ich war ein kleines, dummes Mädchen, und es machte mir Vergnügen, zu sehen, wie er plötzlich verlegen wurde und Angst hatte, mich anzusehen, und wie er dann wieder mich ganz lange, lange ansah und bisweilen sogar erblaßte. Vielleicht habe ich ein bißchen mit ihm kokettiert, auf kindliche Weise, vor lauter Langerweile ... Es war bei uns wirklich manchmal sehr ... langweilig! Aber ich glaube, er war sehr gut und sehr unglücklich: er hatte gar keine Verwandten! Ich nahm sehr viel Anteil an ihm, und ich war sehr vergnügt mit ihm, gewiß! Aber wie teuer mußte ich diese Dummheit bezahlen!"

„Ach — nur rasch, erzählen Sie!" sagte Raiski.

„An meinem Namenstage fand bei uns großer Empfang statt, ich war damals schon in die Gesellschaft eingeführt. Ich hatte eine Beethovensche Sonate einstudiert, die er sehr liebte — dieselbe, die auch Sie so gern hören ..."

„Daher die Vollendung, mit der Sie diese Sonate spielen ... Weiter, Cousine, die Sache wird interessant!"

„Man wußte damals in der großen Welt bereits, daß ich der Musik sehr ergeben war, und man prophezeite mir, ich würde eine erstklassige Künstlerin werden. Früher hatte Mama die Absicht gehabt, mich bei Henselt Unterricht nehmen zu lassen, als sie jedoch diese Elogen hörte, wurde sie anderen Sinnes."

„Die Weisheit der Ahnen erklärte es für unanständig, eine Künstlerin zu sein!" bemerkte Raiski.

„Ich erwartete jenen Abend mit Ungeduld," fuhr Sophie fort, „weil Jelnin nicht wußte, daß ich jene Sonate einstudiert hatte ..."

Sie hielt, ein wenig verwirrt, in ihrer Erzählung inne.

„Ich verstehe!" warf Raiski ein.

„Die Gäste waren versammelt, die einen sangen, die anderen

trugen etwas auf dem Klavier vor, er aber war noch nicht da. Mama fragte mich zweimal, ob ich nicht die Sonate spielen wolle. Ich suchte sie so lange wie möglich hinzuhalten, und endlich befahl sie mir ohne weiteres, zu spielen: j'avais le coeur gros — und ich setzte mich ans Klavier. Ich glaube wohl, daß ich sehr bleich war, kaum aber hatte ich die Introduktion gespielt, als ich im Spiegel Jelnin erblickte — er stand dicht hinter mir... Man sagte mir später, ich sei feuerrot geworden, doch glaube ich nicht, daß es der Fall war," fügte sie verschämt hinzu. „Ich war einfach erfreut, ihn zu sehen, weil ich wußte, daß er Musik verstand..."

„Sprechen Sie nur selbst, Cousine, lassen Sie nicht Ihre Ahnen für sich sprechen!"

„Ich spielte, spielte..."

„Mit Begeisterung, feurig, leidenschaftlich..." soufflierte er ihr.

„Wohl möglich," sagte sie, „wenigstens schienen alle gefesselt von meinem Spiel und saßen schweigend da, niemand rief ein banales ‚charmant!' oder ‚bravo!' und als ich fertig war, erklang rauschender Beifall von allen Seiten, und man umringte mich... Aber ich achtete darauf nicht weiter, hörte die Glückwünsche nicht — ich wandte mich, als die Sonate zu Ende war, nur zu ihm... Er streckte mir die Hand entgegen, und ich..."

Sophie hielt verwirrt inne.

„Nun? Sie stürzten auf ihn zu..."

„Wieso denn? Nein, ich streckte ihm gleichfalls meine Hand entgegen, und er drückte sie. Und da kann es wohl sein, daß wir beide erröteten..."

„Weiter nichts?"

„Nein. Ich faßte mich rasch und antwortete auf die an-

erkennenden Worte und die Glückwünsche, die von allen Seiten ertönten. Und dann wollte ich auf Mama zutreten, doch ich warf nur einen Blick auf sie, und ein Schreck durchfuhr mich. Ich ging zu den Tanten, aber sie machten nur eine ganz flüchtige Bemerkung und ließen mich stehen. Jelnin sah mich aus der Ecke mit solchen Augen an, daß ich in ein anderes Zimmer ging. Mama begab sich, als die Gäste fort waren, in ihr Zimmer, ohne mir gute Nacht zu sagen. Nadjeschda Wassiljewna schüttelte den Kopf, als sie sich von mir verabschiedete, und Anna Wassiljewna hatte Tränen in den Augen ..."

„Jeder Mensch hat seinen Sparren," bemerkte Raiski; „diese hier scheinen den Anstandssparren gehabt zu haben ... Nun, und am nächsten Morgen?"

„Am nächsten Morgen," fuhr Sophie mit einem Seufzer fort, „erwartete ich, daß man mich sogleich zu Mama rufen würde, doch wurde ich eine ganze Weile nicht gerufen. Endlich holte mich ma tante Nadjeschda Wassiljewna und sagte trocken, ich solle zu Mama kommen. Ich hatte starkes Herzklopfen und konnte anfangs gar nicht unterscheiden, wer in Mamas Zimmer war und was dort vorging. Es war dunkel im Zimmer, die Stores und Portieren waren heruntergelassen, Mama schien ermüdet; neben ihr saßen die Tanten, mon oncle, prince Serge und Papa ..."

„Also der ganze Areopag — und dazu die Ahnenbilder an der Wand!"

„Papa stand am Kamin und wärmte sich. Ich sah einen Moment zu ihm hin und dachte, er würde mir einen freundlichen Blick schenken — es wäre mir leichter ums Herz geworden. Aber er war offenbar bemüht, mich nicht anzusehen; der arme Papa fürchtete sich vor Mama, ich sah jedoch, daß ich ihm leid tat. Er biß sich beständig auf die

Lippen: Sie wissen, daß er das immer tut, wenn er erregt ist."

„Und was taten nun die anderen?"

„‚Beantworten Sie mir eine Frage: wer sind Sie, und was sind Sie?' begann Mama leise. — ‚Ich bin Ihre Tochter,' antwortete ich kaum hörbar. — ‚Es scheint nicht der Fall zu sein. Wie benehmen Sie sich!' — Ich schwieg — was hätte ich ihr auch antworten sollen?..."

„O Gott! Darauf sollte es keine Antwort geben?" fuhr Raiski heraus.

„‚Was für eine Szene haben Sie denn da gestern zum besten gegeben: war das eine Komödie oder ein Drama? Und wer ist denn der Verfasser — Sie selbst oder dieser Lehrer, dieser... Mr. Jelnin?' — ‚Ich habe keine Szene gespielt, maman,' brach es aus mir hervor... und es war mir dabei so beklommen zumute. — ‚Um so schlimmer,' sagte sie — ‚il y a donc du sentiment là dedans? Hören Sie doch,' wandte sie sich an Papa, ‚was Ihre Tochter sagt... wie gefällt Ihnen dieses Geständnis?...' Der arme Papa war noch verwirrter und schaute noch kläglicher drein als ich selbst; ich wußte, daß er allein mir nicht zürnte, ich hätte am liebsten vor Scham in jenem Augenblick sterben mögen... ‚Wissen Sie, wer dieser Ihr Lehrer ist?' fuhr Mama fort. ‚Fürst Serge hat sich nach ihm erkundigt: er ist der Sohn irgendeines Arztes, läuft als Privatlehrer in der Stadt herum, schreibt Gedichte, besorgt für Geld die französische Korrespondenz russischer Geschäftsleute und lebt davon...' — ‚Welche Schmach!' rief ma tante voll Abscheu. — Ich hörte nichts weiter, denn eine Ohnmacht überkam mich. Als ich wieder meine Besinnung erlangt hatte, saßen beide Tanten neben mir, während Papa mit der Riechflasche daneben stand. Mama war nicht im Zimmer, vierzehn Tage

lang bekam ich sie überhaupt nicht zu Gesicht. Als sie sich dann wieder sehen ließ, bat ich sie unter Tränen um Verzeihung. Mama sagte mir, wie entsetzt sie über jene Szene gewesen sei, sie wäre fast krank geworden vor Aufregung, und das Schlimmste sei gewesen, daß Cousine Neljubowa alles gesehen und den Michailows weitererzählt habe, und diese hätten ihr Vorwürfe gemacht, sie beaufsichtige mich nicht genug und gewähre Gott weiß wem Zutritt zum Hause. — ‚Und das habe ich alles nur dir zu verdanken!‘ schloß Mama ihre Vorhaltungen. Ich bat sie nochmals, mir zu verzeihen und diese Dummheit zu vergessen, und gab ihr mein Wort darauf, daß ich ihr in Zukunft keinen Anlaß zum Tadel geben würde.“

Raiski lachte laut auf.

„Ich dachte Gott weiß was für ein Drama noch kommen würde!“ sagte er. „Und Sie erzählen mir die Geschichte eines sechsjährigen Mädchens! Ich hoffe, Cousine, wenn Sie einmal eine Tochter haben sollten, dann werden Sie anders handeln ...“

„Wie denn — meinen Sie, ich würde meine Tochter einem Lehrer zur Frau geben?“ sagte sie. „Das können Sie doch unmöglich im Ernst annehmen!“

„Warum nicht — wenn er ein anständiger Mensch ist und eine gute Erziehung hat? ...“

„Niemand weiß es, ob Jelnin ein anständiger Mensch war: im Gegenteil, ma tante und Mama sagten, er habe schlechte Absichten gehabt, er habe mir den Kopf verdrehen wollen ... aus Eitelkeit, weil er es nicht wagte, mir mit ernsten Absichten zu nahen ...“

„Nein!“ rief Raiski leidenschaftlich aus. „Man hat Sie betrogen. Wenn Ihre Stutzer, Ihre Cousins, ein prince Pierre, ein comte Serge einem jungen Mädchen den Kopf

verdrehen wollen, dann werden sie nicht blaß und rot — sie sind es, die böse Absichten haben! Jelnin aber hatte gar keine Absichten, er liebte Sie aufrichtig, wie ich aus Ihren Worten ersehe. Und diese Herren da" — er zeigte, ohne sich umzudrehen, mit dem Finger auf die Porträts an der Wand — „die heiraten Sie par convenance, und dann betrügen sie Sie mit der ersten besten Tänzerin..."

„Cousin!" rief Sophie ernst, fast erschrocken.

„Sie wissen doch das alles selbst, Cousine..."

„Was sollte ich denn sonst tun? Sollte ich Mama sagen, daß ich Mr. Jelnin heiraten wolle?..."

„Ja — Sie hätten in Ohnmacht fallen sollen, nicht aus dem Grunde, aus dem es geschah, sondern weil man es wagte, sich in Ihre Herzensangelegenheiten einzumischen! Sie hätten aus dem Hause gehen und seine Frau werden sollen. Er schriftstellert, korrespondiert, gibt Stunden, nimmt Geld dafür und lebt davon — welche Schmach in der Tat! Und jene da" — er zeigte wieder auf die Ahnen „nahmen Geld, schrieben keine Verse und lebten immer nur von fremder Arbeit — das ist ehrenhaft!... Was ist denn schließlich aus Jelnin geworden?"

„Ich weiß es nicht," sagte sie gleichgültig. „Man verbot ihm das Haus, und ich habe ihn nie wieder gesehen."

„Und Sie hatten auch kein Interesse weiter für ihn?"

„Nein..."

„Das wahre, wirkliche Leben, das Glück stand von Angesicht zu Angesicht vor Ihnen — und Sie haben es von sich gestoßen! Warum? Aus welchem Grunde?"

„Sie wissen doch, Cousin, daß ich verheiratet war, daß ich ein glückliches Leben geführt habe..."

„Mit ihm?" fragte er und warf einen Blick auf das Porträt ihres Gatten.

„Ja, mit ihm!“ sagte sie und sah das Porträt zärtlich an.
„Und wie wurden Sie denn nun seine Frau?“
„Sehr einfach. Er war eben aus dem Ausland gekommen, machte bei uns Besuch, erzählte von dem Leben in Paris, sprach von der Königin, von den Prinzessinnen, war einigemal bei uns zum Diner und bat dann durch die Fürstin um meine Hand.“
„Und als Sie nun einwilligten und zum erstenmal mit ihm allein waren ... was sagte er da? ...“
„Nichts!“ sprach sie und lächelte ein wenig erstaunt.
„Aber er sagte Ihnen doch sicherlich, weshalb er sich um Ihre Hand beworben hätte, was ihn zu Ihnen hingezogen hätte ... daß es für ihn nichts Schöneres, Herrlicheres auf der ganzen Welt gäbe ...“
„Und daß er nicht Worte genug finden könne, um mich zu verherrlichen, daß er jedoch fürchte, sentimental zu werden ...“ fügte sie spöttisch hinzu.
„Na also — was tat er denn dann?“
„Dann setzte er sich an den Kartentisch, während ich mich für das Theater anzog: er war nämlich an diesem Abend mit in unserer Loge. Nun, und am nächsten Tage fand dann die feierliche Verlobung statt.“
„Ein sehr einfacher Verlauf in der Tat,“ bemerkte Raiski. „Und später, nach der Hochzeit?“
„Nach der Hochzeit fuhren wir ins Ausland.“
„Ah, endlich! Sie waren nun nicht mehr in der großen Welt, nicht mehr im Bannkreis der Ahnen! Irgendwohin nach Italien ging's, in die Schweiz, an den Rhein, in einen stillen Winkel, in dem das Herz zu seinem Rechte kam ...“
„Nein, nein, Cousin — wir fuhren nach Paris: mein Mann wurde mit einer Mission dorthin betraut, und er stellte mich bei Hofe vor.“

„Ich war sehr glücklich," sagte die Bjelowodowa, und ihr Lächeln wie ihr Blick bestätigten, daß sie mit Genugtuung auf die Vergangenheit zurückblickte. „Ja, Cousin, als ich das erstemal zum Balle in den Tuilerien erschien und in den Kreis geführt wurde, in dem sich der König, die Königin und die Prinzen befanden ..."

„Da tönte ein lautes ‚Ach!' von allen Lippen?" sagte Raiski.

Sie nickte mit dem Kopfe und seufzte dann, als ob sie bedauerte, daß diese schönen Tage entschwunden waren.

„Wir hielten in Paris offenes Haus; dann fuhren wir ins Bad; mein Mann gab Bälle und Banketts, von denen in den Zeitungen berichtet wurde."

„Und Sie waren glücklich?"

„Ja," sagte sie — „ich war glücklich: ich sah nie eine unzufriedene Miene bei Paul, hörte nie ..."

„Ein herzliches, zärtliches Wort, erlebte nie einen Augenblick leidenschaftlicher, inniger Hingabe ..."

Sie schüttelte nachdenklich und verneinend den Kopf.

„Nie wurde mir ein Wunsch, nie auch nur eine Laune versagt ..." fügte sie hinzu.

„Hatten Sie denn überhaupt jemals Launen?"

„O ja: in Wien hatte Paul schon ein Hotel für uns gemietet, und als wir ankamen, gefiel es mir nicht, und ..."

„Er mietete mir ein anderes Hotel — wie großmütig!"

„Welche Aufmerksamkeit, welche Rücksicht und Feinfühligkeit in jedem seiner Worte ..." sagte sie.

„Nun, das wäre auch: Sie waren doch eine Pachotina!"

„Ja, ich war glücklich," sagte sie in entschiedenem Tone, „und ich werde nie wieder so glücklich sein!"

„Gott helfe mir — Amen!" fügte er hinzu. „Auch der Kanarienvogel ist in seinem Bauer glücklich, und er singt

sogar; aber sein Glück ist eben das Glück des Kanarienvogels, und kein Menschenglück... Nein, Cousine, man hat in Ihnen systematisch und auf höchst raffinierte Weise alle Freiheit des Denkens und Fühlens unterdrückt! Sie sind nur eine schöne Gefangene in diesem Serail der großen Welt, Sie müssen innerlich erfrieren in dieser dumpfen Unbewußtheit, in der Sie gehalten werden."

„Und ich will diese Unbewußtheit nicht gegen Ihr gefährliches Wissen vertauschen..."

„Ganz wie der Kanarienvogel, der sich an seinen Käfig gewöhnt hat: wenn man ihn öffnet, fliegt er nicht davon, sondern flüchtet sich ängstlich in eine Ecke. Sie gleichen ihm ganz und gar! Erwachen Sie aus Ihrem Schlummer, Cousine, lassen Sie alle Ihre Catherinen laufen, verzichten Sie auf diese Ausfahrten und lernen Sie das andere Leben kennen! Und wenn Ihr Herz nach der Freiheit verlangt, dann fragen Sie nicht, was die Cousine sagt..."

„Sondern was der Cousin sagt, nicht wahr?"

„Ja, denken Sie an Ihren Cousin Raiski und tauchen Sie getrost unter in dieses Leben voll Leidenschaft, in dieses Ihnen unbekannte Land..."

„Aber warum durchaus die Leidenschaft?" warf sie ein — „liegt denn in ihr das Glück?"

„Warum gibt es Gewitter in der Natur?... Und die Leidenschaft — ist das Gewitter des menschlichen Lebens... O, wenn Sie doch einmal solch ein gewaltiges Gewitter kennenlernten!" sagte er ganz hingerissen und versank in Nachdenken.

„Sehen Sie, Cousin: alle anderen außer Ihnen warnen mich vor der Leidenschaft, und Sie wollen mich mit Gewalt hineinstoßen, damit ich dann mein ganzes Leben lang Reue empfinde..."

„Nein, nicht Reue wird der Leidenschaft folgen: sie wird die Luft rings um Sie reinigen, wird die Miasmen, die Vorurteile in die Flucht jagen und Sie Ihr wahres Leben genießen lehren ... Sie werden nicht sinken, Sie sind zu klar, zu rein dazu; das Laster kann Ihnen nichts anhaben. Die Leidenschaft wird Sie nicht erniedrigen, sondern im Gegenteil hoch emporheben. Sie werden zwischen Gut und Böse unterscheiden lernen, Sie werden das Glück in vollen Zügen genießen und dann in köstlichem Erinnern leben, das nichts gemein haben wird mit diesem schläfrigen, stillen Hinbrüten, in dem Sie jetzt Ihre Zeit verbringen. Sie werden die Ruhe haben, den Frieden — aber das Bewußtsein des Glücks wird in diesem Frieden pulsieren; Sie werden hundertmal schöner sein als jetzt, werden voll Zärtlichkeit, voll stiller Melancholie sein, die Tiefe Ihres eigenen Herzens wird sich Ihnen erschließen, und die ganze Welt wird Ihnen dann zu Füßen fallen, wie ich es jetzt tue ..."
Er wollte in der Tat vor ihr hinknien, aber sie machte eine erschreckte Bewegung, und er hielt inne.
„Und wenn Sie mir dann begegnen, vielleicht ermattet vor Schmerz und Gram, aber auch reich an Erfahrung und Glück, dann werden Sie sagen, daß Sie nicht umsonst gelebt haben, und werden Ihre Unkenntnis des Lebens nicht als Entschuldigung anführen können! Und dann werden Sie auch dort hinausschauen wollen, auf die Straße, werden in Erfahrung zu bringen suchen, was Ihre Bauern treiben, werden sie ausreichend ernähren, sie belehren, ihre Leiden lindern wollen ..."
Sie hörte nachdenklich zu. Zweifel, Bedenken, Erinnerungen huschten über ihr Gesicht.
„Nicht alle Männer sind so wie Bjelowodow," fuhr er fort. „Vielleicht finden Sie einen Freund, der seinem Herzen

und seiner Zunge nicht so Zwang anzutun weiß, und wenn Sie dann etwa in der sommerlichen Einsamkeit eines finnischen Dorfes die Stimme des Herzens vernommen haben, werden Sie erschrecken vor dieser Welt, in der Sie bis jetzt gelebt haben. Paris und Wien werden verblassen vor jenem Dörfchen. Fort mit dem prince Pierre, dem comte Serge, mit den Tanten, mit diesen Ahnenbildern, diesen Draperien — alles das ist dem Glücke nur hinderlich. Ihre Schweizer und Lakaien, Ihre Pascha und Dascha, Ihre Spazierfahrten werden Ihnen zuwider sein. Es wird Ihnen sein, als sollten Sie ersticken hier in diesem Leben, öde und langweilig wird es Ihnen scheinen ohne den, den Sie lieben, der Sie zu leben lehrt. Wenn er erscheint, werden Sie in Verwirrung geraten, Sie werden erbeben, erröten, erblassen beim Klange seiner Stimme; wenn er geht, wird Ihr Herz aufschreien und ihm nachstürzen wollen, und in banger Erwartung wird es sich härmen und dem Morgen, dem Übermorgen entgegenschauen ... Sie werden nicht essen, nicht schlafen, werden die Nacht ohne Schlummer, ohne Ruhe hier in diesem Sessel verbringen. Und wenn Sie ihn dann morgen sehen, oder auch nur die Hoffnung haben, ihn zu sehen, dann werden Sie frischer sein als diese Blume da, Sie werden glücklich sein, und auch er wird unter Ihren strahlenden Blicken das Glück empfinden. Und nicht er allein, sondern auch jeder dritte, der Sie in diesem Glorienschein des Glückes, der Schönheit sehen wird ..."

„Was ist das nur?" sagte sie und sah unruhig nach der Zimmertür — „es scheint, daß Papa nicht kommt?" Und ganz leise fügte sie nach kurzer Weile hinzu: „Was Sie da eben sagten, ist ganz unmöglich."

„Warum?" fragte er und sah sie dabei durchdringend an. Seine Phantasie war aufs lebhafteste erregt: unwillkürlich,

ganz unbewußt hatte er sich selbst an die Stelle des Helden, der ihm vorschwebte, gesetzt; er sah sie an, bald herausfordernd kühn, bald wie in tiefem Sinnen, als ob er sich selbst vor ihr auf den Knien sähe, mit glühendem Gesichte. Und sein Gesicht war wirklich wie in Flammen getaucht: sie sah ihn das eine und andere Mal an, wandte dann aber ihr Auge nicht mehr nach ihm hin, als hätte sie Angst, ihn anzuschauen.

„Warum unmöglich?" wiederholte er.

„Ich bin doch — ein Kanarienvogel!" versetzte sie.

„O, dann wird diese Portiere hier sich öffnen, und Sie werden hinausflattern aus dem Käfig; dann werden Sie die Tanten und diese verblichenen Herren hier hassen, und jenes Porträt" — er zeigte auf das Bildnis ihres Mannes — „werden Sie nur noch mit einem feindseligen Gefühl ansehen können."

„Ach, Cousin!..." fiel sie ihm vorwurfsvoll ins Wort.

„Ja, Cousine, Sie werden jede Minute für verloren halten, die Sie so wie bisher verbracht haben... Ihr Auge wird nicht mehr diesen vornehm kühlen, stolzen Ausdruck haben, es wird so sanft, so nachdenklich blicken, Sie werden auch nicht mehr dieses steife, elegante Kleid tragen... unwillig werden Sie dieses massive Armband ablegen und das Kreuz auf Ihrer Brust wird nicht so ruhig und symmetrisch daliegen. Erst wenn Sie mit den Ahnen und Tanten abgerechnet und den Rubikon überschritten haben — erst dann wird für Sie das wahre Leben beginnen... Ihre Stunden, Tage, Nächte werden unmerklich dahinfließen..."

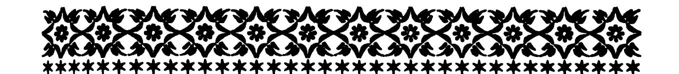
Er setzte sich ganz dicht neben sie, und sie bemerkte es nicht, so tief war sie in Gedanken versunken.

„Sie werden nicht merken, wie sie Ihnen entschwinden," flüsterte er, „Sie werden nur schwelgen und genießen,

werden den Gedanken an ihn nimmer los werden — träumen werden Sie von ihm im Schlafen und Wachen ..."
Er nahm ihre Hand, und sie fuhr zusammen.
„Wenn Sie allein zu Hause weilen, werden Sie plötzlich in Tränen ausbrechen vor Glück: unsichtbar wird jemand in Ihrer Nähe weilen und auf Sie schauen ... Und wenn in diesem Augenblick er selbst erscheint, werden Sie aufschreien vor Freude, werden aufspringen und ... und ... sich an seine Brust werfen ..."
Beide erhoben sich plötzlich.
„Und Sie werden ihm alles ... alles geben!" flüsterte er, während er ihre Hand hielt.
„Mon Dieu, mon Dieu!" sagte sie voll Erregung und Ungeduld und entzog ihm fast ärgerlich ihre Hand.
„Und Sie werden bedauern," flüsterte er weiter, „daß Sie ihm nichts weiter geben, nicht noch ein größeres Opfer bringen können! Sie werden auf die Straße hinauseilen, in finsterer Nacht, allein ..."
„Mon Dieu, mon Dieu!" rief sie und blickte nach der Tür — „was reden Sie da? ... Sie wissen doch selbst, daß dies unmöglich ist!"
„Alles ist möglich," flüsterte er. „Sie werden vor ihm niederknien, werden Ihre Lippen leidenschaftlich auf seine Hand pressen, werden weinen vor Glück und Lust ..."
Sie nahm in dem Sessel Platz, warf den Kopf zurück und seufzte schwer.
„Je vous demande une grâce, cousin," sagte sie.
„Sprechen Sie! Befehlen Sie!" rief er ganz begeistert.
„Laissez moi!"
Er ging nach der Tür und sah nach ihr zurück. Sie saß unbeweglich da: nichts weiter war in ihrem Gesicht zu lesen, als nur der ungeduldige Wunsch, daß er schon gehen möchte.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als sie sich erhob, aus der Karaffe ein Glas Wasser eingoß, es langsam austrank und dann die bereits angespannten Pferde abzuschirren befahl. Nun setzte sie sich wieder in den Sessel und saß in tiefem Nachdenken da, ohne sich zu rühren.
Wenige Minuten darauf ließen sich Schritte vernehmen, und die Portiere öffnete sich. Sophie fuhr zusammen, blickte flüchtig in den Spiegel und stand auf. Der Vater trat ein und mit ihm ein Gast, ein Herr in mittleren Jahren, hochgewachsen, brünett, mit melancholischem Gesichte. Es war keine russische Physiognomie. Der Vater stellte ihn Sophie vor.
„Graf Milari, ma chère amie," sagte er — „grand musicien et le plus aimable garçon du monde. Er ist seit vierzehn Tagen in Petersburg — du hast ihn ja damals bei der Fürstin, beim Balle, gesehen? Verzeih, meine Liebe, ich war beim Grafen, und er ließ mich nicht fort — ich konnte dich nicht zum Theater abholen ..."
„Ich habe schon ausspannen lassen, Papa; ich habe keine Lust, heut hinzufahren," antwortete sie.
Sophie bat den Gast, Platz zu nehmen. Sie begannen sich über Musik zu unterhalten, und Nikolaj Wassiljewitsch ging, sich auf die Lippen beißend, ins Gastzimmer.





Fünfzehntes Kapitel

Raiski kehrte wie berauscht nach Hause zurück, er achtete kaum auf den Weg, das Treiben der Straße, die Passanten, die vorüberfahrenden Wagen. Er sah nur Sophie — sah sie im Bilde, in einem Rahmen von Samt und Spitzen, ganz in Seide und im Schmuck der Brillanten, doch war es nicht mehr die ruhige, allen Gefühlen unzugängliche Sophie von früher.

Er hatte in ihrem Gesicht die ersten schüchternen Strahlen des Lebens bemerkt, flüchtige Blitze der Ungeduld, dann der Unruhe und Furcht, und zuletzt war es ihm gelungen, eine gewisse Erregtheit, vielleicht ein unbewußtes Bedürfnis nach Liebe in ihr hervorzurufen.

Er hatte den Zweifel in ihre Seele geworfen, vielleicht Fragen in ihr geweckt, vielleicht auch das Bedauern über ein verlorenes Leben, mit einem Wort: er hatte sie in Wallung gebracht. Und in weiter Ferne sah er dann die Leidenschaft von ihrer Seele Besitz nehmen, sah er das Drama sich entwickeln, die Statue sich zum Weibe wandeln.

Vorläufig war er auch schon mit diesem winzigen Erfolge seiner Propaganda zufrieden; er hoffte, daß nun die Ahnen in ihren Augen von dem hohen Piedestal herabsteigen würden.

Noch zwei-, dreimal, dachte er, würde er den Zipfel des Vorhangs vor ihren Augen lüften und sie einen Blick in die strahlende Ferne tun lassen — dann wird ihr plötzlich das Verständnis für das Leben, das Glück aufgehen. Ihr Blick wird verwundert auf jemandem ruhen und sich wieder heben, um starr in die Ferne zu schauen — und wie im Handumdrehen wird sie umgewandelt sein.

„Wer aber wird dieser Jemand sein?" fragte er sich eifersüchtig. „Wird es nicht der sein, der zuerst in ihr den Funken angefacht, das Gefühl geweckt hat? Hatte er nicht ein Anrecht darauf, daß ihr Gefühl sich nun auch ihm zuwandte?"

Er blickte in den Spiegel und versank in Nachsinnen, trat dann ans Fenster, öffnete das Luftpförtchen und atmete die frische Luft ein. Die Klänge eines Violoncells drangen an sein Ohr.

„Ach, da beginnt dieser Kerl wieder auf seinem Instrument herumzusägen!" sagte er ärgerlich, während sein Blick das gegenüberliegende Fenster des Seitenflügels streifte. „Und immer dieselben Passagen!" fügte er hinzu und schloß das Luftpförtchen heftig.

Aber die Töne drangen noch immer, wenn auch nur gedämpft, an sein Ohr. Jeden Morgen und jeden Abend sah er diesen Menschen dort am Fenster, über sein Instrument gebeugt, hörte er die ewigen Wiederholungen dieser fast unmöglichen Passagen, fünfzigmal, hundertmal, ganze Wochen und Monate lang.

„Dieser Esel!" sagte Raiski, legte sich auf den Diwan und versuchte einzuschlafen, aber die Töne verstummten nicht, so tief er auch sein Ohr in das Kissen hineinwühlte. Immer und immer wieder, unaufhörlich klang dieses Sägen und Kratzen durch die Luft.

„Ein richtiger Esel, weiß Gott!" wiederholte er, setzte sich selbst ans Klavier und begann kräftig in die Tasten zu greifen, um das Violoncell zu übertönen. Dann schlug er paar lustige Triller an und spielte einige Motive aus verschiedenen Opern, um das Wimmern dort drüben nicht zu hören, und schließlich vergaß er es über seinen eigenen Improvisationen.

Vor seinem Geiste schwebte Sophie: während des Spiels sah er nur immer sie, schon war ihre Leidenschaft geweckt, schon liebte und litt sie — doch als er dann fragte: „Wer ist's, den sie liebt?" — da brach sein Spiel plötzlich wie von selbst ab. Er erhob sich vom Klavier und öffnete das Pförtchen.

„Er spielt immer noch!" murmelte er ganz verwundert und wollte das Pförtchen sogleich wieder zuwerfen, als er plötzlich wie gebannt stehenblieb.

Das waren nicht dieselben Töne: nicht jenes Wimmern, jenes ewige Wiederholen der schwierigen Passagen vernahm er. Eine kräftige Hand führte den Bogen; er hatte das Gefühl, als strichen sie unmittelbar über seine Nerven hin. Die Töne weinten und lachten wie auf Geheiß, und es war, als ob sie den Zuhörer in ein wogendes Meer versetzten, ihn jetzt tief in den Abgrund schleuderten, dann plötzlich in die Höhe emporschnellten und durch die Lüfte forttrügen.

Welten öffneten sich vor ihm, Visionen tauchten auf, zauberische Gefilde weiteten sich. Mit Augen und Ohren lauschte Raiski dem Spiel: er sah nur die Gestalt dort in der bloßen Weste und in Hemdärmeln; eine Kerze beleuchtete die feuchte Stirn, die Augen waren nicht sichtbar. Boris schaute starr und unbeweglich nach ihm hin, wie dereinst nach Waßjukow.

„O, was ist das?" dachte er, während er erschauernd, fast erschreckt, diesen harmonisch hinflutenden Tonwellen lauschte.

„Was ist das?" wiederholte er seine Frage — „woher kommen ihm diese Töne? Wer hat sie ihm eingegeben? Verdankt er sie seiner monate- und jahrelangen Eselsarbeit, seiner Geduld und Ausdauer? Jahrelang Gipsköpfe zeichnen, jahrelang auf den Saiten herumsägen — ist's das, was dem Bilde Feuer und Leben leiht, was die Kraft gibt, den magischen Punkt oder Strich hinzusetzen, was dem Spiel die Leidenschaft, den nervös vibrierenden Fingern die Zauberkraft einflößt? Alles das ist mir doch nicht fremd: der magische Punkt, und das nervöse Vibrieren, und die flammende Leidenschaft — sie sind hier, in meiner Brust!" Er schlug sich bei diesen Worten selbst gegen die Brust. „Nur eins vermag ich nicht: sie in einer anderen Brust aufflammen zu lassen! Ich bringe es nicht fertig, mit meinem Feuer das Blut des Zuschauers zu entzünden! Das heilige Feuer geht bei mir nicht über in die Töne, läßt sich nicht bannen in meine Bilder. Die Gestalten meiner Gedichte, meiner Romane gruppieren sich nicht harmonisch — wie geht das nur zu?"

Und wiederum lauschte er und war ganz Ohr: er hörte weder den Bogen noch die Saiten; das Instrument war nicht vorhanden, frei und begeistert schien die Brust des Künstlers selbst zu tönen.

Tränen der Rührung traten Raiski in die Augen, und er schloß leise das Pförtchen.

Geduld und Ausdauer — besaß er selbst sie denn nicht, diese wundertätigen Eigenschaften? Welche Anstrengungen machte er nicht, um... seine Pläne bei der Cousine durchzusetzen, wieviel Geist, Phantasie und Anstrengung verwandte er darauf, um in ihr das Feuer, das Leben, die Leidenschaft zu wecken!... Das war das Ziel, das seine Kräfte in Anspruch nahm!

„Du darfst nicht die Kunst ins Leben hinaustragen wollen," flüsterte ihm jemand zu, „sondern mußt vielmehr Leben bringen in die Kunst! Hüte die Kunst, hüte deine Kräfte!"

Er trat an die Staffelei und zog den grünen Taft zurück: ein Porträt Sophies wurde sichtbar — ihre Augen, ihre Schultern, ihre Ruhe.

„Jetzt aber ist sie eine andere," flüsterte er. „Anzeichen des Lebens sind in ihr erwacht, und ich sehe sie — da, da sind sie, vor meinen Augen! Wie soll ich sie nur festhalten?"

Er nahm den Pinsel und die Palette, änderte ein wenig an den Augen und an der Linie der Lippen, legte dann mit einem Seufzer den Pinsel wieder hin und trat von dem Bilde weg. Das Kleid, die Spitzen, der Samt waren nur oberflächlich hingeworfen. Und die Hände waren nicht richtig.

Er betrachtete noch ein paar verstaubte Bilder: alles begonnene und flüchtig entworfene Skizzen; dann besah er einige Gemälde in Rahmen und verweilte da und dort länger, am längsten bei dem Kopfe des Hektor.

Endlich nahm er ein kleines Ölgemälde in die Hand, es war eine rasch hingeworfene Porträtstudie, die ein blondes junges Weib darstellte. Er stellte das Bild auf die Staffelei, setzte sich an den Tisch und saß, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, mit den Fingern in seinem Haar wühlend und den gramerfüllten Blick unbeweglich auf den Kopf gerichtet, eine ganze Zeit lang da.

Ganz in sich gekehrt, wie geistesabwesend, saß und saß er da. Dann erwachte er plötzlich aus seinem Brüten, setzte sich an den Schreibtisch und begann unter seinen Manuskripten zu suchen. Einige davon durchblätterte er kopfschüttelnd, zerriß sie und warf sie in den Papierkorb unter dem Schreib-

tisch; andere legte er auf die Seite. Unter den Stößen literarischer Versuche, die da aufgehäuft waren, fand er ein Heft mit der Aufschrift: „Nataschа".

Er hatte darin ein Episode aus seiner Vergangenheit geschildert, aus der Zeit, als er eben zum Leben erwacht war, als er liebte und geliebt wurde. Vor langer Zeit schon hatte er das geschrieben, unter dem Einfluß eines Gefühls, das ihn ganz erfüllte. Er wußte damals selbst nicht, warum er es niederschrieb — vielleicht war es in der sentimentalen Absicht geschehen, diese Blätter dem Gedächtnis seiner armen kleinen Freundin zu weihen, oder sie als Andenken an seine Jugendliebe für das Alter zu bewahren; vielleicht lebte aber auch schon damals in ihm die Idee des Romans, von dem er Ajanow gesprochen hatte, in dem er diese rührende Episode aus seinem eigenen Leben als Sujet verwenden wollte. Er sprach darin von sich in der dritten Person, und die Gestalt des zärtlich liebenden Weibes war ihm die Hauptsache in dieser leicht hingeworfenen Skizze.

„... Als er vom Mittagessen in seinem Künstlerkreise nach Hause kam," las Raiski halblaut in seinem Heft, „fand er auf dem Tische einen Zettel mit den Worten: ‚Besuche mich, lieber Boris, ich liege im Sterben! Deine Natascha.'

‚O Gott, Natascha!' schrie er ganz außer sich und eilte die Treppe hinunter. Er stürzte auf die Straße, jagte in einer Droschke nach dem engen Seitengäßchen an der Erscheinungskirche, betrat hastig das Haus und eilte in das dritte Stockwerk hinauf. Zwei Wochen lang war er nicht dagewesen, zwei ganze Wochen lang — eine Ewigkeit! Wie ging es ihr?

Er blieb atemlos vor der Tür stehen. In seiner Aufregung griff er bald nach dem Klingelzug, bald ließ er ihn wieder los. Endlich zog er doch die Klingel und trat ein.

Die Wirtin — eine ältere Frau, die Gattin eines Beamten — trat ihm entgegen. Schweigend, mit einem Blick, in dem er deutlich den Vorwurf lesen konnte, nahm sie seine Verbeugung entgegen, und auf die im Flüsterton vorgebrachte Frage: ‚Wie geht es ihr?' antwortete sie nichts, sondern ließ ihn an sich vorübergehen, schloß leise die Tür hinter ihm und entfernte sich.
Er trat auf den Zehenspitzen in das Zimmer und sah sich voll Unruhe nach Natascha um.
Im Zimmer stand ein mit Rips überzogener Diwan aus Mahagoniholz und davor ein runder Tisch; auf dem Tische erblickte er ein Arbeitskörbchen und eine angefangene Handarbeit.
In einer Ecke glomm vor einem Heiligenbilde ein Öllämpchen; an den Wänden standen Stühle mit dem gleichen Überzug wie der Diwan, auf dem Fenster zwei Blumentöpfe mit welkgewordenen Blumen und zwei kleine Vogelbauer, in denen die Kanarienvögel schliefen.
Er blickte nach dem Bettschirm und fürchtete sich, weiterzugehen.
‚Wer ist da?' ließ eine leise Stimme hinter dem Schirm sich vernehmen.
Er trat hinter den Schirm. Dort lag im Bett zwischen den Kissen, vom trüben Licht einer kleinen Nachtlampe beleuchtet, eine blonde junge Frau. Ihr Gesicht war ganz bleich, wie wächsern, ihr Blick heiß und glühend, und die Lippen waren blaß und trocken. Sie wollte sich nach ihm umwenden; als sie ihn erblickte, machte sie eine lebhafte Bewegung und faßte mit der Hand nach ihrer Brust.
‚Du bist es, Boris, du!' rief sie zärtlich mit matter Freude, reichte ihm ihre beiden abgemagerten, bleichen Hände und

sah ihn immer wieder an, als wollte sie ihren Augen nicht trauen.
Er beugte sich über sie und küßte ihre Hände.
‚Du bist bettlägerig — und hast mich bis heut nichts davon wissen lassen!‘ sagte er im Tone des Vorwurfs.
Sie versuchte mit ihrer schwachen Hand seine Hand zu drücken, vermochte es jedoch nicht und ließ den Kopf wieder in die Kissen sinken.
‚Verzeih, daß ich dich herbemüht habe,‘ brachte sie mit Mühe hervor — ‚ich sehnte mich so, dich zu sehen! Seit einer Woche liege ich im Bett: ich hatte solche Schmerzen in der Brust ...‘
Sie seufzte. Er hörte nicht, was sie sagte, sondern blickte nur voll Entsetzen in ihr Gesicht, das ihm noch jüngst so heiter zugelächelt hatte. Was war aus ihr geworden?
‚Was ist mit dir? ...‘ wollte er fragen, doch blieben ihm die Worte in der Kehle stecken, und in plötzlicher Aufwallung barg er sein Gesicht neben dem ihrigen in den Kissen und brach in lautes Schluchzen aus.
‚Was denn? Was ist denn?‘ fragte sie und streichelte zärtlich seinen Kopf: sie machten sie so glücklich, diese Tränen. ‚Es ist nichts von Bedeutung, sagte der Doktor, es wird vorübergehen ...‘
Aber er hörte nicht auf zu schluchzen: er begriff, daß es nicht vorübergehen würde.
‚Ich dachte, du würdest mich aufheitern. Ich hatte solche Langeweile und solche Angst, als ich hier so allein lag ...‘ Sie fuhr zusammen und blickte um sich. ‚Deine Bücher habe ich alle gelesen, sie liegen dort auf dem Stuhle,‘ fügte sie hinzu. ‚Wenn du sie durchblätterst, wirst du am Rande meine Bemerkungen finden; ich habe mit dem Bleistift alle Stellen unterstrichen, die mich ... an unsere Liebe ...

erinnerten ... Ach, ich bin so matt, ich kann nicht sprechen ...' Sie hielt in ihrer Rede ein und netzte mit der Zunge ihre heißen Lippen. ‚Gib mir zu trinken ... dort ... auf dem Tische ... ist Wasser!'
Sie trank ein paar Tropfen und zeigte dann auf eine Stelle des Kissens — dahin möchte er seinen Kopf legen, gab sie ihm durch ein Zeichen zu verstehen. Sie legte ihre Hand auf seinen Kopf, und er trocknete heimlich seine Tränen.
‚Du wirst dich hier langweilen,' flüsterte sie leise. ‚Verzeih, daß ich dich hergebeten habe ... Wie wohl mir jetzt ist — wenn du wüßtest!' sprach sie selbstvergessen, halb wie im Traume, und fuhr mit der Hand durch sein Haar. Dann legte sie ihren Arm um seinen Hals, blickte ihm in die Augen und versuchte zu lächeln. Er erwiderte schweigend, mit Zärtlichkeit, ihre Liebkosungen und hielt gewaltsam die Tränen zurück, die sich ihm in die Augen drängten.
‚Wirst du heut bei mir bleiben?' fragte sie und blickte ihm dabei in die Augen.
‚Den ganzen Abend, die ganze Nacht! Ich verlasse dich nicht, bis ...'
Mit Gewalt drängten sich ihm die Tränen in die Augen.
‚Nein, nein, warum? Ich will nicht, daß du dich grämst ... Beruhige dich, leg' dich schlafen — mir fehlt nichts, wirklich nichts ...'
Sie versuchte zu lächeln, vermochte es jedoch nicht.
‚Ich will dir etwas sagen — aber du darfst nicht böse werden ...'
Er drückte ihre feuchte Hand.
‚Ich habe nämlich eine List gebraucht ...' flüsterte sie, ihre Wange an die seine legend. ‚Seit vorgestern fühle ich mich weit besser, und ich schrieb dir, daß ich im Sterben liege ... Aber ich wollte dich nur hierher locken ... verzeih mir!'

Sie lächelte, er aber ward starr vor Entsetzen: er sah und hörte, wie es mit dieser Besserung stand. Doch er versuchte zu lächeln, drückte krampfhaft ihre Hände und ließ den ängstlichen Blick bald über ihre Gestalt, bald durchs Zimmer schweifen.

Ganz plötzlich war er aus dem hellerleuchteten Saal, aus dem fröhlichen Kreise seiner Freunde, junger Künstler und schöner Frauen, in dieses schlichte Zimmer gekommen. Er setzte sich auf den Stuhl neben ihrem Bett und vertiefte sich in die Bilder seiner Phantasie: in schneidendem Kontrast erschien ihm sein ungebundenes, lustiges Leben zu diesem Schmerz, der sich plötzlich in seine Seele gesenkt hatte. Dort der große, hell und heiter erleuchtete Raum, die fröhlichen Genossen, in schwellender Jugendkraft und Gesundheit, heitere Lieder singend, angeregt plaudernd, beim üppigen Mahle, schäumende Becher auf der Prunktafel und duftende Blumen. Und zwischen ihnen, den Freunden, die fröhlichen Gesichter junger Frauen, in Lebenslust und Schönheit erstrahlend: Schauspielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen, neben den Künstlern die goldene Jugend — Schönheit, Geist, Talent, Humor, kurz alles, was die Sonnenseite des Lebens bietet, in berauschender Harmonie beisammen! Und nun waren ihm plötzlich hier, in diesem ärmlichen, kleinen Zimmer, angesichts dieses früh vernichteten, vor seinen Augen verlöschenden Lebens die dunkelsten Schatten des Daseins entgegengetreten.

Dort hatte er die in jugendlicher Frische strahlende Stirn, die herrlichen Augen, das in üppigen Flechten über Nacken und Schultern herabwallende Haar und die volle Büste der Königin des Festes bewundert. Und hier sahen ihn die eingefallenen, kaum noch flackernden Augen der Sterbenden an, ihr Haar erschien trocken und farblos, und der Körper

war zum Skelett abgemagert … Der furchtbare Gegensatz der beiden Bilder schnitt ihm tief ins Herz; ein unüberbrückbarer Abgrund schien zwischen ihnen zu liegen — und doch waren sie beide wahr und wirklich. In einer Galerie hätte man sie nicht nebeneinanderhängen dürfen, das Leben aber stellte grausam das eine neben das andere — und er stand da und starrte darauf mit verstörtem, stierem Blicke.
Ein Schauer des Entsetzens, der tiefsten Seelenqual überlief ihn. Unwillkürlich gruppierte er die Gestalten, gab er jeder von ihnen, auch sich selbst, die Haltung, die die Komposition des Ganzen zu verlangen schien, fügte er Fehlendes hinzu, beseitigte er das Überflüssige. Und während die Phantasie so in seinem Innern erbarmungslos arbeitete, erschrak er zugleich über diesen seelischen Prozeß, faßte mit der Hand nach seinem Herzen, um den Schmerz zurückzudämmen, das erstarrte Blut zu erwärmen und die furchtbare Pein seiner Seele zu beschwichtigen, die sich bei jedem schmerzlichen Aufseufzen der Kranken in einem gellenden Aufschrei Luft zu machen suchte.
Diese Liebe auf dem Sterbebett sengte sein Herz wie glühendes Eisen; jede Liebkosung nahm er mit einem Schluchzen entgegen, wie eine Blume, die von einem Grabe gepflückt war.
Als sein Schmerz ein wenig zur Ruhe gekommen war und er nur noch die schweren Atemzüge Nataschas vernahm, rollte sich vor seinem Auge die Geschichte dieses jungen Menschenlebens auf, das da vor seinen Augen erlosch. Er sah sie als ganz junges Mädchen, mit offenem, leicht verschämtem Blick, unter der schwachen Aufsicht einer armen, kranken Mutter heranwachsend.
Er hatte sie in einem gefährlichen Augenblick kennengelernt, als ihrer jugendlichen Unwissenheit und Unschuld

schlimme Fallstricke bereitet wurden. Unter der Maske der Teilnahme und alter Freundschaft hatte ein vermeintlicher Freund der Mutter eine Pension erwirkt und ihr auch den Arzt geschickt. Jeden Abend erschien der alte, bereits ergraute Wüstling, um unter dem Vorwande, die Mutter zu besuchen und sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, seine Verführungskünste bei der Tochter zu versuchen.
Die Mutter erlag damals langsam derselben Krankheit, der jetzt, nur wenige Jahre später, auch die sie überlebende Tochter zum Opfer fallen sollte. Raiski hatte damals sogleich die Sachlage durchschaut und war entschlossen, die Tochter zu retten.
Er meinte es aufrichtig mit seinem Rettungswerk, öffnete der Mutter wie der Tochter die Augen über die wahren Absichten des „Wohltäters" und verliebte sich dabei selbst in Natascha. Er fand Gegenliebe bei ihr, sie wurden glücklich miteinander und empfingen den Segen der sterbenden Mutter für ihren Herzensbund.
Sie meinten es beide so gut, so ehrlich miteinander. Er achtete ihre Unschuld, sie schätzte sein treues, aufrichtiges Herz — beide sahen im ehelichen Bunde den natürlichen Abschluß ihrer Liebe, und beide waren zu schwach, um auszuharren ...
Ein halbes Jahr brachte die Mutter auf dem Krankenlager zu, dann starb sie. Ihr Grab stand zwischen ihnen und dem Traualtar — die tiefe Trauer, die sich plötzlich auf Nataschas junges Leben gesenkt hatte, griff den zarten, von der ererbten Krankheit bedrohten Organismus schwer an, während zugleich, noch stärker als die Krankheit, die Liebe mit ihrer Ungeduld und ihrem Hunger nach Glück an ihm zehrte.
Die Ärzte setzten den heißen Wünschen der beiden Liebenden

ihr Machtwort entgegen: sie müßten, hieß es, drei bis vier Monate warten, ehe sie vor den Altar träten. Aber die Liebe wartet nicht — sie riß sie mit sich fort.

Er hatte sie wohl vor dem alten Wüstling und vor der Not gerettet, nicht aber vor sich selbst. Sie liebte ihn nicht mit verzehrender, flammender Leidenschaft, sondern mit einer furchtlosen, unerschütterlichen Hingebung, ohne Tränen, ohne Qualen, ohne Opfer, weil sie nicht begriff, was ein Opfer ist, wie man lieben und doch wieder nicht lieben könne.

Für sie hieß lieben so viel wie atmen, leben — nicht lieben dagegen erschien ihr gleichbedeutend mit nicht atmen, nicht leben. Wenn er sie fragte: ‚Liebst du mich? Wie?' — dann umschlang sie seinen Nacken, preßte ihn ganz fest an sich und sagte nach Kinderart: ‚So liebe ich dich, siehst du!' Und fragte er sie: ‚Wirst du je aufhören, mich zu lieben?' — dann sagte sie nachdenklich: ‚Ja, wenn ich sterbe!'

Sie liebte, ohne etwas zu verlangen, ohne einen Wunsch zu äußern, sie nahm den Freund so hin, wie er war, und kam nie auch nur auf den Gedanken, daß er vielleicht anders sein könnte oder sollte. Niemals fiel es ihr ein, zu fragen, ob es nicht noch eine andere Art zu lieben gebe, oder ob alle so liebten wie sie.

Er aber träumte von einer Leidenschaft, die sich in endlos wechselnden Formen offenbarte, von funkelnden Blitzen, von einer heißen Glut, einer starken, lodernden, eifersüchtigen Liebe, der die Zeit nichts anhaben konnte, die mit der Dauer nicht an Kraft verlor.

Natascha war voller, schöner geworden, sie war heiter und froh — niemals jedoch erschien auf ihrem Gesichte jener geheimnisvolle Strahl verhaltenen, stillen Entzückens, nie zuckte in ihrem Auge jener süße Wahnsinn, in dem die

flammende Leidenschaft aus der heiß durchloderten Seele emporschlägt.
Und doch war alles da, was zu dauerndem Glücke gehörte: ein stiller, behaglicher Winkel, in dem das Herz sich heimisch fühlen konnte, und eine lohnende, schöne Lebensaufgabe für den Geist: an der eigenen Vervollkommnung zu arbeiten und zugleich diese junge, empfängliche Frauenseele zu entwickeln und zu leiten. Auch das war ja schöpferische Arbeit: so auf ergiebigem Boden für sich selbst zu schaffen und das lebendige Ideal des eigenen Glückes zu gestalten.
Aber seine Phantasie hatte ein Verlangen nach dem Mannigfaltigen, dem Wechsel, der Unruhe. Rastete sie, so schlief sie ein, sein Leben kam gleichsam zum Stillstand. Sie aber wußte nichts davon, hatte nicht den geringsten Argwohn, welche böse Schlange neben der Liebe in seinem Herzen lauerte.
Von dem Augenblick an, da sie ihn liebgewonnen hatte, war in ihren Augen und ihrem Lächeln ein stilles Paradies aufgeleuchtet: zwei Jahre lang hatte es darin gelebt, und noch jetzt strahlte es aus den sterbenden Augen. Die erkaltenden Lippen flüsterten unverändert, wie im Anfang: ‚Ich liebe‘ — und die Hände wiederholten die zärtlichen Liebkosungen, die sie gewöhnt waren.
Von ihrer Liebe ermüdet, war er zuweilen für ganze Wochen und Monate verschwunden, und als er dann wiederkam, hieß ihn dasselbe Lächeln, derselbe stille Glanz der Augen, dasselbe zärtliche Liebesgeflüster willkommen.
Er war überzeugt, daß das immer so sein würde, und er freute sich anfangs dieses sicheren Besitzes; bald aber fand er in dieser Sicherheit ein Körnchen Langeweile, und damit begann der Zerfall seines Glückes.
Niemals ein Vorwurf, eine Träne, ein erstaunter oder

beleidigter Blick, weil er nicht mehr so war wie früher, weil er morgen wieder ein anderer sein würde als heute, weil sie ihre Tage allein und verlassen, in quälender Einsamkeit zubringen mußte.

Ihr Herz, ihr Sinn wußte nichts von Klagen und Tränen, kein unwilliges Wort kam von ihren Lippen. Sie ahnte nicht, daß es Leid und Tränen gab für ein liebendes Herz, daß man eifersüchtig sein, Wünsche haben, ja sogar fordern dürfe auf Grund der Rechte, welche die Liebe verlieh.

Sie kannte nur ein Recht, hatte nur einen Wunsch: zu lieben. Sie war davon überzeugt, daß man nur so lieben, nur so geliebt werden könne, und daß alle Welt so liebe und so geliebt werde.

Seine Abwesenheit empfand sie wohl als eine unangenehme Zufälligkeit, doch nicht anders, als etwa seine zufällige Erkrankung. Und kehrte er dann zurück, so schwelgte sie in stiller, demütiger Glückseligkeit und war vollkommen überzeugt davon, daß, wenn er fortblieb, es eben nicht anders sein konnte.

Wohl war ihr im Leben auch von anderer Seite schon Böses zugefügt worden: sie war erblaßt vor Schmerz, vor Bestürzung, war in die Knie gesunken vor Schreck und hatte unbewußt gelitten — aber voll Demut hatte sie das alles hingenommen, ohne zu wissen, daß man eine Beleidigung erwidern, daß man Böses mit Bösem vergelten könne.

Sie hing sich gleichsam an das, was ihrem Herzen sympathisch war, und starb aus lauter Anhänglichkeit, immer in dem Glauben, daß es nur so und nicht anders sein könne.

Sie war wie ein reines, leuchtendes Bild, wie eine der Greuzeschen Gestalten, voll einfältiger, unbewußter Lieb-

lichkeit und Liebessehnsucht, liebend in die Welt gekommen und liebend, mit einem stillen, demütigen Gebet auf den Lippen aus der Welt scheidend.

Das Leben und die Liebe hatten ihr ihre Hymnen gesungen, und sie hatte ihnen nachdenklich, in süßem Sinnen gelauscht, und mit Tränen der Rührung und des Glaubens, ohne Vorwurf, daß ihr ein Schmerz, ein Leid angetan worden, schied sie aus dem Dasein.

Sie starb als ein Opfer mangelhafter Erziehung und Aufsicht, als ein Opfer der dumpfen Enge, in der sie ihre Kindheit verbracht hatte, und des ererbten Krankheitskeimes, der sich in ihrem Organismus weiter entwickelt hatte — starb, weil dieses ewige ‚Es muß so sein', ob sie gleich keinen Widerstand leistete, sich doch schwerer und schwerer auf ihre schwache, junge Brust legte und sie erdrückte.

Sie hätte, selbst wenn sie alt geworden wäre, niemals das Leben oder den Freund angeklagt, hätte ihm wegen seiner unbeständigen Liebe nie Vorwürfe gemacht noch überhaupt jemandem an ihrem Schicksal Schuld gegeben, wie sie auch jetzt niemandem die Schuld an ihrem Tode zuschrieb. Für ihr ganzes schmerzensreiches, martervolles Leben wie für ihren vorzeitigen Tod hatte sie nur das eine Wort: ‚Es muß so sein.'

Sie fragte niemals, was diese Apathie, diese Langeweile, dieses Schweigen bedeute, das im Wesen des Freundes oft zutage trat, wenn er bei ihr weilte. Sie ahnte nicht, daß seine Liebe sich überlebt hatte, und was der Grund davon war.

Er aber dachte oft, wenn er so mürrisch und schweigend neben ihr saß, ohne auf ihr harmloses Liebesgestammel zu hören oder ihre zärtlichen Liebkosungen zu beachten: ‚Nein — das ist nicht das Weib, das wie ein kräftiger Strom in mein

Leben einbricht und, alle Hindernisse hinwegreißend, sich breit über die Fluren ergießt. Oder das wie eine Feuersäule meinen Weg erhellt, meine Kräfte hervorlockt, ihre Energie entflammt und jeden Augenblick, jeden Gedanken mit zitternder Glut, mit Schönheit und Leidenschaft erfüllt... Nein, das ist nicht jene, die mein Leben zu lenken vermöchte, die mir helfen könnte, seinen Sinn und sein Ziel zu ergründen und die Aufgabe, die es mir stellt, zu erfüllen. Wo finde ich eine solche Löwin? Denn dieses Lämmchen da ist zufrieden, wenn es sein Gras zupfen, sich mit dem Schwanze die Fliegen jagen und sich an mich wie an eine Mutter anschmiegen kann... Das ist das Vegetieren einer Pflanze — das ist kein Leben mehr, sondern ein Träumen...

Er beantwortete ihr verliebtes Geflüster und ihre Zärtlichkeiten mit einem breiten Gähnen, nahm den Hut und verschwand für Wochen und Monate, um sich entweder in seine Kunststudien zu vertiefen oder an den geräuschvollen Schmausereien im Freundeskreise zu betäuben.

Jetzt saß er an ihrem Sterbebett — die Geschichte Nataschas und seiner Liebe zu ihr zog an seinem Geiste vorüber, und als nun das Bild der Sterbenden mit stummem Vorwurf vor sein geistiges Auge trat, da erbleichte er.

Er erinnerte sich der schweren Vernachlässigung, deren er sich ihr gegenüber schuldig gemacht hatte. Es war ja die einzige Art von Kränkung, die er ihr zugefügt hatte: aber selbst der Teufel wäre in die Knie gesunken vor dem stillen, sanften Blick dieser blauen Augen. Er hätte sich selbst verfluchen mögen, weil er als Entgelt für dieses junge Leben, das sich ihm — nur ihm allein — ganz und gar hingegeben, nicht einen ganzen Ozean von Liebe dargeboten hatte, daß er sie nicht mit aller Zärtlichkeit eines Vaters, eines Bruders, eines Gatten umgeben, nicht alle Widerwärtig-

keiten, jeden Windhauch und vollends den Tod von ihr ferngehalten hatte.
‚Den Tod! O Gott, gib ihr das Leben und das Glück und nimm dafür alles hin, was ich habe!' tönte es in ihm wie ein verzweiflungsvolles Gebet. Er sah sich in Gedanken zum Schafott emporsteigen und den Kopf auf den Richtblock legen, und er schrie:
‚Ich bin ein Verbrecher!... Wenn ich sie auch nicht getötet habe, so ließ ich es doch zu, daß sie getötet ward. Ich wollte sie nicht verstehen — ich suchte Höllenflammen und Blitze dort, wo nur das stille, holde Leuchten eines Lämpchens war. Wer bin ich denn nur, o mein Gott? Bin ich wirklich ein Bösewicht? Habe ich wirklich?...'
Er barg sein Gesicht wieder in dem Kissen, betete im stillen, sie möchte doch nur nicht sterben, und gelobte, mit allen Mitteln, bis zur Selbstaufopferung, fortan nur ihr Glück erstreben zu wollen.
‚Zu spät! Zu spät!' rief ihm die Verzweiflung ins Ohr, und ihr schwerer Atem bestätigte das Wort.
Er stellte sich vor, wie er damals, als sie noch das einzige Ziel seines Lebens war und er sein eigenes Glück in Gedanken ganz mit ihrer Erscheinung verwob, gleich der Schlange, die sich der Farbe ihrer Umgebung anpaßt, sich ganz nach ihr gerichtet, gleichsam selbst ihr still leuchtendes Wesen angenommen hatte; die Aufrichtigkeit und Zärtlichkeit, die ihr sittliches Ich ausmachte, schien auch auf ihn übergegangen, ihr Lächeln war auch das seinige, er konnte mit ihr entzückt sein beim Anblick eines Vogels, einer Blume, er freute sich kindlich mit ihr über ihr neues Kleid, weinte am Grabe ihrer Mutter und ihrer Freundin, weil sie weinte, pflanzte mit ihr zusammen Blumen auf die Grabhügel der Toten...

In alledem, in seiner Freude über den Vogel, seinem Lächeln, seiner Trauer war er ebenso aufrichtig gewesen wie sie selbst. Wo waren diese Tränen, dieses Lächeln, diese naive Freude geblieben, warum erschienen sie ihm jetzt abgeschmackt, warum bedurfte er ihrer nicht mehr?...

‚Worüber sinnst du nach?' ließ ihre schwache Stimme sich an seinem Ohr vernehmen. ‚Gib mir zu trinken... Nicht doch, sieh mich nicht an!' fuhr sie fort, als sie getrunken hatte — ‚ich bin so häßlich geworden! Gib mir den Kamm... und das Häubchen, ich will es mir aufsetzen. Sonst hörst du am Ende noch auf, mich zu lieben... weil ich so gar nicht mehr hübsch bin!"

Sie glaubte immer noch, daß er sie liebe! Er reichte ihr den Kamm und das kleine Häubchen; sie wollte sich kämmen, aber die Hand mit dem Kamme fiel ihr in den Schoß zurück.

‚Es geht nicht, ich bin zu schwach!' sagte sie und verfiel in schwermütiges Sinnen.

Ihm aber ward zumute, als schnitte man ihm mit Messern ins Fleisch. Der Kopf brannte ihm heiß, er sprang auf und schritt, von den Bildern seiner Phantasie gejagt, hastig im Zimmer auf und ab. Wie nicht bei Sinnen, stürzte er bald in diese, bald in jene Ecke und wußte nicht, was er tat. Er ging zur Wirtin hinaus und fragte, ob der Arzt, den er Natascha geschickt hatte, sie auch wirklich besucht habe. Die Wirtin berichtete ihm, er sei dagewesen und habe auch noch andere Ärzte mitgebracht, und sie habe ihnen soundsoviel bezahlt: ‚Ich habe alles aufgeschrieben,' fügte sie hinzu.

‚Und was taten sie?' fragte er.

‚Was sie immer tun: sie beguckten sie, behorchten ihre Brust, gingen ins andere Zimmer, zuckten schweigend die Achseln

nahmen den Geldschein, den ich ihnen in die Hand drückte, knöpften den Überrock zu und gingen eilig davon.'
Raiski hörte mit innerem Erschauern diesen kurzen Bericht und trat wieder an das Bett. Das lustige Gelage mit den Freunden, der fröhliche Kreis der Künstler und Sängerinnen — alles das schwand mit der Hoffnung, ihr Leben zu verlängern, ganz aus seiner Vorstellung.
Er sah nur noch dieses verlöschende Antlitz, das da litt, ohne anzuklagen, das da lächelte voll Liebe und Demut; dieses hinschwindende Wesen, das um nichts bat, nicht einmal um ein wenig Hilfe, um ein wenig Kraft!
Und er stand da, voll Gesundheit und strotzender Kraft — dieser Kraft, die er noch heute so unnütz verschwendet, die er nicht dazu verwandt hatte, dieses Vögelchen vor Sturm und Unwetter zu behüten!
Warum hatte er sich nicht mit aller Gewalt hier festgekettet, warum war er fortgegangen, nachdem ihre Schönheit ihm etwas Alltägliches geworden, nachdem das Bild dieses ihm einst so lieben, süßen Köpfchens in seiner Phantasie verblaßt war? Warum war er, als andere Bilder sich dazwischendrängten, nicht standhaft und fest geblieben, nicht in stiller Treue bei ihr, der Treuen, verharrt?
Das wäre kein Opfer gewesen, sondern einfach eine Pflicht. Ohne Opfer, ohne Entbehrungen und Verzicht geht es nun einmal nicht ab im Leben: das Leben ist kein Garten, in dem nur lauter Blumen wachsen, dachte er unwillkürlich, während das Rubenssche Gemälde ‚Der Liebesgarten' ihm vor die Seele trat. Glückliche, schöne Paare, von Amoretten umflattert, hat der Künstler dort unter den Bäumen abgemalt.
‚Er ist ein Lügner!' schalt Raiski den flämischen Meister in Gedanken. ‚Warum hat er in seinem Garten neben den

Liebespärchen nicht auch armes Bettelvolk in Lumpen und sterbende Kranke dargestellt? Das würde der Wahrheit entsprechen!... Aber wäre ich denn imstande gewesen, dieses Opfer zu bringen?' fragte er sich selbst. Wie wäre es gekommen, wenn er wirklich sein Leben an das ihre gekettet hätte? Wäre solch ein Dasein nicht gleichbedeutend gewesen mit Schlaf, mit Apathie? Wäre der schlimmste Feind, die Langeweile, nicht sogleich bei ihm zu Gaste erschienen? In seiner Phantasie tauchte die ganze Perspektive dieses Lebens auf, das Bild dieses Schlafes, dieser Apathie, dieser Langenweile: er sah sich selbst, finster, rauh, unfreundlich — würde er sie durch solch ein Wesen nicht noch eher ins Grab gebracht haben? Verzweifelt wehrte er die Vorstellung dieser Möglichkeit ab.

,Die Wut, die Raserei kann man beherrschen,' so begann er sich vor sich selbst zu rechtfertigen, ,nicht aber die Apathie und die Langeweile! Die lassen sich nicht verbergen, beim besten Willen nicht! Mit der Zeit würde sie es erraten haben, wie es um mich steht, und das hätte sie getötet... Mit der Zeit?... Ja, nach Jahren vielleicht — und dann hätte sie sich damit ausgesöhnt, sich gewöhnt und getröstet — und hätte doch gelebt! Jetzt aber stirbt sie!' — Und sogleich wieder schwebte seinem Geiste ein ganzer Roman vor, eine ganze Tragödie, mit tiefen psychologischen Verwicklungen und dramatischen Effekten.

,Komm, setz' dich hierher, zu mir!' ließ Nataschas Stimme sich vernehmen, und er ward aus seinen Gedanken gerissen...

... Acht Tage später ging er mit gesenktem Haupte hinter Nataschas Sarge einher; er war ganz verzweifelt darüber, daß er sie so vernachlässigt, so wenig sorgsam behütet hatte, tröstete sich jedoch andererseits damit, daß er sein Herz nicht

habe zwingen können, daß er sie nie bewußt gekränkt habe, daß er immer, wenn er in ihrer Gesellschaft war, aufmerksam und zärtlich gegen sie gewesen, und daß nicht in seinem, sondern in ihrem Wesen jenes Element gefehlt habe, das ihren Herzensbund zu einem dauernd glücklichen hätte machen können. Und schließlich sei sie doch im Gefühle ihrer Liebe gestorben, sei nie erwacht aus ihrem stillen Traum, habe nie erfahren, daß er die Leidenschaft in ihr vermißte, diese Peitsche, die das Leben vorwärts treibt und die schöpferische Kraft, die produktive Arbeit in ihm auslöst...

‚Nein, nein — sie ist nicht die, welche ich suchte: ein Täubchen ist sie gewesen, nicht ein Weib!' dachte er, während sein tränengefülltes Auge auf dem Sarge ruhte.

In stillem Sinnen stand er in der Kirche und sah, wie die erwärmte Luft um die Flammen der Kerzen vibrierte; nur wenige Leidtragende waren anwesend: allen voran stand ein dicker, hochgewachsener Herr, ein Verwandter der Toten, der gleichgültig eine Prise nahm. Neben ihm sah er das rote, ganz in Tränen aufgelöste Gesicht einer Tante, dann waren noch etliche Kinder und ein paar arme alte Frauen da.

Neben dem Sarge kniete eine Freundin Nataschas; sie war nach den anderen gekommen, schien aber mehr als sonst jemand durch den Todesfall ergriffen: ihr Haar war zerzaust, sie blickte in wildem Schmerz um sich, heftete dann den Blick auf das Gesicht der Toten, neigte die Stirn wieder tief bis zum Boden, daß sie diesen berührte, und brach in krampfhaftes Schluchzen aus...

Er schritt langsam nach Hause und ging nun zwei Wochen lang wie vor den Kopf geschlagen umher, ließ sich im Studiensaal nicht sehen, mied den Freundeskreis und durchirrte die einsamen Straßen der Vorstadt. Allmählich legte sich sein Schmerz, die Tränen versiegten, die herbe Qual ver-

ging, und in seiner Vorstellung blieb nur das Bild der vibrierenden Luft um die Kerzenflammen, der leise Grabgesang, das tränenfeuchte Gesicht der Tante und das wortlose, krampfhafte Schluchzen der Freundin ..."

Hier endete das Manuskript.

Als Raiski es durchgelesen hatte, saß er eine Zeitlang in düsterem Nachsinnen da.

„Eine recht blasse Skizze!" sagte er für sich. „Jetzt schreibt man anders. Das ist ganz im Stil der ‚Armen Lisa' gehalten. Auch ihr Porträt" — er trat an die Staffelei heran — „ist kein Porträt, sondern ein ganz flüchtige Studie."

„Arme Natascha!" sagte er, gleichsam mit einem Seufzer ihr Andenken ehrend, und betrachtete das Bild. „Auch im Leben warst du nur sozusagen eine Studie, eine Skizze, kaum untermalt mit den Farben des Lebens — ganz wie auf meiner Leinwand hier und in meinem Manuskript! Ich muß beides umarbeiten, das Bild wie die Skizze!"

Dann legte er mit einem Seufzer das Heft in den Schreibtisch zurück, nahm eine Anzahl weißer Blätter und begann den Plan seines neuen Romans zu entwerfen.

Die Episode, die er selbst erlebt hatte, erschien ihm jetzt als eine bloße Erinnerung, ja als ein fremdes Erlebnis. Er betrachtete sie ganz objektiv und stellte sie in den Vordergrund seines Programms.

Er schrieb bis zum Tagesanbruch, kehrte im Laufe des Tages mehrmals zu seinen Heften zurück, setzte sich, als er des Abends nach Hause kam, wieder an den Schreibtisch und notierte alles, was in seiner Vorstellung bereits festere Gestalt angenommen hatte.

Szenen und Charaktere, Porträts von Verwandten und Bekannten, die Gestalten der Freunde, der Frauen, die er gekannt, wurden ihm zu typischen Gebilden, und er füllte

ein ganzes Heft mit ihrer Schilderung an. Er trug stets ein Notizbuch bei sich, zog oft mitten auf der Straße, in einer Gesellschaft, beim Mittagessen ein Blatt Papier und einen Bleistift heraus, schrieb ein paar Worte hin, steckte das Blatt weg, nahm es wieder vor und schrieb wieder, ging sinnend, wie selbstvergessen, umher, blieb mitten in der Rede stecken und lief plötzlich aus der Gesellschaft fort, um die Einsamkeit zu suchen.

Aber das Leben weckte ihn immer wieder aus seiner Träumerei, rief ihn hinweg von der schöpferischen Arbeit, von der Freude und der Qual, die die Kunst ihm gab, zu seinen wirklichen Freuden und wirklichen Qualen, unter denen ihm die Langeweile als die schlimmste erschien. Er eilte von Eindruck zu Eindruck, suchte die Erscheinungen zu erfassen, hielt ihre Bilder fast mit Gewalt in seinem Innern fest, und während er einerseits Nahrung für seine Phantasie verlangte, suchte und ersehnte er andererseits etwas, das seinem inneren Wesen einen festen Halt geben könnte.

Augenblicklich hatte er gewisse ihm selbst noch unklare Hoffnungen auf seine Cousine Bjelowodowa gesetzt und schwelgte in dem eigenartigen Reiz, den ihm die Annäherung an sie gewährte. Er wollte zunächst nichts weiter, als sie so oft wie möglich sehen und mit ihr sprechen, um in ihr das Leben und, wenn möglich, auch die Leidenschaft zu wecken.

Aber sie war unnahbar. Er begann bereits zu ermüden und Langeweile zu empfinden ...



Sechzehntes Kapitel

Der Mai war vorüber. Allgemein empfand man in Petersburg das Bedürfnis, sich irgendwohin vor der heißen Sommersonne zu flüchten. Aber wohin? Es war Raiski ganz gleich, wohin er ging. Er entwarf verschiedene Projekte, ohne eins von ihnen zu verwirklichen: er wollte nach Finnland reisen, doch verwarf er diesen Plan wieder und beschloß, an die Seen von Pargolowo zu gehen, um dort an seinem Roman zu arbeiten. Auch dieses Projekt gab er auf und dachte allen Ernstes daran, mit den Pachotins auf deren Gut in der Gegend von Rjäsan zu reisen. Aber sie hatten selbst ihre Absichten geändert und waren in der Stadt geblieben.

So wäre er denn schließlich mit dem großen Auswandererstrom ins Ausland abgereist, wenn nicht plötzlich eine ganz neue Wendung eingetreten wäre.

Als er eines Tages nach Hause zurückkehrte, fand er zwei Briefe vor — der eine war von seiner Großtante Tatjana Markowna, der andere von seinem Universitätsfreunde Leontij Koslow, der als Gymnasiallehrer in der dem Raiskischen Gute benachbarten Stadt tätig war.

Die Großtante hatte ihm in den ersten Jahren häufig

geschrieben und ihm über die Gutsverwaltung Rechenschaft abgelegt; die Briefe hatte er kurz, doch jedesmal voll Liebe und Zärtlichkeit gegen die wackere Alte beantwortet, die so lange Mutterstelle an ihm vertreten hatte, und der er aufrichtig zugetan war; die Rechnungen hatte er zerrissen und unter den Tisch geworfen.

Dann waren ihre Briefe seltener geworden, sie klagte über ihr Alter, über ihre schlechten Augen und die Sorgen, die sie mit der Erziehung der beiden Großnichten hätte. Wie erfreut war er nun, als er ihre große, deutliche, feste Handschrift auf dem Kuvert erkannte.

„... Ist es nicht sündhaft von Dir, Boris Pawlowitsch," schrieb sie unter anderem, „mich alte Frau so ganz zu vergessen? Ich bin doch die einzige Verwandte, die Du auf der ganzen weiten Welt hast. Aber freilich, wir Alten sind in dieser neuen Zeit überflüssig geworden auf der Welt: so wenigstens denkt die Jugend. Und ich kann doch nicht einmal sterben, ich habe die beiden Kinder auf dem Halse, die längst heiratsfähig sind. Bevor ich die nicht sicher versorgt weiß, will ich den lieben Gott immer noch bitten, mein Leben zu verlängern. Dann mag sein Wille geschehen.

„Ich mache Dir keinen Vorwurf weiter daraus, daß Du mich vergißt: aber wenn, was Gott verhüten möge, ich nicht mehr da bin und meine armen Mädelchen allein auf der Welt zurückbleiben! Sie sind ja nur im dritten Grade mit Dir verschwistert, aber Du bist doch ihr nächster Verwandter und ihr berufener Beschützer. Und denk auch an das Gut: ich bin alt und kann nicht mehr lange Deine Verwalterin bleiben — wer soll denn die Sorge um Dein Besitztum tragen? In alle vier Winde wird es zerstieben, nichts wird davon übrigbleiben. Soll es wirklich so zu-

grunde gehen, was ich so lange gehütet habe? Das Herz krampft sich mir zusammen, wenn ich denke, daß dieses alterebte Silberzeug, diese Bronzen, Gemälde, Brillanten und Spitzen, dieses Porzellan und Kristall dem Gesinde in die Hände fallen und von Juden und Wucherern aufgekauft werden soll, um dann auf der Wolga zum Jahrmarkt zu schwimmen und für einen Spottpreis losgeschlagen zu werden! Solange Deine Großtante lebt, kannst Du ruhig schlafen, nicht ein Faden wird Dir verloren gehen; dann aber weiß ich nicht, wer sich darum kümmern wird. Von den beiden Kleinen kannst Du es nicht verlangen! Wjera ist ein gutes, kluges Mädchen, nur etwas wild und menschenscheu und nicht recht fürs Praktische veranlagt. Marfinka wird einmal eine musterhafte Hausfrau werden, aber sie ist noch zu jung; heiraten könnte sie ja schon längst, aber ihr Wesen ist noch so ganz kindlich, wofür ich wieder Gott nicht genug danken kann. Kommt erst die Erfahrung, dann wird sie schon heranreifen, vorläufig hüte ich sie wie meinen Augapfel, was sie sehr wohl zu schätzen weiß — ja, sie fühlt sich gut aufgehoben bei der Großtante, Gott segne sie dafür. Im Hause ist sie mir sehr zur Hand, doch von der Gutswirtschaft halte ich sie fern, das ist nichts für ein Mädchen. Ich habe jetzt hier einen sehr verständigen Menschen zur Hilfe, ein Bauer mit Namen Ssawelij ist's: seit es mit mir nicht mehr so recht geht, sieht er im Dorfe zum Rechten, während Jakow und Wassilissa das Haus versehen.

„Schieb's also nicht länger hinaus und erfreue Deine alte Tante durch Deinen Besuch: sie ist Dir doch nicht nur dem Blute, sondern auch dem Herzen nach verwandt; als Du jung warst, hast Du das wohl gefühlt — ich weiß nicht, wie Du jetzt, in Deinen reiferen Jahren, geworden bist, jedenfalls warst Du damals ein prächtiger Junge. Komm

und sieh Dir wenigstens einmal die beiden Schwestern an; und wer weiß, vielleicht blüht Dir auch das Glück ... Ich wollte eigentlich über diesen Punkt schweigen, bis Du herkämst, aber ich halt's eben, nach Weiberart, so lange nicht aus. Die Sache ist nämlich die, daß sich hier bei uns ein Großpächter aus Moskau niedergelassen hat, ein gewisser Mamykin, und der hat eine einzige, heiratsfähige Tochter und sonst keine Kinder. Wenn Gott mir noch die Freude gewährte, Dich verheiratet zu sehen und Dir das Gut zu übergeben, dann würde ich ruhig die Augen schließen. Heirate doch, Borjuschka, Du hast schon längst das Alter dazu; dann haben doch meine lieben kleinen Mädchen einmal ein Heim und stehen nicht als obdachlose Waisen da. Du wirst ihr Bruder, ihr Beschützer sein, und Deine Frau wird ihnen eine gute Schwester sein. Solange Du Junggeselle bist, können sie bei Dir nicht bleiben — heirate also, tu der alten Tante den Gefallen, und Gott wird Dir's vergelten!

„Ich warte sehnsüchtig auf Deine Antwort! Schreib, wann Du kommst, ich lasse Dir die drei Zimmer im unteren Erdgeschoß einrichten, Marfinka muß so lange ins Giebelzimmer ziehen: Du bist doch der Herr im Hause!"

„Tit Nikonytsch läßt sich Dir empfehlen: er ist stark gealtert, jedoch immer noch wohlauf. Sein Lächeln ist noch ganz das alte, und seine kluge Art zu sprechen wie seine netten Verbeugungen haben sich in nichts geändert: die jungen Stutzer steckt er noch alle in die Tasche. Bring ihm doch, mein Lieber, ein Paar gemslederne Beinkleider und eine gemslederne Jacke mit, man trägt das jetzt vielfach zum Schutz gegen den Rheumatismus. Ich will ihn damit überraschen.

„Anbei folgt die Rechnungslegung für die beiden letzten Jahre. Es sendet Dir ihren Segen usw.

Tatjana Bereschkowa."

„Die Großtante!“ rief Raiski voll Freude aus. „Mein Gott — sie ruft mich: ja, ja, ich komme! Dort finde ich Ruhe, und eine herrliche Luft, und vortreffliche Kost, und die mütterliche Zärtlichkeit einer guten, feinfühligen, klugen Frau; und die beiden Schwestern, die lieben Gesichtchen, die ich so, wie sie jetzt sind, noch nicht kenne, und die meinem Herzen doch so nahe stehen ... Ein paar Provinzdämchen — eigentlich etwas beängstigend, vielleicht sind sie gar häßlich geworden!“ dachte er und runzelte unwillkürlich die Stirn. „Einerlei: ich fahre, das Schicksal ruft mich hin ... Wenn mich aber auch dort die Langeweile überfällt?“

Er erschrak, beruhigte sich jedoch sogleich wieder.

„Sofort reise ich ab, beim ersten Gähnen, das mich anwandelt!“ tröstete er sich. „Ja, ich fahre, ich fahre! Dort ist ja auch Leontij!“ rief er aus und mußte unwillkürlich lächeln, als er an diesen Leontij dachte. „Was schreibt er denn eigentlich, der gute Leontij?“

„Gestern bin ich ganz wider Erwarten, ich weiß nicht wie, auf Dein Gut gelangt,“ schrieb Leontij. „Ich glaube, es geschah in der Zerstreutheit — du weißt ja, daß ich diesen Fehler habe. Ich hatte mich verlaufen, war plötzlich an einen Abhang gekommen, und als ich den hinaufkletterte, da sah ich erst, daß ich im Park Deiner Großtante war. Ich wollte wieder umkehren, aber Tatjana Markowna hatte mich bereits vom Fenster aus bemerkt; anfangs hielt sie mich in der Dämmerung für einen Dieb und schickte mir Leute mit Hunden entgegen, wie sie mich dann aber erkannt hatte, lud sie mich ins Haus ein, war sehr nett zu mir, setzte mir ein treffliches Abendbrot vor und wollte sogar, daß ich über Nacht bleiben sollte. Vor allem schalt sie mich, daß ich so selten hinkomme, und band mir's auf die Seele, Dir ja

zu schreiben, Du möchtest doch nur hierherkommen. Du sollst das Gut übernehmen, sagt sie, sollst Dich hier niederlassen und — heiraten.

„Ich muß Dir gestehen, lieber alter Freund Boris Pawlowitsch, daß ich selbst die Absicht hatte, Dir zu schreiben, daß ich mich jedoch nicht recht getraute, und zwar wirst Du sogleich erfahren, weshalb. Die Gutsübergabe ist, offen gesagt, nur ein Vorwand — die Tante will Dich einfach sehen und weiß nicht, wie sie Dich herlocken soll. Besser, als sie das Gut verwaltet, kann es nicht verwaltet werden. Doch das nur nebenbei: etwas anderes ist's, was ich auf dem Herzen habe, ich weiß nur nicht recht, wie ich's anfangen soll, es Dir vorzutragen! Jedenfalls erfordert diese Angelegenheit Dein sofortiges Erscheinen, damit Du als strenger Richter die Strafe über die Schuldigen verhängst. Es handelt sich um Deine Bibliothek.

„So höre denn — Du liebst mich ja, ich weiß es. In der Schule wie auf der Universität warst Du gegen mich besser als alle anderen: Du hast meinen Mut aufrechterhalten, hast mit mir zusammen gelesen und studiert, hast mir so manches Mal ausgeholfen, wenn ich meine Wirtin ... oder meine Wäscherin ... nicht bezahlen konnte ..." Raiski las rasch über diese Zeilen hinweg. „Du hast mich nicht gereizt und geneckt, hast keine Witze mit mir gemacht, hast mich auch gar nicht oder nur sehr selten geprügelt: zweimal, glaub' ich, hast Du mich an den Haaren gezogen, während die anderen ... Doch Gott mit ihnen, ich trag's ihnen nicht nach! Sie haben es ja auch nicht aus Bosheit getan, sondern nur so, aus Übermut und Windbeutelei! Im Namen dieser Freundschaft also bitte ich Dich: sei mir nicht böse ... oder zieh mich noch zum drittenmal an den Haaren, wenn Du willst, aber hör' mich an! Erinnerst Du

Dich noch der alten gotischen Klassikerausgabe in den kostbaren Einbänden? Wie solltest Du nicht! Du hattest früher selbst Deine Freude an diesen schönen Bänden. Erinnerst Du Dich der alten Shakespeare-Ausgabe mit den Kommentaren unter dem Text? Erinnerst Du Dich ... der französischen Enzyklopädisten in Pergament, erste Originalausgabe? Erinnerst Du Dich ... (natürlich wirst Du Dich erinnern, wenn's mir auch lieber wäre, Du hättest es vergessen). Ich lege Dir hier den Katalog bei, den ich zusammengestellt habe: die genannten Werke habe ich mit schwarzen Kreuzen bezeichnet, wie auf dem Kirchhof! Und nun hör' zu und prügle mich: die Werke der heiligen Kirchenväter sind, wie überhaupt die ganze theologische Abteilung, unversehrt geblieben; Plato, Thucydides und die übrigen Historiker und Dichter sind gleichfalls unangetastet. Spinoza dagegen, Machiavelli und noch ein halbes Hundert anderer Werke aus den übrigen Abteilungen sind lädiert — infolge meiner Feigheit, Schwäche und verdammten Vertrauensseligkeit.

„Wer ist dieser Barbar, dieser Omar? wirst Du fragen. Nun denn — er heißt Mark Wolochow: ein Mensch, dem nichts heilig ist auf dieser Welt. Gib ihm die feinste Elzevirausgabe eines Werkes in die Hand — er wird ohne weiteres das erste beste Blatt herausreißen. Er hat, wie ich zu meinem Schrecken — leider zu spät — erfuhr, eine abscheuliche Gewohnheit: wenn er ein Buch liest, reißt er aus dem bereits gelesenen Teil irgendein Blatt heraus und zündet sich damit seine Zigarre an, oder er macht daraus ein Röllchen, das er zum Reinigen seiner Nägel und seiner Ohren benutzt. Es war mir immer so vorgekommen, als ob die Bücher, die ich ihm aus Deiner Bibliothek geliehen hatte, bei der Rückgabe dünner wären als vorher, doch konnte ich

nie dahinter kommen, worauf das beruhte, bis er die Sache ohne jede Scheu auch in meiner Gegenwart machte. Als ob nichts wäre, nahm er den Aristophanes — Du weißt, die Ausgabe, in der neben dem griechischen Text die französische Übersetzung steht — und riß plötzlich, ehe ich mich versah, ein Blatt von hinten heraus. Dieser Wolochow ist eine wahre Geißel unserer Stadt. Kein Mensch liebt ihn hier, alle fürchten ihn. Was mich betrifft, so kann ich das allerdings nicht sagen, ich habe ihn ganz gern, und ich fürchte mich auch nicht vor ihm. Er treibt seinen Spaß mit mir, nimmt mir unterwegs die Mütze vom Kopfe und freut sich königlich, wenn ich es nicht bemerke, oder er klopft des Nachts an mein Fenster. Dafür bringt er mir zuweilen wieder ganz unerwartet eine Flasche trefflichen Weins oder — er wohnt hier bei einem Gärtner — eine ganze Wagenladung prächtiger Früchte. Er ist von der Administration hierher verschickt und steht unter Polizeiaufsicht — man kann nicht sagen, daß die Stadt seit seiner Anwesenheit hierselbst besonders an Sicherheit gewonnen hätte.

„Sag' ihm um Gottes willen nichts von dieser Schilderung, die ich Dir hier von ihm geben. Er würde ohne Zweifel Dir sowohl wie mir aus Rache einen Streich spielen. Ich verlangte von ihm eine Erklärung wegen der lädierten Bücher, aber er steckte ein solches Gesicht auf, daß ich unwillkürlich meine Vorhaltungen abbrach. Er behauptet, er sei zur selben Zeit wie wir auf der Universität gewesen, wenn auch in einer anderen Fakultät. Ich glaube, es ist Schwindel.

„Hier weiß man nur, daß er bei einem Regiment in Petersburg gestanden hat, sich dort jedoch nicht zu stellen wußte und irgendwohin nach dem Innern des Landes versetzt wurde, daß er dann seinen Abschied nahm, in Moskau lebte

und in irgendeine Geschichte verwickelt wurde. Jetzt hat man ihn, wie gesagt, hierher geschickt und unter Polizeiaufsicht gestellt. Mit der Polizei steht er natürlich stets auf gespanntem Fuße, und Nil Andreitsch wie auch Tatjana Markowna wollen nichts von ihm wissen. Doch genug von ihm! Wenn Du herkommst, wirst Du ja selbst sehen, was für ein Mensch das ist. Jetzt habe ich Dir die Sache eingestanden, und es ist mir leichter ums Herz. Die Begegnung mit Dir wird nun nicht mehr so schrecklich sein.

„Komm also, alter Freund Boris, und besuche Deine alte Tante! Wenn Du sehen könntest, wie sie Dich liebt, wie sie Dein Besitztum hütet — nicht so wie ich die Bibliothek! Und was für hübsche Mädchen sind Deine beiden Cousinen Wjera und Marfa Wassiljewna! Wie sehnsüchtig das alles Dich erwartet, was für einen Park Du hast, was für herrliche Aussichten auf die Wolga ... Wenn Du das alles wüßtest, würdest Du nicht einen Augenblick zögern und sogleich herkommen: würdest kommen, um von Tatjana Markowna das Gut und von mir die Bibliothek zu übernehmen, um mir die verdiente Strafe zu diktieren, doch zugleich auch liebend zu umarmen Deinen zwar schuldigen, aber Dir herzlich zugetanen alten Freund und Kameraden

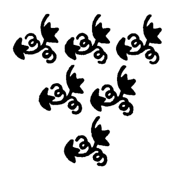
Leontij Koslow.

Meine Frau läßt sich Dir empfehlen und Dir ausrichten, daß sie Dich wie früher liebt und Dich noch mehr lieben wird, wenn Du erst hierher kommst."

Fast zu Tränen gerührt, las Raiski dieses lange Schreiben, stellte sich lebhaft den Sonderling Leontij mit seiner Bibliomanie vor und lachte über die Sorgen, die er sich der Bibliothek wegen machte.

„Ich will sie ihm schenken," dachte er im stillen. „Leontij!

Die Großtante!" ging's ihm durch den Kopf — — „Wjerotschka und Marfinka, die beiden niedlichen Cousinchen! Die Wolga mit ihrer Uferlandschaft, die schlummernde, glückselige Stille, in der die Menschen nicht leben, sondern still wachsen und welken wie die Pflanzen, in der es keine stürmischen Leidenschaften gibt mit raffinierten, vergifteten Genüssen, keine quälenden Fragen, kein fortschreitendes Denken und kraftvolles Wollen — dort will ich mich konzentrieren, mein Material sichten und den Roman schreiben. Jetzt will ich nur noch zusehen, daß ich Sophies Porträt so oder so vollende, will mich von ihr verabschieden, und dann dahin, dahin!"





Siebzehntes Kapitel

Seit dem frühen Morgen sitzt Raiski an Sophies Porträt, und es ist nicht der erste Morgen, den er davor verbringt. Er ist ermüdet von dieser Arbeit. Er wirft einen Blick auf das Porträt, zieht dann plötzlich ärgerlich den Vorhang darüber, beginnt im Zimmer auf und ab zu schreiten, bleibt am Fenster stehen, pfeift, trommelt mit den Fingern auf den Fensterscheiben, verläßt das Haus und irrt düster und unzufrieden durch die Straßen. Am nächsten Morgen wiederholt sich derselbe Vorgang, die gleiche Unzufriedenheit und Erbitterung befällt ihn. Bisweilen sitzt und sitzt er auf einer Stelle, ergreift plötzlich die Palette und beginnt hastig da und dort nachzuziehen und herumzutuschen, hält wieder ein, sieht hin und verfällt in tiefes Sinnen. Dann schüttelt er unzufrieden den Kopf, seufzt auf und wirft die Palette hin.

Das Porträt aber ist ihr so ähnlich, wie nur ein Wassertropfen dem anderen. Ganz genau so ist sie dort auf seiner Leinwand, wie alle sie sehen und kennen: unerschütterlich ruhig und strahlend. Dieselbe Harmonie in den Zügen, die hohe, weiße Stirn, der offene, unschuldige, mädchenhafte Blick, der stolze Nacken und

die voll entwickelte, wie in ruhigem Schlafe atmende Brust.

Sie ist's, wie sie leibt und lebt — und er ist unzufrieden, quält sich ab und windet sich in künstlerischen Zweifeln! Er hat in seinem Modell den Funken des Lebens geweckt, hat das Feuer ins Dunkel getragen, die Anzeichen eines neuen Gefühls, Erregung und Unruhe sind in ihrem Wesen sichtbar geworden — und von alledem weist sein Porträt nicht eine Spur auf.

„Warum kommt nur Kirilow nicht, um sich mein Bild anzusehen?" fragte er sich. „Er hat es mir doch versprochen! Vielleicht würde er mir einen Fingerzeig geben, wie ich es machen soll, um die Göttin in ein Weib zu verwandeln!"

Und wiederum begann er sinnend vor sich hinzuschauen, mit der Palette auf dem Daumen, den Kopf gesenkt und im Gesicht das qualvolle Bemühen, endlich jenem Geheimnis beizukommen, wie er gerade jene Sophie, die seinem Geiste jetzt vorschwebt, auf die Leinwand bannen solle.

Er rief sich ihre Erregung ins Gedächtnis zurück, er hörte das Flehen ihrer Stimme, sie allein zu lassen und fortzugehen; er sah sie, wie sie ihren Stolz zu Hilfe rufen wollte und es doch nicht vermochte, wie sie ihm ihre Hand entziehen wollte und sie ihm doch nicht entzog, wie sie so gar nicht ihrer selbst Herr werden konnte ... Wie verschieden war diese Sophie von dem Porträt da auf der Staffelei!

Er sah, daß er die Zweifel des Hamlet in ihrer Brust geweckt hatte. Er hatte diese Zweifel in ihrem Blick gelesen: „Lebe ich denn auch wirklich so, wie ich leben sollte? Bringe ich nicht irgend etwas Lebendiges, Menschliches diesem toten Stolze meines Geschlechts und meines Kreises, diesen äußeren Schicklichkeitsregeln zum Opfer? Es ist ja wahr, daß ich

zuweilen mich langweile mit den Tanten, mit Papa und mit Catherine . . . nur Cousin Raiski . . ."

Sein Herz begann zu klopfen, wenn er so im Geiste sich selbst als den Gegenstand ihrer Träume sah.

Er sah nicht mehr das Porträt, sondern etwas ganz anderes: seine Augen waren wie bei einem Mondsüchtigen weit geöffnet, starr, ohne zu blinzeln, sahen sie irgendwohin und erblickten dort die wirkliche, lebendige Sophie, wie sie allein in ihrem Zimmer saß und von ihm träumte, in Nachdenken versunken, ohne zu merken, wo sie sitzt; oder wie sie ziellos durchs Zimmer schreitet, dann plötzlich, wie von einem neuen Gedankenblitz erleuchtet, stehen bleibt, aufs Fenster zuschreitet, die Portiere öffnet und den neugierigen Blick auf die Straße richtet, in das wogende Getümmel der Gestalten und Köpfe, wie sie aufmerksam hinausspäht in diesen Menschenstrudel, ohne Scheu vor dem Lärm da draußen, ohne Widerwillen gegen die große Menge, als sei sie ein Teil von ihr geworden, als begriffe sie, wohin jener Mensch dort so hastig eilt, in Angst, daß er zu spät kommen könnte; sie scheint bereits zu wissen, daß es ein armer Beamter ist, der für drei-, vierhundert Rubel jährlich zwei Drittel seines Lebens, sein Blut, sein Hirn, seine Nerven verkauft.

Sie fühlt Mitleid mit dem Bauer dort, der den Sack auf seinem Rücken kaum zu schleppen vermag. Sie errät, daß jene Frau da in dem Bündel, das sie trägt, ihr letztes Stück, ihren Mantel, zum Pfandleiher trägt, um die Miete bezahlen zu können. Jede einzelne Gestalt dort draußen, ob Mann oder Frau, verfolgt diese neue Sophie mit nachdenklichem, mitleidvollem Blicke.

Lange schaut sie hinaus auf dieses Leben, das sie nun ganz zu begreifen scheint, nur ungern verläßt sie das Fenster und vergißt, den Vorhang herabzulassen. Sie nimmt ein

Buch, schlägt es an der ersten besten Stelle auf, liest jedoch nicht, sondern vertieft sich wieder in stilles Nachdenken darüber, wie die Menschen dort draußen leben.

Ihre Schönheit bekommt einen sinnigen Ausdruck, die Augen blicken nicht mehr so sorglos und klar, sondern gedankenvoll und tief. Es liegt in ihnen etwas wie bange Sorge um jene „anderen", die dort in Kummer und Not, von Arbeit und Elend erdrückt, durch die Straßen eilen.

Sie empfindet plötzlich, daß sie nicht gelebt hat, sondern nur gewachsen ist, in einer kühlen, frostigen Temperatur. Sie empfindet eine Begier nach diesem Leben, nach seinen lebendigen Sympathien, seinen Kümmernissen und Mühen — vor allem aber nach den Sympathien.

Das Buch fällt aus ihren Händen auf den Fußboden. Sophie gibt sich nicht die Mühe, es aufzuheben; sie nimmt zerstreut eine Blume aus der Vase, sie achtet nicht darauf, daß die übrigen Blumen in Unordnung geraten und einige sogar aus der Vase fallen.

Sie riecht an der Blume, zupft sinnend, in stiller Zerstreutheit, die Blütenblätter mit den Lippen heraus, geht dann leise, halb unbewußt, zum Flügel, setzt sich achtlos von der Seite auf das Taburett, greift mit der einen Hand ein paar schwermütige Akkorde und sinnt und sinnt ...

Dann flüstert sie leise, wie vergeistert, einen Namen und erbebt — ängstlich schaut sie sich um, bedeckt das Gesicht mit den Händen und verbleibt in dieser Haltung.

Niemand ist im Zimmer; nur ein Sonnenstrahl stiehlt sich durch das Fenster, an dem der Vorhang zurückgeschlagen ist, spielt in den Spiegeln an der Wand und bricht sich in farbigen Tönen an dem geschliffenen Kristall. Auf dem Fußboden liegt unbeachtet das offene Buch, neben den abgezupften Blütenblättern ...

Er ergriff den Pinsel, schaute lange mit weitgeöffneten, heißhungrigen Augen auf jene Sophie, die er in diesem Augenblick im Kopfe hatte, mischte sorgfältig, mit einem stillen Lächeln, die Farben auf der Palette, schickte sich mehrmals an, die Leinwand zu berühren, hielt jedoch immer wieder unentschlossen inne, fuhr dann endlich mit dem Pinsel über die Augen und übertuschte sie ein wenig, daß die Lider etwas mehr geöffnet schienen. Ihr Blick wurde dadurch weiter, doch war er immer noch zu ruhig.

Ganz leise, fast mechanisch, zog er noch einmal den Pinsel über die Augen hin: sie wurden lebendiger, sprechender, blieben jedoch kalt. Eine ganze Weile arbeitete er an den Augen herum, mischte wieder nachdenklich die Farben, fügte noch einen neuen Zug hinzu, setzte einen Punkt in jedes Auge, wie es damals der Lehrer in der Schule bei seiner Zeichnung getan, und brachte schließlich noch einen einzigen kleinen Zug, über den er sich selbst nicht Rechenschaft gab, in das eine Auge ... Und plötzlich stockte ihm selbst der Atem: ein Funke blitzte ihm aus dem Bilde entgegen ...

Er trat zurück, sah hin und ward starr vor Verblüffung: eine lichte Garbe von Strahlen fiel aus den Augen gerade auf ihn, doch war der Ausdruck des Gesichtes noch zu streng.

Halb unbewußt, wie von ungefähr, veränderte er ganz wenig die Linie der Lippen, führte einen leichten Pinselstrich über die Oberlippe, milderte da und dort einen Schatten, trat wieder zurück und sah hin.

„Sie ist es, sie ist es!" rief er, und sein Atem stockte fast. „Das ist Sophie, wie sie jetzt ist, die wirkliche, wahre Sophie!"

Er hörte Schritte in seinem Rücken und wandte sich um: Ajanow war soeben eingetreten.

„Iwan Iwanytsch!“ rief Raiski ganz erregt — „wie froh bin ich, daß du gekommen bist! Sieh doch — da, ist sie's oder nicht? So sprich doch!“

„Wart', laß mal sehen!“

Iwan Iwanytsch betrachtete eine ganze Weile das Bild. Voll Ungeduld wartete Raiski.

„Wer ist das?“ fragte Ajanow phlegmatisch.

Raiski sah ihn ganz verdutzt an.

„Hast du Sophie nicht erkannt?“ fragte er und konnte sich kaum fassen vor Erstaunen.

„Wie, Sophie Nikolajewna? Ist's möglich?“ sprach Ajanow und sah dabei mit weitgeöffneten Augen auf das Porträt. „Du hattest doch noch ein zweites Bild: ich glaube, das war besser; wo ist es?“

Ärgerlich, fast verächtlich, zuckte Raiski die Achseln.

„Es ist doch dasselbe Bild!“ sagte er. „Ich habe es nur geändert; bemerktest du denn nicht,“ fuhr er heftig auf Ajanow los, „daß jenes dort ganz ohne Leben, ohne Feuer war, so welk, so schläfrig — und dieses hier!...

„Mag sein — aber es hatte vorher mehr Ähnlichkeit!“ versetzte Ajanow hartnäckig. „Und das da ... sie sieht ja aus, als wäre sie betrunken!...“

„Du selbst bist betrunken! Pack' ein mit deinem Urteil!“

„Ich verstehe ja nicht viel davon,“ bemerkte Ajanow gleichgültig.

Raiski gab ihm keine Antwort und fuhr ärgerlich mit dem Pinsel über das Haar und das Samtkleid des Porträts.

Eine Viertelstunde später kam der Maler Kirilow, den Raiski erwartete. Es war ein kleiner, hagerer Mann, der ganz in seinem riesigen Vollbart zu verschwinden schien. Von seinem Gesicht war fast nichts zu sehen, nur die tiefliegenden Augen strahlten in unnatürlichem Glanze, und die Nase trat wie

ein schroffer Buckel aus dem Haarwald hervor, mit der Spitze wiederum an den Bartwuchs stoßend, in dem die Wangen, das Kinn, die Lippen gänzlich verschwanden. Auch der Hals war vom Bart verdeckt, und der Rumpf steckte in einem sackartigen, weiten, faltig herabhängenden Paletot, unter dem die Schöße eines zweiten Paletots oder Rockes, der ganz mit Farbenflecksen bedeckt war, sichtbar wurde. An den Füßen trug er ein Paar weite Schuhe, die beim Gehen ein weich schlurrendes Geräusch verursachten; sein Hut war abgegriffen und hatte einen fettigen Glanz und eine verbogene Krempe.

Wenn man diese nachdenklich in sich gekehrten, glühenden Blicke und dieses strenge, unbewegliche, gleichsam unter dem dichten Haarwuchs schlummernde Antlitz sah, wenn man diesen kleinen Menschen in seiner düsteren Künstlerzelle mit der Palette vor der Staffelei erblickte, wie er den wilden, durchdringenden Blick gleich einem Nagel in das Antlitz des Heiligen hineinbohrte, den er gerade malte, dann glaubte man nicht einen freien, nach den sonnigen Seiten des Lebens ausschauenden Künstler vor sich zu haben, sondern eher einen Märtyrer, einen Mönch der Kunst, der die Freuden des Daseins haßte und nur seine Leiden und Bitternisse begriff. Und von dieser Art schien Kirillow in der Tat zu sein.

Schweigend, ohne sich zu rühren, hatte er sich in Sophies Porträt vertieft. Voll Unruhe beobachtete Raiski den Ausdruck seines Gesichtes. Ganz erstaunt hatte Kirillow im ersten Moment seinen Blick auf dem Gesicht des Porträts ruhen lassen, und namentlich der Ausdruck der Augen schien seinen Beifall zu finden: die Falten auf seiner Stirn glätteten sich, als stände ein schönes Traumbild vor seiner Seele.

Dann aber schien er plötzlich zu erwachen; ein Erstaunen, das nicht mehr freudiger Art war, sondern eher etwas Betrübtes hatte, trat auf sein Gesicht, und die Stirn legte sich wieder in Falten. Er wandte sich ab, legte den Hut auf den Tisch, nahm eine Zigarette aus der Tasche und zündete sie an.

„Nun — wie lautet Ihr Urteil?“ fragte Raiski.

„Haben Sie mich deswegen kommen lassen?“ fragte Kirilow.

„Wie denn? Warum?“

„Ich muß nach Hause gehen — leben Sie wohl! . . .“

„So sagen Sie doch etwas.“

„Was soll ich sagen? Es verlohnt sich nicht . . .“

„Nun ja, euch könnte jemand die Schönheit selbst vom Himmel herunterholen — ihr würdet immer nur sagen: es lohnt nicht!“ erwiderte Raiski gekränkt. „Ihr seid ja Tote, alle miteinander! . . . Sie sagten doch früher selbst, daß ich Talent habe, Semjon Semjonytsch . . .“

„Warum soll ich's Ihnen also wiederholen, wenn ich's Ihnen doch schon gesagt habe?“ versetzte Kirilow mit einem Seufzer. „Wenn Sie auf diesem Wege weitergehen und sich an solche Modebilder wegwerfen . . .“

„Modebilder! Wissen Sie, wer das ist?“

„Wer mag's sein?“ entgegnete Kirilow, einen flüchtigen Blick auf das Porträt werfend. „Irgendeine Schauspielerin . . .“

„Was reden Sie da! . . . Als ob sie beide den Verstand verloren hätten: der eine hält sie für betrunken, der andere für eine Schauspielerin! Was soll ich da noch mit Ihnen reden!“

Raiski schickte sich an, das Porträt zu verhängen.

„Ich will's ihr hinbringen: hoffentlich wird das Original

selbst gerechter urteilen!... Von Ihnen, Semjon Semjonytsch, hätte ich wenigstens ein ermutigendes Wort erwartet — Sie haben früher in meinen Arbeiten stets etwas gefunden, einen lebendigen Funken..."

„Auch hier ist ein lebendiger Funke!" sagte Kirilow und zeigte nach den Augen, den Lippen, der hohen Stirn. „Das ist ganz vortrefflich gemacht... ich kenne das Original nicht, doch sehe ich, daß hierin viel Wahrheit liegt. Das würde sich herrlich machen bei einem ernsten, würdigen Sujet. Und Sie haben diese Augen, diese Leidenschaft, diese Wärme irgendeiner leichtfertigen Person, einer Puppe, einem koketten Dämchen gegeben!"

„Nein, Semjon Semjonytsch: ein würdigeres Sujet könnte ein Künstler wohl kaum wählen! Das ist keine leichtsinnige Person, keine Kokette: sie wäre würdig, durch Ihren Pinsel verewigt zu werden. Sie ist das Ideal strengen, keuschen Stolzes; sie ist eine Göttin, wenn auch eine vom heidnischen Olymp; ganz Ihr Genre ist sie: nicht von dieser Welt...!"

„Dieses Gesicht verlangt einen andachtsvollen, tief in Gebet versunkenen Blick, nicht diesen Ausdruck sinnlicher Leidenschaft!... Ich will Ihnen etwas sagen, Boris Pawlowitsch: machen Sie aus diesem Porträt ein Gemälde! Kehren Sie Ihrer Welt den Rücken, machen Sie sich los von diesen Torheiten, dieser Scherwenzelei... Verhängen Sie die Fenster, schließen Sie sich auf drei, vier Monate ein..."

„Warum?"

„Machen Sie eine Betende daraus!" sagte Kirilow und zog sein Gesicht so zusammen, daß auch die Nase verschwand und es ganz einer Bürste glich. „Fort mit diesem Samt, dieser Seide! Lassen Sie sie knien, auf der bloßen Erde,

auf den nackten Steinen, legen Sie ihr einen groben Mantel um die Schultern, falten Sie ihre Hände auf der Brust... Hier, hier!" — Er fuhr mit dem Finger, als wollte er zeichnen, über den Wangen des Porträts hin und her. „Weniger Licht! Fort mit diesem Fleisch! Machen Sie den Ausdruck der Augen weicher, lassen Sie die Lider sich etwas mehr schließen — und Sie werden selbst in die Knie sinken und beten..."

„Nein, Semjon Semjonytsch, ich will nicht ins Kloster gehen und ein Mönch werden; ich will Leben, Licht und Freude! Ich kann die Menschen nicht entbehren, ich verehre die Schönheit und liebe die Schönheit" — er warf einen zärtlichen Blick auf das Porträt — „mit Leib und Seele liebe ich sie, und ich gestehe es offen..." er seufzte lächelnd — „vielleicht mehr mit dem Leibe..."

Kirilow machte eine unwillige Handbewegung und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

„In Ihnen geht ein Talent zugrunde," sagte er. „Sie werden sich nicht durchringen, werden Ihren großen Weg nicht finden. Sie haben nicht Widerstandskraft genug; wohl besitzen Sie Leidenschaften, aber keine Leidenschaft, keine Geduld! Auch hier sind die Hände wieder nur angedeutet, und sie sind obendrein nicht richtig; auch die Schultern haben kein Verhältnis; und Sie sind schon ganz weg vor lauter Stolz, Sie zeigen Ihr Bild, prahlen damit..."

„Nicht auf die Details der Ausführung kommt's doch an, Semjon Semjonytsch!" entgegnete Raiski. „Sie sagten selbst, daß in den Augen, im Gesicht viel Wahrheit ist; und ich fühle, daß ich das Geheimnis erfaßt habe. Was hat das mit dem Haar, den Händen zu tun?..."

„Erlauben Sie, erlauben Sie, nur keine Winkelzüge!" unter-

brach ihn Kirilow. „Sie verstehen einfach nicht, Hände zu malen, und haben nicht die Geduld, es zu lernen! Wenn dieser Arm hier ausgestreckt wird, ist er kürzer als der andere. Ihre Schönheit ist in Wirklichkeit ein Krüppel, Sie treiben Ihren Scherz mit ihr, man darf aber weder mit dem Leben noch mit der Kunst scherzen. Das eine ist so streng und ernst wie die andere: darum gibt's auch so wenig echte Menschen im Leben, und so wenig wahre Könner in der Kunst ..."

Er holte tief Atem, und sein Gesicht schien sich noch tiefer in dem Barte zu verstecken.

„Nach Ihrer Meinung soll man also fliehen vor dem Leben, und vor den Menschen soll man finster die Brauen runzeln und niemals lächeln ..."

„Ja, wenn Sie nichts dagegen haben; ja, das soll man!" unterbrach ihn Kirilow. „Wenn Sie in der Kunst etwas Höheres anstreben, etwas anderes wollen als nur ein süßliches Lächeln und runde Schultern, etwas Reineres und Edleres als schmutzige Hinterhäuser und betrunkene Bauern, dann sagen Sie sich los von Ihren Schönheiten und Ihren Schmausereien, werden Sie nüchtern, arbeiten Sie, unermüdlich, bis Ihnen die Sinne vergehen! Man muß fallen und wieder aufstehen, muß sterben vor Verzweiflung und allmählich wieder zum Leben erwachen, muß mitten in der Nacht aufstehen ..."

„Das tu' ich ... beinah ..." sagte Raiski. „Ich springe vom Lager auf, weine zuweilen, bin dem Wahnsinn nahe ..."

„Verrückt scheint ihr mir alle miteinander zu sein!" bemerkte Ajanow gleichmütig.

„Ja — Sie springen auf, um diese ‚Wahrheit' hier hinzuschmieren" — er zeigte auf die nackte Schulter Sophies.

„Nein, Sie müssen vom Bett aufstehen, um diese Gestalt da fünfmal, zehnmal umzuzeichnen, bis sie richtig ist! Das wäre Ihre Aufgabe für die nächsten vierzehn Tage: ich komme dann wieder und sehe mir's an. Und nun leben Sie wohl!"

„Bleiben Sie noch, Meister! Bleiben Sie!" bat Raiski.

„Nein, lassen Sie mich gehen! Sie haben noch nicht die rechte Hochachtung vor der Kunst, noch auch vor sich selbst! Die Künstlerschaft ist wie ein Orden von Brüdern, ähnlich wie der Freimaurerorden: sie sind zerstreut in der ganzen Welt und haben doch nur alle ein Ziel. Sie sind wie die Tempelbauer König Hirams, die ihr Geheimnis hüten. Ja, so ist's! Es geht nicht an, daß man ein lustiges Leben führt, alle Gesellschaften, alle Torheiten mitmacht, in den Salons verkehrt, Bälle besucht und so nebenher dichtet, zeichnet, malt oder den Meißel führt. Nein!" schrie er fast leidenschaftlich, fast grob auf Raiski los — „lassen Sie all diesen Firlefanz, werden Sie ein Mönch, wie Sie selbst sich ganz richtig ausdrückten, opfern Sie alles der Kunst, beten und fasten Sie, seien Sie klug wie die Schlangen und unschuldig wie die Tauben, und was auch rings um Sie vorgehe, wohin auch das Leben Sie verschlage, in welche Abgründe Sie auch stürzen, tragen Sie immer das eine Bekenntnis auf den Lippen, wahren sie sich immer das eine Gefühl, hegen und hüten Sie immer das heilige Feuer der Leidenschaft für die Kunst! Mag man Sie verfluchen und verachten um ihretwillen — gehen Sie nur immer Ihren Weg! Nur dann werden Sie zu den Berufenen gehören, wird Ihnen reiche Vergeltung, das heißt die Unsterblichkeit, zuteil. Noch haben Sie nicht den Mut und die Kraft, die dazu gehört — noch sind Sie nicht arm genug, um diesen Weg zu gehen. Verteilen Sie alles, was Sie haben, unter die Armen,

und folgen Sie dem erlösenden Lichte des Schaffensdranges! Doch wie sollten Sie das! Sie sind ja ein ‚Herr', in Samt und Seide geboren, und nicht im Stall, in der Krippe. Die Kunst liebt sie nicht, die großen Herren ... sie hält sich an die Niedriggeborenen ... Verhängen Sie dieses unanständige Weib da, oder machen Sie aus ihr eine ‚Buhlerin zu den Füßen Christi'! Leben Sie wohl! In vierzehn Tagen komme ich her, um wieder nachzusehen."

Er warf das Ende der Zigarette in den Spucknapf, nahm seinen Hut und eilte hinaus, ehe noch Raiski Zeit fand, ihn zurückzuhalten.

„Ein merkwürdiger Heiliger!" sagte Ajanow. „Es scheint beinahe, als wenn er wirklich die Absicht hätte, ein Mönch zu werden! Der zerknüllte Hut, und dieser Rock mit den Farbenflecken, der ganze verhungerte, zerlumpte Kerl ... der richtige Märtyrer! Trinkt er vielleicht?"

„Er trinkt nur Wasser."

„Nun, dann wird er verrückt, oder hängt sich auf."

Raiski seufzte tief auf.

„Ja," sagte er — „das ist einer der letzten Mohikaner: ein wahrer, ganzer Künstler, der seinen Wert kennt! Aber die Kunst ist herabgestiegen von ihrem hohen Piedestal, sie wandelt unter den Menschen, schreitet durchs lebendige Leben — und so muß es sein! Was er predigt, ist Fanatismus!"

Unwillkürlich jedoch führte er den Vergleich, den Kirilow gezogen hatte, in Gedanken fort: er sah in sich den reichen Jüngling, der gern ins Himmelreich gelangen wollte und es nicht vermochte. Nachdenklich ging er im Zimmer auf und ab.

Tiefe Mutlosigkeit bemächtigte sich seiner: er war den Tränen

nahe. In diesem Augenblick war er allen Ernstes bereit, alles von sich zu werfen und in die Wüste zu gehen, den schlechtesten Rock zu tragen, nur einen Gang zu essen, wie Kirilow, sich abzusperren gegen die Außenwelt, wie Sophie, und zu malen, zu malen, bis er nicht mehr weiter könnte: bis aus Sophie die büßende Sünderin geworden wäre ...

Er nahm eine neuaufgespannte Leinwand, stellte sie auf die Staffelei und begann, mit Kreide in großen Zügen die Figur eines betenden Weibes zu entwerfen. Er ließ sie den Arm vorstrecken und begann eifrig, fast wütend, an den Fingern zu arbeiten; er wischte aus, zeichnete wieder, wischte von neuem aus — es wollte nicht gelingen!

Eine nagende Ungeduld quälte ihn, die beim ersten Mißlingen in grimmigen Ärger überging. Er wischte alles fort und begann von neuem zu zeichnen, ganz langsam, mit starken Strichen, als wollte er die Leinwand durchdrücken. Schon begann jene Verzweiflung, von der Kirilow gesprochen, an Stelle seines Ärgers zu treten.

Er legte die Kreide hin, wischte die Finger an seinem Haar ab und trat vor das Porträt Sophies.

„Soll ich das Bild wirklich ganz und gar ändern?“ dachte er. „Hat Kirilow wirklich recht? Mein letztes Ziel, meine Aufgabe, meine Idee ist doch die Schönheit! Ich bin ganz erfüllt von ihr und will dieses strahlende Bild, das mich beherrscht, um jeden Preis verkörpern: wenn ich die Schönheit in ihrem Wesen richtig erfaßt habe — was will ich dann noch mehr? Kirilow sucht die Schönheit im Himmel, er ist ein Asket: ich suche sie auf Erden ... Ich will das Porträt Sophie zeigen: was sie wohl dazu sagen wird? Und dann will ich es ändern — doch keine büßende Sünderin daraus machen!“

Er lachte unwillkürlich bei dem Gedanken, was wohl Sophie sagen würde, wenn er ihr von diesem Einfall Kirilows erzählte. Er beruhigte sich nach und nach, freute sich der ‚Wahrheit', die in dem Porträt lag, und überließ sich wieder ganz seiner alten, ungebundenen Träumerei, seinen Vorstellungen von freier Kunst und freier Arbeit. Er hüllte sein Bild sorgfältig ein und machte sich auf den Weg, um es Sophie zu zeigen.



Achtzehntes Kapitel

Raiski wußte nicht, ob er Sophie sehen, und was er ihr sagen würde.

„Wie heftig es da drinnen wogt!" dachte er, mit der Hand an seine Brust fassend. „Es wird einen Sturm geben — o, wenn es doch der Fall wäre! Heut muß die Entscheidung fallen, ihr Geheimnis muß heraus, und ich muß wissen, ob sie mich liebt oder nicht. Wenn es der Fall ist, dann wird mein ... wird unser Leben eine andere Gestalt annehmen: ich reise dann nicht ... Oder ich reise doch, das heißt: wir reisen, zur Groß-tante, in den stillen Winkel ... Zusammen werden wir reisen ..."

Er nahm das Porträt aus der Hülle, stellte es auf einen Sessel im Gastzimmer und ging leise durch die ganze Flucht der Wohnräume nach Sophies Zimmer. Man hatte ihm unten gesagt, daß sie allein sei: die Tanten seien zum Gottes-dienst gefahren.

Er ging auf den Zehenspitzen und hielt seine Hand gegen das Herz, als wollte er sein heftiges Pochen mildern. In seiner Vorstellung sah er Blumen am Boden verstreut, und zurückgeschlagene Vorhänge, und einen kecken Sonnenstrahl,

der sich in dem Kristall spiegelte. Ganz leise schlich er sich heran und erblickte Sophie.

Die Ellbogen auf den Tisch gestützt, saß sie da, hatte das Gesicht auf die Hände gelegt und sann nach, träumte oder ... weinte. Sie war im Negligé, nicht wie sonst im steifen, engen Kleide, ohne Kragen und Manschetten, ohne Armband, nicht einmal frisiert; das Haar lag als dichte, wogende Masse in einem Netz; der Morgenrock bedeckte die Schultern und fiel in weiten Falten auf ihre Füße. Auf dem Teppich lagen zwei Atlaspantoffel: die Füße ruhten, in bloßen Strümpfen, auf einem samtbezogenen Bänkchen.

Er hatte sie noch niemals so gesehen. Sie bemerkte ihn nicht, und er fürchtete sich, Atem zu schöpfen.

„Cousine Sophie!“ rief er kaum hörbar.

Sie fuhr zusammen, rückte ein wenig vom Tisch ab und sah ihn voll Erstaunen an. In ihren Augen las er die Fragen: Wie kommen Sie hierher? Was wollen Sie? Wer hat Sie eingelassen?

„Sophie!“ wiederholte er.

Sie erhob sich und richtete sich in voller Größe auf.

„Was ist Ihnen, Cousin?“ fragte sie kurz.

„Verzeihung, Cousine,“ sagte er, schon ohne alle Begeisterung — „ich habe Sie überrascht ... in dieser poetischen Unordnung ...“

Sie warf einen Blick um sich, schien sich plötzlich zu besinnen und klingelte.

„Pardon, Cousin, ich ziehe mich sogleich an!“ sagte sie trocken und ging mit dem Mädchen in ihr Schlafzimmer.

Er hörte, wie sie Pascha dafür ausschalt, daß sie ihn nicht vorher angemeldet hätte.

„Was ist das nur wieder?“ dachte Raiski, während er das mitgebrachte Porträt betrachtete — „sie ist wieder ganz

anders als hier auf dem Bilde, wieder ganz so wie früher! ... Doch nein, ich lasse mich nicht täuschen: diese Ruhe und Kälte, mit der sie sich soeben gegen mich zu wappnen suchte, hat mit der früheren Kälte nichts zu tun — o nein, sie ist nur erzwungen, nur eine Maske! Unter dieser Eisdecke liegt ein Geheimnis verborgen — wir wollen es zu ergründen suchen!"

Endlich kam sie herein — tadellos frisiert, in dem rauschenden Kleide. Ohne ihn anzusehen, trat sie vor den Spiegel und legte ihr Armband an.

„Ich habe Ihr Porträt gebracht, Cousine," begann Raiski.

„Wo ist es? Zeigen Sie es mir," sagte sie und folgte ihm in das Gastzimmer.

„Sie haben sehr geschmeichelt, Cousin: so sehe ich nicht aus," sagte sie, während sie das Porträt genau betrachtete.

„Geschmeichelt? Im Gegenteil — ich bin weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben!" sagte er mit ungeheuchelter Betrübnis, als er das Original jetzt vor sich sah, „Die Schönheit — o, welch eine Macht ist sie! Wenn ich die besäße! ..."

„Was würden Sie dann tun?"

„Was ich dann tun würde?" sagte er, während er sie durchdringend, gleichsam lauernd ansah. „Ich würde jemanden sehr glücklich machen ..."

„Um dafür tausend andere unglücklich zu machen — nicht wahr? Probieren aber würden Sie Ihre Macht an allen, niemanden würden Sie schonen ..."

„Ah!" rief Raiski, als wenn er sie plötzlich auf etwas ertappt hätte — „aus lauter Mitleid also sind Sie so unzugänglich? ... Sie fürchten sich, jemanden anzusehen, weil Sie wissen, daß Sie ihn damit unglücklich machen? Ein

interessanter neuer Zug! Dieses Selbstvertrauen steht Ihnen wohl an! Dieser Stolz ist von edlerer Art als der Dünkel der vornehmen Geburt: die Schönheit ist eine Macht, der Stolz auf sie hat einen Sinn!“

Er war erfreut darüber, daß er endlich, wie er glaubte, entdeckt hatte, warum sie sich so hartnäckig vor ihm verbarg, warum sie plötzlich ihre sentimentale Pose aufgegeben und sich wieder hinter ihre Verschanzung zurückgezogen hatte.

„Treiben Sie Ihr Mitleid nicht zu weit: wer würde nicht gern alle Qualen auf sich nehmen, um sich Ihnen nur nähern, mit Ihnen nur reden zu können? Wer würde nicht auf den Knien hinter Ihnen herrutschen bis ans Ende der Welt — nicht etwa, um das Glück, den Sieg zu erringen, sondern um auch nur einen schwachen Strahl der Hoffnung auf einen zukünftigen Sieg zu erhaschen ...“

„Sie sind wieder bei Ihrem alten Thema, Cousin — lassen Sie es doch endlich genug sein davon!“ sagte sie, und es gelang ihr doch nicht recht, die gewollte Gleichgültigkeit in ihre Worte zu legen. Sie schien daran zu zweifeln, daß ihre Macht wirklich so groß war, daß wirklich „alle hinter ihr herrutschen würden“, wie dieser leidenschaftliche Schwärmer, dieser närrische Künstler sich ausdrückte.

Auch dieser leise Zweifel war Raiski nicht entgangen. Er drang gleichsam spähend in ihre Blicke, ihre Worte ein, suchte, zuweilen unbewußt, alle Lichter und Schatten, die durch ihre Seele huschten, zu erfassen und mit den feinsten Nervenfasern alles, was in ihr vorging oder logischerweise im nächsten Augenblick, vorgehen mußte, zu erraten.

„Sie sehen doch selbst,“ fuhr er fort, „daß für einen einzigen freundlichen Blick, der nichts weiter bedeutet, für ein Wort, das gar keinen Lohn verheißt, alle in geschäftiger Hast, voll

dienstwilligen Eifers hin und her laufen, um nur Ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken!"

„Scheint es Ihnen wirklich so?"

„Bemerken Sie es denn nicht selbst?"

„Ich bemerke nichts."

„O doch, Sie haben es bemerkt — und Sie triumphieren im stillen darüber! Ja, Sie machen sich sogar noch lustig über solche arme Sterbliche wie ich, Sie lassen mich reden, weil Sie wissen, daß ich die Wahrheit sage, und Sie sehen in meinen Worten Ihr Bild wie in einem Spiegel und haben Ihr Wohlgefallen daran!"

„Bisher habe ich mein Bild nur auf Ihrer Leinwand da gesehen, wo Sie stark übertreiben. Aus Ihren Worten klang mir immer nur Tadel und Schelte entgegen."

„Nein, das Porträt da ist nur eine blasse Kopie der Wirklichkeit; nur das strahlende Auge und das Lächeln um den Mund sind getreu wiedergegeben, wenn Sie auch nur selten so schauen und lächeln. Ich erfaßte einen dieser seltenen Momente, deutete nur ganz leise die Wahrheit an — und da, sehen Sie, was dabei herauskam! Ach, wie schön waren Sie damals!"

„Wann war das?"

„Es war, als ich das letzte Mal mit Ihnen sprach ... damals, als Ihr Papa diesen Milari mitbrachte ..."

Sie schwieg.

„Den Grafen Milari!" wiederholte er.

„Ja, ich erinnere mich," sagte sie trocken.

„Ist er häufig Ihr Gast?" fragte Raiski, dem der trockene Ton ihrer Antwort aufgefallen war.

„Ja ... er kommt zuweilen her. Er singt sehr schön," fügte sie hinzu und setzte sich auf den Diwan, mit dem Rücken gegen das Licht.

„Lassen Sie es mich doch wissen, wenn er wieder einmal hier ist . . . ich wäre gern dabei . . ."
„Es ist kühl hier im Zimmer," bemerkte sie und machte eine Bewegung mit der Schulter — „man wird am Ende noch heizen müssen . . ."
„Ich kam, um mich von Ihnen zu verabschieden; ich verreise . . ." sagte er plötzlich und sah sie aufmerksam an.
Sie blieb vollkommen ruhig.
„Wohin?" fragte sie nur.
„Aufs Land, zu meiner Großtante . . . Tut's Ihnen nicht leid? Werden Sie sich ohne mich nicht langweilen?"
Sie schien nachzudenken und diese Frage im stillen zu entscheiden, sagte jedoch nichts.
„Sie sagen weder ja noch nein," fuhr er fort, „und sehen Sie, Cousine: schon dieses Schwanken erscheint mir als Glück. Ein rasches Ja wäre entweder eine liebenswürdige Floskel, eine Täuschung — oder ein solches Glück, wie ich es nie verdient habe; ein Nein aber würde mich schmerzen. Sie wissen selbst nicht, ob's Ihnen leid tut oder nicht: das ist schon sehr viel von Ihnen, das ist der halbe Sieg . . ."
„Und sie hoffen einen ganzen Sieg zu erringen?" fragte sie lächelnd.
„Ein schlechter Soldat, der nicht General zu werden hofft, möchte ich sagen können, doch sage ich es nicht: das wäre zu viel . . . das wäre unmöglich."
Er sah sie an und hätte Gott weiß was darum gegeben, wenn sie jetzt ein „Warum?" ausgesprochen hätte. Er wünschte es sehnlichst und erwartete es sogar insgeheim — aber sie stellte diese Frage nicht, und er unterdrückte seinen Wunsch mit einem Seufzer.
„Ganz unmöglich," wiederholte er — „und um Ihnen zu beweisen, daß ich solche hochfliegenden Hoffnungen nicht

hege, bin ich gekommen, von Ihnen Abschied zu nehmen — vielleicht für lange Zeit."

„Es tut mir leid, Cousin," sagte sie plötzlich leise, in weichem Tone und fast mit Gefühl.

Er wandte sich lebhaft nach ihr um — wie jemand, der Zahnschmerzen gehabt hat und sie plötzlich verliert.

„Ist das wahr?" fragte er.

„Vollkommen wahr. Sie wissen, daß ich nie die Unwahrheit sage."

Er ergriff ihre Hand und küßte sie voll Entzücken. Sie entzog ihm die Hand nicht.

„Was würden alle jene, die sich um Sie scharen, wohl darum geben, wenn sie Ihre Hand so küssen dürften?"

„Und Sie sind glücklich, es zu dürfen?..."

„Ja — als Cousin! Aber was gäbe ich erst darum," sagte er, sie mit trunkenem Blick betrachtend, „wenn ich diese Hand anders küssen dürfte ... so!..."

Er wollte von neuem ihre Hand küssen, doch sie entzog sie ihm.

„Ich darf also nicht daran zweifeln, daß ich Ihnen ... ein klein wenig leid tue," fuhr er fort. „Aber gar zu gern wüßte ich auch, warum ich Ihnen leid tue ... warum Sie mich ganz gern von Zeit zu Zeit einmal sehen möchten?"

„Um Sie zu hören. Sie übertreiben ja etwas stark, aber zuweilen sprechen Sie doch richtig und klar über viele Dinge, die ich zwar begreife, jedoch nicht so in Worte zu kleiden weiß..."

„Ah, endlich ein offenes Wort! Darum also bedürfen Sie meiner: Sie schauen in mich hinein wie in ein arabisches Lexikon ... eine wenig beneidenswerte Rolle!" fügte er mit einem Seufzer hinzu.

„Aber Sie sagten doch eben selbst, Cousin, daß Sie gar

nicht hoffen, einmal General zu werden, und daß alle miteinander bereit sind, für eine noch so kleine Aufmerksamkeit von meiner Seite wer weiß was zu tun ... Ich verlange das gar nicht — aber schenken Sie mir doch wenigstens ein klein wenig ..."

„Freundschaft?" fragte Raiski.

„Ja!"

„Das wußte ich! Ach, diese Freundschaft!"

„Ich sehe, Cousin, daß Sie Ihre Hoffnung auf den Generalsrang durchaus noch nicht aufgegeben haben! ..."

„Nein, nein, Cousine, ich hege durchaus keine Hoffnung — und darum eben, ich wiederhole es: darum eben reise ich fort. Aber Sie sagten mir, daß Sie Langeweile haben würden ohne mich, daß ich Ihnen fehlen würde, und so fasse ich eben, wie der Ertrinkende, nach dem Strohhalm."

„Und Sie sollen nicht umsonst danach gefaßt haben. Ich biete Ihnen meine Freundschaft an, was doch immerhin etwas ist. Wenn es Leute gibt, die allein für ein freundliches Wort oder einen freundlichen Blick von mir wer weiß was geben würden, wie Sie soeben versicherten, dann sollte doch für meine Freundschaft, die ich nicht so leicht jemandem anbiete ..."

„Die Freundschaft, Cousine, ist eine schöne Sache, wenn sie der erste Schritt zur Liebe ist — sonst ist sie einfach ein Widersinn, ja zuweilen sogar eine Beleidigung."

„Wieso?"

„Was ist denn solch eine Freundschaft? Sie werden mir das Recht einräumen, Sie unangemeldet zu besuchen, und auch das nicht immer: heute zum Beispiel sind Sie darüber ungehalten gewesen; Sie werden mich mit allerhand Aufträgen in der Stadt herumschicken — das ist ja das alte

Vorrecht der Cousins; Sie werden sich sogar, falls ich Geschmack habe, mit mir beraten, was Sie anziehen sollen; Sie werden mir Ihre aufrichtige Meinung über alle Verwandten und Bekannten sagen, und schließlich werden Sie sogar — und darin sehe ich die Beleidigung — mich zum Mitwisser Ihrer Herzensgeheimnisse machen, wenn Sie sich einmal verlieben sollten ..."

Er bemerkte, daß Sophie sich mit Gewalt zu beherrschen suchte, und daß sie, um ihre wahre Empfindung zu verbergen und Gleichgültigkeit zu heucheln, sich abwandte und gähnte.

„Sie sind vielleicht schon verliebt?" fragte er plötzlich.

„Wie kommen Sie zu dieser Annahme?"

„Was hätte sonst Ihre Verwirrung zu bedeuten?"

„Verwirrung? Ich soll verwirrt sein?" sprach sie und blickte in den Spiegel. „Nicht im geringsten — ich erinnerte mich nur, daß wir übereingekommen sind, nicht mehr über Liebe zu sprechen. Ich bitte Sie, Cousin," fügte sie plötzlich in ernstem Tone hinzu, „dieses Übereinkommen nicht zu verletzen. Sprechen wir, bitte, nicht mehr darüber."

Er war verwundert über ihre Bitte und versank in Nachdenken. Sie hatte diese Bitte auch schon früher geäußert, doch nur im Scherz, mit lächelndem Munde. Seine Eigenliebe flüsterte ihm zu, daß er vielleicht nicht vergeblich an der Tür ihres Herzens angeklopft habe, daß es sich melde, daß ihre Verwirrung und diese plötzliche, ungeschickt vorgebrachte Bitte, nicht von Liebe zu sprechen, nur auf ihre Furcht und Vorsicht zurückzuführen sei.

Doch verwarf er diesen Gedanken sogleich wieder — er mußte sich errötend sagen, daß nur ein eitler Geck so denken könne, und daß er nach anderen Gründen ihres Verhaltens suchen müsse. Schon empfand er im Herzen ein peinliches,

nagendes Gefühl, seine Augen blickten ihr unverwandt, fast zudringlich fragend ins Gesicht, und die Zunge wollte reden, reden und wagte es nicht. Die Eifersucht hatte ihn gepackt, mit all ihren Folterqualen.

„Was ist denn das?" sagte er sich — „bin ich im Ernst verliebt? Nein, nein! Was geht's mich denn schließlich an?... Ich habe mich doch nicht um meinetwillen bemüht, es handelt sich immer nur um sie... um ihre Entwicklung, um die Erweckung ihres sozialen Gefühls... Noch ein letzter Versuch..."

„Eine Frage noch, Cousine," sagte er laut — „wenn ich..." Er überlegte einen Augenblick: die Frage war für ihn entscheidend. „Wenn ich nun die Freundschaft nicht annehme, die Sie mir gleichsam als Belohnung für mein Wohlverhalten anbieten — wenn ich den Gedanken nicht ganz aufgebe, es vielleicht doch noch einmal bis zum General zu bringen: was würden Sie dann sagen? Darf ich wohl... kann ich?..." — „Sie ist keine Kokette, sie wird mir die Wahrheit sagen!" dachte er im stillen. Und laut fuhr er dann fort: „Würden Sie mich zu solchen Hoffnungen ermutigen, Cousine?"

Er sprach diese letzten Worte mit leisem Zittern und wagte nicht, sie anzusehen.

Sie lachte.

„Sie haben nicht die geringste Hoffnung, Cousin," versetzte sie gleichgültig.

Er machte eine ungeduldige Bewegung, schwieg jedoch.

„Es ist ganz ausgeschlossen!" wiederholte sie in entschiedenem Tone. „Sie müssen immer übertreiben: eine einfache Liebenswürdigkeit erscheint Ihnen schon als entrainement, in irgendeiner kleinen Aufmerksamkeit sehen Sie die Zeichen einer Neigung, und Sie selbst sind wie in einem

Traum befangen. Sie fallen ganz aus der Rolle eines Cousins und Freundes — verübeln Sie es mir nicht, daß ich Ihnen das sage."

„Sie wollen mich also mit den faden Courmachern Ihrer großen Welt über einen Kamm scheren?"

„Fi, quelles expressions!"

„Mit diesen Schwätzern, die sich in den Salons und Theaterlogen herumdrücken und mit ihren süßlichen Blicken, ihren verfänglichen Schmeicheleien und auswendig gelernten Witzen die Unterhaltung bestreiten? Nein, Cousine — wenn ich von mir selbst rede, dann sage ich, wie es mir wirklich ums Herz ist; die Stimme meines Herzens ist es, der meine Zunge Worte leiht. Ein Jahr lang verkehre ich nun in Ihrem Hause: so lange trage ich Ihr Bild in Gedanken mit mir herum, und ich spreche nur aus, was ich tief innerlich fühle."

„Was soll mir dieses Bekenntnis?" fragte sie plötzlich.

Der Ton ihrer Frage machte ihn betroffen, und er schwieg. Da hatte er ja nun eine klare Antwort auf seine Frage, wie es um seine Hoffnungen auf die Generalschaft stände! Und er hätte sich damit begnügen können, ohne noch weiter zu fragen, aber er bohrte und fragte weiter.

„Sie ... lieben mich nicht, Cousine?" fragte er leise, mit einschmeichelnder Stimme.

„O, sehr!" antwortete sie heiter.

„Scherzen Sie nicht, um Gottes willen!" sagte er erregt.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich nicht scherze."

„Sie jetzt zu fragen, ob sie in mich verliebt ist, wäre albern," dachte er — „so albern, daß es immer noch klüger wäre, abzureisen, ohne überhaupt etwas zu erfahren. Nein, das darf ich sie auf keinen Fall fragen ... Da seh' doch einer:

sie, die über alles in der Welt, über alle Leidenschaft erhaben sein will, verlegt sich auf Kniffe und Schliche wie die erste beste Kokette! Aber ich werde schon herausbekommen, was dahinter steckt! Ich habe so meine Vermutung — ganz plötzlich will ich damit herausplatzen ..."

Während er so im stillen seinen Monolog hielt, sah sie ihn mit schelmischem Lächeln an und schien nicht abgeneigt, ihn ein klein wenig zappeln zu lassen und zu quälen. Da platzte er plötzlich mit einer unerwarteten Frage heraus.

„Sie sind in diesen Italiener, den Grafen Milari, verliebt?" fragte er, seinen Blick tief in ihr Antlitz versenkend. Er fühlte, wie er selbst bei seiner Frage erblaßte, und es war ihm, als hätte er sich plötzlich eine zentnerschwere Last auf die Schultern geladen.

Ihr Lächeln, der freundschaftliche Ton, die ungezwungene Haltung — alles das verschwand momentan, als er seine Frage gestellt hatte. Vor ihm saß eine kalte, strenge, fremde Frau. Sie, die ihm bisher so nahe gestanden, schien jetzt plötzlich irgendwo in weiter Ferne, auf steiler Höhe zu weilen und durch keine Verwandtschaft, keine Freundschaft mit ihm verbunden.

„Es muß also wahr sein — ich habe es erraten!" dachte er und suchte zu ergründen, wie er eigentlich dahingekommen sei, es zu erraten. Er hatte Milari ein einziges Mal bei ihr gesehen, und erst heute, als er von ihm sprach, war es ihm aufgefallen, daß bei der Nennung seines Namens ein leichter Schatten über ihr Gesicht huschte, und daß sie sich mit dem Rücken gegen das Licht setzte.

„Wie kommt es nur, mein Gott, daß ich immer alles sehe und weiß, wo andere blind sind und — glücklich! Wie kommt es, daß ein leises Geräusch, ein Windhauch, ein bloßes Schweigen genügt, mich alles wittern, alles erraten

zu lassen? Jetzt sitzt mir das Gift im Herzen — und was habe ich davon außer Qualen?"

Sie schwieg.

„Sie sind beleidigt, Cousine?"

Sie schwieg.

„Sagen Sie doch: ja!"

„Sie wissen selbst, wie die Äußerung einer solchen Vermutung wirken muß."

„Ich weiß noch mehr, Cousine: ich weiß, warum Sie sich beleidigt fühlen."

„Lassen Sie hören!"

„Weil es die Wahrheit ist."

Sie machte eine Bewegung und sah ihn erstaunt an, als wollte sie sagen: „Sie bleiben noch immer dabei?"

„Auch dieser Blick, Cousine, ist nicht aufrichtig, sondern gemacht."

„Ich verstelle mich also? Sie bilden sich zu viel ein, Monsieur Raiski!"

Er lächelte und seufzte dann auf.

„Wenn es nicht wahr ist — wie kann dann meine Vermutung für Sie beleidigend sein?" sagte er. „Und ist es wahr — wie kann dann die Wahrheit Sie beleidigen? Denken Sie über dieses Dilemma nach, Cousine, und tun Sie Buße dafür, daß Sie Ihren armen Cousin mit der ganzen Wucht Ihrer Würde zu Boden drücken wollen!"

Sie zuckte leicht mit den Achseln.

„Ja, so ist es, und alles, was Sie jetzt, in diesem Augenblick auch tun mögen, entspringt nicht dem Gefühl, daß Sie beleidigt worden sind, sondern dem Ärger darüber, daß man Ihnen ein Geheimnis entlockt hat... Auch dieses Beleidigttun ist nur eine Maske."

„Was für ein Geheimnis denn? Was reden Sie?" sagte

sie, den Kopf emporwerfend und ihn mit großen Augen ansehend. „Sie mißbrauchen die Rechte eines Cousins — das ist das ganze Geheimnis. Und ich begehe eine Unvorsichtigkeit damit, daß ich Sie zu jeder Zeit, auch in Abwesenheit Papas und der Tanten, empfange ...“

„Lassen Sie doch diesen Ton, Cousine!“ versetzte er freundlich, voll Wärme und Aufrichtigkeit, daß sie fast besänftigt wurde und allmählich wieder ihre frühere ungezwungene, vertrauliche Haltung annahm, als sähe sie, daß ihr Geheimnis, wenn von einem solchen überhaupt die Rede war, nicht in schlechte Hände geraten war.

„Das also bedeutet Ihre olympische Ruhe!“ fuhr er fort. „Wären Sie schlechtweg ein Weib, nicht eine Göttin, dann würden Sie meine Lage begreifen, würden in mein Herz blicken und nicht streng, sondern schonungsvoll handeln, selbst wenn ich Ihnen völlig fremd wäre. Und ich stehe Ihnen doch nahe! Sie sagen, daß Sie mir freundlich zugetan sind, daß Sie sich langweilen, wenn Sie mich nicht sehen ... aber das Weib ist eben nur mitleidig, zärtlich, ehrlich und gerecht, wenn es sich um den handelt, den es liebt — gegen jeden anderen ist es ohne Erbarmen. Der Mörder, der das Messer schon über dir zückt, wird deine Bitte um Schonung eher erhören als das Weib, das seine Liebe, sein Herzensgeheimnis verbergen will.“

„Warum sagen Sie mir das alles? Das hat doch nicht die geringste Beziehung zu mir! Und ich habe Sie doch ausdrücklich gebeten, diese Gespräche über Liebe, über Leidenschaft und so weiter beiseite zu lassen ...“

„Ich weiß es, Cousine — und weiß auch, weshalb Sie es taten: weil ich damit einen wunden Punkt berührte. Aber war denn diese freundschaftliche Berührung gar so rauh? ... Verdiene ich wirklich nicht das bißchen Vertrauen? ...“

„Welches Vertrauen? Welches Geheimnis? Bei Gott, Cousin ...“ sagte sie und sah sich voll Unruhe nach allen Seiten um, als wollte sie forteilen, sich die Ohren zuhalten und nichts mehr hören und wissen.

„Vielleicht erscheine ich lächerlich mit meinen Hoffnungen auf die Generalschaft,“ fuhr er, ohne auf sie zu hören, mit gedämpfter Erregung fort. „Aber so ganz und gar als ein Nichts betrachten Sie mich doch nicht — was, Cousine? Ja, ich gehe noch weiter: vielleicht hat Ihnen, solange Sie leben, noch nie ein Mensch so nahe gestanden. Sie haben das vorhin selbst gesagt, wenn auch nicht ganz so deutlich. Noch niemals hat ein wirklicher, lebendiger Mensch, der die Herzen und Seelen zu deuten weiß, so zu Ihnen gesprochen, Ihnen so unverhüllt Ihr eigenes Ich gezeigt. Sie konnten in mir Ihre Gedanken lesen, Ihre Gefühle sich spiegeln sehen. Ich bin nicht die Tante, oder der Papa, nicht irgendeiner Ihrer Ahnen oder Ihr Gemahl: sie alle kannten das Leben nicht, sie gingen wie auf Stelzen dahin, schlossen sich ab in dem engen Kreise ihrer veralteten, armseligen Begriffe, ihrer standesgemäßen Erziehung, ihres sogenannten ‚guten Tons‘ und behalfen sich damit auf kümmerliche Weise. Ich hingegen bin ein lebendiger, frischer Mensch; ich mache Sie mit Vorstellungen und Gefühlen bekannt, die Ihnen bisher fremd waren, ich war eine neue Erscheinung für Sie; ich schien Ihnen ... will ich einmal sagen ... ganz unterhaltsam — nicht wahr, Cousine?“

Sie schwieg.

„Jetzt liegt die Sache natürlich anders: jetzt sind Sie froh, daß ich abreise,“ fuhr er fort. „Alle anderen können dableiben — nur ich allein muß fort ...“

„Warum?“

„Weil ich allein Ihnen in diesem Augenblick unbequem bin,

weil ich allein Ihr Geheimnis, das erst noch im Keim vorhanden war, erraten habe. Aber ... wenn Sie mir dieses Geheimnis nun selbst anvertrauen, dann werde ich Ihnen — nach ihm natürlich — teurer sein als alle anderen ..."
Sie machte eine Bewegung, erhob sich, schritt durchs Zimmer, betrachtete die Wände, die Porträts, warf einen Blick in die offene Zimmerflucht und nahm dann, als sähe sie keinen Ausweg aus der Situation, mit sichtlicher Ungeduld wieder im Sessel Platz.
„Aber ..." begann er wieder in sanftem, freundschaftlichem Tone — „ich liebe Sie, Cousine" — sie richtete sich empor bei diesen Worten — „ich liebe Sie trotz allem, liebe Sie um Ihrer berückenden Schönheit willen, ob Sie es wollen oder nicht; sie beherrschen mich ganz, können alles aus mir machen — und Sie wissen das ..."
„Hören Sie, Cousin ... Sie wollen mich davon überzeugen, daß Sie etwas wie ... eine Leidenschaft empfinden," sagte sie, um ihm einen kleinen Schritt entgegenzukommen und womöglich seine zudringliche Analyse von sich abzulenken. „Täuschen Sie sich da nicht vielleicht ... natürlich unbewußt?" fügte sie rasch hinzu, als sie an seiner Miene zu sehen glaubte, daß er ihr am liebsten sogleich wieder mit einem ganzen Monolog erwidert hätte. „Noch vor zwei Monaten war nichts Derartiges vorhanden, höchstens einmal eine Anwandlung — und nun mit einem Male! ... Sie sehen, daß das unnatürlich ist ... Ihre Begeisterung, Ihre Qualen — verzeihen Sie, Cousin, ich glaube Sie Ihnen nicht, und darum habe ich für Sie auch nicht die Schonung, auf die Sie Anspruch machen möchten. So leid es mir tut — ich werde Ihnen Ihre Stellung als Cousin kündigen müssen: Sie sind ein sehr unruhiger Cousin und Freund ..."

„Eine Leidenschaft bedarf nicht ganzer Jahre zur Entwicklung, Cousine: sie kann im Augenblick aufflammen. Ich sage nicht, daß ich vor Verzweiflung sterben werde, daß es sich für mich um eine Lebensfrage handelt — nein; Sie haben mir nichts gewährt und können mir darum auch nichts nehmen außer den Hoffnungen, die ich selbst in mir erweckt habe ... Diese Empfindung wird bald vorübergehen — gewiß, ich weiß es. Das ganze Gefühl wird sich nicht vertiefen, weil ihm die Nahrung fehlt — nun, Gott sei auch dafür gedankt!"

Er seufzte auf.

„Was wollen Sie eigentlich?" fragte sie.

„Mich beleidigt Ihr Erschrecken darüber, daß ich Ihnen ins Herz gesehen ..."

„Es ist nichts darin," sagte sie monoton.

„Doch, doch — und es ist mir schmerzlich, daß Sie mir nicht einmal so viel Vertrauen schenken. Sie fürchten, ich könnte mit Ihrem Geheimnis nicht delikat genug umgehen. Es ist mir peinlich, daß mein Blick Sie ängstigt und beschämt ... ach, Cousine — und dabei ist's doch mein Werk, mein Verdienst oder meine Schuld, daß Sie aus dieser Verblendung herausgerissen wurden, als sei dieser Milari ..."

Sie hatte ihm ruhig und gelassen zugehört, bei der Nennung dieses Namens jedoch erhob sie sich rasch.

„Wenn Ihnen an meiner Freundschaft etwas liegt, Cousin," versetzte sie mit ein wenig veränderter, leicht zitternder Stimme — „und wenn Sie einigen Wert darauf legen, hier ein und aus zu gehen und ... mich zu sehen ... dann ... nennen Sie keinen Namen!"

„Ja, ich habe das Richtige getroffen: sie liebt ihn!" entschied Raiski im stillen, und es war ihm leichter ums Herz, da die Frage nun doch wenigstens, wenn auch gegen ihn,

entschieden und das Geheimnis heraus war. Er konnte nun schon auf Sophie, auf Milari und sogar auf sich selbst als objektiver Betrachter, gleichsam von der Seite her, blicken.

„Haben Sie doch keine Furcht, Cousine — nur um Gottes willen keine Furcht!“ sagte er. „Eine schöne Freundschaft — den Freund wie einen Spion zu scheuen, sich vor ihm zu verstecken...“

„Ich brauche niemand zu scheuen und nichts zu verstecken!“

„Wie denn — und die Welt? und diese da?“ Er zeigte nach den Ahnenbildern an der Wand. „Da, wie sie die Augen aufreißen! Aber bin ich denn einer von ihnen? Bin ich denn die Welt?“

„Ich hätte allerdings wohl Ursache, mich vor den Ahnen zu verstecken!“ versetzte Sophie ganz ruhig und sicher — „wenn sie Sie hier gesehen und gehört hätten! Was hat es hier heut nicht alles gegeben: Vorwürfe und Liebeserklärungen und Eifersuchtsausbrüche... ich dachte, so etwas gäbe es nur auf der Bühne... Ach, Cousin!...“ rief sie im Tone scherzhaften Vorwurfs und war wieder ganz Herrin ihrer selbst.

Sie hatte in der Tat nichts zu scheuen oder zu verstecken: Graf Milari war vielleicht sechsmal mit ihr zusammengewesen, stets in Gesellschaft anderer, er hatte gesungen, hatte ihr Spiel gehört und sich mit ihr unterhalten, doch war ihr Verkehr nie über die Grenze der gewohnten Höflichkeit, der höchstens eine ganz feine Nuance von feiner Schmeichelei beigemischt war, hinausgegangen.

Einer anderen hätte das vielleicht genügt, um den Namen des schönen Grafen beständig auf den Lippen zu tragen, sich durch seine Aufmerksamkeit geschmeichelt zu fühlen und

mit ihm ein wenig zu kokettieren. Sophie jedoch wollte nicht einmal seinen Namen genannt haben und wußte nicht, wie sie Raiskis Redefluß hemmen sollte, als er so zur Unzeit mit seinem „erratenen Geheimnis" herausplatzte.
Es lag kein Geheimnis vor, und wenn sie dieses „Erraten" nicht ganz gleichgültig hinnahm, so geschah es jedenfalls nur, um auch den letzten Schatten eines Verdachts bei ihm zu beseitigen.
Sie sollte verliebt sein — wie abgeschmackt! Gott möge sie davor bewahren! Und kein Mensch würde es ja auch glauben. Kühn und sicher, wie zuvor, hob sie wieder den Kopf empor und sah ihm ruhig ins Gesicht.
„Leben Sie wohl, Cousine!" sagte er in lässigem Tone.
„Bleiben Sie denn heut nicht bei uns?" fragte sie freundlich. „Wann reisen Sie?"
„Wie sie schmeichelt — wie pfiffig: sie will mir die Pille vergolden!" dachte Raiski.
„Was soll ich Ihnen?" versetzte er auf ihre Frage.
„Ich sehe, daß Sie auf meine Freundschaft keinen großen Wert legen!" sagte sie.
„Ach, reden Sie nicht von Freundschaft, Cousine! Seien Sie doch offen: Sie fürchten mich!"
„Ich habe, Gott sei Dank, noch nichts zu fürchten."
„Noch nichts? Und wenn Sie doch einmal etwas zu fürchten haben sollten — werden Sie mich dann mit Ihrem Vertrauen beehren?"
„Aber Sie sagten doch, dieses Vertrauen würde für Sie beleidigend sein! Ich müßte doch fürchten ..."
„Fürchten Sie nichts! Ich sagte bereits, daß meine Hoffnungen nur dann weiter grünen würden, wenn eine Gegenseitigkeit möglich wäre — und das ist doch nicht der Fall?" fragte er schüchtern und sah sie dabei forschend an, während

er zugleich fühlte, daß trotz aller Aussichtslosigkeit seines Bemühens die Hoffnung noch nicht ganz in ihm erloschen war, weshalb er sich im stillen einen Dummkopf nannte.

Sie schüttelte als Antwort auf seine Frage langsam den Kopf.

„Und ... wird auch nie der Fall sein?“ forschte er hartnäckig weiter.

Sie lachte.

„Sie sind unverbesserlich, Cousin,“ sagte sie. „Jede andere würde unwillkürlich mit Ihnen zu kokettieren anfangen. Ich will das aber nicht und sage Ihnen rundweg: nein!“

„Dann brauchen Sie doch auch keine Angst zu haben, sich mir anzuvertrauen!“ versetzte er düster.

„Parole d’honneur, ich habe nichts anzuvertrauen.“

„Doch, doch, Cousine!“

„Was soll ich Ihnen denn nun anvertrauen, dites positivement!“

„Wohlan denn: sagen Sie mir — fühlen Sie nicht, daß etwas sich in Ihnen gewandelt hat, seit dieser Milari ...“

Der freundliche Ausdruck ihres Gesichtes verschwand, und sie nahm wieder eine gezwungene, kalte Miene an.

„Nein, nein, pardon — ich will ihn nicht nennen ... seit er, will ich sagen, in Ihrem Hause verkehrt?“

„Hören Sie, Cousin ...“ begann sie, hielt einen Augenblick inne und war offenbar verlegen, wie sie fortfahren sollte — „angenommen, es wäre ... enfin si c’était vrai — aber das ist ganz ausgeschlossen,“ fügte sie rasch wie in Parenthese hinzu — „was ... was ginge es Sie an, nachdem Sie doch ...“

Er brauste auf.

„Was es mich anginge?“ fuhr er jäh heraus und sah sie mit großen Augen an. „Was es mich anginge, Cousine?

Sie sollten zu einem ersten besten Parvenu, irgendeinem Milari, einem hergelaufenen Italiener hinabsteigen — Sie, eine Pachotina, Sie, der Stern, der Stolz, die Perle unserer Gesellschaft? Sie ... Sie!" wiederholte er im Tone höchsten Erstaunens, ja fast mit Entsetzen.

Sie sah ihn ganz verwundert an, wie er so unerwartet aufbrauste und wütende Blicke um sich warf.

„Erstens ist er Graf ... und nicht ein erster bester Parvenu ..." sagte sie.

„Er hat den Grafentitel gekauft oder gestohlen!" rief er in heftiger Erregung. „Das ist einer jener Abenteurer, die nach Lermontows Worten zu uns kommen, ‚um Glück und Ehren einzuheimsen', die sich in die vornehmen Häuser einschleichen, sich um die Protektion der Frauen bewerben, ein fettes Amt erwischen und dann später die Grandseigneurs spielen. Seien Sie auf der Hut, Cousine, ich halte es für meine Pflicht, Sie zu warnen! Ich spreche als Ihr Verwandter!" Alles das sagte er fast mit schäumendem Munde.

„Kein Mensch hat an ihm etwas Derartiges beobachtet!" sprach sie mit wachsendem Erstaunen. „Wenn Papa und mes tantes ihn empfangen ..."

„Papa und mes tantes!" wiederholte er verächtlich. „Die wissen viel! Hören Sie nur auf sie!"

„Auf wen soll ich denn sonst hören — auf Sie?"

Sie lächelte.

„Ja, Cousine, und ich sage Ihnen: seien Sie auf der Hut, das sind gefährliche Eindringlinge! Hinter dieser interessanten Blässe, diesen katzenartig weichen Manieren verbirgt sich vielleicht Schamlosigkeit, Habgier und Gott weiß, was sonst noch! Er wird Sie kompromittieren ..."

„Aber er ist doch überall eingeführt, er ist sehr bescheiden, zartfühlend, wohlerzogen ..."

„Alles das sehen Sie nur in Ihrer Phantasie, Cousine — glauben Sie mir!“
„Aber Sie kennen ihn doch nicht, Cousin!“ entgegnete sie lächelnd. Sein plötzlich erwachter Zorn begann sie zu belustigen.
„Ein Augenblick genügte mir, um sogleich zu sehen, daß er einer jener Industrieritter ist, die zu Hunderten aus Italien zu uns kommen, vom Hunger getrieben, um sich hier satt zu essen ...“
„Er ist ein Künstler,“ entgegnete sie — „und wenn er nicht öffentlich auftritt, so geschieht es nur, weil er ein Graf und ein reicher Mann ist ... c'est un homme distingué!“
„Ah, Sie verteidigen ihn — ich gratuliere! Das also ist der Glückliche, auf den das Licht von den Höhen des Olymps gefallen ist! O, Cousine, Cousine — auf wem haben Sie da Ihren Blick ruhen lassen! Kommen Sie zur Besinnung, um Gottes willen! Wollen Sie wirklich, mit Ihren vornehmen Begriffen vom Leben, sich zu einen ersten besten Fremden herablassen, der seinen Grafentitel vielleicht zu Unrecht trägt? ...“
Sie hatte bereits ihre ganze heitere Stimmung wiedergewonnen und schien alle Furcht und Vorsicht vergessen zu haben.
„Und Jelnin?“ fragte sie plötzlich.
„Was soll hier Jelnin?“ fragte er, als sie ihm so unerwartet ins Wort fiel. „Jelnin ... Jelnin ...“ — er stockte in seiner Rede — „das war eine kindliche Torheit, die unschuldige Schwärmerei eines Schulmädchens. Hier aber ist eine Leidenschaft im Spiel, flammende, gefährliche Leidenschaft!“
„Nun denn — auch Sie hegten doch eine Leidenschaft für mich — warum soll nicht auch ich mich leidenschaftlich ver-

lieben?" versetzte sie lachend. „Ist es nicht gleich, ob ich mit Jelnin da hinausgehe" — sie wies durchs Fenster nach der Straße — „oder mit dem Grafen? Dort erwartet mich doch das Glück, das wirkliche, volle Leben?"
Raiski biß die Zähne aufeinander, setzte sich fester in den Sessel und schwieg zornig. Er las es deutlich in ihren Zügen, daß sie sich über ihn lustig machte.
„Ach!" rief er mit einer unwilligen Bewegung. Er war aufs heftigste erregt — nicht, weil er sich auf einem Widerspruch ertappt fühlte, oder weil Sophie ihm für immer zu entschlüpfen schien, sondern weil die Möglichkeit, daß ein anderer sie erringen könnte, ihm die heftigsten Qualen verursachte. Wäre dieser andere nicht gewesen, dann hätte er sich in Ruhe und Demut seinem Schicksal gefügt.
Und nun blickte sie triumphierend auf ihn, so ruhig, so klar. Sie war im Recht — und er war in diese törichte, höchst unbehagliche Situation hineingeraten!
„Was soll ich nun tun, Cousin: soll ich ihnen" — sie wies auf die Ahnen — „Glauben schenken, oder soll ich alles von mir werfen, auf niemand hören, mich in das große Menschenmeer stürzen und ein ‚neues Leben' beginnen?"
„Auch hier sind Sie sich selbst treu geblieben," rief er plötzlich freudig aus, als hätte er einen Strohhalm erblickt, an dem er sich festhalten konnte — „der Segen der Ahnen wird Ihnen nicht entgehen: Ihre Wahl ist doch wenigstens auf einen Grafen gefallen! Hahaha!" lachte er krampfhaft auf. „Würden Sie ihn dieser Aufmerksamkeit wohl auch gewürdigt haben, wenn er zufällig nicht Graf wäre? — Tun Sie, was Sie wollen!" fuhr er, ärgerlich die Achseln zuckend, fort — „Sie haben ja schließlich recht: was geht mich das alles an? Ich sehe, daß dieser homme distingué mit seiner geschmackvollen, verständigen, originellen, so

angenehm vibrierenden Unterhaltung bereits Besitz genommen hat von ... von ... nicht wahr, nicht wahr?" Er lachte gezwungen auf.

„Nun, das ist ja herrlich! Italien, der ewig blaue Himmel, die Sonne des Südens, die Liebe ..." fuhr er fort und wippte in der Erregung mit dem Fuße hin und her.

„Das stand doch auch in Ihrem Programm!" versetzte sie. „Auch Sie wollten mich ja in ferne Länder schicken, sogar in ein finnisches Dorf, wo ich ‚ganz allein wäre mit der Natur' ... Nach Ihrer Logik müßte ich doch jetzt vollkommen glücklich sein!" sagte sie spöttisch. „Ach, Cousin!" fügte sie hinzu und lachte hell auf, unterdrückte jedoch plötzlich ihr Lachen.

Er warf einen düsteren Blick auf sie. Sie hatte wieder die gewohnte, nachdenklich kalte Miene, die Vorsicht war wieder obenauf bei ihr.

„Beruhigen Sie sich: nichts von alledem trifft bei mir zu," sagte sie freundlich, „und es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen für diese neue Lektion, diese wohlgemeinte Warnung zu danken. Ich weiß nun freilich nicht, woran ich mich zu halten habe: damals wollten sie mich um jeden Preis hinausstoßen auf die Straße — und jetzt ... sind Sie so ungemein besorgt um mich! Was soll ich Ärmste nun tun?" fragte sie mit komisch ängstlicher Miene.

Sie schwiegen beide.

„Ich werde das Porträt mitnehmen," sagte er dann plötzlich.

„Weshalb? Sie sagten doch, Sie wollten mir damit ein Geschenk machen!"

„Nein, ich will einiges daran ändern: ich will daraus ... eine Büßerin machen ..."

Sie lachte wieder hell auf.

„Machen Sie daraus, was Sie wollen, Cousin — Gott mit Ihnen!"

„Und auch mit Ihnen! Aber ... Cousine ..."

Er hielt in seiner Rede ein: es war ihm plötzlich, als fiele ihm eine Last vom Herzen. Er lachte gutmütig, halb über sie und halb über sich selbst.

„Aber ... aber sollen wir wirklich so voneinander scheiden: so kalt, so gar nicht als Freunde, so verärgert, fast als Feinde?" brach es plötzlich aus ihm hervor, und sein ganzer Zorn schien verraucht. Er erhob sich und streckte ihr die Hand entgegen, und seine Augen ruhten wieder wie verzückt auf ihrer Gestalt. Es verlangte ihn nach der früheren Freundschaft, nach der alten, harmlosen Vertraulichkeit. Noch war der Eindruck nicht verwischt, den sie auf ihn gemacht hatte, noch stand er, wie er sie vor sich sah, im Banne ihrer Schönheit. In seiner Stimme klang noch immer ein leises Zittern, und die angeborene Gutmütigkeit, die bösen Gefühlen in seiner Seele keinen Raum gab, trat deutlich zutage.

„Als Freunde! Wie sind Sie mit meiner Freundschaft umgegangen?" sagte sie im Tone des Vorwurfs.

„Geben Sie sie mir zurück, Cousine," bat er, „vergeben Sie Ihrem ein klein wenig ... verliebten Cousin, und leben Sie wohl!"

Er küßte ihr die Hand.

„Werde ich Sie nicht mehr sehen?" fragte sie lebhaft.

„Für diese Frage bitte ich, nochmals Ihre Hand küssen zu dürfen. Ich bin wieder der Raiski von früher und rufe Ihnen zu: lieben Sie, Cousine, genießen Sie, denken Sie an alles das, was ich Ihnen dereinst gesagt habe ... nur vergessen Sie Ihren Vetter Raiski nicht ganz! Aber warum mußten Sie sich nur in diesen ... Grafen verlieben?" fügte er leise, mit bedauerndem Lächeln hinzu.

„Sie reden schon wieder von ‚verlieben‘!...“

„Verstellen Sie sich doch nicht länger, ich bitte Sie! Gott mit Ihnen, Cousine — was geht es mich schließlich an? Ich verschließe meine Augen und Ohren, ich bin blind, taub und stumm,“ sagte er. „Aber wenn Sie wirklich einmal,“ fügte er plötzlich hinzu und sah ihr gerade in die Augen — „alles das empfinden sollten, was ich Ihnen heute hier sagte oder voraussagte, ja vielleicht erst in Ihnen geweckt habe... werden Sie es mir dann eingestehen? Ich verdiene wirklich Ihr Vertrauen!“

„Sie wollen also durchaus, daß ich Sie beleidigen soll?“

„Tut nichts, ich will ein Held sein, ein Ritter der Freundschaft, das Musterbild eines Cousins! Ich habe es mir überlegt und finde, daß solch eine Freundschaft zwischen Cousin und Cousine doch ganz nett ist, und ich nehme die Ihrige an.“

„A la bonne heure!“ sagte sie und reichte ihm die Hand. „Und wenn ich das, was Sie da vorausgesagt haben, wirklich einmal fühlen sollte, dann sollen Sie es wissen, Sie ganz allein und sonst niemand in der Welt. Aber das wird nie geschehen, kann nie geschehen!“ fügte sie hastig hinzu. „Genug, Cousin — ich höre einen Wagen vorfahren: das werden die Tanten sein.“

Sie stand auf, warf rasch vor dem Spiegel einen Blick auf ihre Toilette und ging den Tanten entgegen.

„Und werden Sie meine Briefe beantworten?“ fragte er, während er hinter ihr herschritt.

„Mit Vergnügen — nur darf nichts von Liebe darin stehen.“

„Sie ist unverbesserlich!“ dachte er im stillen. „Doch — wir wollen sehen, was nun weiter wird!“ Still und nachdenklich, den irrenden Blick tief in sich gekehrt, schritt er

dahin. Die quälende Pein der Enttäuschung, der verletzten Eigenliebe schwand nach und nach. Die Leidenschaft war verraucht, und Sophie selbst, die eitle, kalte Frau, hörte auf, für ihn zu existieren; der bunte Flitter, mit dem seine Phantasie ihre Gestalt ausgeschmückt hatte, zerstob in nichts, und die Ahnenbilder, die Tanten, selbst der verhaßte Milari, waren wie in der Versenkung verschwunden.

Vor ihm erhob sich wie aus einem Nebel eine weibliche Gestalt: nicht Sophie war es, sondern das Bild! Nein, das war nicht Sophie, sondern ein Idealbild strenger, reiner Frauenschönheit, von antiker, unvergänglicher Würde. Er war ganz versenkt in dieses Gebilde seines schöpferischen Träumens, das sich zu einem grandiosen Gemälde auswuchs und all sein Sinnen und Denken fesselte.

Er vertiefte sich ganz in diese künstlerische Vision und wagte kaum zu atmen, um dieses seelische Erleben, das sich in ihm vollzog, nicht zu stören.

Die Frauengestalt, die seinem Geiste vorschwebte, hatte das Antlitz Sophiens, erschien ihm jedoch im übrigen als eine weiße, kalte Statue irgendwo in der Wüste, unter einem hellen, vom Mondenschein erleuchteten Himmel, an dem man den Mond jedoch nicht sah; zwischen nackten Bergen, toten Bäumen und stillen Wassern sah er sie, und seltsames Schweigen ruhte über dem Ganzen. Sie hatte das steinerne Antlitz zum Himmel gewandt, ihre Hände ruhten auf den Knien, und ihr Mund war halb geöffnet, als erwarte sie, aus dem starren Schlummer geweckt zu werden.

Und plötzlich erglomm hinter den Felsen ein helles Licht, das Laub der Bäume erbebte, und die Wasserläufe begannen leise zu rauschen. Ein Erschauern, wie von einem lebenden Wesen, ging durch die Zweige, irgend jemand schien durch den Wald zu eilen, irgendwo klang es wie ein Seufzen —

die Luft geriet in Bewegung, und ein Strahl vergoldete die weiße Stirn der Statue; die Lider öffneten sich langsam, ein Licht fiel auf die Brust; der kalte Leib erzitterte, die bleichen Wangen röteten sich, und über die Schultern ging es wie ein Zucken.

Das Haar, das in einen Knoten gesteckt war, fiel in reicher Flut über den Rücken; der bleiche Stein färbte sich rosig, wie eine lebendige Welle glitt es über die Hüften, die Knie erbebten, ein Seufzer löste sich aus der Brust — die Statue war zum Leben erwacht und ließ den freudigen Blick in die Runde schweifen ...

Und tiefer und tiefer drangen die Wellen des Lebens in die erwachende Gestalt ...

Die Glieder wurden lebendig und waren Fleisch und Blut geworden; die Statue rührte sich, ließ die weitgeöffneten, strahlenden Augen in die Runde schweifen, schien um etwas zu bitten, etwas zu erwarten, sich nach etwas zu sehnen. Die Luft wurde mild und warm; über ihr Haupt streckten sich die Zweige, zu ihren Füßen begannen Blumen zu sprießen ...

Raiski schritt still dahin, ganz in das Bild vertieft, das ihm vor der Seele schwebte: immer lebendiger, immer heller und deutlicher sah er die Statue und alles rings um sie ... Und als er dann zu Hause angelangt war, hatte die Schöpfung seiner Phantasie allmählich wieder die Gestalt Sophies angenommen.

Die Wüste war verschwunden; er sah Sophie wieder in ihrem Zimmer, eingezwängt in ihr Kleid, eine Beethovensche Sonate spielend und mit innerem Erbeben auf das leidenschaftliche Flüstern des bleichen Milari lauschend.

Doch empfand er weder Eifersucht noch Schmerz, sondern schaute nur voll Entzücken auf die Schönheit dieses für ihn

nenen, gleichsam wiedergeborenen Weibes. Er schwelgte bereits in ihrer Liebe, empfand ihre Lust und Wonne mit und verging vor Begierde, in Bildern und Tönen wiederzugeben, was er empfand. Der Liebhaber in ihm war tot, der uneigennützige Künstler war wieder erwacht.

„Nein, der Künstler darf nirgends Wurzel schlagen, darf sich nicht binden für immer," sagte er sich in selbstvergessenem Sinnen. „Mag er immerhin lieben und leiden und seiner Menschlichkeit jeglichen Tribut zollen: niemals darf er sich beugen unter das Joch, alle Fesseln muß er zerreißen, um kühn, stark und leidenschaftslos dazustehen und zu schaffen. Die tote Wüste, den kalten Stein soll er mit Leben erfüllen, soll die Menschen zeigen, wie sie leben, lieben, leiden, glücklich sind und sterben... Das ist die große Aufgabe, um deretwillen er in die Welt gesandt ist!..."

Sorgfältig verzeichnete Raiski diese Vision in dem Programm seines Zukunftsromans, wie er bereits vorher seine Gespräche mit Sophie, die Episode mit Natascha und vieles andere aufgezeichnet hatte, was er in dem Laboratorium seiner Phantasie zu verarbeiten gedachte.

„Ja — aber wo steckt denn hier der Roman?" dachte er kleinmütig. „Es ist ja gar kein Roman da! Aus diesem ganzen Wust von Material kann ich doch höchstens die Einleitung zu einem Roman gestalten; der Roman selbst liegt noch im weiten Felde, wenn er überhaupt zustande kommt! Und was für ein Roman ist wohl dort in dem stillen Provinzwinkel, auf dem flachen Lande, zu finden? Ein Idyll vielleicht, das sich zwischen Hühnern und Hähnchen abspielt — aber kein Roman mit lebendigen Menschen, voll Feuer, Bewegung und Leidenschaft!"

Gleichwohl brachte er zuunterst in seinem Reisekoffer sein ganzes literarisches Material unter, während er seine Blei-

stiftskizzen, Farbenstudien, Porträts usw. in eine besondere Kiste legte und auch Farben, Pinsel und Palette nicht vergaß, um dort auf dem Lande ein kleines Atelier zu eröffnen, falls seine Romanpläne nicht recht vorwärtsschreiten sollten.

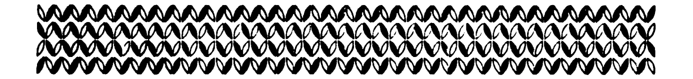
Obendrauf packte er dann seine Wäsche, seine Kleider, ein paar Geschenke für die Großtante und die Cousinen und die gemsledernen Beinkleider nebst ebensolcher Jacke, die er im Auftrage Tatjana Markownas für Tit Nikonytsch besorgt hatte.

„Nun auf — dahin, dahin! Wollen sehen, was weiter wird!" sagte er nachdenklich, als er Petersburg verließ.



Die Schlucht

Zweiter Teil



Erstes Kapitel

In langsamem, schläfrigem Trabe näherte sich Raiski auf einem mit drei mageren Kleppern bespannten elenden Fuhrwerk, einen Seitenweg benutzend, seinem Gute.

Nicht ohne einige Aufregung sah er die leichten Rauchwölkchen aus den Schornsteinen des Hauses aufsteigen, das sein Heim, seine Geburtsstätte war; die in morgenfrischem Grün prangenden Birken und Linden beschatteten den behaglichen stillen Winkel, das Ziegeldach des alten Wohnhauses blickte aus dem Gezweige, und zwischen den Baumstämmen hindurch schimmerte, von Zeit zu Zeit wieder verschwindend, der breite Silbergürtel der Wolga. Ein frischer, gesunder Luftstrom, wie er ihn schon lange nicht geatmet, wehte ihm von dorther entgegen.

Er kam näher und näher: jetzt sah er die bunten Blumenbeete in dem Gärtchen vor dem Hause, und weiterhin die Linden- und Akazienalleen und die alten Rüstern, und dann links die Äpfel-, Kirsch- und Birnbäume.

Dort spielen die Hunde in einem Winkel des Hofes, da liegen die jungen Katzen in der Sonne; Starkästen schaukeln sich an dünnen Stangen; Tauben drängen sich auf dem Dache des neuen Hauses, Schwalben schießen darüber hin.

Hinter dem Gutshofe, nach dem Dorfe zu, ist die ganze Wiese mit Leinwand bedeckt, die in der Sonne bleichen soll.

Dort rollt eine Bäuerin ein kleines Faß über den Hof, ein Kutscher zerkleinert Holz, ein anderer ist eben dabei, einen Arbeitswagen zu besteigen und den Hof zu verlassen: lauter Unbekannte sind es, die er da sieht. Doch nein: dort schaut Jakow schläfrig von der Verandatreppe in die Weite. Den kennt er noch von früher: wie alt ist er geworden!

Und hier ist noch ein Bekannter: Jegor der Spötter, der sich vergeblich bemüht, ein Reitpferd zu besteigen, das von ihm durchaus nichts wissen will. Die Mädchen stehen da und spotten über ihn, den Spötter.

Er hat Jegor kaum wiedererkannt: als siebzehnjährigen Burschen hat er ihn zuletzt gesehen, und jetzt ist er ein Mann geworden und trägt einen Schnurrbart, der bis an die Schultern reicht; nur der Schopf auf dem Schädel, der kecke Blick und die ewig sichtbaren Zähne in dem spöttisch verzogenen Munde sind dieselben geblieben.

Da scheint noch ein bekanntes Gesicht zu sein: irgendeine Marina oder Fedoßja, deren er sich dunkel als fünfzehnjährigen jungen Mädchens erinnert, und die nun dort über den Hof schreitet.

Alles suchte Raiski mit sorgsam spähendem Blick zu erfassen, während er an dem Zaune entlang, der das Haus, den Hof und den Garten vom Fahrweg trennte, neben seinem Wagen zu Fuß daherging.

Mit stillem Behagen betrachtete er alle die Einzelheiten des ihm wohlbekannten Bildes, als seine Augen plötzlich auf einer unerwarteten Szene haften blieben.

Auf der mit Zitronen- und Pomeranzenbäumchen, Kakteen, Aloekübeln und Blumentöpfen besetzten, vom Hofe

durch ein Gitter getrennten Veranda stand ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren, das von zwei Tellern, die ein barfüßiges Bauernmädchen im bunten Kattunrock ihr entgegenhielt, ganze Hände voll Hirse nahm und dem Geflügel hinstreute. Hühner, Enten, Truthühner, Tauben sowie Spatzen und Dohlen tummelten sich zu ihren Füßen.
„Zip, zip, ti, ti, ti! Gul, gul, gul!" lud sie die Vögel freundlich zum Frühstück ein.
Die Hühner und Tauben pickten rasch zu und wichen dann zurück, als fürchteten sie jeden Augenblick eine Gefahr, kamen jedoch sogleich wieder. Kam eine Dohle von der Seite her angehüpft, um heimlich ein Hirsekorn zu stehlen, dann stampfte das Mädchen mit dem Fuße auf: „Weg da, weg, was willst du hier?" rief sie und scheuchte die Zudringliche mit einer Handbewegung fort, worauf die gefiederte Schar nach allen Seiten auseinanderstob, um im nächsten Augenblick wieder die Köpfe zusammenzustecken und mit Gier und Hast, als müßten sie die Körner stehlen, das gestreute Futter aufzupicken.
„Ach, du Gierschlung!" rief sie einem großen Hahne zu und trieb ihn fort. „Keins läßt er heran — was ich auch hinwerfe, alles will er selbst fressen!"
Die Morgensonne leuchtete hell herab auf die bunte Geflügelschar und das junge Mädchen. Raiski hatte Zeit gefunden, sie zu betrachten: sie hatte große, dunkelgraue Augen, runde, frische Wangen, dichte, weiße Zähne, zwei hellbraune, um den Kopf gewundene Zöpfe und eine kräftig entwickelte Brust, die in der feinen weißen Bluse prall hervortrat.
Der Hals war frei, von keinem Tuch oder Kragen bedeckt — er war weiß, nur ganz leicht von der Sonne gebräunt. Bei dem Versuche, den gefräßigen Hahn fortzujagen, war

der eine ihrer beiden Zöpfe heruntergeglitten und hing nun über Hals und Rücken herab, doch achtete sie nicht weiter darauf, sondern fuhr fort, den Vögeln das Futter zu streuen.
Sie lachte, runzelte die Stirn, lachte wieder und blickte so frisch und heiter drein wie der Frühlingsmorgen selbst. Sie achtete sorgfältig darauf, daß nur ja alle ihr Teil abbekamen, und daß die Spatzen und Dohlen nicht zu viel wegstibitzten.
„Hast du das Gänschen nicht gesehen?" fragte sie das vor ihr stehende Mädchen mit wohlklingender Altstimme.
„Nein, Fräuleinchen," sagte das Mädchen. „Man sollte es lieber den Katzen geben. Asimia sagt, es werde doch draufgehen."
„Nein, nein, ich will selber nachsehen," fiel das Fräulein ihr ins Wort. „Asimia hat auch gar kein Mitleid mit dem Tierchen, sie ist imstande, es ihnen lebendig hinzuwerfen."
Raiski hatte, selbst unbemerkt, diese ganze Szene — das junge Mädchen, die Geflügelschar, das Bauernmädchen — mit Aufmerksamkeit beobachtet.
„Ich wußte es ja: ein Idyll!" dachte er. „Das muß mein Cousinchen sein — was für ein liebes Kind! Wie einfach, wie anmutig! Aber welche von beiden ist's nur — Wjerotschka oder Marfinka?"
Er wartete nicht, bis sein Wagen in das Hoftor einbog, sondern lief voraus und stand plötzlich vor dem jungen Mädchen.
„Schwesterchen!" rief er und streckte ihr die Arme entgegen.
Im Augenblick war alles verschwunden, wie weggezaubert: die Spatzen schwirrten an seiner Nase vorüber aufs Dach,

die Tauben flatterten wie blind über seinen Kopf hinweg, die Hühner stoben mit verzweifeltem Gegacker nach allen Seiten auseinander, und der Truthahn blickte verdutzt ringsum und begann auf seine Weise ganz wütend zu schimpfen, wie ein ergrimmter Kommandeur, der mit den Leistungen seiner Truppe nicht zufrieden ist.

Die Leute auf dem Hofe sahen von ihrer Arbeit auf und starrten Raiski mit offenem Munde an. Er selbst war fast erschrocken und sah auf den leeren Platz, auf dem nur das ausgestreute Futter am Boden lag.

Aber drinnen, im Hause, ließ sich bereits Lärm und lautes Sprechen, geschäftige Bewegung und Schlüsselklirren vernehmen, und die Stimme der Großtante rief: „Wo ist er? Wo?"

Sie kommt eilig herbei, ihr Gesicht strahlt, ihre Arme öffnen sich ihm weit. Sie drückt ihn an ihre Brust, und ein Lächeln umgibt wie ein Strahlenkranz ihren Mund.

Sie ist gealtert, doch dabei immer noch rüstig und gesund: keine krankhaften Flecke, keine entstellenden, dicken Falten, kein matter, kummervoller Blick.

Man sieht es ihr an, daß sie noch fest im Leben wurzelt, daß sie wohl gekämpft hat, nicht aber vom Leben besiegt worden ist, sondern es selbst zu meistern und mit ihren Kräften wohl hauszuhalten wußte.

Ihre Stimme hat nicht mehr den hellen Klang wie früher, und sie geht auch am Stocke, doch ist ihr Rücken nicht gebeugt, und sie klagt auch über kein Leiden. Wie früher, trägt sie das Haar kurzgeschoren, ohne Haube, und derselbe von Gesundheit und Güte strahlende Blick adelt ihr Gesicht, ja die ganze Gestalt.

„Boruschka! Mein Herzensjunge!"

Dreimal schloß sie ihn in ihre Arme und preßte ihn fest an

sich. Die Tränen traten beiden in die Augen. So viel Zärtlichkeit, so viel Liebe und Wärme lag in diesen Umarmungen, in ihrer Stimme, in dieser Freude, die so plötzlich über sie kam und wie heller Sonnenschein sie umleuchtete.

Fast wie ein Verbrecher kam sich Raiski vor, weil er so lange als heimatloser Junggeselle in der Welt umhergeirrt war und, nach verbotenen Früchten langend, sein Herz getäuscht und seine besten Gefühle vergeudet hatte, während doch hier die Natur selbst ihm ein warmes Nest, herzliche Sympathien und ein schlichtes, reines Glück bereit gehalten hatte.

Er hätte sich vom Fleck weg in die Großtante verlieben können. Er konnte sich nicht losmachen, küßte sie auf den Mund, auf die Schultern, küßte ihr weißes Haar, ihre Hände. Sie schien ihm jetzt so ganz anders als damals, vor fünfzehn, sechzehn Jahren. Sie hatte zu jener Zeit nicht diese Würde im Antlitz, die er jetzt an ihr sah, dieses Neue, Überlegene.

Er war verwundert darüber und bedachte in diesem Augenblicke nicht, daß er selbst damals noch nicht die geistige Reife besessen hatte, um in einem Menschenantlitz lesen und auf Verstand und Charakter richtig schließen zu können.

„Wo hast du denn gesteckt? Seit einer Woche schon erwarte ich dich: frag' nur Marfinka, wir haben bis Mitternacht nicht geschlafen, die Augen habe ich mir ausgeguckt. Marfinka ist so erschrocken, wie sie dich sah, und auch mich hat sie so erschreckt, wie nicht bei Sinnen kam sie hereingelaufen. Marfinka! Wo steckst du? So komm doch her!"

„Ich bin schuld daran — ich habe sie erschreckt," sagte Raiski.

„Und sie lief davon: sehr schlau! Und dabei hat sie mit mir die ganze Woche gewartet, hat sich nicht schlafen gelegt,

ist dir entgegengegangen, hat gekocht und gebraten. Wir haben doch alle Tage deine Lieblingsgerichte bereit gehalten! Jeden Morgen kamen wir zusammen, ich, Wassilissa und Jakow, und haben Rat gehalten und uns deiner Gewohnheiten erinnert. Die anderen Leute hier im Hofe sind alle neu, aber diese drei, und Prochor und Marischka, und auch Ulita und Terentij, glaub' ich, die wissen sich deiner noch zu erinnern. Jedesmal überlegten wir, wie wir dich hier unterbringen sollen, was du essen, wo du schlafen, welchen Wagen du gebrauchen wirst. Am besten wußte noch Jegorka Bescheid, der hat sich noch genau an alles erinnert, darum hab' ich dir ihn jetzt auch als Kammerdiener beigegeben ... Aber was schwatze ich denn hier: vom Reden wird niemand satt! Wassilissa! Wassilissa! Was sitzen wir denn hier herum? Rasch, deck' den Tisch, es ist noch lange hin bis Mittag, er wird erst einmal frühstücken. Bring' Tee, Kaffee, alles bring' auf den Tisch, auch Vogelmilch!" Sie mußte selbst über ihre Worte lachen. „So — und nun laß dich einmal richtig ansehen!"

Die Großtante führte ihn ans Licht und musterte ihn eingehend.

„Wie häßlich du geworden bist!" sagte sie, während sie ihn betrachtete. „Nein, es ist nicht so schlimm: du siehst gut aus! Nur stark gebräunt bist du. Der Schnurrbart steht dir gut. Warum läßt du dir den Vollbart stehen? Du siehst besser aus, wenn du nur den Schnurrbart trägst. Laß dir den Bart abnehmen, Borjuschka, ich hab' das nicht gern ... Ah, ah! Auch graue Härchen finden sich schon hier und da: woher denn, Väterchen? Alterst ja recht früh!"

„Nicht das Alter ist's, Tantchen!"

„Was denn? Bist du auch gesund?"

„Ja, es macht sich. Ich kann nicht klagen ... Aber reden

wir von etwas anderem: Sie sind ja, Gott sei Dank, immer noch ebenso ..."

„Was — ebenso?"

„Ebenso schön wie früher! Sie altern gar nicht! Ich habe noch nie eine Dame in Ihren Jahren gesehen, die so schön wäre ..."

„Ich danke dir für das Kompliment, mein lieber Neffe! Hab' schon längst keins mehr zu hören bekommen! Wo soll denn bei mir die Schönheit stecken? Deine kleinen Cousinen — die magst du bewundern! Ich will dir etwas ins Ohr sagen," flüsterte sie ihm zu — „in der ganzen Umgegend, in der ganzen Stadt gibt's nicht wieder zwei so hübsche Mädchen! Namentlich die andere, Wjera... Höchstens Nastenjka Mamykina kann sich mit ihnen messen — die Tochter des Pächters, weißt du, von der ich dir schrieb!"

Sie blinzelte listig mit den Augen.

„Ich erinnere mich nicht mehr, Tantchen ..."

„Nun, davon später; jetzt wollen wir rasch frühstücken und von der Reise ausruhen ..."

„Wo ist denn die andere Schwester?" fragte Raiski und sah sich um.

„Sie ist bei einer Popenfrau zu Besuch, am anderen Ufer," sagte die Großtante. „Man schickte nach ihr: die Popenfrau, die mit uns bekannt ist, war krank geworden und bat sie hinzukommen. Daß das gerade jetzt passieren mußte! Heute noch lasse ich sie holen ..."

„Nein, nein," hielt Raiski sie zurück. „Warum sie meinetwegen beunruhigen? Ich sehe sie ja, wenn sie zurückkommt."

„Wie hast du dich eigentlich hier in den Hof geschlichen? Wir hatten doch Wachen aufgestellt, und nun haben sie dich doch verpaßt!" sagte Tatjana Markowna. „In der

Nacht mußten die Bauern achtgeben, und eben hab' ich wieder Jegorka zu Pferde weggeschickt, ob er dich nicht vielleicht auf der Landstraße sieht. Und Ssawelij ist nach der Stadt gefahren, um sich zu erkundigen. Geradeso wie damals hast du dich herangeschlichen! Aber nun tragt doch endlich das Frühstück auf! Was ist denn das? Der gnädige Herr kommt nach seinem Stammgut, und nichts ist fertig — als käme er auf die Poststation! Bringt her, was zuerst fertig ist!"

„Aber ich bin ja gar nicht hungrig, Tantchen, ich bin satt bis oben hin! Auf der einen Station hab' ich Tee getrunken, auf der anderen Milch, auf der dritten bin ich gerade zu einer Bauernhochzeit zurechtgekommen, man hat mich mit Branntwein, mit Honig, mit Pfefferkuchen bewirtet ..."

„Schämst du dich nicht? Du fährst nach Hause zur Tante, und stopfst dir unterwegs den Magen mit solchem Zeug voll? Pfefferkuchen am frühen Morgen — hat man so was gehört! Das wär' was für Marfinka: die liebt die Hochzeiten und den Pfefferkuchen. So komm doch endlich, brauchst dich nicht zu schämen!" sagte sie nach der Tür gewandt. „Sie schämt sich nämlich, daß du sie im Negligé angetroffen hast. Komm nur, es ist ja kein Fremder, sondern dein Bruder!"

Man brachte Tee und Kaffee, und zuletzt das Frühstück. So sehr sich Raiski auch sträubte, er mußte von allem kosten — es war das einzige Mittel, die Großtante zu beruhigen und ihr den Morgen nicht zu verderben.

„Aber ich kann wirklich nicht!" versuchte Raiski einzuwenden.

„Nein, das ist schon so gang und gäbe: wenn jemand von der Reise kommt, muß er essen. Hier — Bouillon! Und hier — ein junges Huhn ... Auch Pastete ist da ..."

„Ich danke wirklich, Tantchen, ich kann nicht," sagte er, aber sie legte ihm auf, ohne auf ihn zu hören, und er trank die Bouillon und aß von dem Hühnchen.
„Nun etwas von dem Truthahn," fuhr sie fort. „Bring' doch von den eingemachten Berberitzen, Wassilissa!"
„Wie soll ich denn jetzt noch von dem Truthahn essen!" sagte er, machte sich aber gleichwohl an die Arbeit.
„Nun, mein Lieber — bist du jetzt satt?" fragte sie schließlich.
„Ich sollt's meinen! Aber wenn ich schon dabei bin ... was gibt's denn sonst noch? Pastete, denk' ich ..."
„Ja, gewiß doch — die Pastete ist vergessen! Heda, die Pastete!"
Er aß auch von der Pastete, ganz wie es gang und gäbe ist, wenn jemand von der Reise kommt.
„Nun, jetzt mußt du ihn weiter bewirten, Marfinka — so komm doch schon!"
Wenige Augenblicke später öffnete sich leise die Tür, und langsam, mit verschämtem Gesichte, die Augen auf den Boden geheftet und die Wangen gerötet, trat Marfinka ins Zimmer. Hinter ihr kam Wassilissa daher mit einem großen Präsentierbrett, auf dem sich allerhand Süßigkeiten, Eingemachtes, Backwerk und sonstige Leckerbissen befanden.
Marfinka stand verlegen da, mit unsicherem Lächeln, den Blick mit verhaltener Neugier auf den Ankömmling gerichtet. Um den Hals und die Hände trug sie jetzt Spitzen, und das wiederaufgesteckte Haar lag wie ein Kranz dicht um den Kopf; sie trug ein Barègekleid und ein blaues Band um die Taille.
Raiski sprang auf, warf die Serviette hin, blieb vor ihr stehen und betrachtete sie mit Entzücken.

„Wie reizend!" sagte er voll Bewunderung. „Und das ist meine kleine Schwester Marfa Wassiljewna! Welche Überraschung! Und was macht denn das Gänschen — lebt es noch?"

Marfinka ward verwirrt; sie antwortete auf Raiskis Verbeugung mit einem Knicks und setzte sich verschämt in eine Ecke.

„Ihr seid beide nicht recht klug," sagte die Großtante — „ist denn das eine Art, sich zu begrüßen?"

Raiski wollte Marfinka die Hand küssen.

„Marfa Wassiljewna ..." begann er.

„Was heißt hier Wassiljewna?" rief die Tante. „Hast du sie denn gar nicht mehr lieb? Für dich ist sie einfach Marfinka und nicht Marfa Wassiljewna! Schließlich wirst du auch mich noch Tatjana Markowna nennen! Gebt euch einen herzhaften Kuß — ihr seid doch Bruder und Schwester!"

„Ich will nicht, Tantchen, er neckt mich mit dem Gänschen ... Es schickt sich nicht, die Leute zu belauschen! ..." sagte sie.

Alle lachten. Raiski küßte sie auf beide Wangen und legte den Arm um ihre Taille, worauf sie plötzlich alle Verwirrung und Schüchternheit abstreifte und seine Küsse tapfer erwiderte. Nur einen Augenblick noch, nur ein Wort, und über das schüchterne Lächeln hinweg brach ihr heiteres Geplauder und Lachen hervor, das sie nur mit Mühe zurückzuhalten schien.

„Erinnerst du dich noch, Marfinka ... wie wir hier zusammen herumliefen und zeichneten ... und wie du immer weintest?"

„Nein ... ach, ja, ich erinnere mich ... wie im Traume ... Tantchen, erinnere ich mich noch — oder nicht? ..."

„Gott bewahre — wie soll sie sich noch erinnern? Sie war doch noch keine fünf Jahre alt...“

„Doch, Tantchen, ich erinnere mich — bei Gott, wie im Traume...“

„Laß nur Gott hübsch aus dem Spiele, meine Liebe — das hast du von Nikolai Andreitsch angenommen!...“

Kaum hatte Raiski diese alten Erinnerungen berührt, als Marfinka aus dem Zimmer verschwand und gleich darauf wieder mit einem Stoß von Heften und Zeichnungen und allerhand Spielsachen zurückkam. Ganz vertraulich trat sie auf ihn zu und zeigte ihm die Sachen. Dann setzte sie sich so dicht neben ihn, daß ihre Knie sich fast berührten, ohne daß sie in ihrer Harmlosigkeit etwas davon bemerkt hätte.

„Da sehen Sie, Vetter,“ begann sie lebhaft, während ihre Augen rasch über sein Gesicht, über seine Hände, seine Kleider und selbst seine Schuh glitten — „da sehen Sie, wie die Tante ist! Sie sagt, ich erinnere mich nicht mehr — und ich erinnere mich doch noch, ganz genau weiß ich, wie Sie hier gezeichnet haben — ich saß noch auf Ihrem Schoße! — Tantchen hat alle Ihre Zeichnungen, Porträts und Hefte, kurz, alle Ihre Sachen aufgehoben und sie dort in dem dunklen Zimmer verwahrt, wo auch das Silberzeug ist und die Brillanten und Spitzen... Sie hat neulich alles herausgenommen und mir gegeben — als Sie schrieben, daß Sie kommen wollten. Hier ist mein Bild — wie drollig ich hier aussehe! Und das ist Wjerotschka! Und hier, das Porträt der Tante, und das von Wassilissa. Diese Zeichnung haben Sie für Wjerotschka gemacht. Und wissen Sie noch, wie Sie uns damals über das Wasser trugen? Ich saß auf Ihrem Arme, und Wjerotschka auf Ihrer Schulter!?“

„Auch das weißt du noch?“ fragte die Tante, die ihr aufmerksam zuhörte. „Schäm' dich doch, so zu prahlen! Das hat doch Wjerotschka neulich erzählt, und du gibst es jetzt als deine Erinnerung aus! Wjera weiß ja noch einiges, viel ist es auch nicht . . .“

„Hier — sehen Sie, wie ich jetzt zeichnen kann!“ sagte Marfinka und zeigte ihm ein Blatt, auf dem ein Blumenstrauß gezeichnet war.

„Ganz vortrefflich — bravo, Schwesterchen! Nach der Natur?“

„Ja, nach der Natur. Ich kann auch Blumen aus Wachs modellieren!“

„Treibst du auch Musik?“

„Ja, ich spiele Klavier.“

„Und was treibt Wjerotschka — zeichnet sie auch? Spielt sie?“

Marfinka schüttelte verneinend den Kopf.

„Nein, das macht ihr kein Vergnügen“, sagte sie.

„Was treibt sie denn sonst? Beschäftigt sie sich mit Handarbeiten?“

Wiederum schüttelte Marfinka den Kopf.

„Liest sie gern?“ forschte Raiski weiter.

„Ja, sie liest, aber sie sagt nie, was sie liest, und zeigt auch die Bücher nicht. Und sie sagt auch nicht, woher sie sie hat.“

„Das ist die reine Wilde — ein ganz sonderbares Mädchen! Gott weiß, nach wem sie geraten ist!“ bemerkte Tatjana Markowna ernst und seufzte verlegen. „Aber langweile den Bruder jetzt nicht mit diesen Geschichten,“ wandte sie sich an Marfinka. „Er ist müde von der Reise, und du kommst ihm mit all dem Zeug! Laß uns lieber von ernsten Dingen reden, vom Gute und der Wirtschaft!“

Während der ganzen Zeit, die Boris im Geplauder mit Marsinka verbrachte, hatte die Großtante ihn nachdenklich betrachtet. Wiederum fiel ihr, wie einstmals, seine Ähnlichkeit mit der Mutter auf, doch bemerkte sie auch die Veränderungen in seinem Wesen: das Schwinden der Jugend, die Zeichen der Reife, die frühen Runzeln und den seltsamen, ihr unverständlichen Ausdruck seiner Augen. Früher konnte sie in seinem Gesicht wie in einem offenen Buche lesen — jetzt stand so mancherlei darin geschrieben, was sie nicht zu enträtseln vermochte.

In seiner Seele aber war es hell und warm. Eine stille Nachdenklichkeit lag in seinem Wesen, als Reflex dieses Wiedersehens und all der Bilder, die an seinem Geiste vorüberzogen.

„Wenn es doch immer so bliebe — so hell, so schlicht und schön!" ging's ihm durch den Sinn. „Ich will mir eine Binde um die Augen legen, wenigstens für diese Hundstagszeit, und will nichts weiter sein als — glücklich! Ich will das Leben nur fühlen, nicht den Blick hineinversenken, oder es doch nur so weit tun, als nötig ist, um es flüchtig zu skizzieren. Ich will es verschonen mit dieser zersetzenden Analyse, diesem Scheidewasser des Gedankens. Das verdirbt einem alles!... Wollen sehen, was für Sujets uns der Himmel in den Weg führt: Marsinka, die Großtante, Wjerotschka — wofür werden sie taugen? Für einen Roman, ein Drama — oder nur für eine Idylle?"



Zweites Kapitel

Er öffnete den Mund zu einem Gähnen, und als er aus seinem Sinnen erwachte, stand die Großtante vor ihm, mit der Rechenmaschine, dem Heft, in dem sie die Einnahmen und Ausgaben notierte, und einem höchst geschäftsmäßigen Ausdruck im Gesichte.

„Bist du etwa noch zu müde von der Reise? Du gähnst — vielleicht willst du dich schlafen legen?“ fragte sie. „Dann lassen wir die Sache bis morgen.“

„Nein, Tantchen, ich habe ausgeschlafen, es war nur ein nervöses Gähnen. Bemühen Sie sich nicht weiter: ich werde die Abrechnung doch nicht durchsehen ...“

„Weshalb denn nicht? Warum bist du denn hergekommen? Doch nur, um Abrechnung zu halten und das Gut zu übernehmen? ...“

„Welches Gut?“ sagte Raiski geringschätzig.

„Welches Gut!“ versetzte die Großtante gekränkt. „Sieh dir's doch erst an, all das schöne Land! Vor vier Jahren ist ein ganzes Stück zugekauft worden, hundertvierundzwanzig Deßjatinen. Davon werden als Weideland benutzt ...“

„Zugekauft haben Sie?“ fragte Raiski mechanisch.

„Nicht ich habe zugekauft, sondern du hast es getan! Hast du mir nicht damals die Vollmacht zu dem Landkauf geschickt?"

„Nein, Tantchen, ich war's nicht. Ich erinnere mich, daß Sie mir einmal irgendwelche Schriftstücke übersandten, die gab ich meinem Freunde Iwan Iwanowitsch, und der mag vielleicht ..."

„Du hast aber doch unterschrieben: da, sieh, hier ist die Abschrift!" sagte sie und zeigte ihm irgendein Aktenstück.

„Kann sein, daß ich's unterschrieben habe," sagte er, ohne hinzusehen — „nur erinnere ich mich nicht mehr und weiß nichts davon."

„Du erinnerst dich nicht mehr? Du hast doch meine Aufstellungen und Abrechnungen gelesen, die ich dir schickte?"

„Nein, Tantchen, die habe ich nicht gelesen."

„Aber dort war ja alles verzeichnet, du konntest genau sehen, wie deine Einkünfte verwandt wurden! Hast du es denn nicht nachgesehen?"

„Nein, ich habe nichts nachgesehen."

„Du weißt also gar nicht, was ich mit deinem Gelde angefangen habe?"

„Nichts weiß ich, Tantchen, und ich will auch gar nichts wissen!" antwortete er und ließ seinen Blick durchs Fenster hinausschweifen, über den blauen Himmel, die weite Landschaft und die Kreideberge jenseits der Wolga. „Denk' dir, Marfinka: ich weiß noch die Verse Dmitrijews auswendig, die ich als Kind gelernt habe:

‚O stolze Wolga, nimm entgegen
Des unbekannten Sängers Dank —
Was er zu deinem Ruhme sang,
Laß den Beglückten niederlegen — —'

„Nimm es mir nicht übel, Borjuschka — aber ich glaube fast, du bist etwas wirr im Kopfe!" sagte die Großtante.
„Das ist leicht möglich, Tantchen," stimmte er gleichgültig zu.
„Wo hast du denn den Generalbericht über das Gutsinventar hingetan, den ich dir schickte? Den hast du doch mitgebracht?"
Er schüttelte verneinend den Kopf.
„Wo ist er?"
„Was ist das für ein Generalbericht, Tantchen? Bei Gott, ich weiß nichts davon."
„Die Aufstellung über den Bestand an Bauern, über die Pacht, die sie zahlen, über den Getreideverkauf, über die verpachteten Gärten... Weißt du überhaupt, wieviel in den letzten Jahren eingekommen ist? Durchschnittlich eintausendvierhundertfünfundzwanzig Silberrubel im Jahre — da, sieh her!..." Sie wollte ihm die Summe an der Rechenmaschine anschaulich machen. „Du hast doch das Geld immer richtig bekommen? Das letzte Mal schickte ich dir fünfhundertfünfzig Rubel in Assignaten: du schriebst mir damals, ich sollte nichts mehr schicken, und so habe ich denn alles auf die Kasse gegeben, es steht dir zur Verfügung..."
„Was geht mich denn das alles an, Tantchen?" sagte er ungeduldig.
„Was dich das angeht?" versetzte die Großtante ganz verdutzt. „Du glaubst doch nicht etwa, ich hätte das Geld zu meinem Vorteil verwandt? Sieh her: jede Kopeke ist hier aufgeschrieben. Da, guck'!..." Sie schob ihm ein großes, durch Schnüre zusammengehaltenes Heft hin.
„Ich habe alle Abrechnungen zerrissen, Tantchen, und ich werde, bei Gott, auch diese da zerreißen, wenn Sie mir damit noch länger zusetzen."

Er griff nach den Heften, doch nahm sie sie ihm rasch aus der Hand.

„Zerreißen? Wie darfst du das?“ rief sie zornig. „Die Abrechnungen zerreißen — unerhört!“

Er lachte laut auf, umarmte sie und küßte sie auf den Mund, wie er es als Kind getan hatte. Sie riß sich von ihm los und wischte sich die Lippen ab.

„Ich arbeite und quäle mich hier, sitze manchmal bis über Mitternacht auf, schreibe, rechne mit jeder Kopeke — und er hat meine Rechnungen zerrissen! Und nicht eine Frage hat er je über die Gutseinkünfte gestellt, nie eine Anordnung getroffen, nie gesagt: so oder so will ich's haben! Was denkst du denn eigentlich von deinem Gute?“

„Nichts, denke ich, Tantchen. Ich wußte nicht einmal, ob es noch existiert. Und wenn ich daran dachte, so waren es jedenfalls nur diese Zimmer hier, an die ich dachte — diese alten, lieben Räume, in denen die einzige Frau auf der ganzen Welt lebt, die mich liebt, und die ich liebe ... Ja, wirklich die einzige, niemanden sonst lieb' ich — jetzt aber will ich auch meine kleinen Schwestern liebgewinnen,“ wandte er sich fröhlich lächelnd zu Marfinka, ergriff ihre Hand und küßte sie. „Alles will ich hier liebgewinnen, bis zum letzten Kätzchen!“

„Solange ich lebe, habe ich solch einen Menschen nicht gesehen!“ sagte die Großtante, während sie ihre Brille abnahm und ihn ansah. „Nur unser Markuschka ist noch solch ein Heimatloser ...“

„Was für ein Markuschka? Leontij schrieb mir da etwas ... Wie geht's ihm übrigens, Tantchen, dem Leontij? Ich will ihn besuchen ...“

„Wie soll's ihm gehen? Er sitzt über seinen Büchern, verguckt sich in eine Stelle und ist nicht wegzubringen. Und

seine Frau verguckt sich dafür anderswo — er hat keine Ahnung, was hinter seinem Rücken vorgeht! Jetzt hat er mit Markuschka Freundschaft geschlossen: da hat er den Rechten gefunden! Er war schon hier und beklagte sich, daß der Mensch alle deine Bücher zerrissen habe ..."

„Buona sera! Buona sera!" intonierte Raiski aus dem „Barbier von Sevilla".

„Ein ganz merkwürdiger Mensch bist du, wirklich!" sagte die Großtante ärgerlich. „Warum bist du eigentlich hergekommen? Sprich!"

„Um Sie zu sehen, um ein Weilchen auszuruhen und behaglich zu faulenzen, um einen Blick auf die Wolga zu werfen, ein bißchen zu malen, ein bißchen zu schriftstellern, ein bißchen zu zeichnen ..."

„Und dein Gut? Da gibt's Arbeit: da kannst du losmalen! Wenn du nicht müde bist, wollen wir aufs Feld fahren und uns die Wintersaat ansehen."

„Später, Tantchen, später. Ti ti ti, ta ta ta, la la la ..." sang er wiederum eine Melodie aus dem „Barbier von Sevilla".

„Was soll das nun: ti ti ti, la la la!" ahmte die Großtante ihm unwillig nach. „Willst du dir das Gut ansehen oder nicht? Willst du es denn nicht übernehmen?"

„Nein, Tantchen, das will ich nicht!"

„Wer soll sich denn nun weiterhin darum kümmern? Ich bin alt, ich bin nicht mehr imstande, es zu verwalten. Wenn ich mich jetzt zurückziehe — was willst du dann machen?"

„Gar nichts werde ich machen ... Ich lasse das Gut Gut sein und reise ab ..."

„Willst du es niemandem übergeben?"

„Nein, solange Sie der Sache noch nicht überdrüssig sind, bleiben Sie hier, Tantchen ..."

„Und wenn ich sterbe?“
„Dann ... bleibt es, wie es ist.“
„Und die Bauern — die dürfen dann tun und lassen, was sie wollen?“
Er nickte mit dem Kopfe.
„Ich dachte, sie dürften auch jetzt tun, was sie wollen. Man sollte sie freilassen ...“ sagte er.
„Freilassen! Gegen fünfzig Seelen freilassen!“ wiederholte sie. „Und womöglich umsonst, ohne daß sie etwas zu zahlen brauchen?!“
„Allerdings!“
„Wovon willst du denn leben?“
„Sie werden das Land von mir pachten, werden mir etwas zahlen.“
„Etwas zahlen! Aus Mitleid, nach Belieben, nicht wahr? Ach, Borjuschka!“
Sie sah auf das Porträt der Mutter Raiskis. Lange ließ sie den Blick auf den verschleierten Augen und dem nachdenklichen Lächeln ruhen.
„Ja,“ sagte sie dann halblaut, „ich will ihr nichts nachreden, der Verstorbenen, aber sie ist wohl schuld: sie hat dich nie von sich gelassen, dir immer etwas zugeflüstert, ewig am Klavier gesessen und über den Büchern Tränen vergossen. Nun sieht man, was dabei herausgekommen ist: nichts als ein bißchen singen und zeichnen! Was soll denn mit dem Hause geschehen, was mit dem Silberzeug, der Wäsche, den Brillanten, dem Geschirr?“ fragte sie nach einer Weile. „Sollen das auch die Bauern bekommen?“
„Besitze ich denn Brillanten und Silberzeug? ...“ fragte er.
„Seit wieviel Jahren wiederhole ich dir das immer wieder! Nach deiner Mutter ist's geblieben: was soll daraus werden?

Wart' einen Augenblick, ich will gleich das Verzeichnis holen ..."

„Nicht doch, um Gottes willen, nicht nötig, Tantchen! Ich glaub's ja, ich glaub's auch so, daß es mir gehört. Ich darf also ganz nach eigenem Ermessen darüber verfügen?"

„Gewiß darfst du das, du bist doch hier der Herr im Hause! Du darfst uns jeden Augenblick hinauswerfen, wir sind nur deine Gäste — das heißt, verzeih: dein Brot essen wir nicht! ... Da, sieh: hier sind meine Einkünfte, und hier die Einkünfte der beiden Mädchen ..."

Sie hielt ihm ein paar große Hefte hin, doch schob er sie mit der Hand zurück.

„Ich weiß, ich weiß, Tantchen! Nun, so hören Sie denn: lassen Sie irgendeinen Gerichtsbeamten kommen, der soll ein Dokument aufsetzen, laut dem ich mein Haus, mein bewegliches Eigentum und mein Land meinen lieben Schwestern Wjerotschka und Marfinka zur Mitgift bestimme ..."

Die Großtante runzelte, während er sprach, unzufrieden die Stirn und erwartete mit Ungeduld das Ende seiner Rede.

„Solange Sie jedoch noch leben, Tantchen," fuhr er fort — „soll alles in Ihrem unmittelbaren Besitz und unter Ihrer Aufsicht bleiben. Die Bauern aber sollen freigelassen werden ..."

„Das geht nicht!" platzte Tatjana Markowna heftig heraus. „Sie sind nicht arm, sie bekommen jede fünfzigtausend Rubel mit. Und wenn die Großtante tot ist, fällt ihnen dreimal soviel oder vielleicht noch mehr zu: alles bekommen sie! Das geht nicht! Ja, auch die Großtante ist, Gott sei Dank, nicht arm! Es wird sich schon ein Winkel und ein Stück Land für sie finden, wo sie unterkommen kann. Seht doch den stolzen, reichen Herrn, beschenken will er uns! Wir

danken, wir danken recht sehr! Marsinka! Wo bist du? Komm doch einmal her!"

„Hier, hier, gleich!" ließ Marsinkas wohlklingende Stimme sich aus dem Nebenzimmer vernehmen, in das sie während der Auseinandersetzung der beiden hineingegangen war. Frisch, lebhaft, munter, mit einem Lächeln auf den Lippen trat sie jetzt ein und blieb plötzlich stehen. Verwundert sah sie bald Raiski, bald die Großtante an, die ganz aufgeregt schien.

„Hör' einmal: der Herr Bruder macht dir das Haus und das Silberzeug und die Spitzen zum Geschenk! Du bist ja ein armes Bettlerkind, das ganz mittellos dasteht! Bedank' dich bei dem Wohltäter, mach' einen Knicks, küß' ihm die Hand! Nun, so beeil' dich doch!"

Marsinka lehnte an dem Ofen und sah beide an — sie wußte nicht, was sie sagen sollte.

Die Großtante schob die Hefte und Bücher samt der Rechenmaschine zur Seite, kreuzte stolz die Arme über der Brust und sah zum Fenster hinaus. Raiski aber setzte sich neben Marsinka und faßte ihre Hand.

„Sag' einmal, Marsinka, möchtest du in ein anderes Haus ziehen?" fragte er — „vielleicht gar in eine andere Stadt?"

„Gott behüte! Wie wäre das möglich? Wer ist denn auf diesen sonderbaren Einfall gekommen?"

„Nun — wer sonst als Tantchen?" sagte Raiski lachend.

Marsinka ward ganz verwirrt; die Großtante hatte zum Glück seine Worte nicht gehört, sie blickte eben ganz ergrimmt zum Fenster hinaus.

„Ich habe doch hier alles, wonach mein Herz sich sehnt: den Garten, die Beete, die Blumen. Und wer soll sich denn um das Geflügel kümmern? Wer soll ihm Futter streuen?

Wie kann nur ein Mensch darauf kommen? Um keinen Preis ..."

„Die Großtante will nämlich von hier fortziehen und euch beide mitnehmen."

„Wohin denn, warum denn, liebes Tantchen? Was planen Sie denn da?" fragte Marfinka, während sie die Großtante liebkoste.

„Laß mich!" versetzte die Großtante grimmig und schob sie von sich weg.

„Du würdest dieses Nestchen nicht verlassen wollen — nicht wahr, Marfinka?"

„Nein, um nichts in der Welt!" entgegnete Marfinka mit energischem Kopfschütteln. „Meinen Blumengarten, mein Zimmerchen soll ich verlassen? Wie ist das möglich?"

„Und auch Wjerotschka würde nicht fort wollen von hier?"

„Noch weniger als ich: sie würde sich um keinen Preis von dem alten Hause trennen ..."

„Sie liebt es?"

„Sie wohnt drüben und fühlt sich nur dort wohl. Sie stirbt, wenn man sie von hier wegbringt — beide würden wir sterben."

„Nun denn, ihr sollt nie von hier weggehen," sagte Raiski, „und ihr werdet euch auch beide hier verheiraten. Du, Marfinka, wirst hier in diesem Hause wohnen, und Wjerotschka drüben, in dem alten."

„Gott sei Dank: warum haben Sie mich erst erschreckt? Und Sie — wo werden Sie wohnen?"

„Nirgends. Wenn ich einmal komme, um ein Weilchen euer Gast zu sein, dann werdet ihr mir ein Zimmerchen im Zwischengeschoß einräumen, und wir werden zusammen spazierengehen, singen, Blumen zeichnen, die Hühner füttern: ti ti ti, zip zip zip!" ahmte er lachend ihren Hühnerruf nach.

„O, Sie böser Mensch!“ sagte sie. „Ich glaubte, Sie hätten mich gar nicht gesehen, und Sie haben alles gehört!“

„Nun, die Sache ist also abgemacht: ihr nehmt beide — du sowohl wie Wjerotschka — alles das hier von mir als Geschenk an, nicht wahr?“

„Ja, Bruder ...“ sagte sie mit fröhlichem Lachen und rückte näher zu ihm hin.

„Daß du es nicht wagst!“ fuhr plötzlich die Tante heraus, die bisher in zornigem Schweigen dagesessen hatte. Marfinka rückte fast erschrocken an ihren Platz zurück.

„Unverschämte!“ begann die Tante zu schelten. „Wo hast du gelernt, von fremden Leuten Geschenke anzunehmen? Von mir sicherlich nicht! Mein Lebtag habe ich von niemand eine Kopeke angenommen ... Und du hast noch nicht drei Worte mit ihm gesprochen und nimmst schon Geschenke von ihm an! Schäm' dich was! Wjerotschka hätte das um nichts in der Welt getan, die ist wenigstens stolz!“

Marfinka machte ein mürrisches Gesicht.

„Sie sagten doch selbst vorhin,“ versetzte sie ärgerlich, „daß er für uns kein Fremder, sondern unser Bruder ist, und Sie befahlen mir sogar, ihn zu küssen! Von einem Bruder darf man doch alles annehmen.“

„Das ist vollkommen logisch, kein Wort ist dagegen einzuwenden!“ pflichtete Raiski ihr bei. „Und so bleibt es also dabei: alles gehört euch, und ich bin euer Gast ...“

„Nimm's nicht an!“ rief die Großtante in befehlendem Tone. „Sag': ich will's nicht, ich brauch's nicht, wir sind keine Bettlerinnen, wir haben unser eigenes Vermögen!“

„Ich will's nicht, Bruder, ich brauch's nicht ...“ wiederholte Marfinka lächelnd, in ironischem Tone. „Meinetwegen: wenn ich's nicht brauchen soll, dann brauch' ich's

eben nicht!" fügte sie mit einem Seufzer, doch zugleich mit einem schelmischen Blick auf Raiski hinzu.

„Das wird euch dort auf dem Gute der Tante alles fehlen," sagte Raiski. „Sieh doch — dieser Blumenteppich rings um das Haus! Wie könntest du es aushalten ohne das Blumengärtchen?"

„Das Gärtchen behalte ich entschieden," flüsterte sie, „aber lassen Sie die Großtante nichts davon wissen..." fügte sie leise, nur mit den Lippen sprechend, hinzu.

„Und die Spitzen, das Leinenzeug, das Silber?" sagte er halblaut.

„Das brauche ich nicht. Spitzen und Silberzeug habe ich selbst... Ich esse übrigens am liebsten mit dem Holzlöffel, bei uns geht's ganz ländlich zu."

„Und die Porzellantassen, die bauchigen Teekannen? Die bekommst du jetzt nirgends zu kaufen — willst du die nicht nehmen?"

„Die Tassen nehme ich," flüsterte sie, „und auch die Teekannen, und ebenso diesen Diwan mit den kleinen Sesseln dazu, und das Tischtuch, auf dem die Diana mit den Hunden abgebildet ist. Und auch mein Zimmerchen möcht' ich mitnehmen..." fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Gewiß, nimm das ganze Haus — bitte, Marfinka, liebes Schwesterchen!"

Marfinka warf einen Blick zur Tante hinüber und nickte dann bejahend mit dem Kopfe.

„Hast du mich gern? Ja?"

„Ach, sehr gern! Als Sie schrieben, daß Sie herkommen, träumte ich jede Nacht von Ihnen, nur sah ich Sie anders im Traume..."

„Wie denn?"

„Nun, so mit roten Wangen — nicht so nachdenklich, sondern heiter. Sie liefen munter umher und waren so spaßig ..."
„So kann ich auch wirklich zuweilen sein."
Sie sah ihn ungläubig von der Seite an und schüttelte den Kopf.
„Du nimmst also das Häuschen hier an?" fragte er.
„Ja, doch unter der Bedingung, daß Wjerotschka das alte Haus annimmt. Denn allein schäm' ich mich: Tantchen wird mich schelten."
„Nun also — abgemacht!" rief er laut, in munterem Tone. „Mein liebes Schwesterchen! Du bist nicht stolz, bist nicht wie die Tante!"
Er küßte sie auf die Stirn.
„Was ist abgemacht?" fragte die Großtante plötzlich. „Du hast es doch angenommen? Wer hat dir das erlaubt? Wenn du selbst nicht so viel Schamgefühl hast, dann verbiete ich dir's. Auf fremder Leute Kosten zu leben — unerhört! Hier, Boris Pawlowitsch, nehmen Sie gefälligst die Bücher, die Rechnungen, Register und Besitzurkunden in Empfang. Ich bin nicht Ihr Gutsverwalter."
Sie legte die Bücher und Schriftstücke vor ihn hin.
„Hier sind vierhundertdreiundsechzig Rubel — das ist Ihr Geld, im März haben es die Bauern für Getreide gezahlt. Aus den Rechnungen sehen Sie, wieviel bar vorhanden sein muß, wieviel die Umbauten, die Reparaturen und der neue Zaun gekostet haben, wieviel Ssawelij an Gehalt bekommt, und so weiter."
„Tantchen!"
„Hier gibt es kein Tantchen, sondern nur eine Tatjana Markowna Bereschkowa. Ssawelij soll einmal herkommen!" rief sie in das Mädchenzimmer hinein. Wenige Minuten

darauf trat ein untersetzter Bauer von etwa fünfundvierzig Jahren ins Zimmer. Die ganze Gestalt war so breit und gedrungen, daß sie fast dick erschien, wiewohl kein Lot Fett an ihr saß. Ssawelij hatte ein finsteres Gesicht mit überhängenden Brauen und breiten Lidern, die er nur langsam emporhob, als ob er keinen Blick umsonst verschwenden wollte. Auch mit Worten war er recht karg; seine Haltung war unbeweglich, und nur mühsam ging die Unterhaltung mit ihm vorwärts. Die Denkarbeit fiel ihm nicht leicht: ließen die Worte ihn im Stich, so nahm er die Augenbrauen, die Stirnfalten und zuweilen auch den Zeigefinger zu Hilfe, um seine Gedanken auszudrücken. Sein Haar war vom Scheitel nach vorn und nach hinten gekämmt und rundherum beschnitten; den Bart rasierte er nur selten, so daß seine Backen und sein Kinn immer wie eine Bürste aussahen.

„Der Gutsherr ist angekommen!" sagte die Großtante und zeigte auf Raiski. Dieser saß da und beobachtete, wie Ssawelij ins Zimmer trat, wie er sich langsam verneigte, wie er ebenso langsam die Augen auf die Tante richtete und, als diese nach ihm hinwies, sie ihm zukehrte, wie er sich dann wieder herumdrehte und nachdenklich verneigte.

„Jetzt hast du immer nur ihm Bericht zu erstatten," sagte die Großtante — „er wird sein Gut selbst verwalten."

Ssawelij wandte sich wieder halb nach Raiski um und sah ihn von der Seite, doch schon ein wenig neugieriger, an.

„Sehr wohl!" kam es wie ein Knurren aus ihm hervor, und die buschigen Brauen gingen langsam in die Höhe.

„Tantchen!" suchte Raiski der Großtante halb im Scherz, halb im Ernst Einhalt zu tun.

„Herr Neffe?" versetzte Tatjana Markowna kühl.

Raiski ließ einen Seufzer hören.

„Was geruhen Sie zu befehlen?“ fragte Ssawelij leise, ohne aufzublicken. Raiski schwieg und dachte nach, was er ihm wohl befehlen könnte.
„Vortrefflich!“ rief er dann plötzlich lebhaft. „Hör' mal — kennst du irgendeinen Gerichtsbeamten, der ein Schriftstück über die Gutsübergabe aufsetzen könnte?“
„Gawrila Iwanowitsch Mjeschetschnikow schreibt für uns alles, was nötig ist,“ sagte Ssawelij nach einigem Überlegen.
„Nun, dann bitte ihn hierher!“
„Sehr wohl!“ antwortete Ssawelij, nahm wieder den düsteren Gesichtsausdruck an, machte nachdenklich kehrt und ging langsam aus dem Zimmer.
„Was für ein melancholisches Gesicht dieser Ssawelij hat!“ sagte Raiski, dem Davonschreitenden nachblickend.
„Da kann wohl einer melancholisch werden, wenn er ein Weib hat wie diese Marina Antipowna! Erinnerst du dich noch des alten Antip? Nun, also dessen Tochter ist seine Frau! Ein goldener Mensch, dieser Ssawelij — verkauft Getreide, nimmt Geld in Empfang — so ehrlich, so umsichtig: und da muß ihm das Schicksal so mitspielen! Jeder hat sein Kreuz in dieser Welt ... Und nun sag': was hast du eigentlich vor? Bist du denn ganz von Sinnen?“ fragte sie nach kurzem Schweigen.
„Das gehört also wirklich alles mir?“ sagte er und beschrieb mit dem ausgestreckten Arm einen Bogen. „Sie wollen es nicht behalten und verbieten auch den Schwestern, es anzunehmen ...“
„So laß es doch schon dein eigen bleiben!“ versetzte sie. „Warum willst du es denn verschenken, warum die Bauern freilassen?“
„Ich muß doch irgend etwas damit anfangen! Ich reise

wieder ab, Sie wollen sich nicht weiter darum kümmern, also muß ich doch irgendwie verfügen ..."

„Warum willst du wieder abreisen? Ich dachte, du würdest für immer hier bleiben. Bist du des Herumtreibens noch nicht müde? Heirate, gründe dir einen Hausstand! Das nenne ich doch nicht verfügen, so an die dreißigtausend Silberrubel oder mehr ohne weiteres wegzugeben!"

Sie versank in Nachsinnen und schien in einem schweren inneren Kampfe begriffen. Nie war sie auf den Gedanken gekommen, die Verwaltung des Gutes aufzugeben, nie war das ihre Absicht gewesen. Sie hätte ja nicht gewußt, was sie mit sich anfangen sollte! Nur einen Schreck wollte sie Raiski einjagen — und nun hatte er die Sache plötzlich ernst genommen!

„Was soll denn aus ihm werden, wenn man ihn sich selbst überläßt? Dieser Sonderling!" dachte sie voll Angst und Unruhe.

„Wohlan denn, so lassen wir es beim alten," sagte sie — „so will ich's schon weiter verwalten, solange meine Kräfte zureichen. Denn dein Vormund wird's mit dem andern Gut doch noch so weit bringen, daß du unter Vormundschaft kommst. Wovon sollst du dann leben, du sonderbarer Mensch?"

„Ich bekomme von dem anderen Gute Geld geschickt — zweitausend Silberrubel, das genügt mir. Und dann werde ich auch arbeiten: werde zeichnen, malen, schriftstellern ... Jetzt möchte ich ins Ausland reisen: zu diesem Zwecke verpfände oder verkaufe ich das andere Gut ..."

„Gott sei dir gnädig, Borjuschka! Das ist der sicherste Weg, um an den Bettelstab zu kommen! Zeichnen, malen, das Gut verkaufen! Du wirst doch nicht etwa Stunden geben, die kleinen Jungen unterrichten? Ach, du! Hast den

Offiziersrock ausgezogen, läufst im einfachen Kittel herum! Statt vierspännig in der Kalesche vorzufahren, kommst du in einer elenden Fuhre, ohne Diener, womöglich zu Fuß! Und du willst ein Raiski sein? Guck' einmal in das alte Haus, wo deine Ahnen an den Wänden hängen, und schäme dich vor ihnen! Wirklich eine Schmach ist's, Borjuschka! Wie ganz anders wär's doch, wenn du mit stolzen Epauletts angekommen wärst, wie seinerzeit Onkel Sergiej Iwanowitsch!... Dreitausend Seelen hättest du als Mitgift bekommen!..."

Raiski lachte hell auf.

„Warum lachst du? Was ich sage, ist doch sehr vernünftig. Wie würde sich deine alte Tante freuen! Dann würdest du die Spitzen und das Silberzeug nicht verschenken: würdest sie selbst brauchen können..."

„Und wenn ich nun nicht heirate und die Spitzen nicht brauche, dann darf ich sie doch an Wjerotschka und Marfinka verschenken, nicht wahr? Ja oder nein?"

„Du fängst schon wieder damit an!" versetzte die Großtante.

„Ja, und wenn Sie dagegen sind, verschenk' ich sie an Fremde: das ist jetzt abgemacht, darauf gebe ich Ihnen mein Wort..."

„Hört doch — sogar sein Wort gibt er darauf!" sagte die Großtante unruhig, immer noch in ihren Entschließungen schwankend. „Sein Eigentum wegzugeben! Ein Sonderling, ein ganz merkwürdiger Mensch! An dir scheint wirklich Hopfen und Malz verloren! Was hast du eigentlich getrieben in all den Jahren? Wie hast du gelebt? Wer bist du eigentlich, um Gottes willen? Alle anderen sind Menschen — und du? Jetzt hat er sich gar noch den Vollbart stehen lassen! Mach', daß er herunterkommt, ich kann dich so nicht sehen!"

„Wer ich bin, Tantchen?“ wiederholte er laut. „Ich bin der unglücklichste aller Sterblichen!“

Er versank in Nachdenken und lehnte den Kopf gegen das Diwankissen zurück.

„Sag' das niemals!“ unterbrach ihn die Großtante ängstlich. „Das Schicksal könnte es hören und dich strafen: du könntest wirklich unglücklich werden! Sei stets zufrieden, oder stell' dich wenigstens so!“

Sie sah sich ängstlich um, als stände das Schicksal hinter ihrem Rücken.

„Unglücklich!“ wiederholte sie. „Und worin besteht denn dein Unglück? Du bist gesund, bist begabt, hast dein eigenes Besitztum — da, sieh nur hinaus, Gott sei Dank!“ — sie wies mit dem Kopfe durchs Fenster. „Was willst du eigentlich noch: willst du erst eins mit dem Pfahl übern Schädel haben?“

Marfinka lachte, und Raiski lachte mit ihr.

„Was heißt das: mit dem Pfahl?“

„Das heißt, daß der Mensch sein Glück nicht fühlt, bis er den Pfahl zu spüren bekommt,“ sagte sie und sah ihn scharf durch ihre Brille an. „Ordentlich muß er eins über den Schädel haben, dann weiß er, daß er im Glück ist, und daß das bescheidenste Glück immer noch besser ist, als solch ein Hieb über den Schädel.“

„Praktische Bauernweisheit,“ dachte Raiski im stillen.

„Sie haben recht, Tantchen, so mag's im Leben sein!“ sagte er. „Sie sind eine Philosophin.“

„Nun, siehst du — und du bist klug und gelehrt und hast das nicht gewußt!“

„Wollen wir uns also wieder vertragen?“ sagte er und stand vom Diwan auf. „Sie übernehmen wieder dieses Fleckchen hier ...“

„Kein Flecken ist's, sondern ein Gut, dein Stammgut!" unterbrach sie ihn fast heftig.

„Sie willigen ein, daß all der alte Kram und Plunder diesen lieben kleinen Mädchen gehören soll ... Ich bin ein Proletarier, ich brauche nichts, und sie werden einmal ihr eigenes Haus haben. Wenn Sie Ihre Zustimmung nicht geben, mache ich eine Stiftung zum besten unserer Schulen ..."

„Was? Den Schuljungen willst du es geben? Niemals! Diese frechen Bengel sollen es bekommen? Wieviel Äpfel haben die uns schon aus dem Garten gestohlen!"

„Greifen Sie rasch zu, Tantchen! Sie werden doch auf die alten Tage dieses Nest nicht verlassen? ..."

„Alter Kram! Plunder! Allein für zehntausend Rubel Silberzeug, Wäsche und Kristall — und das nennt er Plunder!" knurrte die Großtante.

„Tantchen," bat nun Marfinka — „ich möchte den Blumengarten und mein grünes Zimmer, und dann noch diese sächsischen Tassen mit dem Hirtenknaben, und das Tischzeug mit der Diana ..."

„Wirst du wohl schweigen, unverschämtes Ding! Dann wird man noch sagen, wir sind Bettelweiber, haben eine arme Waise ausgeplündert!"

„Wer wird das sagen?" fragte Raiski.

„Alle werden es sagen! Vor allem Nil Andreitsch — der wird uns schön den Kopf waschen!"

„Was für ein Nil Andreitsch?"

„Na, der Gerichtspräsident! Weißt du noch, wie wir ihn damals, als du das letzte Mal hier warst, besuchten und nicht antrafen? Und nachher war er aufs Land gefahren, du hast ihn überhaupt nicht kennengelernt. Jetzt mußt du ihn aber unbedingt besuchen: alle Welt achtet ihn und

fürchtet sich vor ihm, obschon er bereits verabschiedet ist ..."

„Der Teufel soll ihn holen! Was geht er mich an?" sagte Raiski.

„Ach, Boris, Boris — wie kannst du nur so reden!" sprach die Großtante fast andächtig. „Ein so geachteter Mann ..."

„Warum ist er denn so geachtet?"

„Er ist ein so ehrwürdiger, ernster Greis, und er hat einen Stern!"

Raiski mußte lachen.

„Warum lachst du?"

„Was verstehen Sie unter ‚ernst'?" fragte er.

„Er spricht so verständig, so lebensklug, er singt nicht: ti ti ti oder ta ta ta. Und so streng ist er: alles Unrecht verurteilt er! Das nenne ich ernst."

„Alle diese ernsten Leute sind entweder große Esel oder Heuchler," versetzte Raiski. „Lebensklug soll er sein — war er denn selbst so klug im Leben?"

„Und ob! Ein Vermögen hat er erworben, ist etwas geworden, ein Mensch ..."

„Manch einer denkt bei uns, er sei ein Mensch geworden, und in Wirklichkeit ist er nur ein Schwein geworden ..."

Marfinka lachte laut auf.

„Ich liebe das nicht, ich liebe das nicht, wenn du so keck von jemandem redest!" versetzte die Großtante ärgerlich. „Was bist du denn geworden — sag' mal, mein Lieber! Nicht Fisch noch Fleisch bist du! Und Nil Andreitsch ist doch ein Mensch, den alle Welt respektiert, was man auch sagen mag! Wenn er hört, daß du mit deinem Eigentum so leichtsinnig umgehst, wird er dich schön abkanzeln! Und auch mir wird er gehörig den Kopf waschen, wenn ich zu deinen Einfällen ja sage: du bist doch eine Waise ..."

„Sagten Sie mir nicht einmal, er hätte seine Nichte betrogen und die Staatskasse bestohlen? Und der wird mich abkanzeln?"

„Schweig davon, schweig!" fiel ihm die Großtante ängstlich ins Wort. „Denk an das Sprichwort: Meine Junge ist mein Feind, sie wurde vor meinem Verstande geboren!"

„Bin ich ein kleiner Junge, daß ich mein Eigentum nicht geben darf, wem ich will? Und nun gar meinen Verwandten? Ich selbst brauch' es nicht," fuhr er fort, „folglich ist es doch nur recht und verständig, wenn ich es anderen gebe, die es besser brauchen können!"

„Und wenn du heiratest?"

„Ich heirate nicht!"

„Wie kannst du das wissen? Wenn du die Richtige triffst... Hier ist zum Beispiel ein reiches Mädchen ... ich schrieb dir davon ..."

„Ich brauche keinen Reichtum!"

„Er braucht keinen Reichtum: was für Unsinn! Aber eine Frau brauchst du doch?"

„Auch eine Frau brauche ich nicht."

„Wieso denn nicht? Wie willst du denn leben — so, ohne Frau?" fragte sie ungläubig.

Er lachte, erwiderte jedoch nichts auf ihre Frage.

„Es ist höchste Zeit, Boris Pawlowitsch," sagte sie. „Da, an den Schläfen, schimmert es schon ziemlich stark! Willst du, daß ich dir eine Braut verschaffe? Ein hübsches Mädchen, und so wohl erzogen!"

„Ich will sie aber nicht, Tantchen!"

„Ich scherze nicht," versetzte sie. „Die Sache geht mir schon lange im Kopfe herum."

„Auch ich scherze nicht — es ist mir nie in den Sinn gekommen, zu heiraten."

„Du mußt sie wenigstens kennenlernen."

„Auch das mag ich nicht."

„Heiraten Sie doch, lieber Bruder!" warf Marfinka ein. „Ich würde Ihre Kinder warten ... ich habe Kinder so gern!"

„Und du, Marfinka, willst du nicht heiraten?"

Sie errötete.

„Sag' mir die Wahrheit — ins Ohr sag' sie mir!" flüsterte er.

„Ja ... manchmal denk' ich daran."

„Manchmal? Wann ist denn das?"

„Wenn ich Kinder sehe: ich liebe sie so ..."

Raiski lachte, nahm ihre beiden Hände und sah ihr gerade in die Augen. Sie wurde rot und wandte sich bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, um seinem Blicke nicht zu begegnen.

„Ja, hör' nur auf sie: sie wird dir schon recht etwas vorschwatzen!" bemerkte die Großtante, die auf das Geplauder der beiden lauschte, während sie ihre Hefte samt der Rechenmaschine wegräumte. „Das reine Kind: was sie im Sinne hat, muß auch gleich auf die Zunge!"

„Ich habe Kinder sehr lieb," begann Marfinka, ein wenig verwirrt, sich zu verteidigen. „Ich beneide Nadeschda Nikitischna: sie hat sieben Stück! Wohin man sich wendet, überall Kinder. Ist das eine Lust! Ich möchte recht viel solche Brüderchen und Schwesterchen habne, oder wenigstens fremde Kinder. Dann würde ich meine Vögel, meine Blumen, meine Musik — alles würde ich lassen und mich nur um die kleinen Kerlchen kümmern. Der eine tobt herum — der muß in die Ecke gestellt werden! Der will sein Süppchen, jener schreit, noch einer prügelt sich mit den anderen; heute muß einer geimpft werden, morgen müssen seinem

Schwesterchen die Ohren durchstochen werden, und dort ist ein ganz Kleines, das erst gehen lernen soll ... Kann's etwas Lustigeres geben? Kinder sind so lieb, so graziös von Natur, so drollig, so reizend und gut."

„Es gibt doch auch häßliche Kinder," sagte Raiski — „hast du auch die lieb?"

„Kranke Kinder gibt's wohl," sagte Marfinka ernst — „aber häßliche Kinder gibt es nicht! Ein Kind kann nicht häßlich sein, es ist noch nicht verdorben."

Alles das sagte sie mit so viel Eifer, fast leidenschaftlich, und ihre wohlgebildete, volle Brust wogte dabei unter dem Musselin.

„Das Ideal einer Gattin und Mutter! Marfinka, liebes Schwesterchen! Wie glücklich wird dein Mann einmal sein!"

Sie setzte sich verschämt in eine Ecke.

„Immer muß sie mit Kindern zusammen sein — nicht wegzubringen ist sie, wenn sie einmal hier sind," bemerkte die Großtante. „Das ist dann ein Lärm, ein Spektakel, daß man Reißaus nehmen muß!"

„Hast du denn auch schon auf jemanden ein Auge?" fuhr Raiski fort. „Hast du schon einen Bräutigam?"

„Was fällt dir ein, mein Lieber? Was redest du da? Wie kann sie ohne meine Erlaubnis ans Heiraten denken?"

„Was — nicht einmal daran denken darf sie, ohne daß Sie es erlauben?"

„Natürlich nicht!"

„Aber das ist doch ihre Sache!"

„Nein, nein, nicht ihre Sache ist es, sondern Sache der Tante," versetzte Tatjana Markowna. „Solange ich am Leben bin, bedarf sie meiner Erlaubnis."

„Aber warum denn das?"

„Was?"

„Nun, diese Abhängigkeit — daß Marfinka nicht einmal jemanden liebgewinnen darf, ohne Sie zu fragen!"

„Wenn sie heiratet, darf sie ihren Mann liebhaben."

„Wie denn? Heiraten — und dann lieb gewinnen? Umgekehrt, wollten Sie sagen: erst liebgewinnen und dann heiraten!"

„So! So! Das mag bei euch dort so sein," sagte die Großtante geringschätzig. „Wir sehen uns hier den Mann erst an, prüfen ihn gehörig, essen erst einen Scheffel Salz mit ihm — dann bekommt er das Mädchen!"

„Die Mädchen dürfen also hier bei Ihnen noch immer nicht selbst heiraten, sondern werden verheiratet! Ach, Tantchen, hat denn das Sinn?"

„Bring ihr nur deine Ideen nicht bei, Borjuschka, wenn ich dich bitten darf!... Deine verstorbene Mutter hat auch so gedacht ... und ist vorzeitig ins Grab gestiegen!"

Sie seufzte und versank in Nachsinnen.

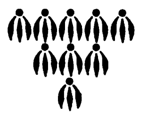
„Nein, das muß alles anders werden!" dachte Raiski für sich. „Nicht einmal in der Liebe geben sie Freiheit! Welche Rückständigkeit! Und dabei sind es doch gute, liebe Menschen! Aber wieviel Nebel, wieviel Finsternis ist noch in ihren Köpfen!" — Und dann wandte er sich an Marfinka und sagte: „Ich werde dich schon aufklären, Schwesterchen!... Sehen Sie doch, Tantchen," fuhr er, zu Tatjana Markowna gewandt, fort — „dieses Häuschen hier, mit allem, was drum und dran ist, scheint wie für Marfinka eingerichtet! Nur für die Kinder wären noch Räume zu beschaffen. Hab' keine Angst vor der Tante, Marfinka, immer liebe du! Und Sie, Tantchen, wollen ihr verbieten, das hier als Geschenk anzunehmen!"

„Nun, schon gut, schon gut — wir werden ja sehen!" sagte

die Großtante. „Wenn du selbst nicht heiratest, dann kannst du ja tun, was du willst, gib ihr meinetwegen auch die Spitzen als Hochzeitsgeschenk. Nur, daß niemand etwas davon erfährt, am wenigsten Nil Andreitsch ... Ganz in aller Stille ..."

„Wie denn? Eine anständige, vernünftige Handlung darf hier nur in aller Stille vor sich gehen? Wie lange sollen wir denn noch so leben wie die Eulen, uns vor dem Tageslicht fürchten und auf die Eulenweisheit eines Nil Andrejewitsch hören? ..."

„Pst! Pst! Pst!" machte die Großtante. „Wenn er das hören würde! Er ist doch ein alter, wohlverdienter und vor allem so ernster Mann! Wir beide kommen nicht zusammen, seh' ich — sprich dich mit Tit Nikonytsch aus! Er wird heut' bei uns zu Mittag essen," fügte Tatjana Markowna hinzu. Im stillen aber dachte sie: „Wirklich ein Sonderling, ein ganz merkwürdiger Mensch! Vor nichts hat er Respekt, kein Mensch imponiert ihm! Sein Gut verschenkt er, ernsthafte Leute nennt er Dummköpfe und sich selbst einen Unglücklichen! Ich bin neugierig, wie das weiter wird!"





Drittes Kapitel

Raiski nahm seine Mütze und schickte sich an, in den Garten zu gehen. Marfinka hatte sich erboten, ihm die ganze Wirtschaft zu zeigen: ihr Gärtchen und den großen Garten, die Gemüsebeete, den Park, die Lauben.

„Nur in den Wald fürcht' ich mich zu gehen," sagte sie; „den Abhang hinunter geh ich nie, dort unten in der Schlucht ist es so einsam, so unheimlich. Wenn Wjerotschka kommt, wird sie mit Ihnen hingehen."

Sie band ein leichtes Tuch um den Kopf, nahm ihren Sonnenschirm und schwebte wie eine Sylphe zwischen den Blumenbeeten dahin. Frohsinn leuchtete aus ihren graublauen Augen, Gesundheit und Frische strahlte aus ihren Zügen, und in dem leichten, durchsichtigen Gewand erschien sie inmitten dieser Blumen, dieser Sonnenstrahlen und der ganzen bunten Frühlingspracht selbst wie ein Regenbogen der Freude.

Boris sah das alles und hatte bereits ein Bild von ihr in seiner Vorstellung fertig; und auch sich selbst sah er neben ihr, so nachdenklich, schwerfällig. Es schien ihm, daß er nicht hineingehöre in dieses Bild — er hätte jung sein müssen, und frisch und lebhaft, mit demselben lebensfrohen Glanze

in den Augen, denselben geschmeidigen Bewegungen wie sie.

Er hätte sie am liebsten ganz unparteiisch, als Künstler sehen und auffassen mögen, sie ganz allein, ohne seine eigene Gestalt. So sah er beispielsweise die Großtante ganz künstlerisch objektiv, in greisenhafter Schönheit, als lebendige, in sich geschlossene Gestalt, die er in aller Ruhe anschauen und wiedergeben konnte. Mit Marfinka hingegen wollte ihm das nicht gelingen, es wurde ihm schwer, sie so in künstlerischer Konzeption zu erfassen. Er sah sie in lebhafter, harmonischer Bewegung um sich herschweben, und der Garten erschien ihm schön, weil sie darin war. Sie ging von Beet zu Beet, musterte die Sträucher, die Blumen, hob da und dort ein Blütenköpfchen empor und zeigte es ihm.

„Diese Rose hier war vorgestern noch eine Knospe," sagte sie und sah fast triumphierend auf die Blüte, die sie vorsichtig emporhob. „Sehen Sie nur, wie sie aufgeblüht ist!"

„Ganz wie du selbst!" sagte er.

„Ich danke, eine schöne Rose bin ich!"

„Du bist schöner als sie!"

„Riechen Sie doch, wie sie duftet!"

Er sog den Duft der Blume ein und ging dann weiter hinter Marfinka her.

„Diese Margueriten müssen begossen werden, und die Päonien auch," rief sie und war schon in einer anderen Gartenecke, wo sie aus einer Tonne Wasser schöpfte. Voll Grazie trug sie die Gießkanne herbei, begoß die Sträucher und achtete sorgfältig darauf, daß jede Blume ihr Teilchen abbekam.

„In Petersburg blüht noch nicht einmal der Flieder!" sagte Raiski.

„Wirklich? Und bei uns ist er schon verblüht, jetzt fangen die Akazien an zu blühen. Wenn doch bald die Linden zur Blüte kämen — dieser Duft! Das ist für mich immer eine Festzeit!"

„Wieviel Singvögel es hier gibt!" sagte er und lauschte auf das Zwitschern und Pfeifen, das von den Zweigen klang.

„Wir haben hier auch Nachtigallen — dort, im Hain! Auch meine Vögel sind hier gefangen," sagte sie. „Hier im Garten sind meine Beete: die habe ich selbst umgegraben. Dort sind Melonen gepflanzt, und da drüben wachsen Artischocken, Blumenkohl..."

„Wollen wir nicht nach dem Absturz gehen, Marfinka? Einen Blick auf die Wolga werfen?"

„Gehen wir, doch wage ich mich nicht zu nahe heran, ich fürchte mich. Es schwindelt mir. Und dann liebe ich diese Stelle auch nicht. Übrigens muß ich eilen, Tantchen sagte ja, ich solle das Mittagessen besorgen! Ich bin hier nämlich die Haushälterin, ich habe die Schlüssel vom Silberzeug und von der Vorratskammer. Ich lasse für Sie eingemachte Kirschen herausstellen — Wassilissa meinte, die äßen Sie so gern..."

Er dankte ihr mit einem Lächeln.

„Und was wollen Sie zu Mittag essen?" fragte sie. „Die Tante möchte Sie recht großartig bewirten."

„Ich habe doch schon zu Mittag gegessen! Höchstens zum Abendbrot..."

„Wie denn? Vorher wird doch noch gevespert! Da gibt's Tee oder saure Milch. Essen Sie gern frischen Käse, mit Sahne vielleicht?..."

„Ja, den esse ich ganz gern," antwortete Raiski zerstreut.

„Oder wollen Sie lieber saure Milch?"

„Ja, saure Milch ..."

„Was ziehen Sie also vor?" fragte sie, und als er keine Antwort gab, wandte sie sich um, um zu sehen, was seine Aufmerksamkeit von der Unterhaltung abzog.

Er aber beobachtete gerade, wie sie, über einen Graben hinwegschreitend, ihr Kleid samt dem gestickten Unterrock emporhob, und wie unter dem Kleide die runde, pralle Wade in dem weißen Strumpf und der in einem eleganten, mit rotem Saffian verzierten Lackschuh steckende zierliche Fuß zum Vorschein kam.

„Lackschuhe — ei!" sagte er. „Du putzt dich wohl gern, Marfinka?"

Er dachte, sie würde verlegen werden, und freute sich schon darauf, zu sehen, wie sie ganz verwirrt und beschämt das Kleid herunterlassen würde. Statt dessen jedoch hob sie den Rock noch etwas höher empor, damit er den Schuh ganz genau betrachten könnte.

„Die haben wir neulich mit Tantchen auf dem Jahrmarkt gekauft," sagte sie unschuldig. „Auch Wjerotschka hat ein Paar bekommen, die sind aber lila, sie liebt diese Farbe sehr. Was wollen Sie also zu Mittag essen? Sie haben noch nichts gesagt!"

Er hörte jedoch nicht auf sie.

„Du brauchst keine Verschämtheit zu heucheln, du liebes Kind!" dachte er im stillen. Und laut fügte er dann hinzu:

„Ich mag nichts essen, Marfinka. Reich' mir den Arm, wir wollen zur Wolga gehen!"

Er preßte ihren Arm an seine Brust und fühlte, wie sein Herz heftig schlug, als es so die Nähe dieses naiven, holden Kindes fühlte, das ihm zugleich als liebende Schwester und als frisch erblühende junge Schönheit erschien. Er hegte Befürchtungen, ob er wohl standhaft genug sein würde,

sie mit dem bloßen Künstlerauge zu schauen, oder ob er, wie gewöhnlich, dem „Eindruck“ erliegen würde.

Vor seinen Augen schwebte das Ideal einer reinen, einfachen Natur, und in seiner Vorstellung formte sich das Bild eines stillen Familienromans, während er zugleich fühlte, daß dieser Roman auf sein eigenes Ich hinübergriff, daß ihm dabei so wohl, so warm ward ums Herz, daß das Leben ringsum ihn mit hineinzog in sein Getriebe ...

„Singst du, Marfinka?“ fragte er.

„Ja ... ein wenig,“ antwortete sie etwas verlegen.

„Was denn?“

„Russische Romanzen; dann habe ich auch etwas italienische Musik getrieben, aber mein Lehrer ist abgereist. Ich singe zum Beispiel ‚Una voce poco fa‘, doch fällt es mir nicht leicht. Und Sie — singen Sie auch?“

„Sehr gern, aber mit ungeschulter Stimme.“

„Was denn?“

„Alles.“

Und er sang zuerst eine Arie aus den „Lombarden“ und dann einen Marsch aus der „Semiramis“ und schwieg hierauf plötzlich.

Er sah ihr in die Augen, drückte ihren Arm und paßte seinen Schritt dem ihrigen an.

„Hier fehlt nichts weiter zum Glück,“ dachte er. „Zugreifen, nicht lange in die Ferne schauen — so würde ein anderer an meiner Stelle handeln. Alles ist vorhanden für ein stilles Lebensglück — aber ... dieses Glück ist nicht das meinige!“ Er seufzte. „Die Augen gewöhnen sich — die Phantasie ermüdet — der Eindruck verblaßt, und die Illusion zerplatzt wie eine Seifenblase, ehe sie noch die Nerven tiefer ergriffen hat.“

Er ließ ihren Arm los und wurde nachdenklich.

„Warum sind Sie so schweigsam?“ fragte sie. „Nicht ein Wort redet er!“ dachte sie im stillen.

„Liest du gern, Marsinka?“ fragte er, aus seinem Sinnen erwachend.

„Ja, wenn ich mich langweile, dann lese ich.“

„Was denn?“

„Was mir in die Hand kommt: Erzählungen, oder Tit Nikonytsch bringt uns Journale, dort lese ich die Novellen. Manchmal nehme ich auch eins von Wjerotschkas französischen Büchern vor. Neulich habe ich die ‚Helen‘ der Miß Edgeworth gelesen, und dann auch ‚Jane Eyre‘. Ein sehr schönes Buch — zwei Nächte lang habe ich nicht geschlafen, sondern immer nur gelesen, gar nicht losreißen konnte ich mich.“

„Welche Art von Büchern liebst du besonders?“

Sie dachte einen Augenblick nach, um die Bücher, die sie gelesen hatte, rasch im Geiste zu gruppieren.

„Sie wollen sich wieder über mich lustig machen, wie vorhin, wegen des Gänschens ...“ sagte sie zögernd.

„Nein, nein, Marsinka! Ich werde mich doch über ein so liebes, hübsches Schwesterchen nicht lustig machen! Denn du bist doch hübsch, nicht wahr?“

„Was ist schon viel Hübsches an mir!“ sagte sie in geringschätzigem Tone. „Dick bin ich nur, und habe einen weißen Teint. Da sollten Sie unsere Wjerotschka sehen — die ist hübsch! Eine Schönheit!“

„Was liest du also gern? Gedichte?“

„Ja, Schukowskij, und von Puschkin habe ich neulich ‚Mazeppa‘ gelesen.“

„Nun — hat's dir gefallen?“

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Warum nicht?"

„Die Marja tat mir so leid. Drüben, in Ihrer Bibliothek, habe ich einmal ‚Gullivers Reisen' gefunden, ich habe das Buch an mich genommen und wohl siebenmal gelesen. Sowie ich's ein bißchen vergessen habe, lese ich's wieder. Auch den ‚Kater Murr', die ‚Serapionsbrüder' und den ‚Sandmann' habe ich gelesen, die haben mir sehr gut gefallen."

„Was gefällt dir sonst noch? Hast du auch ernste Bücher gelesen?"

„Ernste Bücher?" wiederholte sie, und ihr Gesicht nahm dabei selbst eine ernste Miene an. „Ja, ich habe da noch einige von Ihren Büchern liegen, aber ich kann sie nicht recht verdauen ..."

„Was denn zum Beispiel?"

„Nun, da ist zum Beispiel ein Buch von Chateaubriand: ‚Les Martyrs' ... Das ist für mich schon gar zu hoch!"

„Nun, und historische Werke?"

„Leontij Iwanowitsch gab mir einmal ein Buch von Michelet, ‚Précis de l'histoire moderne'. Dann die ‚Römische Geschichte' von Gibbon, glaube ich ..."

„Nun, wie gefiel dir Gibbon?"

„Ich habe das Werk nicht zu Ende gelesen, es war zu hoch für mich. Das ist etwas für Lehrer, die in diesem Fache unterrichten ..."

„Nun, und wie steht's mit Romanen — liest du die gern?"

„Ja ... aber nur solche, die mit einer Heirat enden."

Er lachte, und sie lachte mit ihm.

„Das ist recht albern, nicht wahr?" fragte sie.

„Nein, ich finde es reizend. An dir kann doch überhaupt nichts albern sein."

„Ich lese immer zuerst das Ende," fuhr sie, mutiger geworden, fort — „und wenn es traurig ist, lese ich das Buch überhaupt nicht. Den ‚Bassurman' zum Beispiel habe ich angefangen, aber Wjerotschka sagte mir, daß der Held hingerichtet wird, und da warf ich das Buch gleich auf die Seite."

„Dann liebst du wohl auch Gribojedows Komödie ‚Wissen bringt Schmerz' nicht? Auch dort kommt es ja zu keiner Hochzeit!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Sophie Pawlowna ist abscheulich," bemerkte sie — „und Tschazki tut mir leid: weil er verständiger ist als die anderen, muß er leiden!"

Lächelnd hörte er ihr literarisches Gestammel an und sah ihr dabei mit wachsendem Entzücken in die Augen.

„Wir wollen zusammen fleißig lesen," sagte er, „du hast noch keine ganz klaren Begriffe, und dein Geschmack ist noch unentwickelt. Willst du? Du wirst nach und nach begreifen lernen, wirst das Gelesene kritisieren..."

„Sehr gern, aber Sie müssen immer solche Bücher aussuchen, die glücklich enden, mit einer Hochzeit..."

„Und natürlich müssen dann auch Kinder kommen?" fragte er neckend. „Und das eine soll sein Süppchen verlangen, das andere muß geimpft werden — nicht wahr?"

„Oh, pfui, wie böse Sie sind! Nicht ein Wort sage ich mehr... Alles merken Sie sich, nichts entgeht Ihnen..."

„Du wirst dich also nicht verheiraten, ohne die Tante um Erlaubnis zu fragen?"

„Nein!" sagte sie in bestimmtem Tone, fast ein wenig damit prahlend, daß sie nicht imstande sei, eine solche Schandtat zu begehen.

„Warum denn aber nicht?"

„Wenn er ein Spieler oder Trinker ist, wenn er nicht häuslich ist oder ein gottloser Mensch, wie Mark Iwanytsch — wie soll ich das erfahren? Und die Tante kommt doch sicher dahinter ..."
„Ist Mark Iwanytsch denn wirklich gar so gottlos?"
„Der geht niemals in die Kirche!"
„Nun, und wenn solch ein gottloser Mensch oder Spieler dir gefällt?..."
„Ganz gleich — ich würde ihn nie heiraten!"
„Und wenn du dich in ihn verliebst?..."
„Wie — in einen Spieler, oder in einen Religionsspötter wie Mark Iwanytsch sollte ich mich verlieben? Ist denn das möglich? Ich rede doch nicht einmal mit ihm!"
„Was also die Tante bestimmt, das geschieht?"
„Ja, sie weiß alles besser als ich."
„Und wann wirst du selbst genügend Bescheid wissen, um danach leben zu können?"
„Wenn ... ich in reiferen Jahren bin, wenn ich meine eigene Häuslichkeit haben werde, und meine eigenen ..."
„Kinder?" fiel Raiski ihr ins Wort.
„Meine eigenen Kühe, Pferde, Hühner, meine Leute im Hause ... und auch meine Kinder, ja ..." fügte sie errötend hinzu.
„Und bis dahin hat die Tante alles zu bestimmen?"
„Ja. Sie ist klug und gut, und sie weiß alles. Sie ist besser als alle Menschen hier und überhaupt in der ganzen Welt!" fügte sie begeistert hinzu.
Er schwieg, dachte an die Bjelowodowa, an die Gespräche, die er mit ihr gehabt hatte, an die Ähnlichkeit zwischen Marfinka und jener, und suchte zu ergründen, worauf diese Ähnlichkeit und andererseits wiederum der Unterschied in dem Wesen beider beruhe.

Er sah beide nebeneinander im Bilde — jede von ihnen hatte ihre eigene Schönheit, schien ihr eigenes Licht um sich auszustrahlen.

„Was wird wohl dabei herauskommen?“ fragte er sich — und beschloß zunächst einmal, Marfinkas Porträt in Öl zu malen.

Sie waren bis an den Absturz gekommen. Marfinka blickte ängstlich hinab und wich erschrocken zurück.

Raiski warf einen Blick auf die Wolga, vergaß alles ringsum und stand unbeweglich da, ganz in den Anblick des breit dahinfließenden Stromes vertieft, der seine Fluten weithin über die Ufergelände ergoß.

Die Hochflut war noch nicht ganz verlaufen, das Wasser des Stromes ging noch weit über das flache Ufer hinweg, während es schäumend gegen das andere, steile Ufer schlug und seine Höhen unterspülte. Da und dort sah man Boote auf der Wasserfläche, die sich kaum zu bewegen schienen. Hoch am Himmel schwebten die Wolken über die Landschaft dahin.

Marfinka trat wieder näher an Raiski heran und sah gleichgültig auf die Flußlandschaft, deren Anblick ihr ein längst gewohnter war.

„Diese Boote dort haben Kochgeschirr verladen,“ sagte sie, „und das da sind Segelschiffe, die von Astrachan kommen. Und dort die Häuschen, sehen Sie, die ganz von Wasser umgeben sind — in denen wohnen die Barkenknechte. Und da, hinter jenen beiden Hügeln, führt der Weg nach dem Dorfe, in dem Wjerotschkas Freundin, die Popenfrau, wohnt. Wunderschön ist es dort drüben am Ufer! Im Juli fahren wir im Boot nach den Inseln hinüber, um dort Tee zu trinken. Und Blumen gibt es da — eine Unmenge!“

Raiski schwieg.

„Auch Hasen sind dort in Menge, aber sie werden jetzt ertrunken sein, die armen Tierchen! Ich habe hier auch Kaninchen — die will ich Ihnen gelegentlich zeigen."

Er stand noch immer schweigend da.

„Wenn der Sommer zu Ende geht, kommen die Boote mit den Wassermelonen," fuhr sie fort. „Wie viel ihrer da angefahren werden! Wir kaufen nur welche zum Einsäuern; zum Dessert haben wir unsere eigenen, ganz große, bis zu vierzig Pfund schwer. Im vorigen Jahre hatten wir solch eine Riesenfrucht, die ein Pud wog, die hat Tantchen dem Bischof als Präsent verehrt."

Raiski stand noch immer da und schaute vor sich hin.

„Warum er nur so schweigsam ist?" flüsterte Marfinka vor sich hin.

„Gehen wir dahin!" sagte er plötzlich, während er nach dem Grunde der Schlucht zeigte und ihren Arm nahm.

„Ach nein, nein, ich fürchte mich!" sagte sie und wich zitternd zurück.

„Du fürchtest dich — auch wenn ich mitgehe?"

„Ja, ich fürchte mich!"

„Ich werde dich halten, daß du nicht fällst. Glaubst du dich nicht sicher genug an meiner Seite?"

„O doch, doch, aber ich fürchte mich. Wjerotschka, sehen Sie, die fürchtet sich nicht! Die geht allein dahin, auch wenn es dunkel ist. Dort liegt ein Mörder begraben — aber das macht ihr nichts aus!"

„Und wenn ich dir sagte: Schließ die Augen, gib mir die Hand und komm mit dahin, wohin ich dich führe — würdest du es tun? Würdest du mir die Hand geben und die Augen schließen?"

„Ja ... ich würde es tun, aber ... das eine Auge würde ich doch ein ganz klein wenig aufmachen ..."

„Nun, so versuch's einmal — schließ die Augen und reich' mir die Hand! Du wirst sehen, wie sicher und wie vorsichtig ich dich hinunterführen werde — gar keine Furcht wirst du spüren. Nun — vertrau' dich mir an, schließ ruhig die Augen!"
Sie schloß die Augen, doch so, daß sie ihn sehen konnte, und kaum hatte er ihre Hand ergriffen und einen Schritt vorwärts getan, kaum sah sie, daß er im Abstieg begriffen war und sie selbst am Rande des Abhangs stand, als sie plötzlich sich losmachte und ihm ihre Hand entriß.
„Um nichts in der Welt geh' ich mit, um nichts in der Welt!" rief sie laut lachend und quiekend. „Kommen Sie, es ist Zeit, daß wir nach Hause gehen! Tantchen wird schon warten. Was soll's also zu Mittag geben?" fragte sie — „essen Sie gern Makkaroni mit frischen Pilzen?"
Er antwortete nicht und sah sie nur immer voll Entzücken an.
„Was für ein prächtiges Mädchen bist du doch! Eine ganze, reine Natur! Und diese Treue, diese Anhänglichkeit an die Tante — wirklich ein Fund für einen Künstler! Die Natürlichkeit selbst!"
Er küßte ihre Hand.
„Was Sie nicht alles an mir zu rühmen wissen! Aber wohin wollen Sie denn?"
Sie erhielt keine Antwort. Sie trat zwei Schritte näher an den Rand des Abhangs hin, blickte ängstlich hinunter und sah, wie sich dort unten geräuschvoll das Buschwerk teilte, und wie Raiski auf den Vorsprüngen und Vertiefungen der steil abfallenden Wand wie auf großen Treppenstufen hinabsprang.
„Wie ihm das nur Vergnügen machen kann!" sagte sie innerlich erbebend und machte kehrt, um heimzugehen.



Viertes Kapitel

Raiski ging um die ganze Stadt herum und kletterte am entgegengesetzten Ende der Schlucht, ganz weit entfernt von seinem Gute, wieder den Abhang hinauf. Von der Höhe aus schritt er dann wieder abwärts, nach der Vorstadt zu. Die ganze Stadt lag wie auf der flachen Hand vor ihm ausgebreitet.

Ein seltsames Gefühl ergriff ihn, als er so, von alten, fast bis in die Kindheit zurückreichenden Erinnerungen bestürmt, auf diesen kunterbunten Haufen von Häusern, Häuschen und Hütten niederschaute, die bald in dichten Gruppen zusammengedrängt waren, bald auf den Höhen oder in den Niederungen zerstreut lagen, hier am Rande des Abhangs hinliefen, dort sich nach der Tiefe der Schlucht hinzogen, die einen mit Balkons, Markisen, Belvederen, die anderen mit Anbauten und Überbauten, mit venetianischen Fensterchen oder kaum bemerkbaren Spalten an Stelle der Fenster, mit Taubenschlägen, Starhäuschen und öden, grasbewachsenen Höfen. Er sah hinab auf die endlos langen, zwischen Zäunen hinlaufenden krummen Gassen, auf die menschenleeren, noch unausgebauten Straßen, die mit hochtönenden Aufschriften, wie „Moskauer Straße“,

„Astrachaner Straße", „Saratower Straße" paradierten und über Basare hinliefen, auf denen Haufen von Bast, von gesalzenen und gedörrten Fischen, Fässer mit Birkenteer und Tische mit großen Kuchen umherstanden; er sah auf die weitgeöffneten Torwege der Einkehrhäuser, aus denen ein penetranter Düngergeruch hervorströmte, und auf die durch die Straßen holpernden Droschken.

Die Mittagstunde war längst vorüber. Über der Stadt lag eine starre Ruhe, ähnlich der Windstille auf dem Ozean — die Stille des trägen, breiten, vegetierenden Lebens dieser russischen Steppennester, die einem Friedhof weit mehr gleichen als einer von lebendigen Menschen bewohnten Stadt.

Sie schien gestorben zu sein, oder zu schlafen, oder in dumpfen Träumen befangen. Die offenen Fenster erinnerten an ein starres Gähnen, an einen Mund, der geöffnet ist, aber nicht spricht; kein Atem, kein Pulsschlag war zu spüren. Wohin ist das Leben geflohen? Wo sind die Augen, wo der Mund dieses regungslos daliegenden Körpers? Alles ringsum ist grün, mit bunten Sprenkeln dazwischen, und alles schweigt.

Raiski schritt durch die Straßen und Gäßchen dahin — nicht ein Windhauch regte sich darin. Der Staub liegt auf den Straßen, schon seit vielen Tagen unberührt; man sieht deutlich die Radspuren der Wagen, die darüber hingefahren sind. Im Schatten des Zaunes ruht da und dort eine Ziege aus, und die Hühner haben sich Höhlen in den Staub gescharrt und sitzen darin ganz still beieinander; nur der Hahn sucht, bald mit dem einen, bald mit dem anderen Fuße kratzend, in der hohen, dicken Staubschicht nach Nahrung. In den Höfen liegen die Hunde in buntscheckigen Gruppen zu drei und vier nebeneinander, und nur aus Gewohnheit bellen sie von Zeit zu Zeit den einen

oder andern der wenigen Passanten an, der sie im übrigen gar nichts angeht.

Alles erscheint so weit, so öde — wie in der Wüste. Hier und da zeigt sich ein Kopf mit grauem Barte an einem der Fenster, ein rotes Hemd wird sichtbar, träg schauen die Augen nach links und rechts, ein Gähnen folgt, ein Ausspucken, und der Kopf verschwindet wieder.

Wirft man einen Blick durchs Fenster gegenüber, auf der anderen Seite der Straße, so erblickt man einen schnarchenden Mann im Schlafrock, auf dem Ledersofa ausgestreckt, und neben ihm auf einem Tischchen den „Stadtanzeiger", die Brille und eine Karaffe mit Kwas.

Dort hockt einer stundenlang im Torweg, die Mütze auf dem Kopfe, und schaut träg und gleichgültig nach dem mit Brennesseln bewachsenen Graben und dem Zaun auf der anderen Straßenseite. Eine ganze Weile schon hält er das Taschentuch in den Händen und kann vor lauter Trägheit sich nicht dazu entschließen, seine Nase zu putzen.

Hier sitzt jemand untätig am Fenster, mit der Pfeife im Munde, und wer auch immer vorübergeht, jeder sieht ihn da sitzen, mit zufriedenem, wunschlosem Gesichte, ohne Spur von Langerweile. An einem anderen Fenster sah Raiski eine ältliche Frau, das Pendant zu dem Manne mit der Pfeife: jahraus, jahrein saß sie da seit langer Zeit in ihrem verlorenen Gäßchen, ohne sich zu rühren, ohne sich aufzuregen, ohne irgendeinen Verkehr mit ihresgleichen zu suchen, ohne etwas zu ahnen von der Unruhe und dem regen Treiben der Großstadt, die die Menschen nur so durcheinanderwirbelt.

Da und dort sah Raiski, wie er so von Gasse zu Gasse ging, die Leute noch bei Tische, doch stand stellenweise auch schon der Samowar bereit.

In der menschenleeren Gasse hört man es auf eine Werst hin ganz deutlich, wenn zwei oder drei zusammen sprechen, und was sie sprechen. Hell tönen die Stimmen durch die Gasse, und die Schritte hallen auf dem hölzernen Bürgersteig wider.

Irgendwo in einem Schuppen wird Holz zerkleinert, ein Ferkel quiekt auf dem Misthaufen; an einem kleinen Fensterchen, fast zu ebener Erde, weht ein Kattunvorhang im Zugwind hin und her und streift die Balsaminen, Maßliebchen und Reseden in den Töpfen auf dem Fensterbrett.

Hier sitzt, das hübsche, frische Gesicht über eine Näharbeit gebeugt, ein junges Mädchen und ist trotz der einschläfernden Schwüle fleißig am Werke. Sie ist die einzige, die im Hause zu wachen scheint — vielleicht wartet sie, bis draußen auf der Straße ein bekannter Schritt sich vernehmen läßt ...

Aus den offenen Fenstern eines Hauses tönt wohl ein ganzes Hundert jugendlich heller, buchstabierender Stimmen: es bedurfte nicht erst der Aufschrift über der Tür des Hauses, um dem Wanderer anzuzeigen, daß er eine Schule vor sich habe.

Weiter kam Raiski an einen Neubau: Balken, Sparren und Späne lagen in Haufen umher, und um eine riesige hölzerne Schüssel waren die Zimmerleute gelagert. Ein großer Brotlaib, kleingeschnittener Lauch in der mit Kwas gefüllten Schüssel und ein Stück Salzfisch — das war ihr ganzes Mittagessen.

Ruhig und schweigsam saßen die Männer um die Schüssel, tauchten der Reihe nach ihre Löffel in den Kwas und legten sie wieder hin, kauten langsam das Brot, lachten und sprachen nicht, sondern verrichteten ernsthaft, fast mit Andacht, die schwere Arbeit des Essens.

Raiski wollte sie zeichnen, diese Gruppe von müden, ernsten, gelbbraunen Männern, die an Polynesier erinnerten, diese vertrockneten, sonnverbrannten Hände mit den steifen Fingern und den fest eingewachsenen, gleichsam eisernen Nägeln, diese Gesichter mit den sich im Gleichmaß weit öffnenden, langsam kauenden Kiefern, diesen Hunger, der sich an Brot und Lauch und Grütze satt aß.

Ja, das war der Hunger, nicht der Appetit: der Bauer kennt keinen Appetit. Der Appetit ist ein Ergebnis des Faulenzens, des Wohllebens, der „Motion", der Hunger dagegen ein Produkt der Zeit und der schweren Arbeit.

„Welch ein breites Bild der Stille und des Schlafes!" dachte Raiski, während er seinen Blick in die Runde schweifen ließ. „Wie ein Grab! Ein weiter Rahmen für einen Roman — fragt sich nur, was ich in diesen Rahmen hineinstellen soll!"

Er zeichnete gleichsam in Gedanken all die Häuschen ab, prägte sich die Physiognomien der Passanten ein, gruppierte bereits die Tante und ihre Umgebung in dem ihm vorschwebenden Rahmen.

Als Hauptgestalt des Ganzen erschien ihm vorerst nur Marfinka — sie bildete den Mittelpunkt des Gemäldes. Die Gestalt der Bjelowodowa war in den Hintergrund getreten und stand dort ganz einsam und verlassen.

Mechanisch und langsam ging er durch die Straßen und verarbeitete sein neues Material. Alle Gestalten standen im Kopfe fertig vor ihm, er sah sie dort alle so, wie sie lebten.

„Wie, wenn auf diesem schläfrigen, unbeweglichen Hintergrunde sich ein großes Gemälde der Leidenschaft abspielte?" dachte er. Welches Leben würde sich plötzlich in diesem Rahmen entwickeln! Welche Farbenfülle! ... Aber woher die Farben nehmen, und woher die Leidenschaft? ...

„Die Leidenschaft!“ wiederholte er still für sich, fast in heftiger Wallung. „Ach, wenn doch ihre sengende Glut mich selbst ergreifen und durchlodern wollte, wenn sie den Künstler in mir ganz aufzehrte, daß ich blind in ihr versänke und dieses innere Doppelleben, dieses quälende zweite Gesicht aus meinem Wesen herausmerzte! Nicht mit den schauenden Sinnen, als Beobachter anderer, will ich ihre Glut durchleben, sondern mit dem eigenen Ich, mit Nerven und Mark, mit Galle und Blut — und dann will ich es malen, dieses Gehenna des menschlichen Lebens! Die Leidenschaft Sophies ... nein, nein!“ dachte er kalt. „Sie steht über dieser Welt, über der Leidenschaft ... und die Leidenschaft Marfinkas ...“ — er mußte unwillkürlich lächeln.
Beide Bilder verblaßten, und er senkte nachdenklich den Kopf und blickte gleichgültig zur Seite.
„Ja, sie werden beide ihren Roman haben,“ dachte er; „einen Roman, gewiß — aber es wird ein welker, kleinlicher Roman sein, bei der einen mit allerhand aristokratischem, bei der anderen mit kleinbürgerlichem Beiwerk. Dort das breite Gemälde eines kühlen Halbschlummers in marmornen Sarkophagen, mit Samtdecken, auf denen goldene Wappen gestickt sind; hier das Bild eines lauen Sommerschlafs auf grünen Matten, inmitten von Blumen, unter freiem Himmel — ganz traut und gemütlich, aber doch immer ein Schlaf, und zwar ein Schlaf, aus dem es kein Erwachen gibt.“
Er ging jetzt rascher — er hatte sich erinnert, daß seine Wanderung ein Ziel hatte, und er sah sich um, ob er nicht jemanden sähe, den er nach der Wohnung des Gymnasiallehrers Leontij Koslow fragen könnte. Kein Mensch war auf der Straße, kein Lebenszeichen rings zu schauen. Endlich entschloß er sich, in eins der kleinen Holzhäuser einzutreten.

Auf dem Hausflur schlug ihm ein abscheulicher Dunst entgegen, daß er sich die Nase zuhalten mußte und sein Blick hastig über die drei vom Flur nach dem Innern des Hauses gehenden Türen glitt: welche sollte er öffnen? Hinter der einen Tür ließ sich ein Geräusch vernehmen, und er betrat das kleine Vorzimmer.

„Wer ist da?" fragte ganz verdutzt eine alte Frau, die ihm, mit beiden Händen einen schweren Samowar tragend, entgegentrat.

„Können Sie mir nicht sagen, wo hier der Lehrer Leontij Koslow wohnt?" fragte Raiski.

Sie sah ihn noch immer wortlos, mit weit aufgerissenen, erschrockenen Augen an.

„Wer ist da?" ließ sich aus dem anstoßenden Zimmer eine männliche Stimme vernehmen, während gleichzeitig ein Schlurren von Pantoffeln näher kam und der Kopf eines etwa fünfzigjährigen Mannes in der Tür erschien. Er trug einen buntscheckigen Schlafrock und hielt ein blaues Tuch in der Hand.

„Nach irgendeinem Lehrer fragt er!" sagte die erschrockene Alte.

Der Mann im Schlafrock sah Raiski gleichfalls ganz bestürzt an.

„Was für ein Lehrer? Hier wohnt kein Lehrer ..." sagte er und fuhr fort, den unerwarteten Besucher mit erstauntem Blick zu betrachten.

„Entschuldigen Sie, ich bin hier nicht bekannt, bin erst heute früh hier angekommen. Zufällig bin ich hier in diese Straße geraten und wollte nur fragen ..."

„Wollen Sie nicht näher treten?" lud ihn der Hausherr freundlich ein.

Raiski folgte ihm in ein kleines Empfangszimmer, in dem

einfache Lederstühle und ein ebensolches Kanapee an der Wand standen. Auch ein Spiegel war vorhanden, und unter dem Spiegel stand ein Spieltisch.

„Ich bitte, Platz zu nehmen!" bat der Hausherr. „Nach welchem Lehrer beliebten Sie zu fragen?" fuhr er fort, als sie sich beide gesetzt hatten.

„Nach Leontij Koslow."

„Es gibt hier einen Kaufmann Koslow, der hat einen Laden auf dem Basar ...", sagte der Hausherr nachdenklich.

„Nein, der Koslow, den ich meine, ist Lehrer der klassischen Sprachen," wiederholte Raiski.

„Der klassischen Sprachen ... nein, den kenne ich nicht ... Erkundigen Sie sich einmal im Gymnasium — dort oben, auf der Anhöhe ..."

„So klug bin ich selber," dachte Raiski. Und laut fügte er hinzu: „Ich glaubte, daß ihn hier jedermann kennt, weil er schon so lange in der Stadt ist."

„Erlauben Sie mal ... ist er nicht Hauslehrer beim Adelsmarschall? Dann wohnt er dort auch — er sieht so brav aus ..."

„Nein, nein, der ist gar nicht brav!" sagte Raiski lächelnd und empfahl sich.

Auf der Straße hielt er den ersten Passanten an und fragte ihn wiederum nach dem Lehrer Leontij Koslow. Der Gefragte dachte ein Weilchen nach, musterte Raiski vom Scheitel bis zur Sohle, wandte sich dann zur Seite, um sich mit den Fingern zu schneuzen, und sagte, nach der Richtung zeigend, aus der Raiski kam:

„Der muß dort am Ende der Stadt wohnen, hinter der Brücke: dort wohnt irgendein Lehrer."

Zum Glück kam jetzt ein Kantonschreiber vorüber, der Raiskis Frage vernahm.

„Was redest du da!“ bemerkte er. „Das ist doch der Gärtner Koslow!“

„Ich weiß, daß er Gärtner ist, aber er ist doch zugleich Lehrer,“ versetzte der andere. „Man schickt doch Kinder zu ihm in die Lehre ...“

„Der ist es aber nicht, den der Herr sucht,“ sagte der Schreiber mit einem Blick auf Raiski. „Bitte, folgen Sie mir!“ fügte er hinzu und ging rasch voran.

Raiski folgte ihm von Gasse zu Gasse, und sein Führer brachte ihn endlich vor das Haus, aus dessen Fenstern das Buchstabieren der Abcschützen klang.

„Hier ist die Schule, und da sitzt auch der Lehrer selbst!“ sagte er und zeigte nach dem Fenster des Hauses, durch das man den Lehrer sehen konnte.

„Aber der ist's doch nicht, den ich suche!“ rief Raiski ärgerlich. Er war wütend über sich selbst, weil er vergessen hatte, sich zu Hause nach Koslows Adresse zu erkundigen.

„Ja, dann hätten wir noch das Gymnasium oben auf der Anhöhe ...“ sagte der Schreiber.

„Schon gut, ich danke Ihnen, ich werde ihn schon finden,“ sagte Raiski und trat in das Schulhaus ein, in der Annahme, daß der Lehrer doch sicher wissen würde, wo Leontij wohnte.

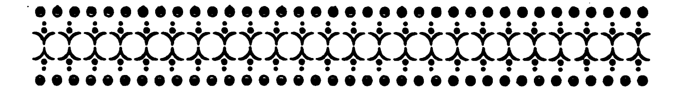
Seine Annahme erwies sich als richtig: der Lehrer legte den Finger auf die Stelle im Buche, die er gerade vorhatte, und ging, das Buch in der Hand, mit Raiski auf die Straße hinaus. Hier zeigte er ihm, wie er zunächst die Straße hinuntergehen, dann rechts und dann wieder links einbiegen müsse.

„Dort kommen Sie an einen Garten,“ fügte er hinzu — „und da wohnt Koslow.“

„Hier sind Kultur und Fortschritt noch etwas weit zurück," dachte Raiski, während er auf die hinter ihm herschallenden Kinderstimmen lauschte und zum fünften Male durch dieselben Gassen schritt, ohne auch diesmal einer lebendigen Seele zu begegnen. „Was für Menschen, was für Sitten, was für Erscheinungen! Alles, alles zu brauchen für einen Roman: das gibt Striche und Schatten, interessante Details, Milieu — lauter Perlen für den, der sie sehen und darstellen kann. Wie mag nur Leontij jetzt aussehen? Ob er sich sehr verändert hat? Ob er noch immer der alte Büchergelehrte mit dem ahnungslosen Kinderherzen ist? Auch er ist — ein dankbarer Fund für den Künstler."

Und er trat in das Haus ein.





Fünftes Kapitel

Leontij gehörte zur Sorte jener ewig in den Büchern vergrabenen, nichts außer ihnen kennenden Gelehrten, die in der Welt der Vergangenheit, oder der Ideale, oder der Ziffern, Zahlen, Hypothesen, Theorien und Systeme ganz aufgehen und von dem rings um sie pulsierenden Leben nichts merken.

Dieser interessante Menschenschlag scheint jetzt im Aussterben begriffen oder gar schon ausgestorben. Die Göttin Isis hat den Schleier von ihrem Antlitz genommen, und ihre Priester schämen sich jetzt der alten Perücken, Mäntel und Schoßröcke, haben sie gegen Frack und Paletot vertauscht und sind unter die Menschen gegangen.

Selten einmal trifft man noch irgendwo solch einen unrasierten und ungekämmten Gelehrten, mit dem unbeweglichen, ewig sinnenden Blick, der immer nur sich um die Wissenschaft drehenden Konversation, dem einseitigen, tief in ihre Geheimnisse eingedrungenen Verstande. Sie sind selten geworden, diese schwerfälligen, leicht verlegenen, den Frauen ausweichenden, gedankentiefen Männer mit der komischen Zerstreutheit und der rührend kindlichen Naivität — diese Märtyrer, Ritter und Opfer der exakten Forschung.

Sie sind heute ein Anachronismus, diese Pedanten der Wissenschaft — ihre Weisheit würde kaum noch jemanden in Erstaunen setzen.

Leontij war noch einer der wenigen, die dieser Art von Gelehrten angehörten, wenn auch die Zeit, in der er lebte, so manche Schroffheit des Typus in ihm gemildert hatte. Er war ein Landsmann von Raiski und hatte mit ihm zusammen die Schule und die Universität besucht. Verfolgte man sein Leben von seinen Kindheitsjahren an, so kam man zu dem Schlusse, daß auch der Gelehrte dieses Schlages, gleich dem Dichter, „geboren werden muß". Von klein auf sah man ihn nur immer mit zerzaustem Haar und abwesendem Blick, ewig zwischen Büchern und Heften wühlend, als ob er keine Kindheit hätte, keine Nerven, die auch einmal in mutwilligem Spiel und munteren Streichen sich austoben wollen.

Menschen dieser Art werden schon von ihren Schulkameraden zur Zielscheibe von allerhand Scherzen erwählt. Da hat irgendein Schelm dem armen Leontij das Gesicht ganz mit Ruß beschmiert, und er geht nun zur Belustigung der anderen den ganzen Tag so umher, ohne das geringste zu merken, und bekommt dann obendrein noch vom Inspektor einen Rüffel, weil er so schmutzig herumläuft.

Versetzt ihm jemand einen Puff, zwickt oder zwackt ihn jemand, dann runzelt er nur die Stirn, und statt aufzuspringen und hinter dem kecken Störenfried herzurennen, dreht er sich nur gelegentlich langsam um, guckt zerstreut nach allen Seiten, reibt, während der andere längst über alle Berge ist, sich höchstens die schmerzende Stelle und versinkt wieder in sein Grübeln, bis ein neuer Puff, ein neuer Nasenstüber oder das Läuten der Glocke, die ihn zu Tisch ruft, ihn aus seinem Traumlande lockt.

Nimmt ihm jemand sein Frühstück oder Mittagessen weg, um es selbst zu verzehren, so macht er keinen Lärm, stellt nicht erst eine Untersuchung an, sondern nimmt sich irgendein recht schwieriges Buch vor, um über der geistigen Arbeit seinen Appetit zu vergessen, oder er geht hungrig, wie er ist, zu Bett und schläft ein.

Sich irgendwie, mit List, Gewalt oder durch Bitten ein Mittagessen als Ersatz für das ihm weggenommene zu verschaffen, lag ebensowenig in seiner Art, wie die Verfolgung der frechen Räuber, die es ihm wegnahmen. Nur wenn der Zufall ihn auf etwas Eßbares stieß, verzehrte er es, ohne lange zu fragen, ob es ihm selbst oder sonst jemandem gehörte.

Aber so sehr sich die Kameraden auch über seine Nachdenklichkeit und Zerstreutheit lustig machten — sein warmes Herz, seine einfache, schlichte Güte, sein einheitlicher, reiner und edler Charakter hatten selbst bei den kleinen Bürschchen der unteren Schulklassen ihren Eindruck nicht verfehlt und ihm die unbedingte Sympathie des jungen Volkes gesichert. Er hatte wohl Ursache, so manchem von ihnen feind zu sein — ihm selbst war nie jemand feind.

Als sie dann alle mit der Zeit heranwuchsen und die Flegeljahre hinter sich hatten, begriffen sie ihn allmählich und wandten ihm ihre Achtung und Teilnahme zu, um so mehr, als er nicht nur als Charakter, sondern auch als Autorität auf wissenschaftlichem Gebiete ihnen imponierte. Er hatte ganz das Wesen eines deutschen Gelehrten, kannte die alten und neuen Sprachen, wenn er auch in keiner von den letzteren praktische Übung hatte, wußte in allen Literaturen Bescheid und war ein leidenschaftlicher Bibliophile.

Sein positives Wissen war sehr umfangreich, es war kein „stehender Sumpf", kein toter Friedhof, wie das Wissen

so manches verpaukten Seminaristen, der in seinem Gedächtnis Daten an Daten reiht, wie ein Totendenkmal zum anderen, leblos, äußerlich, ohne Zusammenhang, nur durch die darüber gewachsene Grasdecke und das tote Schweigen zu einem Ganzen verbunden.

Leontijs Wissen war im Gegenteil voll Leben, wenn es auch selbst der Vergangenheit angehörte. Er blickte mit offenen Augen in jene fernen Zeiten, die seinen Geist beschäftigten. Er verstand in seinen Büchern zwischen den Zeilen zu lesen. Zu einem antiken Becher fügte er im Geiste ein antikes Gastmahl, bei dem es lustig herging, zu der Münze dachte er sich die Tasche hinzu und den Mann, dem die Münze gehörte.

So manches Mal hatten sie sich mit Raiski in diese Welt vertieft — Raiski als der Dilettant, der für seine lebhafte Phantasie vorübergehend neue Nahrung suchte, Koslow dagegen als der begeisterte Forscher, der mit seinem ganzen Leben in der Sache aufging. In solchen Momenten hatte Raiski bei ihm denselben Gesichtsausdruck gesehen wie bei Wassjukow, wenn der seine Geige spielte, und er hatte seinen begeisterten, lebendigen Schilderungen der alten Welt gelauscht oder ihn selbst im Spiel der Phantasie mit fortgerissen — und so hatte jeder in dem anderen diesen lebendigen Nerv liebgewonnen, der sie beide, jeden auf seine Art, mit der Wissenschaft von jenen fernen Zeiten verband.

Leontij erschien zuweilen einseitig mit seiner leidenschaftlichen Begeisterung für die griechische und lateinische Grammatik, er war dann trocken und pedantisch, doch lag in seiner Pedanterie nichts Prahlerisches, weil er seinen Gegenstand aufrichtig liebte, weil diese trockene Grammatik für ihn der Schlüssel war für das antike Leben, das er so sehr

liebte, in dem er aufging, und das ihm als der Quell und das Vorbild der modernen Kultur, des modernen Lebens erschien.

Er liebte ihn, diesen Urquell unseres Wissens, unserer Entwickelung — aber seine Liebe war gar zu leidenschaftlich und heiß, er gab sich ihr ganz und gar hin und verlor den Blick und das Verständnis für das Leben der Gegenwart. Er war wie ein Fremdling in diesem Gegenwartsleben, erschien unbeholfen, lächerlich, so gar nicht heimisch darin. Er achtete und ehrte bedingungslos alles, was nach den klassischen Mustern geschaffen war oder ihnen irgendwie entsprach. Er schätzte Corneille und hatte sogar eine Schwäche für Racine, wenn er auch spöttisch lächelnd zu sagen pflegte, daß sie für ihre Marquis lediglich die Togen und Chitone bei den Alten entliehen hätten, wie für eine Maskerade — immerhin jedoch versöhnte es ihn, daß aus den Schöpfungen dieser Dichter ihm die Namen der alten Heroen und der alten Stätten entgegenklangen.

In den neueren Literaturen ließ er, soweit sie sich nicht der antiken Form bedienten, nur die hohe Poesie gelten, während er allem Trivialen und Alltäglichen abgeneigt war; er liebte Dante und Milton und versuchte auch Klopstock zu lesen, kam jedoch nicht weit darin. Für Shakespeare hegte er zwar Bewunderung, liebte ihn jedoch nicht; Goethe dagegen liebte er, doch nicht den Romantiker, sondern nur den Klassiker Goethe; die römischen Elegien und die „Italienischen Reisen" entzückten ihn weit mehr als der „Faust"; „Wilhelm Meister" kam für ihn nicht in Betracht, dafür konnte er den „Prometheus" und den „Tasso" auswendig.

Er verehrte die Gemälde Raffaels, dagegen schätzte er die Meister der vlämischen Schule nicht sehr hoch und lächelte unwillkürlich, wenn er ein Bild von Teniers sah.

Er war so arm, daß kaum noch eine Steigerung seiner Armut zu denken war. Er hatte als Schüler in einem Verschlage gewohnt, zwischen dem Ofen und den Brennholzstapeln, die zum Heizen des Ofens bestimmt waren. Er arbeitete beim Lichte einer elenden Fettlampe, und hätten die Freunde ihm nicht hilfreich beigestanden, er hätte nicht gewußt, woher er sich Bücher beschaffen, wie er zu Wäsche und Kleidern kommen sollte.

Geschenke nahm er nicht an, weil er keine Gegengeschenke machen konnte. Sie verschafften ihm Stunden, sie ließen sich Dissertationen von ihm anfertigen und schenkten ihm dafür Wäsche, Kleider, nur selten einmal Geld, am häufigsten jedoch Bücher, von denen sich mit der Zeit eine Menge bei ihm ansammelte.

Alle seine Jugendgenossen waren voll Leben und Unternehmungslust und trugen sich mit großen Zukunftsplänen: nur er allein plante nichts, träumte nicht davon, einmal ein großer Heerführer oder Dichter zu werden. Er sagte nur: ich will als Lehrer in die Provinz gehen — und hielt dieses bescheidene Ziel für die Bestimmung seines Lebens.

Die Kameraden, unter ihnen auch Raiski, suchten seinen Ehrgeiz zu stacheln, sprachen ihm von produktiver, schöpferischer Tätigkeit und von einem akademischen Lehrstuhl. Gewiß war dies das höchste Ziel seiner Wünsche, der Marschallstab, den er im Tornister trug. Aber er antwortete nur mit einem tiefen Seufzer, wenn sie ihm davon vorzuschwärmen begannen.

„Gewiß, sehr schön," sagte er, während er sich in die Rolle eines Professors hineinzudenken suchte. „So auf ganze Generationen mit dem lebendigen Wort zu wirken, und alles, was man weiß, was man liebt und verehrt, einer wißbegierigen Jugend zu übermitteln — gewiß, das wäre

herrlich! Wieviel Arbeit gäbe das, wieviel wissenschaftliche Hilfsquellen, welches Material: die Bibliotheken, der lebendige Verkehr mit den Kollegen, dann vielleicht auch eine Reise ins Ausland, nach Deutschland, nach Cambridge, nach Edinburgh ..." fügte er begeistert hinzu — „das gäbe Bekanntschaften und Korrespondenzen ... doch nein, wie kann ich daran denken!" fuhr er, aus seinem Rausche erwachen, fort. „Solch ein Professor hat auch noch andere Pflichten, er sitzt in den Kommissionen, muß Prüfungen abhalten, muß bei feierlichen Akten öffentliche Reden halten ... das würde mich nur verwirren, das ist nichts für mich! Laßt mich ruhig als Lehrer in die Provinz gehen!" sagte er, alle noch so verführerischen Träume mit Entschiedenheit ablehnend, und steckte die Nase in seine Bücher und Hefte.

Alle anderen hatten nach und nach ihre Illusionen aufgegeben. Wer sich schon als Feldherr gesehen und von der Ausrottung des Menschengeschlechts geträumt hatte, war vom Leben schließlich auf sein väterliches Stammgut verschlagen worden und begnügte sich dort damit, seine Art fortzupflanzen, Karten zu spielen, Gastereien mitzumachen und über die Höhe der Gerichtssporteln zu räsonnieren.

Ein anderer, der eine hohe dienstliche Stellung angestrebt hatte, die ihm Gelegenheit zur Entfaltung einer vielseitigen und segensreichen Tätigkeit geben sollte, wurde schließlich Mitglied irgendeines Klubs, dem er seine ganze Muße weihte.

Und auch Raiski hatte einst geträumt — von einer glänzenden Künstlerkarriere, und noch immer trug er das „heilige Feuer" in der Brust und zeichnete Skizzen, Motive, Studien, entwarf große Pläne, die er nicht ausführte, und

ein Name war noch immer unbekannt, seine Meisterwerke noch ungeboren.

Nur Leontij hatte das Ziel erreicht, das er sich gesetzt hatte, er war — Lehrer in der Provinz geworden.

Die Zeit der Trennung war gekommen, die Kameraden verließen einer nach dem anderen die Universität. Leontij blickte unruhig um sich, er sah, wie leer es rings um ihn geworden war, und als durch und durch unpraktischer Mensch wußte er nicht, was er anfangen sollte.

„Auch du!" sagte er traurig, wenn wieder jemand kam, um von ihm Abschied zu nehmen.

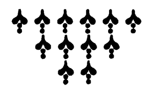
Kaum einer schied ohne Tränen von ihm, und auch ihm flossen die Augen über, und er dachte weder an die Rippenstöße und Nasenstüber, noch an die Spottreden, die er heruntergeschluckt, noch an die Frühstücksschüsseln und Mittagessen, die er nicht heruntergeschluckt hatte.

Schließlich kam die Zeit, da auch er sich um ein Stück Brot bemühen mußte. Doch wohin sollte er sich wenden? Raiski brachte alles auf die Beine, auch die Professoren legten sich für ihn ins Zeug und schrieben seinetwegen nach Petersburg, und endlich bekam er in seiner Heimatstadt die ersehnte Stelle.

Dort, in der Heimat, richtete ihm Raiski mit Hilfe der Großmutter und einiger Bekannten eine Wohnung ein, und kaum waren alle diese Äußerlichkeiten erledigt, als Leontij sogleich mit Eifer und Geduld an sein Werk ging und sich von neuem in jene fremde, längst entschwundene Welt vertiefte, die er zu der seinigen gemacht hatte.

Tatjana Markowna hatte sich der reichhaltigen Bibliothek, die Raiski geerbt hatte, nicht so recht annehmen können, die zum Teil sehr wertvollen Bücher lagen wenig beachtet drüben im Staub und Moder des alten Hauses. Marfinka

hatte ab und zu einen Band herübergeholt, ohne Wahl, heute den Gulliver oder „Paul und Virginie", morgen Chateaubriand oder Racine, dann wieder einen Roman der Madame Genlis, und sie hütete die Bücher mit derselben Sorgfalt wie ihre Blumen und Vögel. Die übrigen Bücher drüben im alten Hause nahm eine Zeitlang Wjera in ihre Obhut, das heißt, sie nahm davon, was ihr gefiel, las darin oder las nicht und stellte sie wieder in ihr Fach zurück. Immerhin war doch eine menschliche Hand mit ihnen in Berührung gekommen, und sie waren in halbwegs gutem Zustande erhalten geblieben, bis auf einige der älteren und „fettigeren", an die sich die Mäuse herangemacht hatten. Wjera hatte die Großtante gebeten, darüber an Raiski zu schreiben, und dieser hatte bestimmt, daß die Bücher Leontij zur Aufbewahrung übergeben werden sollten. Dieser stand ganz starr vor Entzücken da, als er den dreitausend Bände umfassenden Schatz erblickte. Die alten verstaubten, verschimmelten Folianten erwachten zu neuem Leben, wurden wieder gelesen und gebraucht — bis irgendein Mark, wie Koslow an Raiski geschrieben hatte, sich darangemacht hatte, das Werk der Mäuse zu vollenden.





Sechstes Kapitel

Leontij war verheiratet. Der Ökonom irgendeines staatlichen Instituts in Moskau hielt nebenbei einen Mittagstisch für Studenten, die für einen halben Rubel bei ihm vier Gänge und für einen geringeren Preis entsprechend weniger erhielten. Der Mittagstisch hatte bei der studentischen Jugend einen großen Zuspruch, und zwar übten nicht nur die Kohlsuppen, Nudeln, Eierkuchen und sonstigen guten Sachen, die der Ökonom um billigen Preis aus den Kohl-, Grütze- und Mehlvorräten, die er für den Staat zu verwalten hatte, herstellen ließ, ihre Anziehungskraft auf die Studenten aus, sondern auch die Tochter des Ökonoms, die über ihren Vater wie über die Studenten das Kommando hatte.

Sie war in jener Zeit, als Raiski und Koslow studierten, noch ein ganz junges Mädchen von sechzehn oder siebzehn Jahren, doch zog sie schon damals durch ihr frisches, flinkes Wesen die Aufmerksamkeit der Mittagsgäste auf sich.

Sie hatte eine wohlgeformte Nase, einen graziösen Mund und ein schön geschwungenes Kinn, wie überhaupt das Profil ihres Gesichts von strenger Regelmäßigkeit und Schönheit war. Ihr Haar war von rötlicher Farbe, im

Nacken ein wenig dunkler, nach dem Scheitel zu jedoch immer heller, daß auf dem oberen Teil des Kopfes, auf der Stirn und den Brauen beständig ein goldiger Schimmer zu liegen schien.

Um die Nase herum und auf den Wangen hatte sie dichtgesäte Sommersprossen, die auch im Winter nicht ganz verschwanden. Zwischen ihnen schimmerte die Haut in hellem Rot, das jedoch durch die Sommersprossen gedämpft wurde, so daß auf dem Gesicht ein Schatten zu liegen schien, ohne den es schon gar zu hell und leuchtend erschienen wäre.

Und noch ein Zug war ihrem Gesichte eigen: beständig lag ein Lachen darauf, selbst dann, wenn gar kein Grund zum Lachen vorhanden war, und wenn sie gar keine Neigung dazu hatte. Dieses Lachen schien für immer mit ihrem Gesichte verwachsen, und es stand ihm jedenfalls besser als Tränen, die kaum jemand auf ihm gesehen hatte.

Die Studenten waren alle durch die Bank in sie verliebt, nacheinander oder gruppenweise zu derselben Zeit. Sie führte alle an der Nase herum, erzählte immer dem einen von der Liebe des anderen, lachte mit dem zweiten über die Torheit des ersten und dann wieder mit diesem über die Verliebtheit jenes. Sogar zu Zank und Streit kam es ihretwegen zwischen ihnen.

Irgend jemand war auf den Einfall gekommen, ihr ein Paar Pariser Stiefeletten und ein Paar Ohrringe zu schenken, und sogleich ward sie die Freundlichkeit selbst gegenüber dem noblen Spender: sie flüsterte mit ihm, ging mit ihm in den Garten und lud ihn des Abends zu einem Glase Tee ein.

Als die anderen das merkten, folgten sie dem guten Beispiel: der eine brachte ihr Stoff zum Kleide, als Aner-

kennung für die gute Verpflegung, ein anderer schenkte ihr ein Logenbillet, ein dritter brachte Konfekt mit, und Ulinka war von gleicher Liebenswürdigkeit fast gegen alle.

Die Fähigkeit, mit allen auf gutem Fuße zu bleiben, entwickelte sich bei ihr in ganz außerordentlichem Maße. War jemand eifersüchtig auf einen der anderen, so lachte sie mit ihm über diesen letzteren und bestritt, ihn jemals auch nur im geringsten begünstigt zu haben. Dabei war sie überaus streng in ihrem Urteil über jene Wüstlinge, die unerfahrene junge Mädchen verführen und dann im Stiche lassen. Sie tadelte und verspottete ihre Freundinnen und Bekannten, wenn sie sich von ihren Gefühlen hinreißen ließen, und erzählte mit sichtlichem Behagen jedem, der es wissen wollte, daß man die Lisa heut in aller Frühe beobachtet habe, wie sie über den Gartenzaun hinweg mit irgendeinem Assistenten gesprochen habe, oder daß bei der und der Dame — sie nannte den Vor- und Vatersnamen und verschwieg auch den Familiennamen nicht — ein Herr vorzufahren pflege, der sie immer erst gegen zwei Uhr nachts verlasse.

Ihren Liebhabern prägte sie ganz genau ein, was sie sagen sollten, wenn jemand fragte, wo sie am Abend zusammen gewesen wären, was sie miteinander gesprochen hätten, warum sie in der dunklen Allee oder im Pavillon gewesen wären, und so weiter.

Es war natürlich ausgeschlossen, daß Leontij dort sein Mittagessen einnahm; er lebte in seinem mehr als bescheidenen Quartier und beköstigte sich auch dort. Kohlsuppe und Grütze waren die ewig wiederkehrenden Gerichte auf seinem Mittagstisch — der Luxus, für einen halben Rubel zu Mittag zu essen und seinen Magen mit Makkaroni und Koteletts zu füllen, war bei ihm völlig ausgeschlossen. Auch

für Kleider reichte es bei ihm nicht: eine Uniformbluse und zwei Paar Beinkleider, darunter eine Nankinghose für den Sommer — das war seine ganze Garderobe.

Doch hatte ihn Raiski einigemal mitgenommen. Leontij hatte Uliana Andrejewna überhaupt nicht bemerkt, sondern nur heißhungrig drauflos gegessen, wobei er laut schmatzte und an ganz andere Dinge als die Wirtstochter dachte. Er war schließlich still und bescheiden nach Hause gegangen, ohne mit einem anderen Menschen außer Raiski auch nur ein Wort gewechselt zu haben.

Sein Äußeres war nicht eben anziehend: er war mager, hatte einen düsteren Blick und unregelmäßige Züge: ein Teil des Gesichts schien immer zu dem andern im Gegensatz zu stehen. Sein Gesicht war farblos, weder von Rot noch von Weiß war darauf eine Spur.

Nur wenn er sich in eins der langen Gespräche mit Raiski vertiefte, oder in einer Vorlesung über das Leben der alten Völker saß, oder einen griechischen oder lateinischen Klassiker vorhatte, belebten sich plötzlich seine Augen und erhielten mit einemmal einen verständigen, überlegenen Ausdruck.

Wie hätte Ulinka einen Menschen von solchen Reizen auch nur bemerken sollen? Sie bemerkte nur, daß an seiner Uniform ein Knopf fehlte, daß seine Beinkleider zerrissen waren und seine Stiefel Löcher hatten. Und noch eins hatte sie bemerkt: daß er nicht ein einziges Mal zu ihr aufmerksamer hinübergeschaut hatte, sondern sie ganz so ansah, wie die Wand oder das Tischtuch.

Das hatte noch keiner getan, der bei ihr zum Mittagstisch erschienen war. Selbst diejenigen, deren Herz für tiefere Eindrücke nicht empfänglich war, hatten doch wenigstens ihre Augen immer zuerst auf sie gerichtet.

Und dieser da hatte weder für sie noch für die Köchin Ustinia, die den Gästen das Mittagessen servierte, auch nur einen Blick. Und dabei war doch auch Ustinia eine Persönlichkeit, die der Aufmerksamkeit in ihrer Art wohl wert war. Die Gäste wurden nicht müde, sich mit ihr zu beschäftigen und über sie ihre Witze zu machen. Ihre plumpe Gestalt mit dem breiten Gesichte, das irgend einmal jäh erschrocken sein mußte und den Ausdruck dieses Schreckens für alle Zeit behalten zu haben schien, konnte wirklich in die Augen fallen und zu mehr oder weniger geistvollen Bemerkungen reizen. Aber Leontij bemerkte Ustinia so wenig wie Ulinka. Mehr als einmal schon hatte sich Ulinka über Leontijs Gestalt und seine Zerstreutheit lustig gemacht, doch die Kameraden, insbesondere Raiski, hatten ihr so viel Gutes von ihm erzählt, daß sie sich damit begnügte, ihn mit ironischer Miene zu beobachten und dann in das anstoßende Zimmer zu gehen, um sich dort gründlich über ihn auszulachen.

„Nein, was für ein lächerlicher Mensch ist doch dieser Koslow!“ sagte sie zu den Gästen, die ihn kannten.

„Er ist aber ein so guter Junge!“ entgegnete man ihr.

„Und wie klug er ist: im Griechischen ist ihm nur der Professor und der Erzpriester an der Kathedrale über,“ fügte ein Zweiter hinzu, „er wird sicher noch mal Adjunkt werden!“

„Und was für ein edler Charakter er ist!“ ließ ein Dritter sich zu seinem Lobe vernehmen.

Eines Tages — es war das fünfte oder sechste Mal, daß er mit Raiski zu Tisch kam — blieb er in seiner Zerstreutheit sitzen und saß immer noch da, als die Kameraden alle längst gegangen waren. Ganz allein saß er da und aß, in Nachdenken versunken, den Rest irgendeiner Reisspeise.

Er bemerkte nicht, daß Uliana Andrejewna ihm eine neue, volle Schüssel mit derselben Reisspeise hinstellte: er fuhr fort, den Reis mechanisch mit dem Löffel aus der Schüssel zu nehmen und zum Munde zu führen.

Ganz leise stellte Uliana eine dritte Schüssel hin, füllte auch die noch nach und beobachtete aus dem Nebenzimmer, wie er aß und aß. Sie mußte sich den Mund mit dem Taschentuch zuhalten, um nicht laut aufzulachen.

„Ein guter Junge!" dachte sie. „Ich danke für solche Güte, wenn er einem nicht mal was schenken kann! Und auch klug soll er ja sein," fuhr sie in ihrer stillen Kritik fort. „Gewiß ist er klug — ißt schon die dritte Schüssel Reis und merkt nicht, daß man sich über ihn lustig macht! Und ein so edler Charakter soll er sein ..."

Sie dachte nach, was dieses Wort wohl bedeuten könne, kratzte sich mit dem Nagel den Scheitel, beguckte dann zerstreut ihre Fingerspitzen und gähnte laut.

„Nicht einmal ein Hemd scheint er anzuhaben — man sieht wenigstens nichts! Und das nennen sie einen edlen Charakter!"

Leontij aß noch immer, ohne aufzusehen.

„Da, wie er stopft: nicht ein einziges Mal guckt er auf!" dachte sie. Und nun hielt sie es nicht länger aus und lachte hell heraus.

Er hörte das Lachen, erwachte aus seinem Sinnen, wurde verlegen und begann seine Mütze zu suchen.

„Eilen Sie doch nicht so," sagte sie, „essen Sie getrost zu Ende! Wollen Sie noch mehr?"

„Nein, nein ... ich muß nach Hause ..." sagte er verschämt, ohne sie anzusehen, und lief, seine Mütze suchend, von einer Ecke in die andere.

Ulinka aber hatte die Mütze längst vom Fenster genommen und sich selbst aufgesetzt.

„Wo haben Sie denn Ihre Mütze hingehängt? Irgendeiner von den Studenten wird sie mitgenommen haben," sagte sie.

„Das glaube ich nicht..." versetzte Leontij, den zerstreuten Blick bald dahin, bald dorthin wendend. „Er hätte seine eigene Mütze statt dessen hiergelassen, und ich seh' keine..."

„Überall guckt er hin, nur nicht auf mich — dieser Bär!" dachte sie im stillen.

„Haben Sie nicht irgendeine Kopfbedeckung da?" fragte er.

„Ich hab's nicht weit nach Hause, bin rasch über die Straße..."

„Wohin wollen Sie denn? Es ist doch noch früh — kommen Sie, wir wollen in den Garten gehen! Vielleicht finden wir Ihre Mütze noch — es kann sein, daß sie jemand in die Laube mitgenommen hat."

Er ging mechanisch hinter ihr her, und als sie ein paar Schritte auf dem Gartenwege zurückgelegt hatten, blickte er zufällig auf und sah seine Mütze auf ihrem Kopfe. Nur die Mütze sah er, weiter nichts.

„Ach!" rief er erfreut — „Sie haben die Mütze genommen..."

Nun erst sah er sie an, blickte auf die Mütze, dann wieder auf sie und blieb plötzlich mit einem höchst erstaunten Gesicht, das dem Gesicht Ustinias nicht unähnlich war, vor ihr stehen. Sogar den Mund öffnete er ein wen'g, und die erschrockenen Augen hielt er starr auf sie gerichtet, als wenn er sie zum ersten Male erblickte.

„Endlich hat er seine Mütze entdeckt!" dachte sie und setzte ihm lachend die Mütze auf den Kopf.

„Was stehen Sie denn hier? Kommen Sie doch mit mir!“ sagte sie.

„Ich muß gehen,“ antwortete er, ohne sich von der Stelle zu rühren.

„Wohin müssen Sie gehen? Sie kommen noch früh genug — ich lasse Sie nicht fort!“

Sie nahm ihm die Mütze wieder rasch vom Kopfe; er griff mechanisch mit beiden Händen nach dem Scheitel, als wollte er sich davon überzeugen, daß die Mütze nicht mehr da war, und folgte ihr mechanisch, wobei er von Zeit zu Zeit einen halb schüchternen, halb erstaunten Blick auf sie richtete.

„Warum kommen Sie nicht öfter zu uns zum Mittagessen? Kommen Sie doch morgen,“ sagte sie.

„Es ist mir zu teuer,“ antwortete er.

„Ach was, zu teuer! Sind Sie denn ... so arm?“ fragte sie neugierig.

„Ja, ich bin ... sehr arm,“ versetzte er; er hielt plötzlich inne und schaute düster vor sich hin.

Er schämte sich seiner Armut, dann aber schien ihm das kleinlich, und er sagte ganz offen:

„Ich bin sehr arm — hat Ihnen Raiski nicht erzählt, daß ich zuweilen nicht einmal meine Wohnung bezahlen kann? Da — sehen Sie!“

Er zeigte ihr den verblichenen, fettglänzenden, stellenweise durchlöcherten Ärmel seiner Uniform. Sie warf einen gleichgültigen Blick auf diese, als ginge sie das nichts an, was er da sagte, musterte dann seine ganze hagere Gestalt, die mageren Hände, die vorspringende Stirn und die farblosen Wangen. Jetzt erst bemerkte Leontij das Lachen in ihren Zügen, das gleichsam für immer in diese festgebannt schien.

„Sie lachen über mich?“ fragte er betroffen — es schien ihm so unnatürlich, daß jemand über die Armut lachen konnte.

„Ich denke nicht daran,“ sagte sie gleichgültig. „Eine abgetragene Uniform — was ist denn daran so Besonderes? Ich sehe sie doch täglich dutzendweise!“

Er blickte sie mißtrauisch an; sie lachte wirklich nicht und wollte auch gar nicht lachen — nur ihr Gesicht lachte.

„Da fehlt Ihnen ein Knopf. Warten Sie einen Augenblick, gehen Sie nicht fort — ich komme gleich wieder!“ sagte sie, lief rasch ins Haus und kehrte nach einem Weilchen mit Nadel und Zwirn, einem Fingerhut und einem Knopf zurück.

„Stehen Sie ganz still, rühren Sie sich nicht!“ sagte sie, faßte mit der einen Hand den Rand seines Rockes, drückte den Knopf dagegen und begann mit der anderen Hand, die die Nadel mit dem Zwirn festhielt, rasch an Leontijs Nase hin und her zu fahren.

Ihre Wange lag dicht an der seinigen, und er mußte den Atem anhalten, damit er ihr Gesicht nicht träfe. Die gezwungene Haltung strengte ihn an, und er geriet sogar ein klein wenig in Schweiß. Er verwandte kein Auge von ihr: „Sie hat das reinste römische Profil!“ dachte er höchst verwundert.

In zwei Minuten war sie fertig, dann legte sie ihre Wange ganz dicht an seine Brust, gerade am Herzen, und biß den Faden ab. Leontij stand wie starr auf seinem Platze und ließ seine Augen voll Erstaunen auf ihr ruhen.

Diese geschmeidigen, katzenartigen Bewegungen, diese kleine weiße Hand, die fast seine Nase berührt hatte, die an seine Brust geschmiegte Wange — alles das verursachte einen Schwindel in seinem Kopfe.

Er war wie berauscht. Es wehte ihn so warm an von ihrer Gestalt, und ein so feiner Blumenduft ging von ihr aus.

„Was ist das nur — was ist das?... Sie scheint gut zu sein," folgerte er — „wenn sie sich nur über mich lustig machen wollte, hätte sie mir den Knopf nicht angenäht. Woher hatte sie ihn nur? Einer von den unsrigen muß ihn hier verloren haben!"

„Nun, was stehen Sie denn? Bedanken Sie sich doch, und küssen Sie mir die Hand! Ach, sind Sie unbeholfen!" sagte sie in überlegenem Tone und hielt ihre Hand an seine Lippen, so flink und sicher, wie sie eben den Knopf angenäht hatte, daß sein Kuß erst durch die Luft schmatzte, als sie die Hand bereits weggezogen hatte.

Leontij sah sie noch einmal an, um sie nie wieder zu vergessen. Eine starke, gleichmäßige, tiefe Neigung war plötzlich in ihm erwacht.

„Kommen Sie morgen zum Mittagessen," sagte sie.

„Es ist mir zu teuer!" wiederholte er naiv. Doch machte er bei Raiski eine kleine Anleihe und ging dennoch hin. Und dann kam er öfter.

Den Kameraden fiel sein Kommen auf, und Leontij merkte bald, daß sie sich über ihn lustig machten. Er wollte dem mit einem Schlage ein Ende machen und erklärte Raiski, der ihn immer wieder zum Mitgehen aufforderte, daß er nicht mehr hingehen würde.

„Was soll ich dort?" sagte er. „Ihr seid alle so adrette, liebenswürdige Burschen, so gewandt in der Unterhaltung — und ich? Was soll ich ihr? Sie macht sich über mich lustig!"

„Vielleicht wird sie sich nicht mehr über dich lustig machen, wenn sie dich näher kennenlernt," antwortete Raiski.

„Nein, nein, sie wird's doch tun", sagte Leontij mit traurigem Lächeln und ließ seinen Blick an seiner eigenen unscheinbaren Gestalt hinabgleiten.

Schließlich ging er doch wieder hin und ward an Ulianas Mittagstisch ein ziemlich häufiger Gast. Sie ging mit ihm nicht in den dunklen Alleen spazieren, sie lud ihn auch nicht zu sich in die Laube ein; er war so wortkarg und verehrte ihr auch keine Geschenke, dafür kannte er aber auch keine Eifersucht und machte ihr keine unangenehmen Szenen wie die anderen, aus einem sehr einfachen Grunde: er sah nichts, hörte nichts, ahnte nichts von alledem, was sie trieb, was die anderen trieben, was überhaupt rings um sie geschah.

Er sah nur ihr reines römisches Profil, wenn sie so vor ihm stand oder saß, fühlte die Wärme, die von ihr ausstrahlte, sog den zarten Blumenduft ein, der von ihr ausging, und faßte häufig nach dem Knopfe, den sie ihm angenäht hatte.

Er lauschte auf die Worte, die sie zu ihm sprach, hörte nicht, was sie zu den anderen sagte, und glaubte nur, was er sah, und was er von ihr hörte.

Sie brauchte sich nicht vor ihm zu verstellen, nicht zu lügen und die Unschuldige zu spielen. Sie durfte im Verkehr mit ihm gerade und einfach sein, ganz so, wie sie war, wenn niemand bei ihr weilte.

Er nahm jeden Blick, jedes Wort von ihr als bare Münze; er schwieg, aß viel, hörte ihr zu und blickte sie nur zuweilen mit einem so sonderbaren, gleichsam erschrockenen Ausdruck an. Er folgte wortlos ihren flinken Bewegungen, hörte schweigend ihre kecke Rede und ihr helles Lachen und vertiefte sich in die rätselhaften, ewig lächelnden Züge ihres Gesichts wie in ein neues Buch, das er noch nicht kannte.

„Was siehst du eigentlich in ihr?" fragten ihn die Kameraden.

Er ward verwirrt, ging fort und wußte selbst nicht, was mit ihm geschah. Ging es ans Abschiednehmen, dann bekam wohl jeder ein Andenken von ihr mit — der einen Ring, jener einen gestickten Tabakbeutel, ganz zu geschweigen von den zarten Erinnerungszeichen, die keine Spuren hinterlassen. Einige waren überrascht, andere, die besonders weichmütig waren, wohl gar zu Tränen gerührt, die meisten aber lachten über sich selbst und übereinander.

Nur Leontij fuhr fort, sie mit ernsten, nachdenklichen Blicken zu betrachten und erklärte plötzlich, daß er, ihre Einwilligung vorausgesetzt, sie heiraten wolle, sobald er nur eine Stelle bekäme und sich eingerichtet hätte. Die Kameraden lachten laut über diesen Einfall, und er selbst lachte mit.

Sie aber nannte ihn fortan ihren Bräutigam und versprach ihm lachend, ihm zu schreiben, sobald es Zeit wäre zu heiraten. Er nahm ihr Versprechen ernst, und so schieden sie voneinander.

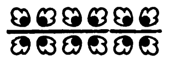
Was dann mit ihr wurde, wußte kein Mensch zu sagen. So viel nur ward bekannt, daß sie nach dem Tode ihres Vaters von Moskau verzog, jedoch krank und abgehärmt wieder dahin zurückkehrte und bei einer armen Tante wohnte. Als sie wieder genesen war, schrieb sie an Leontij und fragte bei ihm an, ob er noch immer an seinen alten Absichten festhalte.

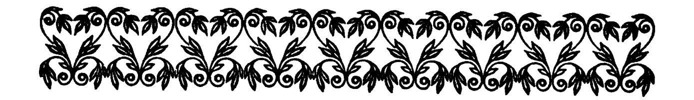
Er antwortete bejahend, und fünf Jahre nach seinem Abgang von der Universität fuhr er nach Moskau, um als Ehemann von dort zurückzukommen.

Leontij liebte seine Frau, wie er die Luft und die Sonne liebte. Ja noch mehr: in seiner Vorliebe für die Denkweise und die Kunst der Alten hatte er sich auch zwischen

ihr und der antiken Welt eine Beziehung zurechtgelegt, sah er in ihr etwas wie eine Verkörperung des klassischen Wesens, der klassischen Formen.

Wenn er so in seine Bücher vertieft dasaß und sie mit irgendeiner Handarbeit sich ihm gegenübersetzte, war es ihm, als ob von ihrem Profil, ihrem rötlichblonden Haar und ihrer weißen Stirn ein heller Strahl aus jener Welt auf seinen Arbeitstisch fiele. Die Linie ihres Nackens und ihres Halses frappierte ihn. Ihr Kopf erinnerte ihn auf das lebhafteste an die römischen Frauenköpfe auf den klassischen Basreliefs und Kameen: dieselben strengen, reinen Züge, dasselbe verhaltene Lächeln, derselbe sichere Blick der unbeweglichen Augen.





Siebentes Kapitel

Leontij erkannte Raiski nicht, als dieser plötzlich in sein Arbeitszimmer trat.

„Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe?..." wandte er sich an den Eintretenden.

Kaum aber hatte Boris Pawlowitsch ein Wort gesprochen, als er sogleich gerührt an seine Brust sank.

„Frau! Ulinka! komm doch her — sieh, wer angekommen ist!" rief er durchs Fenster seiner Frau zu, die in dem kleinen Garten vor dem Hause saß.

Sie lief herbei und begrüßte Raiski mit einem Kusse.

„Wie stattlich Sie aussehen, wie... hübsch Sie geworden sind!" sagte sie, und ihre Augen strahlten vor Vergnügen.

Sie warf einen raschen Blick auf sein Gesicht und seinen Anzug, dann sah sie ihm keck und listig gerade in die Augen.

„Sie werden hier allen die Köpfe verdrehen, mir zu allererst... Erinnern Sie sich noch?..." sagte sie und blinzelte, gleichsam die Erinnerung ergänzend, mit den Augen.

Raiski ward ein wenig verwirrt und sah auf Leontij, was der wohl zu ihren Worten sage. Doch Leontij war die Unschuld selbst. Ohne sein Erstaunen über ihr Benehmen

zu verbergen, sah Raiski sie an; und sein Erstaunen wuchs noch, als er bemerkte, wie wenig die Jahre vermocht hatten, ihren Reizen Eintrag zu tun: mit ihren mehr als dreißig Jahren erschien sie ihm, wenn auch nicht als das junge Mädchen von früher, so doch als eine eben erst erblühte, in voller Jugendlichkeit prangende Frau.
Etwas Keckes lag in ihrer Haltung, ihren Augen, ihrer ganzen Gestalt. Die Augen sprühten Funken, wie früher, die Wangen schimmerten in demselben durch die Sommersprossen leicht gedämpften Rot, der Blick war so heiter und sorglos wie je, und der ganze Körper schien nichts von seiner Geschmeidigkeit verloren zu haben.
„Wie gut ... haben Sie sich konserviert," sagte er — „immer noch die gleiche ..."
„Meine goldgelockte Kleopatra!" bemerkte Leontij. „Was geht ihr auch ab: wenig Sorgen, keine Kinder ..."
„Sie haben mich nicht vergessen?" fragte sie — „erinnern Sie sich noch? ..."
„Und ob er sich erinnert!" antwortete Leontij statt seiner. „Und wenn er dich vergessen hat, dann hat er sicher deine Reisspeise nicht vergessen ... Ulinka hat recht: du siehst so stattlich, so männlich aus — ich hatte dich nicht erkannt mit deinem Vollbart! Nun, was macht die Tante? Die wird sich nicht schlecht gefreut haben! Übrigens, nicht mehr als ich: so freu' dich doch mit mir, Ulinka! Was starrst du ihn denn so an und sagst kein Wort?"
„Was soll ich sagen?"
„Sag': salve amico ..."
„Ach, geh mit deinem Kram! Du brauchst mich nicht zu belehren, ich werde schon wissen, wie ich ihn zu begrüßen habe!"
„Weißt nicht einmal, was du dem besten Freunde deines

Mannes sagen sollst! Er hat uns doch miteinander bekannt gemacht! Wieviel Nächte haben wir zusammen aufgesessen und gelesen ..."

„Ja," fiel ihm Raiski ins Wort, „ohne dich wären die römischen Dichter und Historiker mir heute noch so fremd wie die chinesischen. Von unserem Jwan Jwanowitsch, der uns auf der Schule in die klassische Welt einführen sollte, haben wir nicht viel profitiert ..."

„Und in der Schule hat er mich immer verteidigt, wenn mich die anderen prügeln wollten," fiel Koslow ihm ins Wort — „und er selbst hat mich nur zweimal an den Haaren gezogen ..."

„So?" fragte Ulinka — „das ist wirklich auch mal vorgekommen? Haben Sie ihn wirklich geprügelt?"

„Wohl nur im Scherz ..." versetzte Raiski.

„Ach nein, Boris: es hat gehörig weh getan!" sagte Leontij. „Ich hätte es sonst nicht behalten. Ich weiß auch noch, weshalb es war: das eine Mal hatte ich auf der Rückseite einer deiner Zeichnungen einen Auszug aus einem Buche gemacht — es war für dich, aber du wurdest doch ganz wütend! Und das zweite Mal hatte ich aus Versehen dir irgend etwas aufgegessen."

„War's nicht eine Reisspeise?" fragte die Frau.

„Sieh, mit dieser Reisspeise neckt sie mich unaufhörlich," bemerkte Leontij. „Sie sagt, ich hätte drei Teller davon aufgegessen, ohne es zu merken, und überhaupt hätte ich mich nur ihrer Mehlspeisen und ihrer Grütze wegen in sie verliebt. Bin ich wirklich ein solcher Jammerkerl?"

„Nein, du bist mein guter, verständiger Mann, mein edler, reiner Charakter," sagte sie mit ihrem ewigen starren Lächeln im Gesicht und fuhr ihm mit der Hand über die Stirn. Dann schob sie seine Krawatte zurecht, zupfte an

seinem Hemdkragen und sah wieder mit listigem Blick auf Raiski.

Er sah an diesem Blick, daß die alten Erinnerungen noch immer in ihr lebten, und daß sie sie nicht nur in ihrem Gedächtnis bewahren, sondern anscheinend wieder in irgendeiner Form aufzufrischen gedachte. Er tat jedoch, als ob er nicht bemerkte, was in ihr vorging.

Er beobachtete sie schweigend, und in seiner Vorstellung formten sich zwei neue Bilder, zwei neue Charaktere: sie und Leontij.

„Sie ist ganz dieselbe geblieben: nicht ein Zug an ihr hat sich verändert," dachte er. „Ob Leontij etwas merkt? Ob er weiß, wes Geistes Kind sie ist? Sicherlich nicht — das Leben der alten Welt kennt er auswendig, sein eigenes Leben aber ist ihm fremd. Wie sie wohl miteinander auskommen mögen?... Nun, wir wollen sehen..."

„Übrigens — du ißt doch mit uns zu Mittag, nicht wahr?" fragte ihn Leontij.

„Wie kannst du ihn nur einladen!" fiel seine Frau ein — „bei dem einfachen Tisch, den wir führen! Ihr seid doch keine Studenten mehr: Boris Pawlowitsch ist in Petersburg verwöhnt worden..."

„Was ißt du gern?" fragte Leontij.

„Alles," antwortete Raiski.

„Nun, dann wirst du bei uns auch satt werden. Ach, wie freu' ich mich, Boris... wirklich, ich kann es dir nicht sagen!"

Er begann seine Bücher und Papiere vom Tische zu räumen.

„Die Großtante wird mich erwarten..." sagte Raiski schwankend.

„Ach, Ihre Großtante!" versetzte Ulinka Andrejewna in unwilligem Tone.

„Was ist mit ihr?"
„Ich liebe sie nicht!"
„Warum nicht?"
„Sie kommandiert mir viel zu viel... und urteilt so scharf über alles..."
„Das stimmt, sie ist eine Despotin... das macht der Umgang mit den leibeignen Bauern. Alte Sitten!"
„Wenn es nach ihr ginge," fuhr Ulinka Andrejewna fort, „dann müßten alle nur so dasitzen, ohne den Kopf zu bewegen, ohne nach rechts und links zu sehen oder mit jemand ein Wort zu sprechen. Andere verurteilen — das kann sie! Und dabei steckt sie ewig mit Tit Nikonytsch zusammen, Tag und Nacht sitzt er bei ihr..."
Raiski mußte lachen.
„Was reden Sie da!" sagte er — „sie ist eine Heilige!"
„Eine schöne Heilige: das ist nicht recht, und das ist nicht recht. Nur ihre Nichten, das sind die wahren Perlen! Und wer weiß, was mit denen noch wird? Marfinka tändelt nur immer mit ihren Vögeln und Blumen, und die andere sitzt wie ein Kobold im Winkel und spricht kein Wort. Was aus der mal wird, muß sich erst noch zeigen!"
„Sie sprechen von Wjerotschka? Ich habe sie noch nicht gesehen, sie ist zu Besuch auf dem anderen Wolgaufer..."
„Wer weiß, was sie dort treibt, jenseits der Wolga..."
„Nein, ich liebe Tatjana Markowna wie eine Mutter," sagte Raiski. „Von so vielem im Leben habe ich mich losgesagt, sie aber bleibt für mich eine Autorität. Sie ist klug, ehrenhaft, gerecht — vielleicht etwas sonderbar, ja, aber es steckt in ihr viel ursprüngliche Kraft. Sie ist eine ungewöhnliche Frau. Ich sehe in ihr etwas..."
„Sie werden ihr also auch glauben, wenn sie..."

Ulinka Andrejewna führte Raiski ans Fenster, während Leontij immer noch damit beschäftigt war, die Bücher in das richtige Fach zu stellen und die Papiere einzuschließen.
„Sie werden ihr also glauben, wenn sie Ihnen sagt ..." wiederholte sie.
„Ich glaube ihr alles," sagte Raiski.
„Glauben Sie ihr nicht, es ist nicht wahr," sagte sie. „Ich weiß, sie wird Ihnen etwas vorschwatzen ... von Mr. Charles ..."
„Wer ist Mr. Charles?"
„Ein Kollege meines Mannes, ein Franzose, der hier am Gymnasium unterrichtet. Sie lesen beide viel zusammen, oft bis in die tiefe Nacht hinein ... was kann ich dafür? Und in der Stadt erzählt man sich Gott weiß was ... als ob ich ... als ob wir ..."
Raiski schwieg.
„Glauben Sie es nicht — es ist Unsinn, gar nichts ist zwischen uns ..."
Sie sah bei diesen Worten mit einem rätselhaften Nixenblick auf Raiski.
„Was geht mich das an?" sagte Raiski und machte Miene, sich vom Fenster zu entfernen. „Ich höre auf solche Erzählungen nicht ..."
„Wann werden Sie uns wieder besuchen?" fragte sie.
„Ich weiß es nicht, bei Gelegenheit ..."
„Kommen Sie recht oft ... Sie hatten mich früher gern ..."
„Denken Sie immer noch an diese Torheiten?" sagte Raiski, während er sich von ihr entfernte. „Wir waren doch noch fast Kinder ..."
„Ja, schöne Kinder! Ich hab's noch nicht vergessen, wie Sie mir damals die Hand zerkratzt haben ..."

„Was reden Sie da!“ sagte Raiski, noch weiter von ihr fortgehend.

„Ja, ja. Und wer hat bis tief in die Nacht hinein draußen am Gartengitter gewartet?...“

„Was für ein Dummkopf muß ich gewesen sein, wenn das wahr ist! Doch nein, es kann nicht sein!“

„Ja, Sie sind wohl jetzt auch verständig geworden, und ein ‚reiner Charakter‘!... Sie Wildfang!“ fügte sie mit zärtlich singender Stimme hinzu.

„Lassen wir die alten Geschichten,“ suchte er ihren Worten Einhalt zu tun. Er war sichtlich verlegen.

„Ja, meine Zeit verrinnt...“ sagte sie mit einem Seufzer, und das Lächeln verschwand einen Augenblick von ihrem Gesichte. „Ich habe nicht mehr viel zu erwarten... Wie glücklich sind doch die Männer: die können lange lieben...“

„Lieben?“ wiederholte Raiski ironisch, ganz leise für sich.

„Sie werden sich jetzt wohl nicht mehr in mich verlieben? sagte sie.

„Ich bitte Sie: weder in Sie noch in sonst jemand!“ sagte er. „Meine Zeit ist vorüber: da, ich werde schon grau! Und was reden Sie überhaupt von Liebe: Sie haben Ihren Gatten, und ich habe meine Arbeit... Die Arbeit, die Kunst — das ist alles, was mir geblieben ist. Ihnen muß ich den Rest meines Lebens weihen...“

Er sah nachdenklich vor sich hin: Marfinkas reine, vom frischen Hauch der Jugend umwehte Gestalt tauchte vor ihm auf. Es zog ihn nach Hause, zu ihr, zur Großtante, aber die Freude des Wiedersehens mit dem alten Kameraden hielt ihn zurück.

„Was haben Sie sich da ausgedacht: die Arbeit!“ erwiderte Ulinka Andrejewna ärgerlich. „Sie sind ein ver-

mögender Mann, eine stattliche Erscheinung, Sie können das Leben genießen — und reden von Arbeit! Sie sind doch kein Leontij: wenn der seine Nase in die Bücher steckt, will er von nichts sonst etwas wissen. Lassen Sie ihn ruhig pauken! Das ist doch nichts für Sie!... Kommen Sie mit in den Garten... Erinnern Sie sich noch unseres Gartens in Moskau?..."

„Ja, ja, gehen wir in den Garten!" rief Leontij, der eben zu ihnen trat. „Dort wollen wir auch zu Mittag essen. Laß auftragen, was da ist, Ulinka — nur rasch! Komm, Boris, laß uns plaudern... übrigens..." sagte er rasch, als ob ihm plötzlich etwas einfiele — „welche Strafe hast du mir zugedacht... wegen der Bibliothek?"

„Wegen welcher Bibliothek? Du schreibst da irgend etwas, ich habe es nicht verstanden, irgendein Mark soll Bücher zerrissen haben..."

„Ach, Boris Pawlowitsch, du kannst dir nicht vorstellen, wieviel Ärger mir dieser Mark bereitet hat! Da, sieh!"

Er holte ein paar Bücher hervor und zeigte Raiski die Bände, aus denen verschiedene Blätter herausgerissen waren.

„Da, was er aus dem Voltaire gemacht hat! Wie dünn die Bände des Dictionnaire philosophique geworden sind!... Und hier der Diderot, und die Übersetzung des Bacon und der Machiavelli..."

„Was geht mich das an?" sagte Raiski ungeduldig und schob die Bücher zur Seite. „Du bist gerade so wie die Tante: die kommt mir mit ihren Rechnungen, und du mit den Büchern! Bin ich deshalb hierher gekommen, um mich mit solchen Dingen langweilen zu lassen?"

„Ja — wie denn, Boris? Ich weiß nicht, mit was für Rechnungen dich die Tante gelangweilt hat — aber hier

handelt es sich doch um deinen kostbarsten Besitz. um die Bücher, die Bücher!... Sieh doch her!"
Er zeigte ihm mit Stolz die rings um die Wände des Kabinetts laufenden Bücherreihen, die sich in musterhafter Ordnung zu befinden schienen.
„Nur das, was hier in diesem einen Fache ist, hat er ramponiert: ein Spitzbube, dieser Mark! Alles übrige ist unversehrt — sieh her! Ich habe einen Katalog angefertigt: ein halbes Jahr habe ich daran gearbeitet. Da, guck'!..."
Er zeigte ihm ein dickes, sauber eingebundenes Buch mit handschriftlichen Aufzeichnungen. Man sah ihm an, daß er sich darauf etwas zugute tat.
„Das habe ich alles selbst geschrieben!" sagte er, während er das Buch Raiski unter die Nase hielt.
„Laß mich in Ruhe, sage ich dir!" versetzte Raiski ärgerlich.
„Nimm da in dem Sessel Platz und lies laut die Titel, immer der Reihe nach, und ich werde auf die Leiter klettern und dir die Bücher zeigen. Ich habe alles numeriert," sagte Leontij.
„Was dir da wieder einfällt! Laß mich endlich in Ruhe, ich will essen."
„Nun gut, also nach dem Mittagessen — wir würden ohnedies jetzt nicht fertig werden."
„Hör' mal: möchtest du wohl eine solche Bibliothek besitzen?" fragte Raiski.
„Ich? Eine solche Bibliothek?"
Es war Leontij, als wenn plötzlich die Sonne ihm voll ins Gesicht schiene: er strahlte förmlich bei der bloßen Vorstellung, sein Mund verzog sich zu einem breiten Lachen, und selbst sein emporgesträubtes Haar schien mitzulachen.

„Eine solche Bibliothek!“ rief er aus — „das sind ja an die dreitausend Bände! Fast alles ist da! Wieviel Memoirenwerke allein! Ob ich die besitzen möchte?“ — Er schüttelte den Kopf. „Verrückt würde ich werden!“

„Sag': hast du mich noch gern?“ fragte Raiski — „noch so gern wie früher?“

„Wie kannst du fragen! Du hast mir doch aus der Not geholfen, hast mich nur zweimal an den Haaren gezogen ...“

„Nun, dann nimm diese Bücher für immer als erbliches Eigentum in deinen Besitz, jedoch unter einer Bedingung ...“

„Wie — diese Bücher sollen mir gehören?“ sagte Leontij und sah bald auf die Bücher, bald auf Raiski. Dann aber winkte er traurig, wie verzichtend, mit der Hand ab und stieß einen Seufzer aus.

„Treib keinen Scherz, Boris: es wird mir schwarz vor den Augen ... Nein, vade retro ... Führe mich nicht in Versuchung ...“

„Ich rede im Ernst!“

„So nimm sie doch, wenn man sie dir schenkt!“ rief Ulinka lebhaft, als sie die letzten Worte Raiskis vernahm.

„Nun hör' einer!“ rief Leontij vorwurfsvoll. „Aber so ist sie immer, von den Kaufleuten läßt sie sich zu den Feiertagen beschenken, auch von den Eltern der Schüler nimmt sie Präsente an — ich werfe die Leute aus dem Hause, und sie läßt sie dann vom Hofe wieder herein und nimmt, was sie kriegt. Das ist Bestechlichkeit! Hat ein Gesicht wie Lukretia, und ist eine Naschkatze, nicht so wie diese! ...“

Raiski lachte, während sie ernstlich böse wurde.

„Geh mir mit deiner Lukretia!“ versetzte sie geringschätzig. „Mit wem er mich nicht alles vergleicht! Einmal bin ich

die Kleopatra, dann wieder irgendeine Posthumia, Lavinia, Kornelia, dann eine Matrone... Nimm lieber die Bücher, wenn man sie dir schenkt! Sonst lass' ich sie mir von Boris Pawlowitsch schenken..."

„Daß du es nicht wagst!" rief Leontij energisch. „Und was soll ich ihm denn schenken? Dich vielleicht?" fügte er hinzu, während er zärtlich seinen Arm um ihre Taille legte.

„Immerzu: ich geh' gern — nehmen Sie mich, Boris Pawlowitsch!" sagte sie, während sie ihn mit ihren Augen anblitzte.

„Gut — wenn du die Bücher nicht willst, dann schenke ich sie dem Gymnasium! Her mit dem Katalog! Noch heute schicke ich ihn dem Direktor..." sagte Raiski, während er nach dem Katalog griff.

„Erbarm' dich! Nicht einen Band bekäme das Gymnasium zu sehen... Du kennst den Direktor nicht!" rief Leontij voll Eifer und ließ den Katalog nicht aus den Händen. „Der versteht von Büchern so viel wie ich von Parfüm und Pomaden... Verschleudern wird er alles, zerreißen — schlimmer noch als Mark!"

„Nun, dann nimm sie endlich!"

„Diesen kostbaren Schatz soll ich plötzlich, so mir nichts, dir nichts, zum Geschenk nehmen? Nein — wenn sich ein anständiger Käufer fände, der etwas davon versteht — das wär' was... Ach, mein Gott! Nie habe ich mir Reichtümer gewünscht, aber wenn ich jetzt so fünftausend Rubel hätte... Nein, ich kann nicht, ich kann sie nicht nehmen: du bist ein Verschwender, ein verlorener Sohn — oder nein, nein, du bist ein blindes Kind, ein Ignorant..."

„Ich danke dir..."

„Nicht doch, nicht doch — nicht das wollt' ich sagen," sagte Leontij ganz verwirrt. „Du bist ein Künstler: hast nur für Bilder, für Statuen, für Musik Sinn. Was sind dir Bücher? Du weißt nicht, was für Schätze hier verborgen sind. Ich will sie dir nach dem Essen zeigen..."

„So—o! Also nach dem Essen willst du, statt mir eine Tasse Kaffee vorzusetzen, mich mit den Büchern quälen! Schön — sie wandern ins Gymnasium."

„Nun, gut, gut; doch halt: unter welcher Bedingung wolltest du mir die Bibliothek überlassen? Soll ich sie dir ratenweise bezahlen, von meinem Gehalt? Alles verkauf' ich, wenn sie wirklich mein werden soll, mich selbst verpfänd' ich, samt meiner Frau..."

„Laß mich aus dem Spiel, bitte..." warf sie ein. „Ich kann mich selbst verpfänden, oder verkaufen, wenn ich will!"

Raiski sah auf Leontij bei diesen Worten, und dieser sah wiederum auf Raiski.

„Siehst du: die ist um Worte nicht verlegen!" sagte jener. „Welche Bedingung stellst du mir also? Sprich!"

„Daß du nie wieder die Bücher erwähnst, auch nicht mit einem Worte, soviel ihrer Mark auch zerreißt..."

„Glaubst du wirklich, ich würde Mark noch einmal an die Bücherständer herangehen lassen?"

„Der wird dich nicht lange fragen, wenn er herangehen will," sagte die Frau. „Wovor hätte der wohl Angst, der Spitzbube?"

„Ja, du hast recht: ich muß feste Schlösser vorlegen," sagte Leontij. „Du triffst immer das Richtige!" Und zu Raiski gewandt, fügte er hinzu: „Du glaubst nicht, wie sie mich liebt — wollte Gott, daß jede Frau ihren Mann so liebte!"

Er legte seinen Arm um ihre Schultern; sie senkte ihre Augen, und das Lachen verschwand für einen Augenblick von ihrem Gesichte. Auch Raiski sah zu Boden.

„Wenn sie nicht wäre, würdest du nicht einen Knopf an mir sehen," fuhr Leontij fort. „Ich habe meinen guten Tisch, meinen ruhigen Schlaf, und unsere Wirtschaft ist, wenn auch klein, so doch immer in Ordnung. Wie gering sind meine Einkünfte — und doch reicht es zu allem!"

Sie hob langsam die Augen empor und sah die beiden Männer offen und gerade an: es war richtig, was Leontij da sagte, und es gereichte ihr nur zum Ruhme.

„Nur einen Fehler hat sie," fuhr Leontij fort — „für die Bücher hat sie keinen Sinn. Sie plaudert ganz nett französisch; und soll sie ein französisches Buch lesen, dann versteht sie noch nicht die Hälfte; auch im Russischen macht sie noch Fehler. Wenn sie griechischen Druck sieht, sagt sie, das gäbe ein hübsches Kattunmuster ab, und stellt die Bücher verkehrt ins Fach. Selbst lateinische Titel kann sie nicht lesen. Steht da: ‚Opera Horatii', so liest sie das: ‚die Opern des Horaz'!"

„Nun hör' aber auf, von den Büchern zu reden: nur unter dieser Bedingung wandern sie nicht ins Gymnasium," sagte Raiski. „Und jetzt laß endlich etwas auftragen, oder ich gehe zur Tante. Ich bin nämlich hungrig geworden."





Achtes Kapitel

Sag' einmal: willst du dein Leben wirklich hier in diesem Nest beschließen?" fragte Raiski, als sie nach dem Mittagessen in der Laube saßen.

„Warum nicht? Woran fehlt es mir hier?" versetzte Leontij verwundert.

„Hast du keine höheren Wünsche, zieht es dich nirgends hin? Regt sich in dir nicht die Sehnsucht nach Freiheit, nach einer anregenden Tätigkeit? Fühlst du dich nicht beengt in diesem Rahmen? Immer nur so diesen Zaun da vor Augen zu haben, und dort in der Ferne die Kirchenkuppel, immer dieselben Häuser und Häuschen — so dicht vor der Nase..."

„Und das da?" Leontij wies nach dem Zimmer, in dem die Bücher aufgestellt waren. „Die Bücher da drinnen, und die Schüler... und Ulinka als Zugabe? Ist das nicht genug?" fügte er lachend hinzu. „Diese ganze geistige Welt... Was will ich noch mehr?"

„Bücher! Immer in ihnen stecken — heißt denn das leben? Diese alten Bücher haben ihr Werk vollbracht, haben ausgedient; die Menschen streben vorwärts, suchen sich zu vervollkommnen und ihre Vorstellungen zu klären,

verscheuchen die Nebel, bemühen sich, ihre sozialen Verhältnisse zu regeln, ihre Rechtszustände und Sitten zu läutern, mit einem Wort: ihre ganze gesellschaftliche Ordnung zu modernisieren... Und du richtest den Blick in die Bücher, statt hinaus ins Leben!"

„Ja — aber was nicht in diesen Büchern existiert, das existiert auch nicht draußen im Leben, oder es ist dort überflüssig!" entgegnete Leontij in überlegenem Tone. „Das ganze Programm des gesellschaftlichen wie des individuellen Lebens, mit allen nur erdenklichen Vorbildern und Mustern, ist uns in ihnen gegeben. Es kommt nur darauf an, die richtige Wahl zu treffen, und sich streng nach dem Vorbild zu richten. Alle Formen des politischen wie des sozialen Lebens sind dort vorgezeichnet. Und auch für das persönliche Leben findest du dort alles beisammen: ob du ein Heerführer, ein Schriftsteller, ein Senator, ein Konsul bist, oder ein Sklave, ein Schulmeister, ein Priester: stets findest du deinesgleichen dort lebendig und vorbildlich in den Büchern. Studiere ihr Leben, vermeide ihre Fehler, ahme ihre Tugenden nach! Leicht ist es freilich nicht! Ihre Gesichter sind streng und großzügig, ihre Charaktere einheitlich und ganz, nicht in Kleinlichkeiten zerfasert. Schwer ist's wohl, sich in ihren großen Formen zurechtzufinden, wie es schwer ist, ihre Kleider zu tragen, ihre Schwerter und Streitäxte zu schwingen. Und weil wir ihnen in ihren Taten nicht gleichkommen, so haben wir uns dieses neue, eigene Leben ausgedacht! Mir aber ist wohl hier bei ihnen in meinem Winkel, ich will nicht hinaus aus meinem Kreise, hinaus in euer Leben — ich glaube nicht an diese großen Männer unserer Tage..."

Er sprach mit Leidenschaft, und seine Züge schienen etwas von der Größe jener Heroen anzunehmen, von denen er sprach.

„Nach deiner Meinung hat das Leben dort also seinen Abschluß gefunden, und alles, was jetzt geschieht, ist überhaupt kein Leben? Du glaubst nicht an die Entwickelung, an den Fortschritt?“

„Warum denn nicht? Gewiß glaube ich daran! Alle diese Erbärmlichkeiten, dieser kleinliche Plunder, mit dem sich der Mensch unserer Tage aufhält, wird verschwinden; alles das ist lediglich eine vorbereitende Arbeit, zusammengetragenes Material, das noch nicht beseelt und durchgeistigt ist. Dieses historische Geröll und Gebröckel wird von der Hand des Schicksals wieder zu einer großen Masse zusammengeknetet werden, und aus dieser Masse werden im Laufe der Zeit neue Kolossalgestalten erstehen und ein neues, in sich geeintes, ganzes Leben, das dann seinerseits späteren Geschlechtern als eine klassische Epoche erscheinen wird. Wie sollte ich nicht an den Fortschritt glauben! Wir sind vom Weg abgeirrt, sind hinter den großen Vorbildern zurückgeblieben, haben viele Geheimnisse ihres großzügigen Lebens verloren. Unsere Aufgabe ist es jetzt, allmählich wieder auf den richtigen Weg zu kommen und dieselbe Sicherheit und Exaktheit im Denken, in der Wissenschaft, in Recht und Sitte und deiner ‚gesellschaftlichen Ordnung‘ zu erlangen, wie die Alten sie besaßen. Größe in den Tugenden, und meinetwegen auch in den Lastern — das ist's, was kommen wird. Die Erbärmlichkeit, Kleinlichkeit, Alltäglichkeit wird in ihrem Wesen erkannt werden, der Mensch wird sich wieder emporrichten, wieder fest auf ehernen Füßen stehen lernen ... das ist der Fortschritt!“

„Du bist noch immer der Student von ehedem, Leontij! Du lebst in einer Welt, die längst tot ist, und denkst über dich selbst nicht nach, weißt nicht, wer du bist!“

„Wer ich bin?“ erwiderte Koslow — „ich bin Lehrer der

lateinischen und griechischen Sprache am hiesigen Gymnasium. Ich lebe genau so in dieser Welt, die, wie du sagst, nach deiner Meinung längst tot ist, wie du in deiner Welt der Ideale und Vorstellungen, die überhaupt nie zum Dasein gelangt sind. Und wer bist du? Ein Künstler, denk' ich, ein Maler — und da wunderst du dich, daß ich mein Herz an Bilder und Ideale hänge? Wie lange ist's her, daß auch die Künstler ihre Motive und Vorbilder dem Altertum entnahmen ..."

„Ich bin ein Künstler, ja!" sagte Raiski mit einem Seufzer. „Aber meine Künstlerschaft ruht leider immer noch hier" — und er zeigte auf seinen Kopf und seine Brust — „hier sind die Bilder, die Töne und Formen, hier das Feuer, die Schaffenslust ... Noch immer habe ich nichts Rechtes zustande gebracht!"

„Was hinderte dich? Du hast doch damals an einem großen Gemälde gearbeitet: du schriebst mir, daß du es zur Ausstellung fertig haben wolltest ..."

„Ach, hol' der Teufel die großen Gemälde!" sagte Raiski ärgerlich — „ich habe das Malen fast ganz aufgegeben. In solch ein großes Gemälde muß man sein ganzes Leben und Sein hineinlegen, und nicht den hundertsten Teil von alledem, was an Eindrücken auf dich einströmt, vermagst du hineinzubannen! Alles übrige geht verloren, unwiederbringlich. Ich male ab und zu ein Porträt ..."

„Und was treibst du sonst jetzt?"

„Es gibt eine Kunst, die allein den modernen Künstler zu befriedigen vermag: das ist die Kunst des Wortes, die Poesie. Sie kennt keine Grenzen. Sie ist zugleich Malerei und Musik, und noch etwas Drittes, was weder diese noch jene zu sein vermag ..."

„Du schreibst also Verse?"

„Nein …" sagte Raiski ärgerlich. „Verse sind nichts als kindliches Lallen. Sie eignen sich wohl dazu, um die Liebe, die Festesfreude, die Blumen, die Nachtigall zu besingen, um Schmerz und Lust in rhythmischer Sprache zum Ausdruck zu bringen — zu sonst weiter nichts …"

„Und die Satire?" versetzte Leontij. „Denk' an die römischen Greise … wart' mal …"

Er wollte zu den Büchern gehen, doch Raiski hielt ihn zurück.

„Bleib nur sitzen," sagte er. „Gewiß, es hat seinen Reiz, so mit der Geißel des Spottes eine wunde Stelle zu treffen. Die Satire ist eine Peitsche, die gelegentlich gute Dienste leistet, doch gibt sie kein lebendiges Bild, ist kein Spiegel der Wahrheit, dringt nicht in die Tiefe des Lebens, sagt nichts über seine geheimen Triebfedern … Nein, nur der Roman vermag das Leben zu umfassen und den Menschen zu schildern.

„Du schreibst also einen Roman? Was wird er behandeln?"

Raiski zuckte die Achseln.

„Ich weiß es selbst noch nicht," sagte er.

„Befasse dich, bitte, nur nicht mit all den Lappalien und Kleinigkeiten, die einem ohnedies im Leben bei jedem Schritt entgegentreten. Jeder Wurm, jeder Bauer, jedes alte Weib wird heut von den Romanschreibern geschildert … Wähl' dir einen Stoff aus der Geschichte, du besitzt Phantasie, hast einen flotten Stil. Erinnerst du dich noch deiner Schilderungen aus dem altrussischen Leben? … Jetzt ist ja freilich das moderne Leben beliebter … der Ameisenhaufen, das Treiben der Mäuse; aber ist das noch Kunst zu nennen? … Zeitungsliteratur ist's, nichts weiter!"

„Ach, du Altgläubiger! Wie weit bist du hinter deiner Zeit zurückgeblieben! Schilt mir die Zeitungen nicht — sie sind der Hebel des Archimedes, der die Welt bewegt ...“

„Ich danke für diese Welt! Eure Napoleons und Palmerstons ...“

„Das sind die modernen Titanen, die Cäsaren und Antonier! ...“ sagte Raiski.

„Halt ein, halt ein!“ fiel Leontij ihm spöttisch lächelnd ins Wort. „Höchstens Titaniden sind es, entartete Sprößlinge jener großen Männer des Altertums. Unser Mr. Charles hat ein kleines Buch von Victor Hugo, ‚Napoléon le petit‘ betitelt, das mußt du lesen. Dort ist der Cäsar unserer Tage so geschildert, wie er wirklich ist: ein Regulus im Frack, der das Vaterland zu retten schwur, und dann ...“

„Und was hat dein Titane, der wirkliche Cäsar, getan? Hat er nicht ebenso handeln wollen?“

„Allerdings, aber da trat ihm ein anderer Titane entgegen, der ihn daran hinderte!“

„Nun, wir sind da wieder in unseren alten, endlosen Streit hineingeraten,“ sagte Raiski. „Wenn du dein Steckenpferd reitest, holt dich niemand ein. Aber lassen wir das jetzt. Ich k.hre nochmals zu meiner Frage zurück: denkst du nicht doch bisweilen daran, von hier fortzugehen, dir eine andere Tätigkeit, eine größere Arena zu suchen?“

Koslow schüttelte verneinend den Kopf.

„Bedenk' doch, Leontij: du tust nichts für deine Zeit, gehst rückwärts wie ein Krebs! Lassen wir die Griechen und Römer, sie haben das Ihrige getan. Laß uns nun auch das Unsrige tun, damit das alles hier“ — er wies nach den schlummernden Gärten, Häusern und Gassen ringsum — „endlich erwache. Laß uns das Leben erwecken auf diesen

großen Friedhöfen und die Geister aus dem Schlafe emporscheuchen!"

„Wie sollen wir das machen?"

„Ich werde dieses Leben zeichnen, werde es getreulich schildern, wie in einem Spiegel, und du ..."

„Auch ich will mein kleines Scherflein beitragen: ein paar Jahrgänge habe ich bereits für die Universität vorbereitet..." bemerkte Koslow schüchtern und hielt dann inne, als sei er nicht ganz sicher, ob das auch als Verdienst gelten könne.

„Du denkst vielleicht," fuhr er fort, „ich gehe nur so in die Klasse und wieder aus der Klasse nach Hause und habe dann alles vergessen? Ich trinke meinen Branntwein, spiele des Abends Karten, oder drücke mich im Empfangszimmer des Gouverneurs herum? Das ist durchaus nicht der Fall! Hier" — er wies auf die Laube, in der sie saßen — „ist meine Akademie, dort die Veranda ist mein Portikus, und wenn es regnet, dann sitzen wir im Arbeitszimmer, das ganze junge Volk ist um mich herum, wir betrachten die Abbildungen der alten Tempel, Häuser, Gerätschaften, ich zeichne selbst, erkläre ihnen alles, wie ich's früher mit dir getan habe, teile ihnen alles mit, was ich selber weiß. Mit den Älteren eile ich dem Pensum voraus, lese mit ihnen den Sophokles, den Aristophanes. Nicht alles natürlich, denn nicht alles eignet sich für die Jugend: die schlüpfrigen Stellen übergehe ich ... Ich erläutere ihnen dieses vorbildliche Leben, wie man ihnen auch die Musterstücke unserer einheimischen Dichter erläutert. Sollte das alles jetzt überflüssig geworden sein?" sagte er mit fragendem Blicke zu Raiski.

„Das ist alles sehr schön," versetzte dieser, „hat aber mit dem wirklichen Leben nichts zu tun. Gar vieles von dem, was einst war, ist für immer hin, und viel Neues, von dem

die Griechen und Römer keine Ahnung hatten, ist seither entstanden. Wir müssen Vorbilder suchen, die unserem Gegenwartsleben näher liegen, müssen uns selbst und unsere Umgebung zu vermenschlichen trachten. Das ist die Aufgabe, an der jeder von uns mitarbeiten soll..."

„Nun, da mache ich nicht mit: ich muß mich schon damit begnügen, die antiken Vorbilder aus meinen Büchern hervorzuholen und der Jugend bekannt zu geben. Ich selbst aber will für mich leben, nach meinem Geschmack — ganz still und bescheiden, will meine Nudeln essen und mich im übrigen um nichts weiter kümmern... Was soll ich denn sonst tun?" fügte er nachdenklich hinzu.

„Dieses Leben für sich selbst, nach eigenem Geschmack, ist aber kein Leben, sondern ein untätiges Vegetieren! Man muß kämpfen, mit Wort und Tat eingreifen! Und du willst wie das Schaf auf der Weide still deinem Futter nachgehen?"

„Ich sagte dir schon, daß ich meine Arbeit tun und von nichts weiter etwas wissen will. Ich lasse jedermann in Frieden und wünsche nur, daß man auch mich in Frieden lasse."

„Du erinnerst mich an meine Cousine Sophie: auch die wollte vom Leben nichts wissen und ist denn auch weiter nichts als — eine schöne Puppe! Aber das Leben tritt einmal an jeden von uns heran, es wird auch an dich herantreten. Was wirst du dann tun, wenn es dich unvorbereitet trifft?"

„Was soll mir das Leben viel anhaben? Ich bin ein so unbedeutender Mensch, daß es gar nicht erst von mir Notiz nehmen wird. Ich habe meine Bücher, wenn sie auch nicht mein Eigentum sind" — er blickte schüchtern nach Raiski hin — „aber du hast sie mir ja vollständig zur Verfügung

gestellt. Meine Ansprüche sind gering, Langeweile kenne ich nicht ... ich habe eine Frau, die mich liebt ..."

Raiski sah zur Seite.

„— und die auch ich liebe ..." fügte Leontij leise hinzu. „Sieh doch, sieh —" sagte er und zeigte nach Ulinka, die auf der Veranda stand und, mit der Seite ihnen zugewandt, aufmerksam nach der Straße spähte. „Das Profil, das Profil! Sieh, wie sich die Locke da von ihrem Nacken abhebt! Sieh diesen unbeweglichen, sicheren Blick, und die Nackenlinie, die Wölbung der Stirn, das Haar, das auf ihren Hals hinabfällt! — Ist das nicht ein echt römischer Kopf?" Er ließ den Blick mit stiller Rührung auf seiner Frau ruhen, und es ging wie ein Leuchten über sein Gesicht, auf dem sogar ein leises Erröten sichtbar ward. Man sah es ihm an, daß neben seinen Büchern doch noch etwas anderes seinem Herzen nahestand und ihn mit dem Leben verband. Wurden ihm seine Bücher genommen, so blieb ihm doch noch dieses andere, dessen Besitz ihm gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein schien; was aber wurde aus seinem Leben, wenn dieser lebendige römische Kopf ihm weggenommen ward?

„Ein glückliches Kind!" dachte Raiski — „schläft ruhig und sorglos und ahnt in seinem Traume nicht, daß der geliebte römische Kopf neben ihm voll Finsternis und Eitelkeit ist, und daß vielleicht kaum ein zweiter Kopf so wenig geneigt ist, sich nach seinen Vorbildern antiker Tugend zu richten!"



Neuntes Kapitel

Die Sonne ging eben unter, als Raiski nach Hause zurückkehrte. Auf der Treppe kam ihm Marfinka entgegen.

„Wo haben Sie denn gesteckt, Bruder?“ sagte sie. „Die Tante ist so aufgebracht über Sie — keinen Menschen sieht sie an.“

„Ich war bei Leontij,“ antwortete er gleichgültig.

„Ich dachte es mir; ich suchte die Tante zu beruhigen, so gut ich konnte, aber sie wollte von nichts hören, selbst mit Tit Nikonytsch spricht sie nicht. Er ist noch bei uns, und auch Paulina Karpowna ist da. Nil Andreitsch und die Fürstin haben hergeschickt und Ihnen ihren Gruß und Willkomm übersandt . . .“

„Was gehe ich sie an?“

„Sie haben jeden Tag hergeschickt und sich erkundigt, ob Sie schon da sind.“

„Das war sehr nötig!“

„Kommen Sie, kommen Sie zu Tantchen! Jetzt wird Ihnen gehörig der Kopf gewaschen!“ suchte Marfinka ihm bange zu machen. „Haben Sie nicht Angst? Schlägt Ihr Herz nicht schneller?“

Raiski mußte lachen.

„Sie ist sehr böse. Wir haben so viel gute Sachen zubereitet!“

„Die essen wir nun zum Abendbrot,“ sagte Raiski.

„Wirklich? Wollen Sie wirklich essen? Tantchen, Tantchen!“ rief sie freudig und lief ins Zimmer voraus. „Der Bruder ist gekommen, er will Abendbrot essen!“

Aber die Großtante saß mürrisch da und blickte gar nicht auf, als Raiski ins Zimmer trat, als er Tit Nikonytsch umarmte, und als Paulina Karpowna sich affektiert vor ihm verneigte. Diese letztere war inzwischen zu einer fünfundvierzigjährigen Matrone herangereift, was sie nicht hinderte, in ihrem tiefausgeschnittenen Musselinkleide mit dem schlecht schließenden Mieder kokett auf ihrem Stuhl zu sitzen und abwechselnd mit dem feinen, spitzenbesetzten Taschentuch oder dem Fächer zu spielen, den sie fächelnd hin und her bewegte, obwohl die Luft im Zimmer sich längst abgekühlt hatte.

„Nein, wie stattlich Sie aussehen! Wie männlich! Ich hätte Sie nicht wiedererkannt!“ sagte Tit Nikonytsch, vor Gutmütigkeit und Zufriedenheit strahlend.

„Wirklich, sehr hübsch sind Sie geworden!“ sagte Paulina Karpowna gedehnt, fast als ob sie für sich spräche. Sie hatte noch nicht vergessen, daß sie damals, bei Raiskis letztem Besuche, zum Ärger der Großtante den jungen Studenten mit einem Kusse begrüßt hatte.

„Sie haben sich gar nicht verändert, Tit Nikonytsch!“ sagte Raiski, während er den Alten betrachtete. „Die Jahre sind fast spurlos an Ihnen vorübergegangen, so frisch, so rüstig sehen Sie aus — und ebenso freundlich und gutmütig!“

Tit Nikonytsch dankte ihm für das Kompliment mit einem Kratzfuß.

„Es geht noch so halbwegs, Gott sei Dank!“ sagte er. „Nur das Reißen ist lästig, und der Magen ist nicht ganz in Ordnung ... Man altert eben!“

Er sah auf die Damen und hielt leicht verwirrt inne.

„Sie sind ja nun glücklich da!“ fuhr er dann fort. „Und Tatjana Markowna hatte schon solche Angst um Sie: die Hohlwege, und die Räuber! ... Bleiben Sie lange hier?“

„Jedenfalls doch den ganzen Sommer,“ bemerkte die Kritzkaja. „Hier haben Sie die herrliche Natur, die reine Luft! Es gibt hier so viel Leute, die sich für Sie interessieren ...“

Er sah sie von der Seite an, ohne etwas zu erwidern.

„Wie wird man sich beim Adelsmarschall freuen! Wie sehnlich wünscht der Vizegouverneur, Sie zu sehen! ... Die Gutsbesitzer aus der Umgegend werden eigens Ihretwegen nach der Stadt kommen ...“ fuhr sie aufdringlich fort.

„Was wollen sie denn von mir? Sie kennen mich doch nicht!“

„Sie haben so viel Interessantes von Ihnen gehört,“ sagte sie und sah ihn dabei durchdringend an. „Erinnern Sie sich meiner noch?“

Die Großtante wandte den Blick ab, als sie bemerkte, wie Paulina Karpowna ihre Augen spielen ließ.

„Nein ... ich ... erinnere mich nicht mehr ...“

„Ja, in der Residenz verwischen sich alle Eindrücke sehr rasch!“ sagte sie schmachtend. „Wie chic Ihr Reisemantel ist!“ fügte sie, ihn musternd, hinzu.

„In der Tat — ich bin noch in Reisetoilette!“ sagte Raiski. „Vielleicht kann Jegor meinen Koffer auspacken?“

Jegor kam, und Raiski übergab ihm den Schlüssel zu seinem Koffer.

„Nimm meine Sachen heraus und leg' sie in meinem Zimmer hin," sagte er. „Und den Koffer bring' irgendwohin auf den Boden. Ihnen, Tantchen," sagte er zu Tatjana Markowna gewandt, „und euch, liebe Schwestern, habe ich ein paar kleine Andenken aus Petersburg mitgebracht... Vielleicht könnte man sie gleich herbringen?"
Marfinka ward ganz rot vor Freude.
„Wo wollen Sie mich denn unterbringen, Tantchen?" fragte er.
„Wo du willst, das Haus gehört dir," sagte sie kühl.
„Seien Sie nicht böse, Tantchen — ich tu's nicht wieder..." sagte er lachend.
„Ja, lach' nur, lach' nur, Boris Pawlowitsch! Aber hier vor den Gästen will ich es dir sagen: das war nicht schön von dir! Hat kaum die Nase ins Haus gesteckt — und verschwindet für den ganzen Tag! Das ist eine Nichtachtung gegen deine alte Tante..."
„Eine Nichtachtung? Wieso? Sie werden mich doch jetzt hier Tag für Tag auf dem Halse haben! Ich habe einen alten Freund besucht, und wir haben uns verplaudert..."
„Gewiß doch, Tantchen, der Bruder hat es doch nicht absichtlich getan! Leontij Iwanowitsch ist ein so guter Mensch."
„Halt gefälligst den Mund, meine Verehrte, wenn du nicht gefragt wirst! Es schickt sich nicht, daß du deiner Tante widersprichst: sie weiß schon, was sie sagt!"
Marfinka errötete und setzte sich lächelnd in eine Ecke.
„Uliana Andrejewna wird dich natürlich besser bewirten als ich: wie kann ich gegen sie aufkommen! Was kann ich solch einem Herrn aus der Residenz auch bieten?" fuhr die Großtante fort zu räsonnieren. „Was für Frikassees hat sie dir denn vorgesetzt?" fragte sie nicht ohne Neugier.

„Es gab Nudeln," versetzte Raiski, „dann eine Pastete mit Kohl und Eiern ... dann Rinderbraten mit Kartoffeln."

„Nudeln und Rindfleisch!" lachte die Tante ironisch.

„Dann gab's auch noch einen Grützebrei aus der Pfanne: sehr schmackhaft," fuhr Raiski in seiner Aufzählung fort.

„Solche Leckerbissen hast du wohl in Petersburg nicht gegessen?"

„Warum nicht? Ich esse oft mit meinen Kollegen zusammen, da gibt es so etwas häufig."

„Das sind ganz schmackhafte Gerichte," sagte Tit Nikonytsch in verbindlichem Tone, „nur etwas schwer verdaulich."

„Ja, Sie sind natürlich auf seiner Seite! Gut also," sagte sie und wurde plötzlich munter, „morgen, Marfinka, lassen wir dem gnädigen Herrn Kaldaunen kochen, und Sülze, und Pastete von Mohrrüben, vielleicht auch noch Gänsebraten ..."

„Fi donc!" rief Paulina Karpowna aus. „Wird der gnädige Herr denn mit solchen groben Speisen vorliebnehmen?"

„Warum nicht?" sagte Raiski. „Namentlich wenn die Gans mit Grütze gefüllt ist ..."

„Das ist aber ein sehr schweres Gericht!" bemerkte Tit Nikonytsch. „Eine leichte Graupensuppe, ein Kotelett oder ein Hühnchen und etwas Gelee ... das ist mehr nach meinem Geschmack ..."

„Wie ist's denn mit frischen Pilzen? Essen Sie die gern, Bruder?" fragte Marfinka.

„Gewiß! Kann ich die noch zum Abendbrot haben? ..."

„Geh, Marfinka, sag' es in det Küche ..." versetzte die Großtante.

„Nicht doch, Mütterchen, nicht doch!" sagte Tit Nikonytsch

mit leichtem Stirnrunzeln. „Pilze zur Nacht — das ist doch unmöglich ...“

„Willst du also wirklich Abendbrot essen — oder treibst du deinen Scherz mit mir?“ fragte Tatjana Markowna ein wenig milder.

„Meinen Scherz?“ sagte Raiski. „Nicht im geringsten! Und wenn es in den Kellereien meines Erbgutes Champagner gibt, dann erbitte ich mir eine Flasche davon zum Abendbrot — ich will mit Tit Nikonytsch auf Ihre Gesundheit anstoßen, Tantchen! Nicht wahr, Tit Nikonytsch?“

„Ja — und auf Ihre glückliche Ankunft, Boris Pawlytsch — obwohl Champagner, zu Pilzen genossen, dem Magen nicht sehr bekömmlich ist ...“

„Wieder ein neuer Einfall! Laß eine Flasche Champagner auf Eis legen, Marfinka ...“ sagte die Großtante. „Nun, das wäre das Abendbrot — aber daß du das erste Mittagessen nicht zu Hause eingenommen hast, ist wirklich beleidigend für mich!“

„Ach, Tatjana Markowna — das mag eben anders sein in der Residenz!“ suchte die Krizkaja Raiski zu verteidigen. „Bei uns hier gelten noch zu sehr die kleinbürgerlichen Bräuche ...“

Die Augen der Großtante begannen zu funkeln.

„Das sind keine Kleinbürger, Paulina Karpowna!“ rief sie heftig und zeigte auf die Ahnenporträts an der Wand. „Und auch Gerichtsbeamte sind's nicht,“ fügte sie mit einer Anspielung auf den verstorbenen Gatten der Krizkaja hinzu.

„Boris Pawlowitsch wollte sich vermutlich vor dem Essen nur ein wenig Bewegung machen, ist dabei wahrscheinlich etwas zu weit gegangen und konnte infolgedessen nicht

rechtzeitig nach Hause kommen ..." suchte auch Tit Nikonytsch den Sünder zu verteidigen.
„Ach, gehen Sie mit Ihrer Bewegung!" fuhr Tatjana Markowna in komischem Zorn, doch bereits wieder mit einem gutmütigen Ausdruck in den Augen, auf ihn los. „Vierzehn Tage lang habe ich ihn erwartet, bin nicht vom Fenster weggekommen, und wieviel Mittagessen sind umsonst hergerichtet worden! Ist denn das eine Art? Und was werden die Leute sagen: geht zu Fremden, um sich dort mit Grütze und Nudeln füttern zu lassen, als ob's bei der Tante nichts zu essen gäbe!"
Tit Nikonytsch lächelte still, neigte den Kopf ein wenig vor und schwieg.
„Wir wollen einen Vertrag miteinander schließen, Tantchen," sagte Raiski. „Wir wollen einander gegenseitig volle Freiheit lassen und uns keine Vorwürfe machen: Sie tun, was Sie wollen, und ich werde gleichfalls tun, was mir gut dünkt. Das Mittagessen, das Sie für mich bestimmt hatten, esse ich jetzt zum Abend, und die Nacht über bleibe ich zu Hause, heute wenigstens. Und was ich morgen anfange, wo ich morgen zu Mittag esse und zur Nacht bleibe — das weiß ich nicht!"
„Bravo, bravo!" rief die Krizkaja mit kindlicher Lebhaftigkeit.
„Was soll das heißen? Bist du vielleicht ein Zigeuner?" versetzte die Großtante verwundert.
„Monsieur Raiski ist ein Poet, und die Poeten sind frei wie der Wind!" bemerkte Paulina Karpowna, während sie von neuem ihr Augenspiel begann, die Spitze ihres Schuhes bewegte und auf jede Weise Raiskis Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchte.
Aber je mehr sie sich bemühte, desto kühler wurde er. Er

ärgerte sich schon lange über ihre Anwesenheit. Nur Marfinka hatte ihre Bemerkung gehört und lächelte ganz leicht, während sie sie ansah. Die Großtante schenkte ihr gar keine Beachtung.

„Zwei eigene Häuser hat er, und Land, und Bauern, und so viel Silber und Kristall — und er wird aus einem Winkel in den andern ziehen wie ein ruheloser Sünder, wie der heimatlose Markuschka!"

„Schon wieder dieser Markuschka! Ich muß ihn doch einmal aufsuchen und seine Bekanntschaft machen!"

„Nein, tu das nicht, das wäre eine Beleidigung für deine Tante!" versetzte Tatjana Markowna herrisch. „Geh ihm aus dem Wege, wenn du ihn siehst!"

„Warum denn?"

„Weil er dich nur vom rechten Wege abbringen würde."

„Nun, das hat keine Gefahr, nur aus Neugier möcht' ich ihn kennenlernen, er soll ein interessanter Mensch sein. Ist's wahr, Tit Nikonytsch?"

Watutin lächelte.

„Er ist sozusagen ein Rätsel für alle," antwortete er. „Er muß schon in früher Jugend vom rechten Wege abgewichen sein... doch scheint er sehr begabt und sehr viel zu wissen... Er könnte sich recht nützlich machen..."

„Ein Grobian ist er, und ein schlecht erzogener Mensch!" sagte die Krizkaja mit Würde, während sie nach Raiski hinüberschielte. Sie lispelte ein wenig.

„Ja, sehr begabt ist er: dreihundert Rubel kostet Sie seine Begabung! Hat er Ihnen das Geld schon zurückgegeben?" fragte Tatjana Markowna.

„Ich... habe es nicht verlangt!" sagte Tit Nikonytsch; „übrigens benimmt er sich gegen mich... beinah höflich."

„Hat er noch nicht nach Ihnen geschlagen oder geschossen?

Unsern Nil Andrejewitsch hätte er nämlich um ein Haar totgeschossen," sagte sie zu Raiski.

„Seine Hunde haben mir die Schleppe zerrissen!" beklagte sich die Krizkaja.

„Hat er sich nicht wieder einmal bei Ihnen zum Mittagessen eingeladen?" fragte die Großtante Watutin.

„Nein; Sie wollten es doch nicht haben, daß ich ihn einlade, und so habe ich ihn nicht mehr empfangen," sagte Watutin. „Er kam einmal mitten in der Nacht von der Jagd zu mir und bat mich, ihm doch etwas zu essen zu geben, er hätte seit vierundzwanzig Stunden nichts mehr genossen," erzählte Tit Nikonytsch. „Ich setzte ihm etwas vor, und wir haben die Zeit sehr angenehm miteinander verbracht ..."

„Das nennen Sie angenehm?" versetzte die Großtante. „Nein, das kann ich nicht mehr mit anhören! Wenn er bei mir so mitten in der Nacht einbräche — ich würde ihm ein Mittagessen reichen lassen, an das er zeitlebens denken sollte! Nein, Boris Pawlowitsch, halt du dich nur an die anständigen Leute: bleib bei uns, iß mit uns zu Hause, geh mit uns spazieren, sieh dir's an, wie ich hier die Wirtschaft führe, schilt mich aus, wenn ich dir etwas nicht recht mache — aber gib dich nur nicht mit verdächtigen Leuten ab ..."

„Das wird aber langweilig sein, Tantchen! Lassen Sie doch jeden leben, wie er will ..."

„So—o! Also zu Mittag essen wirst du, wo sich's gerade trifft, Nudeln, Grütze, ganz gleich, was? Und nach Hause kommen willst du nicht? Das kann ja heiter werden! Und wenn ich nun nach Nowosselowo fahre, nach meinem Dörfchen, oder zu Anna Iwanowna Tuschina gehe, drüben über der Wolga, die mich schon lange bei sich erwartet, und wenn ich alle Schlüssel mitnehme und den Leuten sage, sie sollen nicht verraten, wo ich bin, und du kommst dann mit einem-

mal nach Hause und willst zu Mittag essen; was wirst du da sagen?"

„Gar nichts werde ich sagen:"

„Wirst du dich nicht wundern, dich nicht gekränkt fühlen?"

„Nicht im geringsten."

„Was wirst du denn machen?"

„Ich gehe in das erste beste Wirtshaus."

„Ins Wirtshaus!" rief die Großtante ganz erschrocken, und auch Tit Nikonytsch schien durch Raiskis Antwort verblüfft.

„Man wird Sie nicht ins Wirtshaus gehen lassen," versetzte er. „Mein Haus, meine Küche, meine Leute, ich selbst, kurz — alles steht Ihnen zur Verfügung, und ich werde es mir zur Ehre anrechnen ..."

„Gehst du denn ins Wirtshaus?" fragte die Großtante streng.

„Ich esse stets im Wirtshaus zu Mittag."

„Du spielst wohl auch Billard und rauchst?"

„Ich spiele ganz gern, und ich rauche auch. Ich will meine Zigarren holen — eine sehr gute Sorte, Sie sollten sie einmal probieren, Tit Nikonytsch!"

„Danke ganz ergebenst: ich rauche nicht. Das Nikotin ist den Lungen und dem Magen sehr schädlich, es beschleunigt die Verdauung in unzuträglicher Weise und hat auch sonst üble Wirkungen. Außerdem ... ist der Tabakqualm den Damen unangenehm."

„Wirklich, ein ganz, ganz sonderbarer Mensch!" sagte die Großtante.

„Das bin ich keineswegs, Tantchen — wohl aber sind Sie eine sonderbare Frau!"

„So—o! Und worin siehst du denn das Sonderbare an mir?"

„Nun — Sie verlangen, daß ich zu Hause essen soll, daß ich

nicht dorthin gehen soll, wo es mir gefällt, daß ich schlafen soll, wenn ich nicht schläfrig bin — warum soll ich mir durchaus Zwang antun?"

„Um der Tante einen Gefallen zu tun."

„O, Sie sind eine Despotin, Tantchen, eine Egoistin! Lebt man Ihnen zu Gefallen, dann fühlt man sich unbehaglich, und lebt man sich selbst zu Gefallen, dann fühlen Sie sich unbehaglich; gibt es keinen Ausweg aus diesem Dilemma? Warum wollen Sie denn auf Ihren armen Neffen so gar keine Rücksicht nehmen?"

„Nun hör' einer: die alte Tante soll auf den Herrn Neffen Rücksicht nehmen! Ich habe dich ja als kleines Kind auf den Armen getragen!"

„Dafür will auch ich Sie auf den Armen tragen, wenn Sie einmal ganz alt sind!"

„Suche ich dir nicht alles an den Augen abzusehen? Wen habe ich denn eine ganze Woche lang hier erwartet, fast ohne ein Auge zu schließen? Alle Tage ließ ich deine Lieblingsspeisen bereiten, hatte die Hände voll zu tun, ließ die Zimmer streichen, richtete sie ein, kaufte seidene Vorhänge, ließ neue Fensterrahmen einsetzen ..."

„Das alles haben Sie nicht mir zuliebe getan, sondern sich selbst zuliebe."

„Mir selbst zuliebe?!" wiederholte die Großtane ganz erstaunt.

„Ja, Ihnen sind diese Sorgen und Laufereien angenehm sie vertreiben Ihnen die Zeit; Sie müssen doch zugeben, daß Sie ohne diese Sorgen nicht wüßten, was Sie anfangen sollten! Die guten Schüsseln haben Sie nur bereiten lassen, um zu zeigen, was für eine liebenswürdige, gastfreie Hausfrau Sie sind. Wenn Markuschka käme, würden Sie ihn gleichfalls bewirten ..."

„Ja, ja, Bruder: ganz sicher würde sie es tun!“ sagte Marfinka. „Tantchen ist ja so gut, sie verstellt sich nur ...“

„Schweig du — — kein Mensch hat dich gefragt!“ rief Tatjana Markowna unwirsch. „Immer muß sie der Tante dazwischen reden! Das erlaubt sie sich nur in deiner Gegenwart; sonst hält sie den Mund, und mit einemmal! ... Was für Einfälle du hast: ich werde den Markuschka bewirten!“

„Sehen Sie! Sie selbst tun also nur, was Ihnen gefällt, und wenn ich dasselbe tun will, so schelten Sie mich, weil ich damit Ihre Anordnungen störe, Ihrem Despotismus zuwider handle. Nicht wahr, Tantchen, so ist's doch? Nun geben Sie mir einen Kuß — und lassen wir einander fortan freie Hand ...“

„Was für ein seltsamer Mensch! Haben Sie gehört, Tit Nikonytsch, was er sagte?“ wandte die Großtante sich zu Watutin, während sie Raiski bei Seite schob.

„Es war mir ein Genuß, das alles zu hören: wirklich sehr, sehr vernünftig! Jedes Wort habe ich förmlich verschlungen!“ sagte die Krizkaja, die sich immer noch vergeblich bemühte, Raiskis Blick auf sich zu ziehen.

Tit Nikonytsch sah nachdenklich vor sich hin und lächelte dann Raiski freundschaftlich zu.

„Was ich sagte, ist also unvernünftig, wie?“ versetzte die Großtante ärgerlich auf die Bemerkung der Krizkaja.

„Offenbar hat Boris Pawlowitsch viel gute neue Bücher gelesen ...“ sagte Watutin ausweichend. „Er spricht so elegant, so stilvoll ... Aber ich sehe da, Mütterchen, daß man den Samowar bringt — ich fürchte ... den Kohlendunst ...“

„Wir wollen nach der Veranda gehen und den Tee dort trinken!“ sagte Tatjana Markowna.

„Wird es dort nicht zu feucht sein?“ bemerkte Watutin.
Noch an diesem Abend schlossen Raiski und die Großtante wenn auch nicht Frieden, so doch wenigstens einen Waffenstillstand. Tatjana Markowna überzeugte sich davon, daß ihr Großneffe sie liebte und achtete — und wie wenig gehörte dazu, sich davon zu überzeugen!
Raiski hatte die Geschenke geholt, die er mitgebracht hatte: für die Tante ein paar Pfund vom besten Tee, den sie über alles liebte, dann eine neuerfundene Kaffeemaschine und Stoff zu einem dunkelbraunen Seidenkleide. Die Schwestern hatte er je mit einem Armband bedacht, in dem der Name der Besitzerin eingraviert war. Tit Nikonytsch bekam, der Bitte der Tante entsprechend, das gemslederne Wams samt ebensolchen Beinkleidern.
Die Großtante war zu Tränen gerührt.
„Mich Alte hat er nicht vergessen!“ sagte sie, während sie sich ganz dicht neben ihn setzte und ihn auf die Schultern klopfte.
„An wen hätte ich denn mehr denken sollen als an Sie? Sie sind mir doch die Liebste auf der ganzen Welt!“
„Ja, wie denn?“ sagte sie. „Die Rechnungen hast du zerrissen, die Briefe unbeantwortet gelassen, das Gut verschenkst du — und daß ich mir gern einmal ganz früh am Morgen ein Täßchen Kaffee koche: das hast du dir gemerkt und mir die Maschine mitgebracht! Und auch meinen Lieblingstee kennst du, und ein Kleid schenkst du mir noch obendrein! Verwöhnen willst du mich, du Verschwender! Ach, Borjuschka, Borjuschka — sag' ich's nicht, daß du ein Sonderling bist?“
Marfinka war ganz rot geworden vor Freude, und die Röte wich nicht von ihrem Gesichte, solange sie die Geschenke betrachtete. Vor lauter Freude und Aufregung hatte sie, wie

es oft bei kleinen Kindern geschieht, ganz vergessen, dem Geber zu danken.

„Und du bedankst dich nicht einmal?" mahnte sie Tatjana Markowna. „Du bist mir schön! Vor lauter Freude vergißt sie's!"

Marfinka ward verwirrt und machte einen Knicks. Raiski lachte hell auf.

„Wie albern ich doch bin — mache nun gar einen Knicks!" sagte sie.

Sie trat auf ihn zu und umarmte ihn.

Tit Nikonytsch war ganz außer sich vor Freude und kam aus den Kratzfüßen nicht heraus.

Auch Raiski konnte sich davon überzeugen, daß die Großtante bei dem, was sie tat, doch nicht immer nur an sich dachte. In seinem Zimmer angelangt, konnte er sehen, wie sie sein Bett nachsah und sorgfältig die Kissen untersuchte, und wie sie selbst die Vorhänge zuzog, damit ihn am Morgen die Sonne nicht zu früh wecke. Er hörte ihre besorgten Fragen, um wieviel Uhr er geweckt sein wolle, ob er Kaffee oder Tee, Butter oder Eier, Rahm oder Eingemachtes zum Frühstück wünsche. Und als er sich dann schlafen gelegt hatte, kam sie wohl drei- oder viermal herein, um zu sehen, ob er schon schlafe, ob es ihm nicht zu unruhig sei im Hause, ob er noch irgend etwas brauche.

Tit Nikonytsch und die Krizkaja waren bereits gegangen. Die letztere zeigte sich sehr besorgt, wie sie allein nach Hause kommen sollte. Sie sagte, sie habe niemanden bestellt, der sie abholen solle; sie habe gehofft, daß sie irgend jemand nach Hause begleiten würde. Sie hatte dabei Raiski angesehen. Tit Nikonytsch hatte sich zum größten Ärger der Großtante sogleich erboten, sie zu begleiten.

„Warum denn?" flüsterte Tatjana Markowna ihm zu.

„Warum kommt sie erst her? Niemand hat sie gebeten! Jegorka kann mit ihr gehen.“

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von Herzen ...“ sagte Paulina Karpowna, während sie an Raiski vorüberging.

„Wofür?“ fragte er verwundert.

„Für die angenehme Unterhaltung — wenn Sie auch mit mir nicht gesprochen haben, so habe ich doch viele Anregungen empfangen ...“

„Nun, die Unterhaltung hat sich doch mehr um praktische Dinge gedreht,“ sagte er, „um Gänsebraten, um Grütze ... und dann zankten wir uns mit der Tante ...“

„O, reden Sie nicht, ich weiß alles! ...“ sagte sie mit vielsagender Miene. „Ich habe zwei Blicke aufgefangen, nur zwei ... die waren für mich bestimmt, nicht wahr? Leugnen Sie es nicht! O, ich erwarte, ich erhoffe etwas ...“

Mit diesen Worten ging sie zur Tür hinaus. Raiski wandte sich zu Marfinka und fragte sie mit den Augen, was das zu bedeuten habe.

„Was für zwei Blicke meint sie?“ sagte er.

Marfinka lachte.

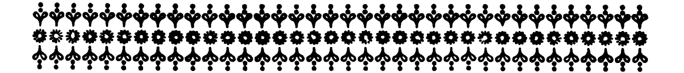
„Das ist einmal so ihre Art,“ sagte sie.

„Was hat sie dir denn da zugeflüstert, Borjuschka?“ fragte die Großtante. „Hör' nicht auf sie! Sie träumt immer noch von Eroberungen.“

Raiski warf den ganzen Berg von Kissen, den man auf seinem Bett aufgetürmt hatte, in die Ecke und legte sich statt dessen ein hartes Sofakissen unter den Kopf. Dann warf er Jegorka, den ihm die Großtante als Hilfe beim Auskleiden gesandt hatte, zur Tür hinaus. Aber die Tante bestand diesmal auf ihrem Schein: sie ließ ihm die Kopfkissen wieder ins Bett legen, und auch Jegorka kehrte wieder ins Schlafzimmer zurück.

„Was für eine trotzige Despotin!“ sagte Raiski, während er es geduldig über sich ergehen ließ, daß Jegorka ihm die Stiefel auszog, den Rock aufknöpfte, ja sogar die Strümpfe ausziehen wollte.
Raiski versank ganz in den weichen Kissen.
Eine halbe Stunde war vergangen — da steckte die Großtante nochmals den Kopf durch die Tür.
„Was ist, Tantchen?“ fragte Raiski.
„Ich wollte nur sehen, ob bei dir noch Licht brennt — warum löschst du es nicht aus?“
Er mußte lachen.
„Ich möchte noch ein wenig rauchen, aber ich habe die Zigarren bei Ihnen auf dem Tische liegen lassen,“ sagte er.
Sie brachte ihm die Zigarren.
„Da — beeil' dich mit dem Rauchen! Ich lege mich nicht eher hin, als bis du fertig bist, ich habe Angst,“ sagte sie.
„Nun, dann werde ich lieber nicht rauchen.“
„Rauche, sag' ich dir!“ sprach sie in befehlendem Tone.
Aber er löschte das Licht aus.
„Ein ganz merkwürdiger Mensch: nicht einmal auf seine alte Tante will er hören! Wirklich ein Sonderling!“ dachte Tatjana Markowna, während sie zu Bett ging.
Raiski hatte diesen Tag in einer Weise zugebracht, wie schon lange keinen, und er versank in einen so festen, gesunden Schlaf, wie er ihn kaum mehr gekannt, seit er zum letzten Male unter diesem Dache geruht hatte.





Zehntes Kapitel

Raiski hatte bereits mehrere solche Tage und Nächte verbracht, und er sollte ihrer noch mehr unter diesem Dache verbringen, zwischen diesen Gärten und Blumenbeeten, in dem alten, verwilderten Park und dem Hain dahinter, zwischen dem neuen, behaglichen, von lebendigem Treiben erfüllten Hause und dem still daliegenden alten, von dem der Putz schon zum großen Teil abgefallen war — auf den Feldern draußen, am Ufer, auf dem Flusse, in Gesellschaft der Großtante und der beiden Mädchen, seines Freundes Leontij und des wackeren alten Tit Nikonytsch.

Unbewußt verwuchs er mit der ganzen Atmosphäre, die ihn umgab. Er konnte sich den Eindrücken nicht entziehen, die die ihn umgebende Natur, die Menschen, ihre Reden, der ganze Zuschnitt und Betrieb dieses Lebens auf ihn ausübten.

Auf Schritt und Tritt trat er in Widerspruch mit ihnen, doch litt er noch nicht unter diesem Widerspruch, sondern lächelte nur nachsichtig und fügte sich der sanften Einfachheit dieses Lebens, wie er sich beim Schlafengehen dem Despotismus der Großtante fügte und in den weichen Kissen versank.

Wenn er gähnte, so geschah es noch nicht aus Langerweile, sondern weil er verdaute, oder weil eine gesunde Müdigkeit ihn überkam.

Er fand dieses Leben ganz erträglich: niemand suchte hier etwas anderes vorzustellen, besser, klüger, vornehmer, sittlicher zu sein, als er wirklich war; in Wahrheit jedoch war dieses Leben sittlicher und vielleicht auch verständiger, als es auf den ersten Blick hin erschien. Dort, im Kreise der Menschen mit den entwickelten Begriffen, herrschte das Bestreben, einfach und schlicht zu sein, ohne daß man es in Wirklichkeit war; hier waren alle einfach und schlicht, ohne viel darüber nachzudenken; niemand brauchte sich erst lange anzustrengen, um es zu sein.

Die Großtante blieb während dieser ganzen Zeit stets sich selbst gleich. Sie lief überall geschäftig umher, kommandierte, traf Anordnungen, griff auch selbst zu, kurz sie brauchte immer eine „Rolle". Sie war ihr Lebenlang tätig gewesen, und hatte sie einmal keine Tätigkeit, so dachte sie sich rasch eine aus.

Wie bisher, so fühlte sie auch jetzt nicht das Bedürfnis, weiter ins Leben einzudringen, als die vier Wände ihres Hauses, der Hof, die Gärten und Felder und die benachbarte Stadt es ihr vorzeichneten. Darüber hinaus war die Welt für sie mit Brettern vernagelt.

Die Überlieferung spricht durch ihren Mund, Sprichwörter und fertig geprägte Sentenzen voll alter Weisheit rollen nur so über ihre Lippen. Sie verteidigt ihre Ansichten tapfer gegen Raiski, und der ganze äußere Gang ihres Lebens vollzieht sich nach alten, gefestigten Grundsätzen. Wenn jedoch Raiski näher zusah, konnte er entdecken, daß in solchen Fällen, in denen aus irgendeinem Grunde die gefestigten Grundsätze nicht ausreichten, bei der Großtante plötzlich

eigene Kräfte hervortraten, daß sie dann selbständig, ganz auf ihre eigene Art, handelte.

Mitten durch die banale, abgegriffene und unbrauchbare alte Weisheit brach dann bei ihr ein lebendiger Strom gesunder, praktischer Klugheit hindurch, eigene Ideen, Ansichten und Begriffe kamen zum Vorschein. Nur etwas unruhig und ängstlich wurde sie, wenn sie so ihre eigenen Kräfte ins Spiel setzte, und um sich selbst zu ermutigen, zog sie wenigstens ein paar alte Parallelen und Beispiele an

Raiski gefiel diese einfache Form des Lebens, dieser geschlossene enge Rahmen, in den der Mensch sich einfügt und fünfzig, sechzig Jahre in lauter Wiederholungen zubringt, die er gar nicht merkt, beständig erwartend, daß morgen, oder übermorgen, oder im nächsten Jahre etwas Neues geschehen wird, etwas noch nicht Dagewesenes, Erfreuliches, Interessantes.

„Wie leben sie eigentlich?" dachte er, als er sah, daß weder die Großtante, noch Marfinka, noch Leontij sich aus diesem Leben wegsehnten, daß sie so gar nicht das Bedürfnis hatten, tiefer auf den Grund dieses Lebens zu schauen und zu ermitteln, was denn dort unten liegt, und daß sie sich vom Strome auch nicht weiter tragen ließen, nach der Mündung, um dort aufzublicken und sich zu fragen, was das eigentlich für ein Ozean sei, auf den die Strömung sie hinausgetrieben. Nein, nie kam ihnen das in den Sinn: „Gott hat es geschickt," pflegte die Großtante zu sagen, und damit war alles erledigt.

Über die Menschen, die sie kennt, urteilt sie mit sehr sicherem Blick; über das, was gestern geschah, oder morgen geschehen soll, hat sie sehr richtige Ansichten, nie wird sie sich irren. Ihr Horizont ist von der einen Seite durch die Gutsäcker, von der anderen durch die Wolga mit ihren Höhen,

von der dritten durch die Stadt und von der vierten durch die in die weite Welt hinausführende Landstraße begrenzt — aber diese Welt da draußen geht sie nichts mehr an.
Wenn der Winter zu Ende geht, hat sie den Wunsch, daß es recht bald Frühling werden möchte, daß der Eisgang auf dem Strome an dem und dem Tage beginnen solle, daß der Sommer schön warm sei und gute Erträge liefere, daß die Getreidepreise sich hoch halten und der Zucker billig werde, daß ihn die Kaufleute womöglich umsonst geben, ebenso wie den Kaffee, den Wein und noch manches andere.
Sie erhob den Anspruch, daß von Zeit zu Zeit der Gouverneur ihr einen Besuch machte, daß alle irgendwie hervorragenden Persönlichkeiten, die aus Petersburg nach der Stadt kamen, unbedingt auch bei ihr vorsprächen, daß die Frau des Vizegouverneurs in der Kirche nach der Messe zuerst zu ihr käme und sie zuerst begrüßte und nicht umgekehrt. Wenn sie in die Stadt kam, wollte sie von jedem, der vorüberging oder vorüberfuhr, höflich gegrüßt sein, die Kaufleute sollten sogleich auf sie zustürzen und alle übrigen Kunden stehen lassen, sobald sie in den Laden trat, niemand sollte je ein böses Wort über sie sagen, im Hause sollte alles ihr gehorchen, so prompt, daß keiner der Kutscher es wagte, sich eine Pfeife anzuzünden, am allerwenigsten auf dem Heuboden, daß Taras endlich das Trinken ließe, und daß überhaupt alle ihre Anordnungen befolgt würden, ohne daß sie sich weiter darum zu bekümmern brauchte.
Sie sah es gern, daß alle Tage jemand zu ihr zu Besuch kam, und an ihrem Namenstage vollends sollte niemand vergessen, ihr zu gratulieren, vom Bischof und Gouverneur bis zum letzten Tischvorsteher im Gericht. Drei Tage lang sollte die ganze Stadt von dem glänzenden Gastmahl sprechen, das sie gegeben, wenn sie auch weder auf den

Gouverneur noch auf die Tischvorsteher besonders gut zu sprechen war. Wäre an diesem Tage Mr. Charles, den sie nicht leiden konnte, oder Paulina Karpowna fortgeblieben, sie wäre tief beleidigt gewesen. Ja, sie wünschte vielleicht sogar ganz insgeheim, daß an diesem Tage auch Markuschka käme, um von der Festpastete zu kosten.

Bis zur Ankunft Raiskis hatte ihr Leben fest und sicher auf diesem einfachen, soliden Fundament geruht, nicht im Traume wäre ihr der Gedanke gekommen, daß daran irgend etwas nicht in Ordnung sei, daß sie ihr ganzes Leben „im Kampfe mit den Widersprüchen" zugebracht habe, wie Raiski sich ausdrückte.

Trat wirklich irgendwo ein Widerspruch, ein Gegensatz zutage, dann suchte sie jedenfalls die Schuld nicht bei sich, sondern bei dem andern, mit dem sie gerade zu tun hatte, und wenn es keinen solchen andern gab, beim Schicksal. Und als nun Raiski auf der Bildfläche erschien, und sowohl diesen „andern" als auch das Schicksal in seiner Person vereinigte, da war sie höchst erstaunt und schob alles auf den Ungehorsam und die Absonderlichkeiten ihres Großneffen.

Sie verteidigte sich mit Leidenschaft, zuerst mit Überlieferungen, Sentenzen und Sprichwörtern, doch als diese tote Kraft beim ersten Zusammentreffen mit der lebendigen Kraft der Analyse wie Spreu im Winde zerstob, griff sie sogleich nach ihrer eigenen, natürlichen Logik.

Das hatte Raiski nur abgewartet — er wußte, daß sie dann sogleich zwischen zwei Feuern kommen mußte, zwischen die alte und die neue Zeit, zwischen die Überlieferung und den gesunden Menschenverstand, und er zweifelte nicht, daß schließlich der letztere bei ihr obsiegen würde.

Aber die Großtante überließ ihm nie den endgültigen

Triumph, sie ergab sich nicht so leicht und schnitt den Streit damit ab, daß sie sich in despotischer Weise auf die Autorität berief — wenn auch nicht mehr der Einsicht und Weisheit, so doch ihrer Verwandtschaft und ihrer reifen Jahre. Und Raiski, der ihr auf dem Boden der Logik in nichts nachgab, senkte die Flagge vor ihrem sympathischen Wesen, kniete lachend vor ihr nieder und küßte ihr die Hand.
Er staunte darüber, wie sich das alles in ihr so miteinander vertrug, wie sie, ohne den ewigen Gegensatz zwischen alten und neuen Begriffen zu bemerken, sich im Leben zurechtfand und alles verdaute, und wie sie dabei frisch blieb und munter, keine Langeweile kannte, das Leben liebte, voll Glaubens war, nichts gleichgültig ansah und jeden neuen Tag wie eine neue, frische Blume begrüßte, von der sie morgen schon Früchte erwartete.
Die Großtante, Marfinka, selbst Leontij, der doch ein denkender, gelehrter, belesener Mensch war — sie alle hatten einen Stützpunkt gefunden in diesem Leben, sie wurzelten fest darin und waren glücklich.
Die Großtante hatte sich hier ihre Lebensweisheit erworben, gleichsam pfundweise, als hätte sie sie nach Gewicht gekauft. Sie begnügte sich damit, sie wollte nichts von dem wissen, was darüber hinausreichte, was sie nicht mit ihren eigenen Augen gesehen, und kümmerte sich nicht darum, ob es überhaupt noch etwas anderes gab oder nicht. Sie machte daher große Augen, als ihr nun Raiski mit seinen „Absonderlichkeiten", mit seinen ihr ganz verrückt vorkommenden Reden, mit seinem „zigeunerhaften" Tun und seiner Streitlust entgegentrat.
„Ein ganz seltsamer Mensch," sagte sie immer wieder und konnte sich nicht genug darüber wundern, daß er nicht auf sie hörte und nicht tat, was sie ihn tun hieß. Kann man denn

anders leben, als sie es sich vorstellte? Tit Nikonytsch war von ihr entzückt, selbst Nil Andreitsch urteilte günstig über sie, die ganze Stadt schätzte sie hoch, bis auf Markuschka vielleicht, der jedesmal höhnisch lachte, wenn er sie sah, aber der war ja ohnedies ein Verlorener.

Und nun kommt ihr eigener Großneffe, ihr lieber Verwandter, den sie von klein auf erzogen hat, und wagt es, ihr Trotz zu bieten, rechtfertigt sich, verteidigt sich, streitet mit ihr und wirft ihr gar vor, daß die Art, wie sie lebt, und das, was sie tut, ganz verkehrt sei!

Und sie kennt doch das Leben mit allem, was dazu gehört, wie ihre eigene Tasche: weder die Kaufleute noch das Hofgesinde können ihr etwas vormachen, in der Stadt kennt und durchschaut sie jeden einzelnen, und in ihrer Häuslichkeit, in der Behandlung der ihr anvertrauten Nichten wie der Bauern, im Kreise ihrer Bekannten begeht sie nie einen Fehler, sie weiß immer, wohin sie treten, was sie sagen, wie sie mit eigenem und fremdem Gute schalten soll. Sie spielt, mit einem Wort, auf dem Leben wie auf einem Klavier — „nach Noten".

Und er hört nicht auf sie und verurteilt sie obendrein!

Sie hatte aus ihren Beobachtungen und Erfahrungen heraus die sinnreiche Folgerung gezogen, daß jedem Menschen eine bestimmte Linie im Leben vorgezeichnet sei — verfolgt er die, so kann er eine gewisse Bedeutung erlangen, gewisse Ziele und Erfolge erreichen. Jedem einzelnen war nach ihrer Meinung die Möglichkeit gegeben — natürlich den Verhältnissen entsprechend — es zu Rang und Reichtum zu bringen, und wer die Zeit und den günstigen Augenblick verpaßte, wer die ihm vom Schicksal dargebotene Gelegenheit übersah, der hatte niemanden sonst als nur sich selbst anzuklagen.

„Jedem hat das Schicksal irgendeine Gabe mitgegeben," sagte sie — „der eine zum Beispiel hat viel Verstand bekommen, irgendein Können, eine Geistesschärfe" — sie meinte die besonderen Fähigkeiten und Talente — „dafür ist ihm kein Reichtum zuteil geworden." Und sogleich war sie mit irgendeinem Beispiel zur Hand, nannte einen ihr bekannten Architekten oder einen Arzt, oder den Bauer Stenka. Dieser Stenka sei ein Dummkopf, könne nicht bis drei zählen, nicht einmal das Kreuzzeichen machen, wisse rechts und links nicht zu unterscheiden, habe weder den Pflug zu führen noch den Spaten im Garten zu handhaben gewußt — dafür besitze er aber eine ganz erstaunliche Fertigkeit, allerhand Holzgeschirr, Löffel, Schiffchen und sonstiges Kinderspielzeug auf der Drehbank anzufertigen. Wie in Erz gegossen seien seine Arbeiten! Und wieviel er davon an jedem Jahrmarkt verkaufe! Ein anderer sei ein Staatskerl, so hübsch wie ein Bild anzusehen — und dabei ein ausgemachter Dummkopf! Balakin zum Beispiel: kein verständiges Mädchen würde ihn heiraten, und was für ein nettes Gesicht hat er! Nun, wenn er den richtigen Moment nicht verpaßt, wird auch er sein Glück machen. „Den Seinen gibt's der Herr im Schlafe!" sagte sie, ihre Ansicht durch ein Sprichwort stützend — „er wird schon irgendeine reiche dumme Gans finden!" Andern wieder hat das Schicksal die Geistesgaben und den Reichtum versagt, dafür hat es ihnen den Fleiß gegeben, und mit dessen Hilfe setzen sie sich durch. Nun, und wer ein Faulpelz ist, wer die Augen nicht offen hält, wer die Gaben vernachlässigt, die das Schicksal ihm verliehen hat — der ist eben selbst schuld an seinem Unglück! Darum gibt es in der Welt so viele verlorene Existenzen: Faulpelze, Müßiggänger, Trunkenbolde, die mit Löchern in den Ärmeln herumlaufen, einen Fuß im

Pantoffel, den anderen in der Galosche, mit roter Nase, mit aufgesprungenen Lippen, ganz nach Branntwein riechend!

Raiski mußte immer laut auflachen, wenn er sie so räsonnieren hörte, namentlich ihre Charakteristik des Trunkenboldes, der für sie der widerwärtigste und erbärmlichste Mensch war, machte ihm Spaß. So stark war ihre Abneigung gegen das Trinken, daß, obschon sie bei Raiski nicht die geringste Neigung dafür bemerkte, sie doch jedesmal unruhig wurde, wenn sie sah, daß er sich ein größeres Glas Wein oder ein Gläschen Likör einschenkte.

„Wird's dir auch nicht schaden? Ist's nicht zu viel?" sagte sie stirnrunzelnd und den Kopf schüttelnd.

Sie hatte geradezu ein physische Abneigung gegen jeden Trinker.

„Ja, ja, lach' nur!" sagte sie — „und es ist doch wahr!"

„Man kann doch aber auch ohne eigene Schuld zugrunde gehen, Tantchen," versetzte Raiski, der sehen wollte, wieweit ihre Einsicht in die Praxis des Lebens wohl reichte. „Es gibt Feindschaften unter den Menschen, es gibt Leidenschaften. Wie kann ein Mensch Schuld haben, wenn ihm jemand ein Bein stellt, wenn er in eine Intrige verwickelt wird, wenn er bestohlen oder ermordet wird?... Was für Zufälle gibt es nicht im Leben!"

„Gewiß hat er Schuld, unbedingt!" entschied sie, ohne auch nur den leisesten Protest zuzulassen. „Wenn jemand im Unglück ist, wenn es ihm schlecht geht, wenn er in Armut und Elend, in Schmach und Schande steckt, im Laster versinkt und sich nicht aufzuraffen vermag — dann ist er ganz allein schuld! Irgendwo und irgendwie hat er sicher gesündigt oder sündigt noch — und ist er nicht dem Laster zum Opfer gefallen, dann sicherlich schwerem eigenem Irrtum. Feindschaften! Leidenschaften!... Was soll das heißen?

Immer ist und bleibt der Mensch sich der schlimmste Feind ... Gott straft wohl bisweilen, aber er verzeiht auch, wenn der Mensch sich demütig unterwirft und wieder auf den rechten Weg zurückkehrt. Wer aber immer wieder strauchelt und im Schmutz liegen bleibt, dem kann nicht verziehen werden, weil er sich selbst nicht überwindet, nicht dem Branntwein und den Karten entsagt, nicht wiedergibt, was er gestohlen hat, weil er falschen Stolz besitzt, alle Welt beleidigt, jähzornig ist, oder ein Wüstling, ein Betrüger, ein Verräter. Was es auch sei: irgend etwas liegt immer vor! Hat er den guten Willen, dann gelingt's ihm auch, auf den rechten Weg zurückzugelangen. Und ist er zu schwach dazu, hat er nicht Kraft genug, so zeigt das eben, daß er den Glauben nicht hat: ist der Glaube da, dann ist auch die Kraft da. Ja, ja — es ist so, wie ich sage! Sprich nicht, sprich nicht! Lach' meinetwegen, aber schweig!" fügte sie hinzu, als sie bemerkte, daß er ihr etwas entgegnen wollte. „Nie soll ein Mensch die Schuld auf die anderen schieben! Gähne nicht, halt' die Augen offen, achte auf dich selbst! Bist du gestrauchelt, dann steh wieder auf und sieh zu, ob der Fehler nicht in dir liegt! Bete — und bessere dich! Da haben wir zum Beispiel unseren Alexej Petrowitsch. Drei Gouverneure hatten ihn aus dem Dienste gejagt, unter Kuratel war er gestellt, kein Mensch borgte ihm mehr etwas, dem Bettelstabe schien er nahe — und jetzt hat er seine Zeit abgewartet, hat's geduldig getragen, hat Reue empfunden und Buße getan — ach, was hatte er nicht alles gesündigt! — und ist wieder ein Mensch geworden ..."

„Nun — gut, gut, Tantchen! Und sagen Sie — es war doch hier einmal solch ein Krakehler, erinnern Sie sich? Polizeimeister war er, oder Bezirksrichter — der ließ Ihnen das Dach vom Hause abtragen, legte Ihnen widerrecht-

lich eine Geldbuße auf, machte Ihnen allerhand Scherereien ..."

„Ganz recht — das war ein ganz abscheulicher, böser Mensch, mein Feind war er, hatte mich gar nicht gern. Und was war sein Ende? Wie der neue Gouverneur kam und von seinen Streichen hörte, jagte er ihn aus dem Dienste. Er war ganz heruntergekommen, hatte sich dem Trunke ergeben, war unter die Fuchtel seiner leibeigenen Magd geraten: nicht mucken durfte er! Kein Mensch hat ihm eine Träne nachgeweint, als der Tod ihn holte."

„Nun, sehen Sie — was hatten Sie getan, daß er Sie so verfolgte? Waren Sie da schuld?"

„Gewiß!" rief die Großtante. „Nicht umsonst habe ich mein Teil bekommen. Das Schicksal straft nicht so mir nichts, dir nichts ..."

„Wirklich nicht? Was hatten Sie denn getan?"

„Was ich getan hatte?" wiederholte sie. „Du bist noch zu jung, um alle die Schlechtigkeiten zu kennen, die deine alte Tante begangen hat. Doch ich kann dir's sagen: es war zu der Zeit, als die Branntweinpacht von Staats wegen eingeführt wurde, als nicht mehr jedermann brauen und brennen durfte — ich kehrte mich nicht daran, ließ zu Hause Bier brauen für die Leute, und auch Branntwein brennen, nicht viel, nur was so für Gäste und fürs Hausgesinde nötig war, aber es war doch einmal verboten. Auch die Brücken ließ ich nicht reparieren ... Als ich ihn nun nicht spickte, wurde er böse, siehst du! Wenn schon das Unglück über einen hereinbricht, dann kommt es knüppeldick. Da heißt es rasch Buße tun in Sack und Asche, sonst geht's dir immer schlechter und schlechter ... und dann ..."

„Und dann bekommt man eine rote Nase, und die Lippen springen auf, und ein Fuß steckt im Pantoffel, der andere

in der Galosche!" sagte Raiski lachend. „Ach, Tantchen, Sie haben doch eine recht eigenartige Auffassung von den Dingen! Das Schicksal zum Beispiel — wenn ich mir vor- nehme, unbedingt das und das zu tun, wenn ich mich mit meinem ganzen Willen wappne ..."

„Sag' niemals ‚unbedingt'!" unterbrach ihn Tatjana Mar- kowna — „Gott behüte!"

„Warum denn nicht? Wieder etwas Neues!" sagte Raiski. „Hör' einmal, Marfinka — ich werde unbedingt dein Por- trät malen, unbedingt meinen Roman schreiben, unbedingt Markuschkas Bekanntschaft machen, unbedingt diesen Som- mer hier bei euch verbringen und euch allen — der Tante, dir und Wjerotschka — eure veralteten Vorurteile aus- treiben!"

Marfinka begann zu lachen, während Tatjana Markowna ihn verwundert durch ihre Brille ansah.

„Du scheinst den Verstand verloren zu haben! Lern' du erst mal bei deiner alten Tante, wie man leben soll! Du traust dir doch gar zu viel zu! Daß dir das Schicksal nicht auf dein ‚Unbedingt' seine Antwort gibt! Gebrauch' das Wort nie wieder! Sag' lieber: ‚ich möchte', ‚so Gott will', ‚wenn ich gesund und am Leben bleibe' ... Sonst straft dich das Schicksal für deine Vermessenheit: nie geht es so, wie du willst ..."

„Ihre Vorstellung vom Schicksal, liebes Tantchen, ist etwa dieselbe wie die Vorstellung der alten Griechen vom Fatum: Sie stellen sich das Schicksal als eine Persönlichkeit vor, als ein Wesen, das hier irgendwo im Winkel steht und lauscht ..."

„Ja, ja," sagte die Großtante und machte unwillkürlich eine Bewegung, als wollte sie sich umsehen — „es steht wirklich jemand da und lauscht! Du brauchst nur nicht acht-

zugeben, nur einen Augenblick zu vergessen, daß der Mensch fallen kann — und da liegst du auch schon! Hoffe nur immer drauf los — eh' du dich versiehst, hat das Schicksal dir einen Streich gespielt, nimmt es dir vor der Nase weg, wonach du eben noch gegriffen hast. Wenn du es am wenigsten erwartest, versetzt es dir Maulschellen ..."

„Nun, und wann kommt dann das Glück? Denn es gibt doch nicht bloß Maulschellen im Leben!"

„Gewiß nicht! Wenn du hübsch bescheiden wartest, dich nicht überhebst, immer im Zweifel bleibst — dann wird's dir vielleicht zuteil. Vor allem nicht den Kopf zu hoch getragen, nicht den Nacken zu stolz gehalten, immer ein bißchen bescheiden und schüchtern — dann kommt es vielleicht, das Glück. Das Schicksal verlangt, daß der Mensch vorsichtig sei: darum sagt auch das Sprichwort: ‚Vorsicht ist die Mutter der Weisheit!' Freilich soll man auch da nicht übertreiben: wer gar zu ängstlich ist und sich feig versteckt, den liebt das Schicksal nicht, dem stellt es gelegentlich eine Falle. Wer sich vor dem Wasser fürchtet, den Flüssen aus dem Wege geht, nie in ein Boot steigen mag, läßt sich schließlich doch einmal zu einer Gondelfahrt verführen, und dann liegt er auch schon plumps! im Wasser."

Raiski lachte hell auf.

„Ja, ja — das Schicksal hat den Schalk im Nacken sitzen!" fuhr sie fort. „Wenn du im Geldbeutel ein Zehnkopekenstück suchst, kommen dir lauter Zwanzigkopekenstücke zwischen die Finger, und ganz zuletzt findest du dann erst das Zehnkopekenstück. Erwartest du jemanden, dann kommt er ganz gewiß nicht, dafür kommen aber zehn, zwanzig andere, die Tür hört gar nicht auf zu klappern, du kochst vor Ärger und Wut, und der Erwartete kommt nicht. Du hast etwas verloren, suchst das ganze Haus danach ab, wühlst in allen

Ecken — und schließlich liegt es dir vor der Nase! So ist's, mein Lieber!"

„Welche Sklaverei!" sagte Raiski. „So das ganze Leben mit lauter Kleinigkeiten zu verzetteln! Und warum, in welcher Absicht geschieht denn das alles, Tantchen — denn es ist doch nach Ihrer Meinung irgend jemand da, der dabei eine Absicht hat? Nein, ich getraue mich nun wirklich nicht mehr, Sie eines Besseren zu belehren, Sie sind ja von Grund aus verdorben!"

„In welcher Absicht?" sagte sie. „Nun, damit der Mensch nicht einschlafe und sich nicht vergesse, sondern daran denke, daß jemand über ihm ist; damit er sich rühre, damit er die Augen offen halte, und nachdenke, und sich mühe. Das Schicksal lehrt ihn Geduld, stählt seinen Charakter, damit er sich lebhaft tummle, auf alles sorgfältig achte, nicht auf der Bärenhaut liege und tue, was der Herr ihm zu tun aufgegeben hat..."

„Sie meinen also, daß dem Menschen sozusagen ein unsichtbarer Polizeisergeant beigegeben ist, der ihn immer wach halten soll?"

„Ja, scherze du nur — und gerade in deinem Scherz liegt die Wahrheit!" bemerkte die Großtante.

„Wie elastisch ist doch das Leben!" sagte Raiski nachdenklich.

„Was?"

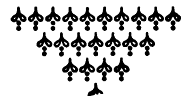
„Ich sprach so halb für mich, halb für Marfinka: du magst glauben, woran du willst — an die Gottheit, an die Mathematik oder an die Philosophie — das Leben paßt sich allem an. Wo hast du deine Ausbildung erhalten, Marfinka?"

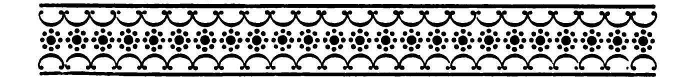
„In der Pension der Madame Meier."

„Zwölfhundert Rubel habe ich für jede von ihnen bezahlt," sagte die Großtante. „Fünf Jahre lang waren sie da..."

„Kennst du das ptolemäische Weltsystem?“
„Ptolemäus ... das war ja wohl ein Kaiser oder König ...“ sagte Marfinka und errötete ein wenig darüber, daß sie mit den Weltsystemen nicht recht Bescheid wußte.
„Ja, ein König und ein Gelehrter. Du weißt, daß man früher die Erde für das Zentrum der Welt hielt, um das sich alle übrigen Weltkörper drehen, bis dann Galilei und Kopernikus entdeckten, daß sich alles um die Sonne dreht, und andere jetzt gefunden haben, daß auch die Sonne um irgendeinen Zentralkörper kreist. Jahrhunderte gingen hin — und die Erscheinungen der physischen Welt paßten sich stets jeder dieser Theorien an. So ist's auch mit dem Menschenleben: zuerst ordnete man es dem Fatum unter, dann einem lenkenden Verstande, dann dem Zufall — mit jeder Elle läßt es sich messen. Bei Tantchen scheint irgendein Hausgeist die Rolle des Lebenslenkers zu spielen ...“
„Kein Hausgeist, sondern Gott und das Schicksal,“ sagte sie.
„Zwei also sind's, die es lenken! Und sechzig Jahre lang hat sie sich ihr ganzes Erdendasein, mit den geringfügigsten Einzelheiten, nach dieser Theorie zurechtgelegt. Und wie sicher sie sich darin fühlt — während unsereins sich quält und abmüht ... warum nur, möcht' ich wissen!“
Er zog in Gedanken eine Parallele zwischen sich selbst und der Großtante.
„Ich mühe mich und tu' alles Mögliche,“ dachte er, „um ein humaner, guter Mensch zu sein — und sie hat nicht die geringste Anstrengung in dieser Richtung gemacht, und ist doch human und gut! Ich bin mißtrauisch und kalt gegen die Menschen und werde nur dort warm, wo es sich um die Geschöpfe meiner Phantasie handelt, während sie voll Wärme gegen den Nächsten ist und voll Glauben. Ich sehe, wo die Täuschung ist, ich weiß, daß alles Illusion ist, ich

kann mich an nichts fesseln, finde nirgends die Aussöhnung, den inneren Frieden — während sie nirgends und bei niemandem eine Täuschung voraussetzt, außer vielleicht bei ihren Kaufleuten, und voll Liebe, voll Nachsicht, voll Güte ist, weil sie selbst an das Gute und die Menschen glaubt. Während meine Nachsicht, wo sie einmal zutage tritt, im kalten Grunde des Bewußtseins wurzelt, hat bei ihr die Güte und Rücksicht im Gemüt, im warmen Herzen, in ihrer ganzen trefflichen Natur ihren Grund. Ich bin ein Nichtstuer — sie aber hat ihr ganzes Leben lang gewirkt und geschafft ..."





Elftes Kapitel

Er war in Nachdenken versunken und ließ seine Augen von der Großtante zu Marfinka hinüberschweifen, um sie mit Zärtlichkeit auf dieser ruhen zu lassen.
„Wie wäre es," dachte er, „wenn ich mich gleichfalls zu dem Schicksalsglauben der Tante bekehrte? Hier scheint die gläubige, demütige Unterwerfung ja in der Luft zu liegen! Wie wäre es, wenn ich meinen Nacken unter das Joch dieses ruhigen, sanften Lebens hier beugte und mich zum Helden eines stillen Romans machte? Vielleicht hält das Schicksal auch für mich hier ein klein wenig Glück in Bereitschaft ... wie wäre es, wenn ich hier heiratete? ..."
Er dehnte sich und gähnte, sah auf Marfinka und betrachtete mit Wohlgefallen ihre schöne weiße Stirn, die zarten, gesunden, frischen Wangen und die feinen, weichen Hände.
Doch so aufmerksam er sie auch betrachtete, von welcher Seite er auch in ihr Wesen einzudringen suchte — er sah bisher nur so viel, daß sie ein lebhaftes, gesundes und frisches blondes Mädchen von etwas vollen Formen war.
Sie war fleißig, nähte gern und zeichnete auch ganz hübsch. Saß sie an einer Näharbeit, dann vertiefte sie sich ganz ernsthaft und schweigsam darein und konnte stundenlang

dabei sitzen; setzte sie sich ans Klavier, dann spielte sie unbedingt das Stück zu Ende, das sie vornahm; ein Buch las sie immer aus, vorausgesetzt, daß es gut ausging, und wenn es ihr gefiel, erzählte sie lange und gern, was sie gelesen hatte. Sie sang, sie pflegte ihre Blumen und Vögel, sie war sehr häuslich und naschte gern.
Sie hatte ein Schränkchen, in dem stets Rosinen, Backpflaumen und Konfekt vorrätig waren. Sie liebte die frische Luft und machte sich nichts daraus, wenn die Sonne sie bräunte. Gleich der Eidechse liebte sie die Sonnenwärme.
Ihre Bedürfnisse und Neigungen entsprechen ganz dem Kreise, in dem sie lebt. Sie hat es gern, wenn zu Ostern trockenes, schönes Wetter ist, wenn in der Zeit zwischen Weihnachten und dem Dreikönigsfest scharfer Frost herrscht, daß der Schnee unter dem Schlitten knirscht und die Kälte in die Nase zwickt. Sie liebt das Schlittschuhlaufen und den Tanz, die bunte Volksmenge und den Festtrubel, und sie ist entzückt, wenn Gäste kommen, oder wenn sie selbst Besuch machen kann. Sie ist eine Freundin von Putz und Schmuck und hat gern kleine Nippsachen auf den Tischen und Etageren.
Aber obwohl sie gern Bälle mitmacht, erwartet sie doch mit Ungeduld den Sommer, die Zeit der Früchte. Sie hat es gern, wenn recht viel Kirschen an den Bäumen hängen, wenn die Wassermelonen recht groß werden und nirgends so viel Äpfel sind wie in ihrem Garten.
Überall im Hause ist Marfinka zu hören und zu sehen. Bald hört man sie lachen, bald laut sprechen. Sie hat eine angenehme, tiefe, wohlklingende Stimme. Jetzt hört man im Garten, wie sie oben im Hause ein Liedchen singt, und eine Minute darauf schallt ihre Stimme schon vom anderen Ende des Hofes, oder ihr Lachen aus dem Gemüsegarten.

Schon als Kind pflegte sie, wenn sie hörte, daß einem Bauern eine Kuh oder ein Pferd gefallen war, sich der Großtante auf den Schoß zu setzen und so lange zu bitten, bis diese den Verlust zu ersetzen versprach. War ein Bauernhaus baufällig oder irgendwo ein Hofgebäude zu errichten, so wußte sie stets das nötige Holz von der Großtante zu erbitten.

Starb einer Bäuerin ein Kind, und saß dann die unglückliche Mutter wie zerschmettert, unfähig, etwas zu tun, im Winkel, so besuchte Marsinka sie, saß bis zu zwei Stunden bei ihr, sah sie an, sprach ihr Trost zu und kam mit vom Weinen verschwollenen Augen nach Hause.

Ward ein Bauer von schwerer Krankheit befallen, dann ruhte sie nicht, bis Jwan Bogdanowitsch, der Arzt, ihn zu besuchen versprach, und sprang selbst zu ihm in den Wagen, um ihn zu dem Kranken zu begleiten.

Jeden Augenblick hatte sie eine Bitte an die Tante: bald verlangt sie ein Stück Leinwand oder Baumwollstoff, bald Zucker, Tee, Seife. Den Mädchen gibt sie ihre alten Kleider und verlangt von ihnen, daß sie sich sauber halten. Dem blinden alten Manne im Dorfe bringt sie irgendeine Leckerei oder beschenkt ihn mit Geld. Sie kennt alle Frauen, alle Kinder beim Namen; den letzteren kauft sie Schuhe, näht ihnen Hemdchen und hebt fast alle Neugeborenen aus der Taufe.

Ist eine Hochzeit im Dorfe, dann kennt Marsinkas Freigebigkeit keine Grenzen: nur mit Mühe vermag sie die Tante zurückzuhalten. Sie schenkt Wäsche und Schuhwerk, denkt sich irgendeinen hübschen Ausputz für die Braut aus, verschwendet ihr ganzes Taschengeld und muß dann lange knausern und sparen.

Nur Trunkenbolde waren ihr, wie der Großtante, zuwider,

und einmal schlug sie sogar mit dem Regenschirm auf einen Bauern los, der in betrunkenem Zustande seine Frau prügeln wollte, während Marfinka dabeistand.
Schreitet sie durch das Dorf, dann sind die Kinder sogleich wie närrisch hinter ihr her: kaum haben sie sie erblickt, so sind sie auch schon in Scharen um sie herum. Sie schenkt ihnen Pfefferkuchen und Nüsse, nimmt auch wohl einige von ihnen mit ins Haus, wäscht sie und spielt mit ihnen.
Alle Hunde im Dorfe kennen und lieben sie, und auch unter den Kühen und Schafen hat sie ihre Lieblinge.
Alles Sinnen und Brüten war Marfinka fremd, sie sah den Dingen keck und offen ins Gesicht.
War sie allein im Zimmer, dann hatte sie Langeweile und ging dahin, wo sie Menschen traf. Stockte das Gespräch auch nur einen Augenblick, so empfand sie das schon peinlich, gähnte und ging fort, oder begann selbst zu sprechen.
An Wochentagen trug sie ein einfaches Woll- oder Leinenkleid mit einfachem Besatz, des Sonntags dagegen hatte sie unbedingt ihr gutes Kleid an, im Winter aus feinem Wollstoff oder Seide, im Sommer aus Musselin. Sie hielt sich dann überhaupt ganz feiertäglich, setzte sich vor Beendigung des Gottesdienstes nicht auf den ersten besten Platz, vermied alle häuslichen Arbeiten, zeichnete auch nicht und spielte höchstens nach dem Mittagessen ein wenig Klavier.
„Glückliches Kind!“ dachte Raiski und betrachtete sie mit Wohlgefallen — „wirst du wohl je erwachen, oder wirst du dein ganzes Leben so spielend und singend verbringen, unter dem Schutze des ‚Schicksals‘, an das die Tante so fest glaubt? Was würde wohl geschehen, wenn jemand versuchte, dich aus deinem Schlummer zu wecken?“

„Komm, Marfinka," sagte er eines Tages bald nach seiner Ankunft — „laß uns ein wenig spazierengehen! Zeig' mir die Wirtschaft, mach' mich mit den Hofleuten bekannt, führ' mich in dein Zimmer, und auch in Wjerotschkas Zimmer. Ich habe mich noch gar nicht umgesehen im Hause."

Er hätte ihr keine größere Freude bereiten können. Fröhlich lief sie voraus, um ihm zuerst ihr Zimmer zu zeigen, öffnete die Türen vor ihm, lenkte seine Aufmerksamkeit auf jede Kleinigkeit, schwatzte, hüpfte und sang.

In ihrem Zimmer war alles so heiter, so zierlich klein, so behaglich. Blumen auf den Fenstern, Vogelbauer, ein kleines Heiligenbild über dem Bett, eine Unmenge von Schächtelchen und Kästchen, in denen alle möglichen Dinge enthalten waren, Flicken, Zwirn, Seide, Stickarbeiten — sie stickte nämlich sehr zierlich in Wolle und Seide. Weiter fanden sich da Reste von Wachskerzen, getrocknete Blumen, zusammengewachsene Nüsse, Muschelschalen und bunte Steinchen vom Ufer der Wolga.

An der Wand stand ein großes Kleiderspind — alles war darin wohlgeordnet, glatt hingelegt oder hingehängt. Auf dem kleinen Bett lag eine ganze Anzahl von Kissen, und eine seidene Steppdecke, hübsch gemustert und mit einer Musselinborde verziert, war darüber gebreitet.

An den Wänden hingen englische und französische Stiche, die aus dem alten Hause herübergeholt waren und Szenen aus dem Familienleben darstellten: einen Greis, der am Kamin eingeschlafen war, eine alte Frau, die in der Bibel las, eine Mutter im Kreise ihrer Kinder, ein paar Kopien von Teniersschen Bildern, endlich der Kopf eines Hundes und eine Anzahl von Tierabbildungen, die aus irgendeinem Buche ausgeschnitten waren, auch einige Modebilder.

Sie öffnete ein Schränkchen, dem der süßliche Duft von Leckereien entströmte.
„Essen Sie ein paar Mandeln?" fragte sie.
„Nein, ich danke."
„Oder Rosinen? Sie haben keine Kerne und schmecken sehr süß."
Sie knackte mit den Zähnen eine Nuß auf und steckte zwei kleine Rosinen in den Mund.
„Nun möchte ich auch Wjeras Zimmer sehen," sagte Raiski.
„Das liegt im alten Hause — ich lasse rasch den Schlüssel holen."
Raiski wartete auf dem Hofe, bis Jakow den Schlüssel brachte.
Marfinka ging dann mit ihm die breite Freitreppe hinauf. Sie betraten das große Vorzimmer, gingen durch den Korridor, stiegen zum oberen Stockwerk hinauf und blieben an der Tür von Wjeras Zimmer stehen.
Raiski hatte sich bereits in seiner Vorstellung ein Bild von diesem Zimmer zurechtgemacht: er sah die Möbel, die Dekorationen, die Bilder an der Wand, allerhand Kleinigkeiten — alles das stellte er sich ganz anders vor, als es bei Marfinka gewesen.
Neugierig überschritt er die Schwelle, sah sich im Zimmer um und — war in seiner Erwartung getäuscht: nichts von alledem, was er sich vorgestellt, war darin zu sehen.
„Tantchen würde sagen, das Schicksal habe mit mir seinen Scherz getrieben," dachte er. „Du erwartest es so — und findest es, eh' du dich versiehst, ganz anders!"
Ein einfaches Bett mit einem hoch hinaufreichenden Vorhang stand an der Wand, und nur ein einziges Kissen und

eine dünne Baumwolldecke lag darauf. Ein Diwan, ein Teppich auf dem Fußboden, ein runder Tisch vor dem Diwan, am Fenster ein mit Wachstuch überzogener kleiner Schreibtisch, der indes nur wenig benutzt zu werden schien, ein kleiner alter Spiegel und ein einfaches Kleiderspind — das war alles. Keine Bilder an der Wand, keine Bücher, keine Nippsachen, die einen Schluß auf den Geschmack der Bewohnerin gestattet hätten.

„Wo hat sie denn ihre übrigen Sachen?"

„Sie hat nichts weiter."

„Wie denn? Kein Tintenfaß, kein Schreibpapier?..."

„Das ist alles im Tischkasten drin — den Schlüssel hat sie immer bei sich."

Raiski trat erst an das eine und dann an das andere Fenster. Die Aussicht ging auf der einen Seite über die Felder hinweg nach dem Dorfe, auf der anderen Seite nach dem neuen Hause, dem Park und der Schlucht.

„Kommen Sie, Bruder — hier ist es so öde und unheimlich!" sagte Marfinka. „Daß Wjera sich hier nicht fürchtet: ich würde sterben vor Angst! Und dabei hat sie es nicht einmal gern, wenn sie jemand hier besucht. Vor nichts fürchtet sie sich! Wenn's sein muß, geht sie mitten in der Nacht nach dem Kirchhof dort — sehen Sie?"

Sie zeigte nach einem Hügel, ein wenig abseits von den Bauernhöfen, auf dem zahlreiche Grabkreuze, ganz dicht nebeneinander gedrängt, zu sehen waren.

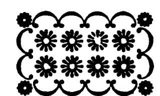
„Und du — gehst du nicht hin?" fragte er.

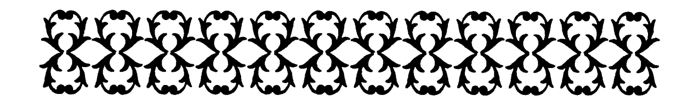
„Am Tage wohl, doch nehme ich immer Agafia oder eins von den Kindern aus dem Dorfe mit. Auch wenn einmal ein Bauer begraben wird, geh' ich mit. Es stirbt, Gott sei Dank, bei uns nur selten jemand."

Raiski warf noch einen Blick in das Zimmer und suchte sich

die Züge der kleinen Wjera, die er einstmals gekannt hatte, ins Gedächtnis zurückzurufen; er erinnerte sich nur eines sehr schlanken, brünetten kleinen Mädchens mit dunkelbraunen Augen, weißen Zähnchen und nicht immer sauberen Händchen.

„Wie mag sie jetzt aussehen? Sehr hübsch, sagen Marfinka und die Großtante — nun, wir werden ja sehen!“ dachte er, während er hinter Marfinka herschritt.





Zwölftes Kapitel

Sie gingen nach dem zweiten Hofe, auf dem sich die Wirtschaftsgebäude, Speicher, Gesindewohnungen, Kellereien und Stallungen befanden.

Ein lebhaftes Treiben herrschte hier, in der Küche flackerte das Herdfeuer, in der Gesindestube aßen die Leute zu Mittag, im Wagenschuppen putzte Taras die Kalesche sauber, während Prochor die Pferde zur Tränke führte.

Aus der Gesindestube konnte man das Gespräch der Leute deutlich hören. Raiski und Marfinka vernahmen ein grobes Lachen und ein Durcheinander von Stimmen, das plötzlich verstummte, als der Herr und das Fräulein durchs Fenster sichtbar wurden.

Nur ein kleines Bruchstück der freundschaftlichen Unterhaltung drang an ihr Ohr.

„Du wirst nicht mehr lange machen, Motka, wirst bald ins Gras beißen!" sagte irgend jemand, vielleicht Jegorka oder Waska.

„Wie kannst du ihm das sagen — das ist doch sündhaft!" sagte der nachdenkliche, fromme Jakow in vorwurfsvollem Tone.

„Nein, wirklich, Kinder," versetzte die erste Stimme —

„denkt an mein Wort: wem die Brust so einfällt, und die Haare so verschießen, und die Augen so tief in die Höhlen zurückfallen — der stirbt unbedingt bald... Leb' wohl, Motinka, wir wollen dir einen hübschen Sarg zimmern lassen und ein Holzscheit unter den Kopf legen..."

„Na, da kannst du noch lange warten: kannst bis dahin noch manchmal Prügel von mir besehen..." sprach eine dritte Stimme, die jedenfalls Motka gehörte.

„Riechst schon ganz nach Weihrauch, und ereiferst dich noch! Küsse ihn doch mal, Matrona Fadejewna, er ist doch so hübsch: kein Toter kann hübscher sein! Sogar gelbe Flecke hat er auf den Backen! Leb' wohl, Motja..."

„So hör' endlich auf, den Herrgott zu erzürnen!" suchte Jakow den Redestrom des anderen zu hemmen.

Auch die Mägde nahmen sich des Kranken an und schalten den frechen Spötter.

Das Gespräch ward plötzlich durch ein lautes Geschrei unterbrochen, das von einer anderen Seite her ertönte. Aus der Tür der zweiten Gesindestube stürzte Marina heraus und lief, so rasch ihre Füße sie tragen konnten, über den Hof. Ein Holzscheit, das sie offenbar hatte treffen sollen, flog ihr nach, doch verfehlte es, dank ihrer Behendigkeit, sein Ziel. Ihr Haar jedoch war ganz zerzaust, in der Hand hielt sie einen Kamm und heulte laut.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte Raiski, doch ehe er noch eine Antwort bekommen hatte, stand Marina schon vor ihnen.

„O Gott, gnädiger Herr!" schrie sie und wandte ihnen das blutig geschlagene Gesicht zu, während sie zugleich nach der Tür zeigte, aus der sie geflohen war. „O Gott, wie er mich zugerichtet hat, gnädiges Fräuleinchen — ich kann so nicht weiterleben!"

Aus allen Türen guckten neugierige Gesichter sie an, bei deren Anblick sie plötzlich mitten durch ihre Tränen zu lachen begann, wobei ihre blinkend weißen Zähne sichtbar wurden. Im nächsten Augenblick jedoch ward das Lachen schon wieder durch lautes Wimmern und Klagen abgelöst.

„Ich geh' zur gnädigen Frau, er schlägt mich noch tot!“ sagte sie und lief nach dem Herrschaftshause zu.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte Raiski die Leute.

Jegorka sah ihn grinsend an, ein paar von den Weibern lachten gleichfalls; die übrigen senkten den Kopf und schwiegen.

„Was hat das zu bedeuten?“ wiederholte Raiski, zu Marfinka gewandt.

Aus dem Hause vernahm man abwechselnd die Klagen Marinas und die Vorwürfe der Großtante.

Raiski begab sich ins Haus.

„Da — sieh, wie ihr Mann sie zugerichtet hat!“ wandte sich Tatjana Markowna an ihn. „Und er hat alle Ursache dazu — ja!“

„Nein, gnädige Frau, nicht im geringsten! Weiß der Henker, was ihm wieder eingefallen ist — daß er doch krepieren wollte, der Hund! Ich ging ins Gebüsch, um trockene Äste zu holen, und da traf ich zufällig den Gärtner vom Grafen: komm, sagte er, ich will dir helfen, und nun trug er mir die Äste bis ans Hoftor. Ssawelij aber hat sich gleich wieder was ausgedacht ...“

„Lüge nicht, lüge nicht, du Nichtsnutzige!“ fiel die Großtante ihr streng ins Wort. „Nicht umsonst hat er dich geprügelt!“

„In die Erde will ich hier sogleich versinken! Nicht bis morgen soll Gott mich leben lassen! ...“

„Nun schwört sie auch noch! Schweig! In voriger Woche batest du, zum Abendgottesdienst gehen zu dürfen — und dann hat man dich mit dem Feldscher in der Vorstadt gesehen ...“

„Nein, Gnädige, das bin ich nicht gewesen, auf der Stelle soll mich der Herrgott hier tot hinsinken lassen ...“

„Wie denn? Jakow hat dich doch selbst gesehen, der wird doch nicht lügen!“

„Nicht ich war's, Gnädige — das muß wohl der Teufel gewesen sein, in meiner Gestalt ...“

„Fort, aus meinen Augen! Ruft mir den Ssawelij her!“ befahl schließlich die Großtante. „Boris Pawlytsch, du bist hier der Herr im Hause, nimm sie dir mal beide vor!“

„Ich versteh' nicht das geringste!“ sagte Raiski.

Ssawelij traf mit Marina auf dem Hofe zusammen. Raiski vernahm einen dumpfen Schlag, als wenn er sie mit der Faust auf den Rücken oder in den Nacken geschlagen hätte, dann hörte man wieder ihr Weinen und Jammern.

Marina riß sich von ihm los und lief rasch über den Hof nach dem Gesindehaus, wo sie mit läutem Gelächter empfangen wurde. Sie antwortete darauf, während sie sich mit der Schürze die Augen trocknete und den Kamm in das zerzauste Haar steckte, gleichfalls mit einem Lachen. Dann aber gewann der Schmerz und Zorn wieder die Oberhand bei ihr.

„Der Satan! Der Waldteufel! Krepieren soll er!“ rief sie aufschluchzend, während alle ringsum boshaft grinsten.

Ssawelij, der zur Herrin gerufen worden war, trat mit gesenktem Blick, verlegen und schwerfällig, über die Schwelle des Zimmers und blieb in der Ecke stehen.

„Warum beherrscht du dich nicht, Ssawelij?“ begann die Großtante vorwurfsvoll. „Wie leicht kann eine Sünde

geschehen! Du wirst sie einmal so schlagen, daß sie tot liegen bleibt. Wie wird's dir dann ergehen?"

„Ein Hund stirbt eben auf Hundeart!" sagte Ssawelij finster, während er zu Boden sah.

Auf seiner Stirn hatten sich tiefe Falten gebildet, und er war ganz bleich.

„Nun, wie du willst — ich kann dich dann aber hier nicht mehr brauchen, ich will keinen Strafprozeß im Hause haben. Ist denn das eine Art, so mit dem ersten besten Gegenstand zuzuschlagen, der dir in die Hand kommt? Ich sagte dir gleich damals: heirate sie nicht! Aber du hast darauf bestanden, hast nicht auf mich gehört — jetzt hast du die Bescherung!"

„Ja, es ist schlimm ..." murmelte Ssawelij leise vor sich hin, während sein Kopf auf die Brust sank.

„Daß mir das nicht wieder vorkommt!" versetzte die Großtante. „Geschieht es noch einmal, dann schicke ich sie nach dem andern Gute."

„Was soll ich mit ihr machen?" fragte Ssawelij leise.

„Was hilft das Schlagen? Sie bessert sich doch nicht danach!"

„Sie bekommt doch ... wenigstens Angst ..." sagte Ssawelij, ohne aufzuschauen.

„Geh jetzt! Und daß es das letztemal war, hörst du?"

Er blickte langsam auf und warf zuerst auf Tatjana Markowna und dann auf Raiski einen unsicheren, finsteren Blick. Dann drehte er sich langsam um, ging in Nachdenken versunken über den Hof, öffnete die Tür und überschritt mit der Schulter voran die Schwelle seiner Wohnung. Jegorka wies, während Ssawelij über den Hof schritt, höhnisch lachend mit dem Finger nach ihm, schob Marina nach dem Fenster hin und meinte, sie solle sich ihren Mann doch einmal ansehen.

„Laß mich in Ruhe, du Satan!“ sagte sie und holte mit der Hand nach ihm aus; dann lachte sie übers ganze Gesicht und zeigte ihre Zähne.

„Was hat das alles zu bedeuten, Tantchen?“ fragte Raiski.

Die Großtante erklärte ihm den Vorfall. Marina war als sechzehnjähriges Mädchen aus dem Dorfe auf den Hof genommen worden. Sie übertraf an Begabung und Gewandtheit alle anderen Mädchen und erfüllte alle Erwartungen, die nur an sie gestellt werden konnten.

Es gab keine Arbeit, zu der sie nicht geschickt gewesen wäre, und wo andere eine Stunde brauchten, ward sie in fünf Minuten fertig.

Wenn andere erst noch lange über einen Auftrag nachdachten und sich den Kopf und den Rücken kratzten, war sie längst am anderen Ende des Hofes, tat, was verlangt wurde, führte es tadellos aus und war schon wieder zurück.

Ob sie den jungen Damen beim Ankleiden helfen, ob sie Wäsche plätten, ob sie eine Besorgung machen, etwas einkaufen oder in der Küche helfen sollte, stets führte sie alles zur vollsten Zufriedenheit aus. Es war etwas Blitzartiges in ihr, eine ungewöhnliche Behendigkeit und Fingerfertigkeit, die ein scharfes, sicheres Auge unterstützte. Sie bemerkte alles, erriet alles, machte sich von allem sogleich ein klares Bild und griff immer gleich tatkräftig zu.

Sie war ewig in Bewegung, tat immer irgend etwas, und ruhte sie einmal, so sah man es doch ihren Händen an, daß sie soeben noch tätig gewesen waren oder sich anschickten, wieder etwas vorzunehmen.

Dabei war sie von größter Ehrlichkeit, stahl nichts, versteckte nichts, war überhaupt nicht eigennützig noch habgierig. Nicht einmal genäschig war sie, und sie aß auch nur wenig —

nur so mitten bei der Arbeit, was etwa von der Tafel der Herrschaft geblieben war, ein paar Löffel Suppe, eine Gurke, ein Stückchen Brot; noch während sie daran kaut, ist sie schon wieder bei der Arbeit.

Tatjana Markowna wußte sie nicht genug zu schätzen. Sie hatte sie zuerst zum Aufräumen der Zimmer verwandt und dann auf Wjerotschkas Bitten sie zu deren Kammerzofe gemacht. In dieser Stellung hatte Marina wenig zu tun, und sie fuhr fort, wie bisher, alle sonstige Arbeit zu machen und zu helfen, wo sie konnte. Wjerotschka hatte sie sehr gern, und auch Marina war ihrem Fräulein sehr zugetan und las ihr jeden Wunsch von den Augen ab.

Trotz alledem aber hatte die Großtante sich veranlaßt gesehen, Marina aus ihrer bevorzugten Stellung als Kammerzofe zu entfernen und wieder unter die Hofmägde zu stecken, ja zuletzt mußte sie sogar die gewöhnlichste Arbeit verrichten, das Geschirr aufwaschen, die Fußböden scheuern, die Wäsche besorgen.

Nur ihrem gewandten Benehmen hatte sie es zu verdanken, daß sie doch noch zu dem alten Hause in Beziehung blieb und von Wjera, die ihr ihr Vertrauen nicht entzogen hatte, Aufträge entgegennahm.

Der Grund, weshalb Marina bei ihrer Herrin in Ungnade gefallen war, lag darin, daß sie „der Liebe Lust und Leid" in allzu großem Umfange kennengelernt hatte, wobei zuerst Nikita, dann Peter, dann Terentij und all die anderen ihre Partner gewesen waren.

Es gab keinen Lakaien auf dem Hofe, keinen stattlichen Burschen im Dorfe, auf dem nicht einmal ihr Blick mit Wohlgefallen geruht hätte. Ihre Liebschaften waren ungezählt und unbegrenzt.

In Moskau, in Petersburg oder sonst einer größeren Stadt

hätte die Angst ums liebe Brot, um Stellung und Verdienst ihrem ungezähmten Liebesbedürfnis wohl die Zügel angelegt. Hier aber, als leibeigene Hofmagd, die wenigstens ihr Stück Brot hatte, überließ sie sich ganz ihrer zügellosen Leidenschaft.

Sie wußte, daß man sie nicht fortjagen, nicht des Lebensunterhalts berauben würde, und an die Schande konnte sie sich schließlich gewöhnen, sobald erst alle, die mit ihr verwandt oder durch Gevatterschaft verbunden waren, sich mit der Sache abgefunden hatten.

Marina war nicht gerade eine Schönheit, doch lag etwas in ihrem Wesen, das unwillkürlich reizte und anzog, obschon man nicht recht sagen konnte, was eigentlich ihre zahlreichen Verehrer so bezauberte. Vielleicht war es der rasch über alles hinhuschende, nirgends lange haftende Blick ihrer gelbgrauen, listigen, kecken Augen, oder das eigentümliche, nervöse Zucken ihrer Schultern und Hüften, oder das bewegliche Spiel ihrer Lippen, ihrer Wangen, ihrer Hände, ihrer ganzen Gestalt; vielleicht war es alles das zusammen — und dazu noch der leichte, schwebende Gang, das jähe, plötzlich wie ein grelles Leuchten über das ganze Gesicht zuckende Lachen, das die blitzend weißen Zähne sichtbar werden ließ, doch ebenso jäh oft verschwand und durch lautes Weinen oder Schluchzen abgelöst wurde.

Wer mit ihr sprach, mit ihr einen Blick tauschte, oder ihr auch nur begegnete, fühlte sich versucht, umzukehren und ihr zu folgen.

Sie hielt dabei nicht einmal besonders auf ihr Äußeres, namentlich seit sie wieder unter die Hofmägde versetzt worden war. Sie trug einen groben Rock, die Ärmel hatte sie stets aufgestreift, und Hals und Arme waren bis über die Ellbogen hinauf von der Sonnenhitze und der Arbeit ge-

bräunt; dort aber, wo die braune Färbung aufhörte, setzte unmittelbar die feine weiße Haut ein. Ihr Wuchs war vortrefflich: die schlanke, geschmeidige, durch kein Korsett und keine Krinoline eingezwängte Taille trat, wenn sie über den Hof hinschwebte, in gefälligen Linien über den Hüften hervor.

Es war mit Ssawelij genau so gegangen wie mit den anderen: er hatte sie zweimal mit seinem finstern Blick angesehen und war ebenso wie die anderen durch ihr wohlwollendes Lächeln und sonstige Gunstbezeugungen beglückt worden. Er war dann zu Tatjana Markowna gegangen und hatte sie um die Erlaubnis gebeten, Marina zur Frau zu nehmen.

„Hast du den Verstand verloren?“ sprach Tatjana Markowna ganz verblüfft.

„Ich bezahle die Loskaufsumme für sie,“ versetzte Ssawelij.

„Nicht darum ist es mir zu tun — aber du weißt doch, wie es mit ihr steht: wie willst du mit ihr auskommen?...“

„Das ist meine Sache,“ sagte Ssawelij.

Tatjana Markowna gab ihm zwei Wochen Frist zum Überlegen, und als die zwei Wochen um waren, trat Ssawelij auf die Minute pünktlich ins Zimmer und stand finster im Winkel.

„Was willst du?“

„Erlauben Sie mir, Marina zu heiraten,“ lautete die Antwort.

„Aber sie wird nicht Vernunft annehmen!“

„Sie wird's!“

„Nun, tu was du willst — aber die Verantwortung fällt auf dich selbst! Ich will an Boris Pawlowitsch schreiben, denn Marina gehört ja nicht mir, sondern ihm. Er soll entscheiden.“

Die Großtante hatte ihm auch wirklich geschrieben, aber Raiski hatte nicht geantwortet, und weil er's nicht verboten hatte, so heiratete sie Ssawelij.

Marina dachte nicht daran, sich zu ändern, und hatte überhaupt vom Wesen der Ehe nur eine sehr dunkle Vorstellung. Kaum zwei Wochen waren vergangen, als Ssawelij eines Tages einen Unteroffizier der Garnison in seiner Wohnung als Gast antraf, der bei seinem Erscheinen rasch aus der Tür schlüpfte und über den Zaun kletterte.

Ssawelij erbleichte und sah mit fragendem Blick auf seine Frau; die schwur Stein und Bein, daß nichts geschehen sei, doch es half ihr nichts. Er sann eine Weile nach, legte die Stirn in tiefe Falten, verschloß dann die Tür, streifte langsam die Ärmel auf, nahm ein altes Lenkseil, das an einem Nagel an der Wand hing, und begann langsam und schwer Schlag auf Schlag zu führen, wohin es gerade traf.

Marina suchte mit der ganzen ihr eigenen Behendigkeit den Schlägen auszuweichen, wand sich wie eine Schlange, lief aus einer Ecke in die andere, sprang auf Bänke und Tische, aufs Fensterbrett, auf den Ofen, versuchte sogar in den Ofen selbst zu kriechen — aber das Seil folgte ihr überallhin und erreichte sie überall, bis sie schließlich durch einen glücklichen Zufall die Türklinke zu fassen bekam, den Riegel zurückschob und so zerzaust und verprügelt, wie sie war, unter Weinen und Heulen auf den Hof hinausstürzte.

Das Hofgesinde lief zusammen und sah ganz erschreckt das mißhandelte Weib, dessen Schluchzen und Klagen schließlich bis ans Ohr der Herrin drang. Voll Unruhe war Tatjana Markowna auf den Balkon hinausgetreten, und da stand nun das Opfer des eheherrlichen Zornes schluchzend und klagend vor ihr und stieß dieselben Klagen, Schwüre und Flüche aus, deren Zeuge Raiski soeben gewesen.

Die Lektion, die Ssawelij ihr erteilt hatte, war völlig wirkungslos. Marina blieb in jeder Beziehung die alte, bekam eine Tracht Prügel nach der anderen und lief entweder zu Tatjana Markowna, um sich zu beklagen, oder versteckte sich drei, vier Tage lang vor ihrem Manne auf den Böden und in den Scheunen, bis sein erster Zorn verraucht war.
Sie hatte die Lebenskraft und die Widerstandsfähigkeit einer Katze, erholte sich rasch von den Schlägen, die sie bekommen, und wenn das Hofgesinde über die Eifersucht Ssawelijs, über seine vergeblichen Versuche, Marina zu bessern, und über die Prügel, die sie bekam, spöttisch lachte, lachte sie selber mit — ganz gemütlich und unverfroren, ohne eine Spur von Scham.
Aber Ssawelij veränderte sich zusehends, er magerte ab, zeigte sich seltener in der Gesindestube unter den Leuten und ward immer nachdenklicher und verschlossener.
Seine Frau sah er nun gar nicht mehr an, doch wußte er in jedem Augenblick, wo sie war, und was sie trieb.
Sie konnte sich selbst nicht genug darüber wundern: so geschickt sie auch war, und so schlau sie es auch anstellte, wie ein Schatten von Tür zu Tür zu huschen, sich vom Hofe nach der Vorstadt oder vom Garten nach dem Walde zu stehlen — er merkte es jedesmal, als ob ein Gefühl es ihm sagte, und ehe sie sich's versah, tauchte er, fast stets mit dem Lenkseil in der Hand, vor ihr auf. Für das Hofgesinde war der Kampf der beiden eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens, ein wahres Theater.
Ssawelij verlor allen Mut, er betete, saß finster und schweigend wie ein Wehrwolf in seiner Klause oder ächzte schwer.
Dann fiel er wieder ganz aus der Rolle: war Jahrmarkt in der Stadt, so gab er alles Geld für Marina aus, kaufte ihr Kleider, Tücher, Schuhe oder Spangen. In der Oster-

woche führte er sie, ohne ein Wort zu sagen, an die Schaukeln und kaufte Nüsse, Pfefferkuchen, Johannisbrot und sonstige Näschereien in solcher Menge, daß sie das ganze Hofgesinde damit beschenken konnte.

„Was sagst du nun dazu?" fragte Tatjana Markowna, nachdem sie ihrem Großneffen alle diese Einzelheiten mitgeteilt hatte.

„Das ist ja köstlich!" sagte dieser. „Das ist ja ein ganzes Drama!"

Und schon hatte er im Kopfe den Entwurf einer Dorftragödie fertig. Dieser finstere, verschlossene Typus eines Bauern schien ihm eine originelle, kraftvolle, in sich gefestigte Gestalt und so recht geeignet zum Träger einer Leidenschaft, die selbst einem solchen Abgrund von Lasterhaftigkeit gegenüber standhielt.

Er war ganz entzückt über diesen Stoff und war fest entschlossen, das Wesen dieses Charakters tiefer zu ergründen. Auch Marina sah er in künstlerischer Beleuchtung: er erblickte in ihr nicht schlechtweg die liederliche Hofmagd, die etwa in dem unverbesserlichen Trunkenbold ihr männliches Gegenstück fand, sondern die selbstlose Priesterin der sinnlichen Liebe, der „Mutter der Lust" ...

„Was soll mit ihnen geschehen?" fragte die Großtante. „Hast du darüber nachgedacht? Soll man sie nicht verschicken?"

„Ach nein, Tantchen — lassen Sie sie laufen!" rief er fast ängstlich. „Sie würden mir dieses naturwüchsige Drama zerstören ..."

„Aber ich bitte dich um des Himmels willen: er wird sie ja totschlagen!"

„Was tut's? Bei uns gibt's überhaupt kein Leben, keine echten Dramen: schlagen sie sich gegenseitig tot, dann

geschieht es im Rausche, bei einer Prügelei, wie die Wilden. Und hier kommt einmal in hundert Jahren ein lebendiges menschliches Interesse ins Spiel, der Knoten eines Dramas schürzt sich — und Sie wollen da störend eingreifen! Lassen Sie sie, um Gottes willen! Wir wollen sehen, wie die Sache endet — ob blutig, oder ..."

„Eins will ich jedenfalls tun," sagte Tatjana Markowna — „ich will den Geistlichen bitten, daß er mit Ssawelij spricht, und auch du mußt ihm ins Gewissen reden, Borjuschka! Bist doch ein sonderbarer Mensch: freust dich, daß ein anderer Mensch so in Seelennot ist!"

„Sagen Sie, Tantchen: ist Marina die einzige, die es hier so treibt — oder ...?"

Tatjana Markowna machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Alles ist hier verschwägert miteinander," sagte sie mit einer Miene, die ihren Widerwillen ausdrückte. „Matroschka steckt ewig mit Jegorka zusammen, und Maschka — die als junges Mädchen auf die Kinder acht gab, erinnerst du dich? — ist immer bei Prochor in der Scheune. Akulina hält es mit Nikitka, Tanja mit Waska ... Nur Wassilissa und Jakow sind anständige Leute; die anderen treiben es wenigstens nur heimlich — doch diese Marina! ..."

Sie spuckte aus, und Raiski mußte lachen.

„Ich geh' jetzt gleich, ich muß das alles unbedingt zu Papier bringen ..." sagte er. „Gott sei Dank, endlich die Leidenschaft! Dieser Ssawelij!"

„Du sagst wieder ‚unbedingt'!" sprach die Großtante warnend.

Er sprang lebhaft vom Stuhl auf und wollte soeben in sein Zimmer eilen, als er plötzlich durchs Fenster Paulina Karpowna Krizkaja erblickte. Schon hatte auch sie, die

Treppe emporsteigend, durch die halbgeöffnete Tür ihn gesehen, so daß an ein Entkommen nicht mehr zu denken war.

„Da hast du dein ‚unbedingt'!" flüsterte Tatjana Markowna ihm zu. „Siehst du, jetzt wird sie jeden Augenblick hierher gelaufen kommen, gar nicht mehr loswerden wird man sie! Die fehlte uns hier noch — die paßt zur Marina! Was meinst du, ist das nicht auch eine Heldin für ein Drama?"

„Nein, die gehört mehr ... in die Komödie!" sagte Raiski und sah unwillkürlich im Geiste Paulina Karpowna als Heldin einer Possenszene.

„Bon jour, bon jour!" rief Paulina Karpowna in zärtlichem Flüsterton. „Wie glücklich bin ich, daß Sie zu Hause sind! Sie wollten mich nicht besuchen — und da bin ich wieder selbst hergekommen. Guten Tag, Tatjana Markowna!"

„Guten Tag, Paulina Karpowna!" antwortete die Großtante lebhaft, indem sie plötzlich einen höchst vergnüglichen Ton anschlug. „Bitte, treten Sie nur näher, setzen Sie sich dahin, auf den Diwan! Wassilissa — rasch Kaffee! Und daß das Frühstück bald fertig wird!"

„Nein, merci, ich habe schon Kaffee getrunken."

„Aber ich bitte Sie, ein Täßchen! Es ist doch noch so früh, so weit hin bis Mittag!"

„Nein, ich danke Ihnen, ich mag nicht."

„Nicht doch, Sie müssen ... Es ist ein so weiter Weg hierher ..."

Und die Großtante blieb dabei, daß sie noch einmal Kaffee trinken müsse.

Raiski musterte nicht ohne Neugier die stark herausgeputzte Besucherin: sie war gepudert, trug Locken und rosa Bändchen an dem kleinen Hute wie an der Bluse, die wieder nicht

ganz schloß, und ihre Füße steckten in den Stiefelchen eines fünfjährigen Kindes, daß das Blut ihr förmlich zum Kopfe schoß. Sie trug neue gelbe Glacéhandschuhe, die jedoch an den Nähten geplatzt waren, da sie zu klein waren für ihre Hände.

Hinter ihr her kam ein soeben aus dem Kadettenhaus entlassener junger Mensch, auf dessen Oberlippe kaum der erste Flaum sichtbar war. Er trug Paulina Karpowuas Schal, Sonnenschirm und Fächer. Kerzengerade stand er hinter ihr und wagte kaum zu atmen.

„Gestatten Sie, daß ich Sie miteinander bekannt mache," sagte sie, zu Raiski gewandt — „Michel*) Ramin, augenblicklich bei uns hier auf Urlaub ... Tatjana Markowna kennt ihn bereits."

Der junge Mann neigte sich mit seiner ganzen Gestalt nach vorn, als wollte er tauchen, errötete übers ganze Gesicht und stand dann wieder starr und unbeweglich auf seinem Platze.

„Dites quelque chose, Michel!" sagte die Krizkaja leise zu ihm.

Aber Michel errötete nur noch tiefer und blieb auf seinem Platze.

„Asseyez-vous donc," sagte sie und nahm selbst Platz.

„Es ist so heiß," fuhr sie lispelnd fort — „très cheux! Wo ist mein Fächer? Geben Sie ihn mir, Michel!"

Sie begann sich Luft zuzufächeln und sah Raiski dabei an.

„Ich habe vergeblich Ihren Besuch erwartet!" wiederholte sie.

„Ich bin nirgends gewesen," sagte Raiski.

„Reden Sie nicht, verteidigen Sie sich nicht! Ich weiß den Grund: Sie fürchteten sich ..."

---

*) Sprich: Mischel.

„Wovor?"

„Ah, le monde est si méchant!"

„Was will sie, zum Teufel?" dachte Raiski, während er sie groß ansah.

„Ich hab's erraten — nicht wahr?" sagte sie. „Ich habe sogleich das erstemal bemerkt, que nous nous entendons! Jene beiden Blicke — erinnern Sie sich? Voilà, voilà, tenez ... O, das war er wieder, dieser Blick! Und ich errate, was er sagen will ..."

Er lachte laut auf.

„Ja, ja — nicht wahr? O, nous nous convenons! Was mich betrifft, so weiß ich die Welt und ihre Meinung zu verachten. Nicht wahr, sie verdient nichts anderes? Dort, wo die Aufrichtigkeit, die Sympathie, wo die Menschen einander verstehen, selbst ohne Worte, nur mit solch einem Blick ..."

„Ein Täßchen Kaffee, Paulina Karpowna!" unterbrach sie Tatjana Markowna und schob ihr die Tasse hin. — „Höre nicht auf sie!" flüsterte sie mit einem Seitenblick auf die halbentblößte Brust der Krizkaja Raiski zu. „Sie lügt, die schamlose Schwätzerin! — Bitte, trinken Sie," sagte sie, sich zu dem jungen Manne wendend — „und da ist auch Weißbrot!"

„Débarrassez-vous de tout cela," sagte die Krizkaja zu ihm und nahm ihm den Schirm und den Schal ab.

„Ich habe allerdings schon getrunken ..." näselte der Kadett, nahm jedoch die Tasse, suchte sich die größte Semmel aus und biß mit einem Hiebe die Hälfte davon ab, wobei er wiederum sehr heftig errötete.

Paulina Karpowna pflegte, seit sie Witwe geworden, mit Vorliebe von ihrer „unglücklichen Ehe" zu reden, obschon alle Welt sagte, daß ihr Gatte ein überaus gutmütiger,

stiller Mensch gewesen sei, der sich nie in ihre Angelegenheiten gemischt habe. Sie aber seufzte, nannte ihn einen Tyrannen, behauptete, ihre Jugend sei freudlos dahingeflossen, sie habe niemals Glück und Liebe kennengelernt, und war fest überzeugt, daß „ihre Stunde noch schlagen, daß noch einmal eine ideale Liebe sie beglücken und beseligen werde".

Tatjana Markowna hatte nicht ganz recht gehabt, als sie sie mit Marina verglich. Paulina Karpowna besaß ein ruhiges Temperament: sie hatte es nie darauf abgesehen, zu „fallen", und keine Verletzung der ehelichen Pflichten belastete ihr Gewissen.

Sie war auch nicht sentimental, und wenn sie seufzte, die Augen gen Himmel erhob, sich in zärtlichen Redensarten gefiel, so war das alles bei ihr nur Verstellung, nur Koketterie.

Es war ihr geradezu Bedürfnis, daß immer irgend jemand in sie verliebt wäre, daß die ganze Stadt es wüßte und davon redete. Überall, in den Häusern, auf der Straße, in der Kirche sollten die Leute sich erzählen, daß der und der ihretwegen „leide", heimliche Tränen vergieße, nicht schlafen noch essen könne. Und ob auch nichts von alledem den Tatsachen entsprach — wenn nur davon geredet wurde, so viel wie möglich!

In der Stadt hat man sie schon durchschaut, und sie verlegt sich jetzt zumeist darauf, ganz grüne Neulinge, Studenten, die zu Besuch weilen, Fähnriche und junge Beamte anzulocken.

Sie tut schön mit ihnen, füttert sie, setzt ihnen Leckerbissen vor, reizt ihre Eigenliebe. Sie essen, trinken und rauchen bei ihr nach Herzenslust und empfehlen sich dann wieder. Sie aber setzt dann unter der Hand das Gerücht

in Umlauf, daß dieser oder jener sterblich in sie verliebt sei.

„Pauvre garçon!" sagt sie bedauernd. Augenblicklich hat sie Herrn Michel Ramin, einen in der Stadt zu Besuch weilenden Jüngling, der frisch von der Schulbank auf Urlaub gekommen ist, ihrer Person attachiert. Steif schreitet er überall hinter ihr her, die tadellose Uniform stets bis oben fest zugeknöpft, und antwortet auf die an ihn gerichteten Fragen unter heftigem Erröten mit einem schüchternen, heiseren Baß. Für seine ungewöhnlich großen Hände ist nirgends ein Glacéhandschuh zu finden, er trägt daher stets nur Gemslederne. Er besitzt den ganzen unverwüstlichen Appetit eines Kadetten und ist imstande, drei Pfund Konfekt auf einmal zu verzehren, was Paulina Karpowna allerdings etwas zu viel scheint. Sie nimmt ihn überallhin mit und läßt ihn als getreuen Pagen ihre Mantille, ihren Fächer und ihren Schirm tragen.

„Je veux former le jeune homme, ce pauvre enfant!" pflegte sie über ihre Beziehungen zu ihm offiziell zu erklären.

„Was haben Sie heute vor? Ich bleibe bei Ihnen zu Tisch: ce projet vous sourit-il?" wandte sie sich an Raiski.

Ein Schauer lief Tatjana Markowna bei dieser Eröffnung über den Rücken, sie ließ sich jedoch nichts anmerken, sondern tat sehr erfreut.

„Ach, wie liebenswürdig von Ihnen! — Marfinka, Marfinka!"

Marfinka trat ein. Die Krizkaja begrüßte sie mit heiterer Miene, und der Jüngling errötete tief. Marfinka musterte Paulina Karpownas Toilette und hätte am liebsten hell aufgelacht, doch wußte sie sich zu beherrschen. Als sie den

Adjutanten der schönen Witwe erblickte, wäre sie beinahe herausgeplatzt.

„Marfa Wassiljewna!" ließ plötzlich der junge Mann seinen Baß ertönen — „ich habe eine Ziege in Ihrem Gemüsegarten gesehen! Daß sie nicht etwa in den Park läuft!"

„Ich danke Ihnen, ich lasse sie sogleich hinausjagen," versetzte Marfinka. „Das ist meine Maschka — die sucht mich, ich will ihr Brot geben."

Tatjana Markowna flüsterte ihr ins Ohr, was sie noch für die unerwarteten Gäste an Extraschüsseln bereiten lassen solle, und Marfinka ging hinaus.

„In der Stadt spricht alles nur von Ihnen, man wundert sich sehr darüber, daß Sie noch nirgends gewesen sind, weder beim Gouverneur, noch beim Bischof, noch beim Adelsmarschall," wandte Paulina Karpowna sich an Raiski.

„Genau dasselbe habe ich ihm gesagt!" versetzte Tatjana Markowna. „Aber es ist jetzt nicht Mode, auf die alten Leute zu hören. Es ist sehr unrecht von dir, Boris Pawlowitsch; du solltest wenigstens Nil Andreïtsch deine Aufwartung machen, der alte Herr verdient es und wird es dir nicht verzeihen, wenn du nicht hingehst. Ich lasse die Kutsche instand bringen, und du fährst hin ..."

„Ich fahre zu keinem Menschen, Tantchen," sagte Raiski gähnend.

„Und zu mir?" fragte die Krizkaja.

Er sah sie an und schwieg höflich.

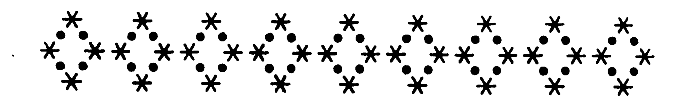
„Tun Sie sich durchaus keinen Zwang an: de grace, faites ce qu'il vous plaira. Jetzt kenne ich Ihre Denkweise, ich bin davon überzeugt" — sie gab diesen Worten eine ganz besondere Betonung — „daß Sie wohl möchten, aber die Welt scheuen ... die bösen Zungen ..."

Er lachte.

„Nicht wahr, ich habe es erraten? Ja, ja! O, wir werden glücklich sein! Enfin!..." flüsterte sie vor sich hin, doch so, daß er es hörte.

„Ob sie mich noch oft heimzusuchen gedenkt?" dachte Raiski und sah sie ganz entsetzt an. „Wohin soll ich vor ihr fliehen? Und dabei kann ich sie nicht einmal für meinen Roman gebrauchen: sie ist schon gar zu sehr Karrikatur, kein Mensch wird so etwas für möglich halten..."





Dreizehntes Kapitel

Still flossen die Tage dahin, still erhob sich der glühende Sonnenball im Osten und beschrieb seinen Bogen an dem blauen Himmel, der sich über der Wolga und ihrem Ufergelände wölbte. Langsam zogen die weißen Wolkenberge um Mittag daher, ballten sich bisweilen zu dicken Knäueln zusammen, verdunkelten das Lasurblau des Himmels, sandten ihren Regen auf Felder und Gärten herab, kühlten die Luft ab und zogen weiter, während ein leiser, lauer Wind über das Land hinstrich.

Stand dagegen eine schwarze Wetterwolke über der Stadt und dem Gute, die sich, oft mit tropischer Gewalt, mit Blitz und Donner entlud, dann begann alles zu zittern und zu zagen, und das ganze Haus nahm, wie beim Herannahen des Feindes, eine abwehrende Haltung ein. Tatjana Markowna glich dann einem Schiffskapitän zur Zeit des Sturmes.

„Löscht die Feuer aus! Schließt die Fenster und Türen, deckt die Schornsteine zu!" tönten laut ihre Kommandorufe. „Geh doch, Wassilissa, sieh nach, ob nicht jemand raucht! Daß nirgends Zugwind entsteht! Tritt vom Fenster zurück, Marfinka!"

Solange der Sturm die Bäume schüttelte und ihre Wipfel tief zur Erde beugte, solange er den Staub emporwirbelte und über die Fluren hinwegfegte, solange die Blitze durch die Luft zuckten und der Donner dumpf und schwer wie ein wildes Lachen am Himmel dahinrollte, wandte die Großtante kein Auge von dem Naturschauspiel ab, ging, wenn es Abend war, nicht zu Bett, schritt hastig von einem Zimmer ins andere, sah nach, was Marfinka und Wjerotschka machten, bekreuzte sie und sich selbst und beruhigte sich erst, wenn die Wolke ihre flammende Kraft verloren hatte, wenn der Donner verstummte und das finstere Gewölk erblichen war und weiterzog.

Am Morgen ging dann wieder in ihrer ganzen Herrlichkeit die Sonne auf und spielte in jedem Tropfen, der an den Blättern hing, in jeder Regenpfütze, guckte durch jedes Fenster und sandte ihren warmen Schein durch jede Öffnung, jeden Spalt in das behagliche Heim.

Einförmig folgten sich so die Tage und Wochen auf Malinowka. Raiski fühlte es nicht, hatte kaum die Empfindung, daß er lebte.

Er hatte das Porträt Marfinkas beendet und die literarische Skizze „Nataschа" überarbeitet, die er später in seinen Roman einfügen wollte, sobald dieser erst in seinem Kopfe bestimmtere Formen angenommen hätte und weiter ausgereift wäre. Noch war da indes alles im Entstehen, noch sollten all die einzelnen Personen erst zu Fleisch und Blut werden und in folgerichtige, logische Beziehungen zueinander treten, daß jeder Leser zu dem Bekenntnis gezwungen würde: „Das fehlte noch in unserer Literatur, das mußte kommen!"

Er wollte nach dem Plane, den er entworfen, den Roman in Episoden schreiben, die Figuren und Szenen, die ihn

besonders interessierten, zuerst schriftlich fixieren und dann sich selbst mitten hineinstellen, immer dahin, wohin das Gefühl, die Stimmung, die Leidenschaft — ja, vor allem die Leidenschaft! — ihn führten.

„O, daß doch der Himmel sie mir senden wollte, diese Leidenschaft!" flehte er zuweilen, wenn die Langeweile ihn plagte.

Der Überdruß hätte sich auch hier, in seinem kleinen Malinowka, seiner bemächtigt, und er wäre wohl schon weitergewandert, um irgendwo an einem anderen Orte das „Leben" zu suchen, im Rausche der Leidenschaft seinen Becher zu leeren — oder, wie es ihm stets erging, in dem Zwiespalt zwischen der Wirklichkeit und seinen Idealen mutlos zu werden, wieder einmal die Unvollkommenheit des Bestehenden einzusehen und in schlaffe Gleichgültigkeit gegen alles in der Welt zu verfallen.

Schon fürchtete er fast, daß es ihm auch hier wieder so gehen würde. Doch noch hatte er nicht alle die Eindrücke in sich aufgenommen, die seine naive Umgebung ihm zu bieten vermochte. Noch hatte er seine Freude an dem köstlichen Sonnenschein, dem treuherzigen Blick der Tante, dem bereitwilligen Diensteifer des Hofgesindes und der zärtlichen Sympathie Marfinkas — an dieser vielleicht mehr als an allem anderen.

Mit stillem Wohlgefallen sah er sie des Morgens ins Frühstückszimmer treten, in der gestreiften Baumwollbluse, ohne Kragen und Manschetten, die Augen noch leicht verschleiert: sie erhob sich auf die Fußspitzen, legte ihren Arm auf seine Schulter, um den Morgenkuß mit ihm zu tauschen, schenkte ihm den Tee ein und sah ihm dabei in die Augen, um jeden seiner Wünsche zu erraten und sogleich zu erfüllen. Und dann setzte sie den breitrandigen Strohhut auf und schritt

neben ihm oder an seinem Arme über die Felder oder durch den Park — und das Blut strömte rascher durch seine Adern, er empfand nichts von Überdruß oder Langerweile.

Auch der Verkehr mit der Großtante machte ihm noch Freude: er ließ sich ihre mütterliche Sorge gefallen und hörte lächelnd, wie sie ihm Verhaltungsmaßregeln gab, ihn an Ordnung zu gewöhnen suchte, ihn vor den Lockungen des Lasters warnte und seine zigeunerhafte Lebensauffassung durch ihre so lieben, verständigen Grundsätze zu ersetzen suchte.

Auch Tit Nikonytsch gefiel ihm immer noch, dieser letzte Zeuge einer vergangenen Zeit, der ganz in respektvoller Höflichkeit, gutem Ton und zuvorkommenden Manieren aufging, der allen alles verzieh, nichts übel nahm, stets um seine Gesundheit bangte, allen zugetan war und von allen geliebt wurde.

Wenn er seine gute Stunde hatte, fand er zuweilen selbst an der exzentrischen Art Paulina Karpownas Gefallen. Sie hatte es verstanden, ihn in ihr Haus zu locken, zum Mittagessen, und suchte ihm einzureden, daß er „entweder gegen sie nicht gleichgültig sei, jedoch sein wahres Gefühl verberge, oder daß er doch nahe daran sei, sich in sie zu verlieben und sich nur noch ein klein wenig sträube, mais que tôt ou tard cela finira par là et comme elle sera contente, heureuse! etc.“

Er wiegte sich gleichsam in diesem ruhigen Leben und machte nur von Zeit zu Zeit eine kleine Aufzeichnung für seinen Roman — irgendeinen charakteristischen Zug oder eine Szene, irgend etwas, das die Großtante oder Marfinka, Leontij oder seine Frau, Ssawelij oder Marina betraf. Dann schaute er wieder auf die Wolga und ihren Lauf, lauschte auf die schläfrige Stille der Landschaft, der am

Ufer zerstreuten Dörfer und Weiler, suchte in diesem Ozean des Schweigens gewisse Laute und Töne zu erhaschen, die nur er allein vernahm, setzte sich ans Klavier, um sie nachzuspielen und nachzusingen, hielt die Motive fest, die er erhorcht hatte, um sie gelegentlich zu verarbeiten — — er hatte ja noch so viel Zeit vor sich und so wenig zu tun!

Er vertiefte sich auch in jene Bilder und Szenen, die er seinerzeit der Bjelowodowa so getreu geschildert hatte, daß sie ihr die Nachtruhe raubten. Er studierte die stumpfe, grüblerische Nachdenklichkeit des Bauern, die grobe, langsame, schwere Arbeit, die er verrichtete, wenn er am Ufer entlang die Barke am Ledergurt stromaufwärts zog oder durch die Furchen des Ackerfeldes hinterm Pflug daherschritt, bedächtig, ganz in Schweiß gebadet, als hätte er das Pferd samt dem Pfluge zu tragen. Oder er sah der schwangeren Bäuerin zu, die im heißen Sonnenbrande mit der Sichel das Korn schnitt.

Er skizzierte diese sonnengebräunten Gesichter, diese Bauernhütten, diese Gerätschaften, suchte die Luftstimmung in seinen kleinen Studien festzuhalten und legte die unfertigen Blätter in sein Portefeuille — gleichfalls für später ...

„Was habe ich nun aber damit erreicht, wenn ich diese Natur, diese Menschen schildere? Was ist der Sinn dieser Schöpfung, wo der Schlüssel dazu?"

„In der Schöpfung selbst muß er liegen," sagte ihm sein künstlerischer Instinkt, und er warf die Feder hin und ging zur Wolga hinab, um über das Wesen der künstlerischen Schöpfung nachzudenken, um zu ergründen, warum sie an sich selbst einen Sinn haben müsse, wenn sie wirklich eine Schöpfung sein solle, und wann sie eigentlich eine solche sei.

Und da tauchten die Hindernisse und Schwierigkeiten vor seinem Geiste auf: die Allmählichkeit der Entwicklung, die Vollendung und Abrundung der Charaktere, der Zusammenhang zwischen ihnen — und hinter dem künstlerischen Gebilde trat die Analyse hervor und kühlte sein Interesse ab...

„Une mer à boire“, sprach er mit einem Seufzer, legte die Blätter in das Portefeuille und holte Marfinka zu einem Spaziergange durch den Park ab.

Er hatte sich das Wort darauf gegeben, bei der nächsten sich darbietenden Gelegenheit zu ergründen — nicht, was Marfinka eigentlich sei, denn das lag gar zu sehr auf der Hand, sondern was einmal aus ihr werden würde. Dann erst, sobald er das ergründet hätte, wollte er sein eigenes Verhalten gegen sie endgültig bestimmen. War sie einer weiteren Entwicklung fähig, oder hatte sie ihre Herkulessäulen schon erreicht?

Und wenn er „wider Erwarten“ in ihrem Wesen plötzlich auf eine Goldader stieß — eine Möglichkeit, die bei Frauen nicht selten ist — dann wollte er hier, in diesem stillen Erdenwinkel, seinen häuslichen Opferaltar errichten und sich ganz der Entwicklung dieses holden Geschöpfes weihen: sie und die Kunst sollten fortan seine Ideale sein. Dann würden auch alle diese Episoden, Skizzen und Szenen sich rasch zu einem Ganzen formen. Die Zersplitterung wird dann endlich für ihn aufhören, das Leben wird ihm etwas Ganzes, Geschlossenes werden.

Aber seine Experimente mit Marfinka schritten vorläufig nur sehr langsam fort, und wenn sie nicht so hübsch gewesen wäre, hätte er die undankbare Aufgabe, sich mit ihrer Entwicklung zu befassen, längst aufgegeben.

So eifrig er auch auf ihren Verstand, ihre Eigenliebe, ihr

Gemüt einzuwirken suchte — es gelang ihm nicht, sie über den Kreis der Begriffe, die sie seit ihrer frühen Kindheit sich zu eigen gemacht hatte, des stark ausgeprägten Häuslichkeitssinnes, der traditionellen, von der Großtante ihr tief eingeprägten und streng überwachten Denkweise hinauszuführen.

Sie war noch immer das junge Mädchen, nie hatte er das reifende Weib bei ihr zum Durchbruch kommen sehen. Daß sie unvermählt bleiben würde, war nach ihrer gesunden Veranlagung und der einfachen, auf die häuslichen Tugenden gerichteten Erziehung, die sie genossen, nicht anzunehmen.

Immerhin war sie jetzt das werdende, erblühende Weib: wie aber würde sie sich weiter entfalten?

Unwillkürlich stellte er in Gedanken sich selbst mit ihr zusammen. Er analysierte sein eigenes Ich — „wie dies ja alle tun," dachte er, nur daß nicht alle sich dieses jedem Menschen angeborenen Triebes so sehr bewußt werden wie er: die einen wollen nur so gut wie möglich scheinen, die anderen es nicht nur scheinen, sondern auch sein und in immer höherem Grade werden, was sie eben zu ernsten, aufrichtigen, tief angelegten Naturen stempelt. Er suchte sich darüber klar zu werden, welche Rolle er diesem blühenden jungen Wesen gegenüber einnehmen solle: ob wirklich nur die des Bruders, des ritterlichen Beschützers und Bildners, wie er es ja von Rechts wegen sein mußte — oder etwa die eines künftigen Gatten.

Kaum hatte er versucht, sich diese letztere Möglichkeit vorzustellen, als er auch schon aus tiefem Herzensgrunde aufseufzte: er sah voraus, daß entweder er selbst oder sie bis zum Tage der Hochzeit von der Höhe des Ideals niedersteigen, daß die Poesie verfliegen oder sich zum Regen-

schauer einer kleinbürgerlichen Komödie verflüchtigen würde. Und er erkaltete, gähnte und fühlte schon die Anzeichen der kommenden Langenweile.

Sich so ohne Zweck und Ziel aufzuregen und obendrein auch sie zu beunruhigen, erschien ihm unsittlich. Was sollte er tun? Wie sollte er sich verhalten?

Nur so einfach den Bruder, den Vetter, den Verwandten zu spielen, war ihm unmöglich: sie war schon gar zu lieb und reizend, gar zu warm, ihre Berührung erhitzte ihn, erregte seine Nerven. Er war ja auch nur ihr Vetter dritten Grades, und wenn sie ihn Bruder nannte, so war's eben nur der Name, und nichts weiter. Die Nähe einer solchen Schwester war gefährlich ...

Er hatte ihre zärtlichen Liebkosungen bereitwillig hingenommen und erwidert, und es war mehr als die Zärtlichkeit des Bruders, was er empfand: züngelnde Schlangen lauerten in den Küssen, mit denen er ihre Küsse erwiderte ...

„Noch eine Probe," dachte er, „eine Unterredung noch, und sie wird mein Weib, oder ... Diogenes suchte mit seiner Laterne den ‚Menschen' — ich suche das Weib: das ist der Schlüssel all meines unruhigen Spürens und Tastens! Und wenn ich in ihr nicht finde, was ich suche — und ich fürchte, ich finde es nicht — dann werde ich natürlich meine Laterne nicht auslöschen, sondern weitersuchen ... Aber, mein Gott — wo wird dieses rastlose Suchen enden?"

Er gähnte.

„Ich will fort von hier und meinen Roman schreiben: ein Bild dieses welken Lebens, dieses trägen Schlafes ..."

Er gähnte aber- und abermals.

„Sag', Marfinka," begann er eines Tages, als er in der Dämmerstunde neben ihr auf der Rasenbank unter der

Akazie saß — „langweilst du dich hier nicht? Wirst du ihrer nicht überdrüssig, dieser lieben Tante, dieses guten Tit Nikonytsch, des Parks, der Blumen, der kleinen Liedchen, der Bücher mit dem glücklichen Ausgang?"
„Nein," sagte sie, erstaunt über seine Frage — „was brauche ich denn sonst noch?"
„Scheint dir das alles nicht zuweilen ... gar zu eintönig, gar zu öde und banal?"
„Öde? Banal?" wiederholte sie nachdenklich. „Nein! Ist es denn hier so öde?"
„Das ist doch alles so kindisch, Marfinka: die Blumen, die Liedchen — du bist doch schon ein erwachsenes Mädchen" — er warf einen raschen Blick auf ihre Schultern und ihre Büste — „kommt dir nicht manchmal etwas anderes, Ernsteres in den Sinn? Hast du nicht noch für andere Dinge Interesse?"
Sie schlug die Augen zu Boden und begann nachzusinnen. Es war ihr peinlich, und sie schämte sich ein wenig, daß man sie noch für ein Kind hielt.
„Und ich bin doch kein Kind mehr, schon lange nicht: ich brauche vierzehn Ellen Stoff zum Kleide, ebensoviel wie die Großtante — nein, mehr: die Tante läßt ihre Kleider nicht so weit nähen," ging's ihr durch den Kopf. „Ach, mein Gott, was für törichtes Zeug kommt mir da in den Sinn? Was soll ich ihm nur sagen? Wenn doch Wjerotschka bald nach Hause kommen wollte! ..."
Sie wußte nicht, was sie tun sollte, um nur ja nicht als Kind zu erscheinen, um von den anderen als erwachsen angesehen und demgemäß behandelt zu werden. Sie sah sich unruhig um, spielte nervös mit dem Schürzenzipfel und blickte auf ihre Füße.
Es ging ihr mit einem Male so vieles durch den Kopf —

die Gedanken drängten sich förmlich, Fragen auf Fragen tauchten auf, doch alles das war so blaß und nebelhaft, daß sie es gar nicht recht zu erfassen vermochte, und daß es entschwunden war, ehe sie noch Worte dafür gefunden hatte.

„Denken Sie nur nicht, Bruder," begann sie endlich, „daß ich noch so ganz und gar ein Kind bin, weil ich die Vögel und die Blumen liebe: ich weiß mich doch auch schon ein wenig nützlich zu machen! Tantchen läßt mich häufig die Einnahmen und Ausgaben notieren, ich weiß auch, wie viel Roggen und wie viel Hafer zur Aussaat nötig ist, wann diese oder jene Getreideart reif wird, wohin und wann das Getreide zu verschiffen ist. Ich weiß, wie viel Holz ein Bauer haben muß, wenn er sich ein neues Haus bauen will ..." Sie sah ihn schon ein wenig mutiger an. „Ich könnte auch schon die Aufsicht über die Feldarbeiten führen, aber Tantchen will es nicht haben. Ja — und noch manches andere!" fügte sie hinzu, sah ihn dabei groß an und suchte zu erraten, ob sie wohl in seinen Augen wenigstens ein klein wenig gewachsen sei.

„Ja, das ist gewiß alles sehr schön, und mit der Zeit wirst du vielleicht eine zweite solche Tante werden. Möchtest du das?"

„O, wenn's Gott gäbe — aber dazu fehlt doch noch recht viel!"

„Und du möchtest überhaupt nicht anders sein?"

„Warum? Wenn ich anders wäre, würde ich doch hier gar nicht am Platze sein ..."

„Sehr hübsch gesagt, Marfinka — aber müßtest du denn gerade hier sein? Du hast von Moskau, von Petersburg, von Paris und London gehört: möchtest du nicht einmal dahin reisen?"

„Was soll ich dort?"

„Was du dort sollst? Du liest doch Bücher und siehst daraus, wie andere Frauen leben: Helene zum Beispiel in dem Roman der Miß Edgeworth. Sehnst du dich nicht danach, auch einmal dieses andere Leben kennen zu lernen? ..."
Sie schüttelte langsam und nachdenklich den Kopf.
„Nein," sagte sie — „was man nicht kennt, danach sehnt man sich auch nicht. Wjerotschka, ja, die ist anders, die langweilt sich immer und ist oft schwermütig, sitzt wie versteinert da, alles scheint ihr hier fremd und gleichgültig. Aber ich — ach, ich fühle mich hier so wohl: auf dem Felde, bei meinen Blumen und Vögeln, wie heiter und glücklich bin ich da! Wie lustig ist es hier, wenn Bekannte zu Besuch kommen! ... Nein, nein, ich bin nun mal eine Hiesige, bin aus dem Sand, aus dem Gras hier geschaffen! Ich will nirgends hin. Was würde ich dort anfangen — in Petersburg, oder im Ausland? Ich würde sterben vor Sehnsucht ..."
„Du würdest dort nicht allein sein ..."
„Mit wem denn? Tantchen geht doch nie von hier fort!"
„Warum gerade Tantchen? Mit deinem Manne ... mit mir ... Würdest du mit mir hinfahren wollen?"
Sie schüttelte verneinend den Kopf.
„Warum nicht?"
„Ich würde Angst haben, daß Sie sich mit mir langweilen ..."
„Du würdest dich an mich gewöhnen."
„Nein, das würde ich nicht ... Sie sind nun schon fast zwei Wochen hier ... und ich fürchte mich noch immer vor Ihnen."
„Warum denn? Ich bin doch ein so einfacher Mensch: wir sitzen und plaudern zusammen, gehen zusammen spazieren, zeichnen zusammen ..."

„Nein, Sie sind kein einfacher Mensch. Sie haben manch-mal so etwas in den Augen ... Nein, ich würde mich nicht an Sie gewöhnen ...“

„Aber das ist doch trostlos langweilig: das ganze Leben so mit der Tante zusammen zu bleiben, nicht einen Schritt ohne sie zu tun ...“

„Ich wünsche mir doch gar nichts anderes — was soll ich denn ohne sie tun?“

Sie blickte unruhig zur Seite und schämte sich wieder, daß ihr so gar keine andere Antwort einfiel.

„Ach, mein Gott! Er wird mich für ein dummes Gäns-chen halten ... Was soll ich ihm nur sagen ... Etwas recht Gescheites muß es sein! O Herr, hilf mir!“ betete sie im stillen.

Aber es wollte ihr gar nichts „Gescheites“ einfallen, und sie begann wieder mit dem Schürzenzipfel zu spielen.

„Gibt es denn nichts, was dich so innerlich ein klein wenig quälte? Nicht so ... irgendeine kleine Unruhe in der Seele?“ sprach er auf sie ein.

Sie seufzte tief auf.

„Tantchen meinte, ich solle mich um das Abendbrot be-kümmern — das beunruhigt jetzt meine Seele. Aber wie kann ich ihm das sagen? ...“ dachte sie. Und nach einem Weilchen sagte sie laut, mit ernster, fast trübseliger Miene: „Gewiß gibt es manches! Ich bin doch erwachsen, bin kein Kind mehr!“

„Ah!“ sagte er rasch — „also doch irgendein Sündchen, Gott sei Dank! Und ich war schon ganz verzweifelt! So sprich doch, sprich!“

Er rückte näher an sie heran und nahm ihre Hand.

„Sprechen?“ wiederholte sie nachdenklich, ohne ihm ihre Hand zu entziehen. „Man hat so Gewissensbisse ...“

„Gewissensbisse? Oh, oh! Das läßt ja Schreckliches vermuten!“

Er lachte laut auf, aber plötzlich fiel's ihm ein, daß vielleicht hinter ihrer Naivität wirklich irgendeine ernstere Schuld stecken könnte, daß ihre äußere Ruhe nur gemacht war.

„Was kannst du groß auf dem Gewissen haben? Vertrau' dich mir an, wir wollen gemeinsam überlegen: vielleicht kann ich mich dir nützlich machen.“

„O, was ich auf dem Gewissen habe — das hat wohl jeder Mensch ...“

„Nun, zum Beispiel?“

„Hören Sie doch einmal an, was Vater Wassilij predigt — wie wir leben, was wir tun sollen! Und wie leben wir in Wirklichkeit: tun wir auch nur die Hälfte von dem, was er uns tun heißt?“ sagte sie voll Eifer. „Nicht einen Tag leben wir so, wie wir leben sollen! Wir sollen uns selbst verleugnen, sollen unseren Brüdern dienen, sollen alles den Armen geben, sollen die anderen mehr lieben als uns selbst, sogar diejenigen, die uns beleidigen, sollen nicht zornig sein, nicht träg, nicht zu viel an Putz und eitle Dinge denken, nicht törichte Reden führen ... o Gott, wie schwer ist das alles ... Wenn man so darüber nachdenkt, wird man ganz wirr und bekommt einen Schreck. Das Leben reicht gar nicht aus, um das alles wieder gut zu machen, was man gesündigt hat! Selbst die Tante — sie ist so klug, so gut wie sonst kein Mensch auf der ganzen Welt — und selbst sie ... sündigt ...“ sprach Marfinka im Flüsterton — „sie läßt sich vom Zorn hinreißen, sie kann Anna Petrowna Tokejewna nicht leiden und bietet ihr nicht einmal den Ostergruß, sie findet Paulina Karpowna unausstehlich, schilt die Leute auf dem Hofe, ist zu streng gegen sie; die Weiber nennt

sie Heuchlerinnen, wenn sie kommen und darüber klagen, daß sie Not leiden ... sie ist auch sehr geizig ..." flüsterte Marfinka noch leiser. „Und wenn sie sich in etwas irrt, gibt sie es nie zu — sie ist stolz und hochfahrend! Und doch ist sie besser als wir anderen — was sind wir, ich und Wjerotschka, gegen sie! O, wenn ich nur wüßte, wie ich sein soll, um ..."

„Bleib ruhig so, wie du bist," sagte Raiski.

„Nein ..." Sie schüttelte nachdenklich den Kopf. „Ich verstehe so vieles nicht und weiß daher oft auch nicht, wie ich handeln soll. Wjerotschka — die weiß es, und wenn sie es dennoch nicht tut, so ist's, weil sie es nicht tun will: ich aber kann's nicht ..."

„Und das quält dich dann?"

„Ja — und wenn die Rede darauf kommt und die Tante mich ausschilt ... dann weine ich wohl, aber das vergeht rasch, und ich bin wieder lustig und ausgelassen, als ob es mich gar nichts anginge, was Vater Wassilij da predigt! Das ist das Schlimme!"

„Und weiter quält dich nichts, du glückliches Kind?"

„Als ob das nicht genug wäre! Machen Sie sich denn darüber gar keine Gedanken?" fragte sie verwundert.

„Nein, mein Herzchen. Ich habe ja auch nicht gehört, was Vater Wassilij predigt!"

„Wie leben Sie denn eigentlich: es muß doch etwas geben, womit Ihre Seele sich beschäftigt?"

„Augenblicklich beschäftigt sie sich mit dir!"

„Mit mir? Solange die Tante lebt, wird die schon für mich sorgen ..."

„Und wenn sie stirbt?"

„Die Tante? Um Gottes willen!" rief sie ganz entsetzt und bekreuzte sich.

„Man muß doch damit rechnen ...“
„O Gott — was für Reden führen Sie, was für Gedanken kommen Ihnen! ...“
Sie wollte nichts mehr davon hören.
„Meinst du denn, sie werde ewig leben? ...“
„Hören Sie auf, um Gottes willen: ich mag es nicht hören!“
„Nun — und wenn es doch geschieht?“
„Dann sterbe auch ich, und auch Wjerotschka, denn ohne die Tante ...“
Sie seufzte tief auf.
„Du siehst eben: es wird nicht immer so weitergehen mit den Vögelchen, den Blumen und all den netten kleinen Sachen hier. Du mußt auch andere Interessen, andere Beziehungen und Sympathien pflegen ...“
„Was soll ich denn tun?“ fragte sie fast verzweifelt.
„Du mußt jemanden liebgewinnen, einen Mann,“ sagte er nach einem Weilchen, während er ihre Stirn leicht mit den Lippen berührte.
„Sie meinen, ich müsse heiraten? Ja, Sie sagten mir das schon früher, und auch die Tante machte Anspielungen — aber ...“
„Aber ... was?“
„Woher soll ich ihn nehmen?“ sagte sie ganz verschämt.
„Gibt's denn keinen, der dir besonders gefiele? Unter den jungen Leuten hier ...“
„Was gibt's hier für junge Leute? Da sind die drei jungen Botschkows: die versammeln jeden Abend ihre Freunde bei sich, trinken mit ihnen und spielen Karten. Am nächsten Tage haben sie dann alle ganz rote Augen. Und der junge Tschetschenin — der war neulich auf Urlaub und erklärte gleich von vornherein, er müsse hunderttausend Rubel Mit-

gift haben, und dabei ist er ein so erbärmliches Kerlchen, schlimmer als Motka, so klein und krummbeinig, und raucht immer! Nein, nein ... Dann wäre noch Nikolaj Andreïtsch — ein hübscher Mensch, gutmütig und von heiterem Wesen, aber ..."

„Aber was?"

„Er ist zu jung: höchstens dreiundzwanzig Jahre!"

„Wer ist dieser Nikolaj Andreïtsch?"

„Der junge Wikentjew — sie haben ein Gut jenseits der Wolga, nicht weit von hier. Koltschino heißt es, gegen hundert Seelen sind da. Außerdem besitzen sie noch dreihundert Seelen in der Gegend von Kasan. Seine Mutter hat mich und Wjerotschka eingeladen, aber die Tante läßt uns allein nicht hin. Einmal nur waren wir drüben, doch nur einen Tag ... Nikolaj Andreïtsch ist der einzige Sohn, mehr Kinder sind nicht da. Er hat in Kasan studiert und ist jetzt hier beim Gouverneur angestellt, als Beamter für besondere Aufträge."

Sie hatte das alles sehr lebhaft und rasch erzählt, mit strahlendem Gesichte.

„Ah! Der gefällt dir also: Wikentjew!" sagte er, während er ihre Hand an seine linke Seite preßte. Unbeweglich saß er da und hatte sein Wohlgefallen daran, zu sehen, wie harmlos und unschuldig Marfinka seine Zärtlichkeiten hinnahm. Sie schien sie kaum zu bemerken und nichts dabei zu fühlen.

„Ein einziger Funke," dachte er, „ein warmer Händedruck kann sie plötzlich aus dem kindlichen Traumzustand erwecken, ihr die Augen öffnen — und unversehens tritt sie in eine neue Lebensphase ein ..."

Sorglos wie ein Vögelchen zwitscherte sie weiter.

„Was denken Sie: Wikentjew!" sagte sie nachdenklich,

als ob sie selbst erst insgeheim prüfte, ob er ihr gefiel oder nicht.

„Es ist jetzt dunkel, und man sieht nichts — aber sicherlich bist du errötet!" neckte sie Raiski, während er ihr ins Gesicht sah und ihre Hände drückte.

„Durchaus nicht! Warum sollte ich erröten? Seit zwei Wochen habe ich ihn nicht gesehen, und ich vermisse ihn nicht im geringsten ..."

„Sag' mal — gefällt er dir?"

Sie schwieg.

„Nicht wahr, er gefällt dir?"

„Was reden Sie da! Ich sage nur, daß er besser ist als die anderen: das sagen alle von ihm ... Der Gouverneur hat ihn sehr gern und läßt ihn nie eine Untersuchungssache führen. ‚Was soll er sich mit solchem Schmutz abgeben,' sagt er, ‚mit Mord und Diebstahl! Seine Moral muß darunter leiden, mag er lieber unter meinen Augen bleiben!' Er tut jetzt Dienst bei ihm, und wenn er nicht bei uns ist, speist er dort zu Mittag und tanzt und spielt dort ..."

„Mit einem Wort: er ‚tut Dienst!'" sagte Raiski mit leichtem Spott.

„Er hat auch schon einen Orden: so ein ganz kleines Kreuzchen!" fügte Marfinka mit Genugtuung hinzu.

„Ist er oft hier?"

„Sehr oft: nur in letzter Zeit ist er weggeblieben. Vielleicht ist er zu seiner Mutter gefahren, nach Koltschino. Wenn er kommt, will ich ihn ausschelten, daß er wegfährt, ohne etwas zu sagen. Oder die Tante kann es tun: er hat großen Respekt vor ihr ... Er sitzt nicht einen Augenblick still, wenn er hier ist: springt umher und singt. So ein lustiger, mutwilliger Wildfang! Und wie viel er ißt! Neulich hat er eine große Pfanne voll Pilze ganz allein auf-

gegessen! Zum Tee verzehrt er einen ganzen Haufen Semmeln — was man ihm gibt, ißt er auf. Die Großtante hat ihn darum sehr gern, und ich auch..."

„Liebst du ihn?" fragte Raiski lebhaft, während er sich vorneigte und ihr in die Augen sah.

„Nein, nein!" — Sie schüttelte abwehrend den Kopf. „Nein — ich liebe ihn nicht, aber... er ist ein so prächtiger Junge! Er ist besser als alle anderen, die hier sind — hält auf sich, geht nicht in die Restaurants, spielt nicht Billard, trinkt nicht..."

„Ein prächtiger Junge!" wiederholte Raiski, während er ihr das Haar an der Schläfe zurückstrich. „Und du bist ein prächtiges Mädchen! Wie schade, daß ich so alt bin, Marfinka: wie würde ich dich lieben!" fügte er leise hinzu, während er sie dichter an sich zog.

„Sie sind doch nicht alt!" sagte sie mit gewisser Nachsicht, während sie seine Liebkosungen hinnahm. „Erst ein paar graue Haare haben Sie im Barte... und wenn Sie lachen, oder etwas lebhaft erzählen, sehen Sie sogar sehr hübsch aus. Aber wenn Sie dann wieder so finster gucken, so ganz merkwürdig... dann könnte man meinen, Sie sind schon achtzig Jahre alt..."

„Findest du mich wirklich nicht sehr häßlich und alt?"

„Durchaus nicht."

„Und wenn du mir einen Kuß gibst... tust du es gern?"

„Sehr gern."

„Nun, dann küsse mich einmal."

Sie erhob sich leicht, stützte sich mit dem Knie gegen sein Bein und küßte ihn, daß es laut schmatzte. Dann wollte sie sich wieder setzen, aber er hielt sie fest.

Sie suchte sich loszumachen, es war ihr unangenehm, so

dazustehen; endlich setzte sie sich, ganz rot vor Anstrengung, und steckte den Zopf auf, der sich gelöst hatte.
Er dagegen saß ganz bleich da, den Kopf gegen den Baum zurückgelehnt, mit geschlossenen Augen, und hielt wie unbewußt ihre Hand fest umschlossen.
Sie wollte sich erheben, um sich bequemer hinzusetzen, aber er hielt sie fest, daß sie sich mit der Hand gegen seine Schulter stützen mußte.
„Lassen Sie mich nur, ich muß Ihnen doch zu schwer sein,“ sagte sie. „Ich bin ja so dick — sehen Sie nur, was für Arme! Fassen Sie einmal an!“
„Nein, du bist mir nicht zu schwer ...“ versetzte er leise, zog ihren Kopf wieder ganz nahe an sein Gesicht und blieb eine Weile in dieser Haltung.
„Ist dir wohl so?“
„Ja — aber so heiß, die Backen und die Ohren brennen so. Sehen Sie nur: sie müssen ganz rot sein! Ich habe so viel Blut: wenn Sie mit dem Finger gegen den Arm tippen, entsteht gleich ein weißer Fleck, der dann erst langsam verschwindet.“
Er schwieg und saß immer noch mit geschlossenen Augen da. Sie aber fuhr fort, über alles mögliche zu plaudern, wie es ihr gerade in den Kopf kam, sah bald da, bald dort hin und zeichnete mit der Spitze ihres Schuhes Figuren in den Sand.
„Lassen Sie sich den Bart abnehmen!“ sagte sie. „Sie werden dann besser aussehen. Wer hat nur diese dumme Mode des Barttragens erfunden? Das machen sie den Bauern nach! Tragen in Petersburg alle Männer einen Bart?“
Er nickte mechanisch mit dem Kopfe.
„Sie lassen sich ihn abnehmen, nicht wahr? Wenn Nil

Andreitsch Sie so sieht, wird er schelten. Er kann die Bärte nicht leiden: er sagt, daß nur die Revolutionäre sie zu tragen pflegen."

„Ich tue alles, was du verlangst," sagte er zärtlich. „Warum liebst du nur diesen Wikentjew?"

„Schon wieder fangen Sie davon an! Aber so sind Sie immer: bringen selbst das Gespräch darauf, und wollen mir dann einreden, daß ich ihn liebe! Wie soll ich ihn denn lieben? Wie ist denn das möglich? Und er — würde er denn an so etwas nur zu denken wagen? Was würde denn die Tante sagen?" fügte sie hinzu, während sie zerstreut mit Raiskis Bart spielte, ohne zu ahnen, daß das Spiel ihrer Finger seine Nerven erregen, sein Blut in Wallung bringen und sein klares Denken trüben mußte. Jede Bewegung ihrer Finger steigerte den Rausch, der seine Sinne umfing.

„Liebe mich, Marfinka, mein Schwesterchen, meine Freundin!..." flüsterte er wie im Fieber, während er seinen Arm um ihre Taille legte und sie fest an sich zog.

„O, Sie tun mir weh! Lassen Sie mich los, um Gottes willen — ich kann nicht atmen!" sagte sie und sank wider Willen an seine Brust.

Wiederum preßte er ihre Wange gegen die seinige und flüsterte abermals:

„Ist dir wohl so?"

„Ich sitze so unbequem."

Er ließ sie los, und sie richtete sich empor und nahm dann von neuem neben ihm Platz.

„Warum liebst du nur die Blumen, die jungen Katzen, die Vögel?"

„Wen soll ich denn sonst lieben?"

„Mich, mich!"

„Ich liebe Sie ja!"

„Nicht so, anders!" sagte er und legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Dort ist ein Stern, dort noch einer, dort ein dritter — so viel sind ihrer!" sagte Marsinka, zum Himmel aufblickend. „Ist es wahr, daß dort oben auf den Sternen gleichfalls Menschen wohnen? Vielleicht sehen sie anders aus als wir ... Ach, ein Blitz! Nein, es ist nur ein Wetterleuchten dort jenseits der Wolga ... ich fürchte mich so vor dem Gewitter! Wjerotschka öffnet das Fenster, setzt sich hin und sieht zu, wenn ein Gewitter niedergeht, und ich krieche jedesmal ins Bett und ziehe die Decke über den Kopf, und wenn es gar zu grell blitzt, dann lege ich mir ein großes Kissen auf den Kopf und halte mir die Ohren zu, daß ich nichts sehen noch hören kann ... Da! Eine Sternschnuppe! Es dauert noch ein Weilchen bis zum Abendbrot!" fügte sie nach kurzem Schweigen hinzu. „Wären Sie nicht hier, dann würden wir zeitig Abendbrot essen und um elf Uhr schlafen gehen; wenn keine Gäste da sind, gehen wir früh zu Bett."

Er hatte die Wange an ihre Schulter gelegt und schwieg.

„Sie schlafen?" fragte sie.

Er schüttelte verneinend den Kopf.

„Doch, Sie waren eben eingenickt: Ihre Augen waren geschlossen. Auch ich schlafe immer gleich ein, wenn ich mich hinlege, manchmal komme ich nicht einmal dazu, mir die Strümpfe auszuziehen. Wjerotschka schläft immer erst sehr spät ein: die Tante tadelt sie deshalb, nennt sie eine Nachtwandlerin. Geht man in Petersburg früh schlafen?"

Er schwieg.

„Bruder!"

Er schwieg noch immer.

„Warum sind Sie denn so schweigsam?"

Er fuhr leicht auf, sank jedoch wieder in seine starre Haltung zurück. Er hielt das Glück in seinen Armen und sann darüber nach, ob es für ihn wohl ein dauerndes werden könnte. Er klammerte sich daran und wollte es nicht loslassen.
Sie gähnte über das ganze Gesicht, daß ihr die Tränen in die Augen traten.
„Wie warm es ist!" sagte sie. „Ich bitte die Tante zuweilen, mich doch im Pavillon schlafen zu lassen — aber sie erlaubt es nicht. Auch in der Stube muß ich immer die Fenster schließen."
Er sprach nicht ein Wort.
„Er schweigt immer — wie kann man sich da an ihn gewöhnen?" dachte sie und lehnte arglos ihren Kopf an den seinigen, während ihr Blick zerstreut über den Himmel hinschweifte, zu den zwischen den Ästen und Zweigen hindurchschimmernden Sternen. Dann schaute sie stumm nach den dunklen Waldmassen hin, lauschte auf das Rauschen des Laubes und merkte plötzlich, als sie so still und sinnend dasaß, wie es unter ihrer Hand an Raiskis linker Seite heftig schlug und pochte.
„Wie sonderbar!" dachte sie. „Wovon pocht es bei ihm nur so stark? Und bei mir?" Sie legte ihre linke Hand an die Seite. „Nein, bei mir pocht es nicht!"
Dann wollte sie aufstehen, doch fühlte sie, daß er sie fest umfangen hielt. Ein Unbehagen beschlich sie.
„Lassen Sie mich los, Bruder!" flüsterte sie verschämt. „Ich muß jetzt ins Haus!"
Er wollte sie nicht lassen — es war ihm, als müßte er sie für immer verlieren.
„Sie tun mir weh, lassen Sie mich ..." sagte Marfinka mit wachsender Unruhe, während sie sich vergeblich von ihm loszumachen suchte. „Ach, wie unbequem!"

Endlich gelang es ihr, sich aus seinen Armen zu befreien.
Er atmete tief auf.
„Was ist Ihnen?" erklang ihre ruhige, kindliche Stimme über ihm.
Er sah sie an, schaute dann um sich und seufzte, als sei er soeben aus dem Schlafe erwacht.
„Was ist Ihnen denn?" wiederholte sie. „Wie sonderbar Sie sind!"
Er ward plötzlich nüchtern, sah mit großen Augen auf Marfinka, als ob er sich wunderte, sie vor sich zu sehen, ließ dann seinen Blick in die Runde schweifen und erhob sich rasch von der Bank. Ein verzweifeltes „Ach!" entrang sich seinem Munde.
Sie legte ihm die eine Hand auf die Schulter, strich mit der anderen sein in Unordnung geratenes Haar glatt und wollte sich wieder neben ihn setzen.
„Nein, Marfinka, laß uns von hier fortgehen!" sagte er erregt, während er sie fortzuziehen suchte.
„Wie sonderbar Sie sind: ich erkenne Sie nicht wieder! Ist Ihnen nicht wohl?"
Sie legte ihre Hand auf seine Stirn.
„Komm nicht zu nahe heran, liebkose mich nicht, mein liebes Schwesterchen!" sagte er, während er ihre Hand küßte.
„Wie soll ich Sie nicht liebkosen, wenn Sie doch selbst so lieb zu mir sind! Sie sind so gut, haben uns so gern ... Das Haus und den Garten haben Sie mir geschenkt ... Soll ich denn wie eine kalte Statue dastehen? ..."
„Ja, bleib ruhig eine Statue! Erwidere meine Liebkosungen niemals so wie heute ..."
„Warum nicht?"
„So; ich habe bisweilen solche Anfälle ... dann mußt du mich immer allein lassen ..."

„Wollen Sie nicht etwas dagegen einnehmen? Tantchen hat Hoffmannstropfen im Schrank. Ich will sie holen — soll ich?"

„Nein, laß nur. Aber, um des Himmels willen — wenn ich einmal gar zu zärtlich gegen dich werden sollte, oder sonst jemand, dieser Wikentjew zum Beispiel..."

„Der sollte es nur versuchen!" rief Marfinka ganz empört. „Wenn wir ‚Fang schon!' spielen, wagt er nie, mich an der Hand zu fassen, sondern hält immer nur meinen Ärmel fest. Was Ihnen einfällt: Wikentjew! Dem würde ich's geben!"

„Weder er, noch ich, noch sonst jemand in der Welt... Merk dir's, Marfinka: wenn einer dir gefällt, dann liebe ihn, aber bewahre dein Geheimnis tief im Herzen, sei streng gegen ihn wie gegen dich selbst, bis... die Tante und Vater Wassilij ihre Einwilligung geben! Denk' an die guten Lehren, die er predigt..."

Sie schritt nachdenklich neben ihm her und hörte ihm schweigend zu. Sein „Anfall" gab ihr zu denken. Sie erinnerte sich, daß er kurz vorher ganz anders gesprochen hatte, und sie wußte nicht, was sie denken sollte.

„Aber, sehen Sie, Sie sagten doch selbst vorhin, daß..." begann sie.

„Ich hatte mich geirrt: was ich vorhin sagte, gilt nicht für dich. Ja, Marfinka, du hast recht: es ist sündhaft, etwas zu wollen, was nicht im eigenen Wesen begründet liegt, ein Leben zu ersehnen, wie es jene Damen in den Büchern führen. Gott bewahre dich davor, daß du anders zu sein suchst, als du jetzt bist! Liebe die Blumen und die Vögel, mach' dich in der Wirtschaft nützlich, lies nur Bücher, in denen alles gut ausgeht, strebe auch in deinem eignen Leben nur nach dem glücklichen Ausgang..."

„Ist das denn nicht dumm und kindisch ... die Vögel zu lieben? Reden Sie im Ernst — oder machen Sie sich über mich lustig?" fragte sie schüchtern.
„Nein, nein, du bist eine Perle, ein Engel an Reinheit: du bist so keusch, so klar, so durchsichtig ..."
„Durchsichtig?" fragte sie lachend — „kann man wirklich ganz durch mich hindurchsehen?"
„Du ... du ..."
Er wußte in seiner Begeisterung nicht, wie er sie nennen sollte.
„Du bist — ein einziger Sonnenstrahl!" sagte er. „Verflucht soll der sein, der ein unreines Korn in deine Seele wirft! Leb' wohl! Nähere dich mir nie allzusehr, und wenn ich dir nahekomme — dann flieh!"
Sie waren bis an die Schlucht gekommen.
„Wohin wollen Sie denn? Kommen Sie doch, wir essen sogleich Abendbrot! Und dann gehen wir früh schlafen ..."
„Ich mag nicht — weder essen noch schlafen will ich ..."
„Sie wollen wieder nicht zum Abendbrot kommen? Die Tante wird sich darüber ..."
Sie hatte den Satz noch nicht beendet, als Raiski bereits den Abhang der Schlucht hinuntergeeilt und in den Büschen verschwunden war.
„Mein Gott!" dachte er und erbebte in seinem Innern — „noch vor einer halben Stunde war ich so ehrenhaft, so rein und stolz, und die eine halbe Stunde hätte genügt, um dieses edle, heilige Wesen, dieses Kind in ein klägliches Geschöpf, den ‚reinen, stolzen' Mann aber in einen ausgemachten Schuft zu verwandeln! Der stolze Geist wäre dem allmächtigen Fleische erlegen, das Blut, die Nerven hätten hohnlachend triumphiert über alle Philosophie, alle Moral und Bildung! Aber der Geist ist fest geblieben,

Blut und Nerven sind unterlegen: die Ehre ist gerettet ..."

„Gerettet — doch wodurch?" fragte er sich, während er an einem Spalt in dem Abhang Halt machte. „Vor allem ... durch die Kraft meines Willens, durch die bewußte Erkenntnis, wie schändlich es gewesen wäre ..." sagte er sich, während er sich hoch emporrichtete. Doch schon im nächsten Augenblick durchzuckte es ihn: „Nein, nein, das kam alles erst nachher — und was war vorher? Hat ihr Schutzengel unsichtbar neben ihr gestanden? Hat das ‚Schicksal' der Tante sie behütet? ... Oder was war es sonst?" Was es auch gewesen sein mochte — jedenfalls verdankte er es diesem rätselhaften „oder", daß er ein ehrenhafter Mensch geblieben war. Ob dieses „oder" in ihrer schamhaften, keuschen Unwissenheit, oder in ihrem Gehorsam gegen den ehrwürdigen Vater Wassilij, oder endlich in ihrem sympathischen Temperament lag — jedenfalls hatte es in ihr und nicht in ihm gelegen ...

„O, wie abscheulich, wie abscheulich!" rief es in ihm, als er eben einen Spalt übersprungen hatte und sich zwischen den Sträuchern hindurch zum sandigen Ufer den Weg bahnte.

Marfinka sah ihm lange nach und ging dann still und nachdenklich nach Hause. Mechanisch pflückte sie von Zeit zu Zeit ein Blatt von den Sträuchern ab und kühlte sich damit Wangen und Ohren.

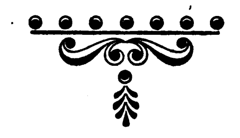
„Wie erhitzt ich bin — ich muß, glaub' ich, ganz rot sein!" flüsterte sie vor sich hin. „Was er nur damit meinte — ich solle nicht zu nahe an ihn herangehen? Er ist mir doch kein Fremder! Und er ist selbst so lieb zu mir ... O, wie meine Backen brennen!"

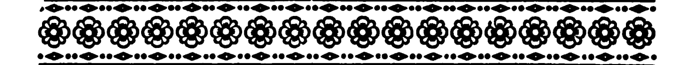
Sie berührte mit der Hand bald die eine, bald die andere Wange.

Die Tante brummte ärgerlich darüber, daß Raiski wieder einmal vom Abendbrot wegblieb. Schweigend aßen sie zu dreien mit Tit Nikonytsch und trennten sich dann.

Marfinka, die gewohnt war, alles der Tante zu erzählen, schwankte doch, ob sie es ihr sagen sollte, daß der Bruder sich ein für allemal ihre Liebkosungen verbeten habe, und ging schließlich schlafen, ohne ihr etwas gesagt zu haben. Mehr als einmal hatte sie schon davon anfangen wollen, doch war sie immer wieder stumm geblieben, da sie nicht wußte, wie sie ihre Rede einleiten sollte. Sie sagte auch nichts von dem „Anfall" des Bruders. Sie legte sich sehr früh zu Bett, konnte jedoch lange nicht einschlafen: ihre Wangen und Ohren brannten gar zu heiß.

Wohl ein Stunde mochte sie so dagelegen haben — da stand sie auf, ging nach der Vorratskammer, wusch ihr Gesicht mit Gurkenwasser, das sie sonst als Mittel gegen den Sonnenbrand anzuwenden pflegte, bekreuzte sich darauf und schlief ein.





Vierzehntes Kapitel

Raiski ging am niedrigen Flußufer hin, stieg dann die Anhöhe hinan, lenkte in die Stadt ein und gelangte an Koslows Häuschen. Er sah Licht im Fenster und trat eben auf die Gartenpforte zu, als er plötzlich bemerkte, daß jemand vom Seitengäßchen her über den Zaun in den Garten stieg.

Raiski wartete im Schatten des Zaunes, bis der andere hinübergeklettert war. Er schwankte, was er tun sollte, da er nicht wußte, ob er einen Dieb oder vielleicht einen Verehrer von Uliana Andrejewna, irgendeinen Mr. Charles, vor sich hatte. Er wollte keinen Lärm schlagen, auf jeden Fall indes den Eindringling scharf im Auge behalten; er folgte daher seinem Beispiel und kletterte ebenso leise über den Zaun. Der andere schlich sich ans Fenster, und Raiski folgte ihm, immer in einer Entfernung von einigen Schritten. Der Unbekannte kletterte auf den Fenstervorsprung und begann plötzlich mit aller Kraft gegen die Scheibe zu trommeln.

„Das ist kein Dieb ... das kann nur — Mark Wolochow sein!" dachte Raiski, und er hatte richtig geraten.

„Heda, Philosoph! Mach' auf! Hörst du nicht, Plato?"

ließ sich seine Stimme vernehmen. „Mach' rasch das Fenster auf!"

„Geh von vorn herein, über die Treppe!" tönte von innen her gedämpft Koslows Antwort.

„Warum über die Treppe? Soll ich erst die Hunde wecken? Mach' auf!"

„Na, dann wart' einen Augenblick — bist du ein Kerl!" sagte Leontij, während er das Fenster öffnete.

Mark stieg in das Zimmer ein.

„Da kommt ja noch einer hinter dir her! Wen hast du denn mitgebracht?" fragte Koslow erschrocken, während er vom Fenster zurücktrat.

„Niemanden — du träumst wohl?... Aber wirklich — da kriecht noch einer durchs Fenster..."

In diesem Augenblick sprang Raiski vom Fensterbrett ins Zimmer.

„Du bist es, Boris?" sprach Leontij verwundert. „Wie habt ihr beide euch denn gefunden?"

Mark warf einen Blick auf Raiski und wandte sich dann zu Leontij.

„Gib mir rasch ein Paar Hosen und einen Schluck Branntwein!" sagte er.

„Was ist denn mit dir? Woher kommst du?" sagte Leontij ganz verblüfft. Er hatte erst jetzt bemerkt, daß Mark fast bis an den Gürtel durchnäßt und beschmutzt war — seine Stiefel und Beinkleider trieften nur so.

„Gib her, und rede nicht erst lange!" versetzte Mark ungeduldig.

„Ich habe keinen Branntwein. Charles war heut zu Mittag bei uns, wir haben alles ausgetrunken. Ein Glas Portwein kannst du vielleicht bekommen..."

„Nun, auch gut — und wo liegen deine Kleider?"

„Ich weiß es nicht, und meine Frau schläft. Ich muß Awdotja fragen ..."

„Schafskopf! Laß, ich will selber suchen."

Er nahm das Licht und ging in das anstoßende Zimmer.

„Siehst du — so ist er!" sagte Leontij zu Raiski.

Nach einem Weilchen kam Mark mit den gewünschten Beinkleidern zurück.

„Wo hast du dich denn so zugerichtet?" fragte Leontij.

„Ich bin in einem Fischerkahn über die Wolga gesetzt, und an der Insel ist dieser Esel von Fischer in den Schlamm geraten; wir mußten ins Wasser springen und das Boot ans Ufer ziehen."

Ohne Raiskis Anwesenheit zu beachten, wechselte er die Beinkleider und nahm dann in einem großen Sessel Platz, wobei er die Knie ans Gesicht emporzog, daß sein Kinn darauf ruhen konnte.

Raiski betrachtete ihn schweigend. Mark konnte etwa siebenundzwanzig Jahre alt sein, er war von kräftiger Gestalt, wie aus Metall gegossen, dabei wohl proportioniert. Sein Gesicht war blaß, und das hellblonde Haar fiel ihm voll und dicht über die Ohren und den Nacken, wobei die große, vorspringende Stirn stark hervortrat. Sein Bart, den er voll trug, war dünn und von hellerer Farbe als das Haupthaar.

Das offene, kecke, fast freche Gesicht trat weit vor. Die kräftigen, großen Gesichtszüge waren nicht ganz regelmäßig, das Gesicht eher mager als voll. Ein Lächeln, das von Zeit zu Zeit darin aufblitzte, schien mehr ein Ausdruck von Ärger und Spott als von Zufriedenheit zu sein.

Er hatte lange Arme, mit großen, regelmäßig geformten, geschmeidigen Händen. Der Blick seiner grauen Augen war entweder kühl und herausfordernd oder kalt und gleichgültig abweisend.

Zum Knäuel geballt, saß er unbeweglich da: die Arme und Beine rührten sich nicht, als seien sie erstarrt, und die Augen blickten auf alles kühl und ruhig.

Aber hinter dieser Unbeweglichkeit barg sich eine feinfühlige, spürende Unruhe, wie man sie zuweilen an einem anscheinend ruhig und still daliegenden Hunde beobachtet. Die Vorderpfoten ruhen ausgestreckt nebeneinander, der Kopf mit den geschlossenen Augen liegt still darauf, der Rumpf ist zu einem schweren, träg ruhenden Ringe gekrümmt: er scheint zu schlafen, nur das eine Augenlid zittert leise, und das schwarze Auge schimmert kaum merklich hindurch. Sowie jedoch etwas in der Nähe sich regt, ein leiser Wind weht, eine Tür zugeschlagen wird, ein Fremder sich zeigt, raffen die scheinbar ruhenden Glieder sich im Augenblick zusammen, die ganze Gestalt des Tieres erscheint wie von Mut durchflammt, es schlägt an, springt auf . . .

Nachdem Mark ein Weilchen mit geschlossenen Augen dagesessen hatte, öffnete er sie plötzlich und richtete sie gerade auf Raiski.

„Sie haben jedenfalls aus Petersburg gute Zigarren mitgebracht — geben Sie mir eine!" sagte er ohne Umstände.

Raiski reichte ihm seine Zigarrentasche.

„Du hast uns noch gar nicht miteinander bekannt gemacht, Leontij!" sagte er mit leichtem Vorwurf zu Koslow.

„Was ist da viel bekannt zu machen: ihr seid beide auf demselben Wege hierhergekommen, und jeder von euch weiß, wer der andere ist!" versetzte Koslow.

„Das hast du ganz geschickt gesagt — hätte ich von einem Gelehrten deines Schlages gar nicht erwartet!" sagte Mark.

„Das ist derselbe Mark ... verstehst du ... von dem ich dir schrieb ...“ fuhr Koslow fort.
„Schweig! Ich kann mich selber vorstellen!“ sagte Mark, sprang vom Sessel auf, stellte sich in Positur und machte vor Raiski einen Kratzfuß.
„Habe die Ehre, mich zu rekommandieren: Mark Wolochow, Beamter der fünfzehnten Rangklasse, zur Zeit Polizeiaufsichtling und unfreiwilliger Bürger dieser Stadt.“
Er biß die Spitze der Zigarre ab, rauchte sie an und nahm wieder in der alten Stellung auf dem Sessel Platz.
„Was treiben Sie hier?“ fragte Raiski.
„Ganz dasselbe wie Sie, glaub' ich ...“
„Sie sind also ... Künstler?“
„Sind Sie denn Künstler?“
„Gewiß!“ mischte sich Leontij ein. „Ich sagte dir doch bereits: er ist Maler, Musiker ... Jetzt schreibt er einen Roman: nimm dich in acht, alter Freund, daß er dich nicht darin abkonterfeit! — Wie weit bist du denn damit?“ wandte er sich an Raiski.
Raiski machte ihm mit der Hand ein Zeichen, daß er schweigen solle.
„Ja, ich bin Künstler,“ antwortete Mark auf Raiskis Frage. „Ich bin's jedoch in einem besonderen Sinne: Ihre Tante hat Ihnen sicherlich schon manches von meiner Kunstfertigkeit erzählt!“
„Sie kann Ihren Namen nicht hören, ohne in Zorn zu geraten.“
„Na, da haben Sie's! Und dabei habe ich mir bis jetzt höchstens ein paar Dutzend Äpfel aus ihrem Garten geholt!“
„Die Äpfel gehören mir: ich erlaube Ihnen, so viel davon zu nehmen, wie Sie wollen ...“

„Danke, bemühen Sie sich nicht. Ich bin schon mal so dran gewöhnt, alles im Leben ohne Erlaubnis zu tun. Auch mit Ihren Äpfeln will ich es so halten, sie schmecken mir dann besser."

„Ich war sehr neugierig, Sie kennen zu lernen: man hat mir von allen Seiten so viel über Sie erzählt ..." sagte Raiski.

„Was hat man Ihnen denn erzählt?"

„Nicht viel Gutes ..."

„Man hat Ihnen wohl gesagt, ich sei ein Räuber, ein Auswurf des Menschengeschlechts, der Schrecken der ganzen Gegend?"

„Ja, beinahe ..."

„Was hat Sie denn da so neugierig gemacht, nach dieser liebenswürdigen Empfehlung? Sie müßten eigentlich in den Chor mit einstimmen: ich habe Ihnen doch Ihre Bücher zerrissen! Der junge Mann da hat es Ihnen doch sicher gesagt!" fügte er, auf Koslow weisend, hinzu.

„Ja, ja: da hast du ihn leibhaftig vor dir!" sagte Leontij.

„Gut, daß er selbst davon angefangen hat ..."

„Machen Sie mit den Büchern, was Sie wollen, ich erlaube es Ihnen!" sagte Raiski.

„Sie wollen mir da schon wieder etwas erlauben — wer hat Sie darum gebeten? Jetzt rühre ich keins mehr an — kannst ruhig schlafen, Leontij!"

„Er ist nämlich in Wirklichkeit ein ganz guter Kerl," sagte Leontij mit einer Kopfbewegung nach Mark hin. „Wenn man krank wird, pflegt er einen wie eine Kinderfrau, läuft zum Arzt, in die Apotheke ... Und was er alles weiß! Unglaublich viel! Nur daß er nichts tut und keinen Menschen in Ruhe läßt — ein ausgemachter Schalk ...!"

„Schwindle doch nicht, Koslow!" unterbrach ihn Mark.

„Übrigens gibt es auch Leute, die nicht über Sie schelten," warf Raiski ein. „Watutin zum Beispiel spricht günstig über Sie — oder er bemüht sich wenigstens..."

„In der Tat? Der zuckersüße Herr Marquis? Dabei hab' ich ihm doch auch schon einige Denkzettel gegeben: ihn des Nachts aus dem Schlummer geweckt und das Fenster in seinem Schlafzimmer geöffnet, er muß nämlich frische Luft haben. Beständig klagt er über seine Gesundheit — und dabei hat ihn in all den vierzig Jahren, seit er hier ist, noch kein Mensch krank gesehen. Angepumpt hab' ich ihn gleichfalls — das Geld wird er natürlich nie wiedersehen. Auch sonst gab's noch dies und das zwischen uns — und da lobt er mich noch?"

„Zu dieser Art von Künstlern gehören Sie also?" versetzte Raiski heiter.

„Und Sie? Zu welcher Art gehören Sie?" fragte Mark. „Erzählen Sie!"

„Ich bin... was man eben so gewöhnlich einen Künstler nennt. Weither ist's damit nicht: ich liebe die Schönheit und bete sie an; ich liebe die Kunst, zeichne, musiziere... Jetzt will ich eine größere Sache schreiben... einen Roman..."

„Ja, ja, ich sehe: Sie sind ein Künstler, wie jedermann bei uns..."

„Jedermann?"

„Gewiß — bei uns ist jeder Mensch ein Künstler. Die einen modellieren, zeichnen, klimpern, dichten — wie Sie und Ihresgleichen. Die anderen fahren aufs Amt, zur Kommissionssitzung oder sonst wohin, wo sie ihre Künste produzieren. Noch andere sitzen beim Brettspiel vor ihren Läden, oder auf ihren Gütern, wo sie zur Betätigung ihres Kunstdranges reiche Gelegenheit finden. Wo man hinsieht, überall steht die Kunst in schönster Blüte!"

„Hätten Sie nicht gleichfalls Lust, sich der einen oder anderen Kategorie anzuschließen?“ fragte Raiski lächelnd.

„Ich hab's versucht, doch ist es mir nicht gelungen. Zu welchem Zweck sind Sie denn jetzt hierhergekommen?“

„Ich weiß es selbst nicht,“ erwiderte Raiski. „Mir ist's ganz gleich, wo ich meine Zeit verbringe... Ein Brief meiner Tante rief mich hierher, und so kam ich eben.“

Mark versank wieder in sein stilles Brüten und kümmerte sich nicht weiter um Raiski, während dieser ihn um so aufmerksamer betrachtete, seinen Gesichtsausdruck und seine Bewegungen studierte und auf diese Weise seiner Phantasie zu Hilfe zu kommen suchte, die, wie gewöhnlich, von dem neuen Modell ein Porträt nach dem anderen entwarf.

„Gott sei Dank!“ sagte er sich im stillen — „es scheint, daß ich nicht der einzige Mensch bin, der so untätig durchs Leben schreitet, ohne sich an einen bestimmten Platz fesseln zu lassen. Ich habe da offenbar ein Pendant gefunden: ein Ruheloser, der sich mit seinem Schicksal nicht aussöhnen kann und darum nichts tut, ich zeichne und male wenigstens, will einen Roman schreiben. Man kann's ihm am Gesicht ablesen, daß er mit niemand und nichts zufrieden ist... Was ist er eigentlich? Das Opfer eines inneren Zwiespalts, wie ich selbst es bin? Ewig im Kampfe, ewig zwischen zwei Feuern? Auf der einen Seite von der Phantasie geblendet, die alles idealisiert — die Menschen, die Natur, das ganze Leben, alle seine Erscheinungen; auf der anderen Seite durch eine kalte Analyse beherrscht, die alles zersetzt und zerstört, alle Freude am Leben verdirbt, mit ewiger Unzufriedenheit peinigt?... Ist er auch von dieser Art, oder steckt etwas anderes dahinter?...“

Er maß den im Halbschlummer dasitzenden Mark mit seinen Blicken; auch Leontij schienen die Augenlider zuzufallen.

„Es ist Zeit, daß ich nach Hause gehe," sagte Raiski. „Leb wohl, Leontij!"

„Was soll ich aber mit dem da anfangen?" fragte Koslow und zeigte dabei auf Mark.

„Laß ihn doch hier!"

„Den Bock soll ich mitten im Garten lassen? Hier bei den Büchern? Wenn man ihn so samt dem Sessel in den Alkoven bringen und dort einschließen könnte!" sprach er, wie überlegend, leise vor sich hin, gab jedoch diesen Gedanken sogleich wieder auf und meinte zu Raiski: „Wenn er mitten in der Nacht aufwacht, ist er imstande, das Dach vom Hause abzutragen!"

Mark, der die letzten Worte vernommen hatte, lachte plötzlich hell auf und sprang rasch vom Sessel empor.

„Ich gehe mit Ihnen," sagte er zu Raiski, setzte seine Mütze auf und war im nächsten Augenblick zum Fenster hinaus, nachdem er zuvor das Licht in Leontijs Zimmer ausgelöscht hatte.

„Du mußt schlafen gehen," rief er ihm zu, „mußt nicht immer die Nächte lang aufsitzen! Siehst schon ganz gelb aus im Gesicht, hast ganz eingefallene Augen!"

Raiski folgte, wenn auch nicht ganz so geschickt, seinem Beispiel. Beide entfernten sich durch den Garten, stiegen über den Zaun und gingen nebeneinander auf der Straße weiter.

„Hören Sie," sagte Mark, „ich habe Hunger, bei Leontij gab es nichts mehr. Würden Sie mir helfen, auf irgendein Wirtshaus eine Attacke zu machen?"

„Sehr gern — aber sollte das nicht auch ohne Attacke gehen?"

„Nein, es ist zu spät, überall ist geschlossen. Und wenn sie gar hören, daß ich dabei bin, lassen sie uns überhaupt

nicht ein. Es geht mal nicht anders — wir müssen ‚Feuer‘! rufen, dann öffnen sie, und wir dringen ein.“
„Und dann werfen sie uns zur Tür hinaus!“
„Nein, das wird ihnen nicht gelingen! Sie können mir wohl den Eintritt verweigern, aber wenn ich erst drin bin, bringen sie mich nicht wieder hinaus.“
„Aber das gibt doch einen Auflauf und nächtliche Ruhestörung!“ sagte Raiski.
„Ah, Sie haben Angst vor der Polizei: was wird der Gouverneur, was wird Nil Andreitsch sagen? Wie werden die Honoratioren, wie die Damen es aufnehmen?“ lachte Mark. „Nun, leben Sie wohl, ich habe Hunger und will die Attacke auf eigene Faust versuchen ...“
„Warten Sie, ich habe eine andere Idee, die vielleicht besser ist als die Ihrige. Ich sagte Ihnen schon, daß meine Tante Ihren Namen nicht hören kann, und neulich versicherte sie sogar, sie würde Ihnen um keinen Preis und unter keinen Umständen auch nur einen Teller Suppe vorsetzen ...“
„Na — und?“
„Na, wir wollen eben bei ihr Abendbrot essen — und dann können Sie gleich bei mir über Nacht bleiben! Ich weiß nicht, was sie tun, oder was sie dazu sagen wird, ich glaube jedoch, es kann sehr lustig werden.“
„Die Idee ist nicht übel: gehen wir! Aber glauben Sie, daß wir dort noch etwas zu essen bekommen? Ich bin sehr hungrig.“
„Bei Tatjana Markowna — etwas zu essen bekommen? Die kann zu jeder Stunde eine ganze Kompanie Soldaten abfüttern!“
Sie gingen schweigend nebeneinander her. Mark rauchte die Zigarre zu Ende und schritt, die Nase in den Bart steckend und von Zeit zu Zeit ausspuckend, stumm dahin.

Sie erreichten Malinowka, schlichen sich am Hofzaun entlang bis ans Tor, tasteten sich in der Dunkelheit durch dieses hindurch und kamen an den Gartenzaun, den sie übersteigen wollten.

„Dort, vom Obstgarten her, oder von der Schlucht aus, ist es bequemer," sagte Mark. „Dort stehen Bäume, man sieht nichts. Hier könnten uns leicht die Hunde wittern, und es ist von hier aus auch weiter zum Hause. Ich wähle immer jenen Weg ..."

„Sie kommen ... hierher in den Garten?"

„Ja, ich hole mir hier Äpfel. Im letzten Herbst kam ich oft hierher, vom Felde aus, und auch in diesem Jahre, im August, will ich wieder ... wenn Sie es ‚erlauben' ..."

„Mit Vergnügen — sehen Sie sich nur vor, daß Tatjana Markowna Sie nicht abfaßt!"

„Nein, das gelingt ihr nicht. Aber sehen Sie, da — läuft uns da nicht jemand in die Arme? Eben klettert er über den Zaun, sehen Sie doch! Ganz wie wir! Heda, he! Bleib stehen! Versteck' dich nicht! Halt! Wer ist da? Raiski, kommen Sie mir zu Hilfe!"

Er stürzte vorwärts und bekam in einer Entfernung von etwa zehn Schritten jemanden zu packen.

„Was für Katzenaugen Sie haben: ich habe nichts gesehen!" rief Raiski, während er ihm nacheilte.

Mark hielt den Unbekannten bereits fest, der sich seinen Armen vergeblich zu entwinden suchte und schließlich zu Boden stürzte.

„Da klettert noch jemand über den Zaun in den Garten!" rief Mark von neuem. „Packen Sie zu!"

Raiski erblickte eine zweite Gestalt, die bereits oben auf dem Zaune saß und sich soeben anschickte, in den Garten hinabzuspringen. Er griff zu und bekam eine Hand zu fassen.

„Wer bist du? Was willst du hier — sprich!“ fragte er.

„Lassen Sie mich los, gnädiger Herr! Richten Sie mich nicht zu Grunde!“ bat kläglich flüsternd eine weibliche Stimme.

„Du bist es, Marina?“ sagte Raiski, der seine Gefangene an der Stimme erkannte. „Was willst du hier?“

„Nicht so laut, gnädiger Herr, nennen Sie mich nicht beim Namen! Wenn Ssawelij etwas merkt, prügelt er mich wieder.“

„Nun, so geh denn — lauf rasch!... Oder nein, wart' mal! Du kommst gerade recht: kannst du mir nicht noch etwas zum Abendbrot aufs Zimmer bringen?“

„Alles kann ich, gnädiger Herr — richten Sie mich nur nicht zu Grunde, um Gottes willen!“

„Hab' keine Angst, es geschieht dir nichts. Gibt's noch etwas Eßbares in der Küche?“

„Gewiß doch, alles ist da! Es wurde nicht viel gegessen zum Abend, weil Sie nicht da waren. Sterlet in Gelee ist da, und auch Truthahn, es steht alles auf Eis...“

„Nun, so bring's herüber. Ist auch Wein da?“

„Eine Flasche ist im Büfett, und in Marfa Wassiljewnas Zimmer ist Beerenlikör...“

„Wie könnte man den herausbekommen? Sie wird erwachen...“

„Nein, Marfa Wassiljewna erwacht nicht so leicht. Lassen Sie mich jetzt gehen, gnädiger Herr — wenn mein Mann uns hört...“

„Nun, so lauf, Semfira, und sieh zu, daß er dich nicht erwischt!“

„Nein, jetzt darf er mir nichts tun, wenn er mich auch trifft: ich sage, daß Sie mich beauftragt haben.“

Sie lachte über das ganze Gesicht, ihre Augen blitzten wie die einer Katze, und mit kräftigem Abschwung sprang sie vom Zaune hinab, wobei ihr Rock jedoch hängen blieb. Sie riß ihn los, lachte wieder und lief, sich nach Katzenart duckend, zwischen zwei Kohlbeeten davon.

Mark hatte inzwischen herauszubekommen versucht, wer da eigentlich unter seinen Fäusten am Boden lag. Er zog den Unbekannten, der sich dicht an den Zaun zu drücken suchte, weiter vor, stellte ihn auf die Beine und musterte ihn, so gut es ging, im Dunkeln, während jener krampfhaft bemüht war, ihm sein Gesicht zu verbergen.

„Es ist nichts weiter passiert, Ssawelij Iljitsch," flüsterte er in einschmeichelndem Tone. „Wenn Sie mich etwa schlagen wollen, dann bin ich auch noch da!..."

„Du kommst mir so bekannt vor," sagte Mark. „Es ist so dunkel, ich seh' dein Gesicht gar nicht..."

„Ach — Sie sind ja ein ganz anderer, sind gar nicht Ssawelij Iljitsch!" rief der Unbekannte freudig und richtete sich auf. „Gott sei's gedankt! Ich bin der Gärtner vom Nachbargute drüben..."

„Was hast du hier zu suchen?"

„Ich wollte nur... die Uhr der Stadtkirche schlagen hören. Unsere Uhr ist nämlich stehen geblieben.. "

„Nun, geh zum Teufel!" sagte Mark, gab ihm einen leichten Stoß und ließ ihn laufen.

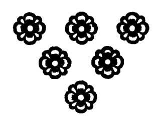
Der nächtliche Gast sprang über den Graben und verschwand im Dunkel.

Raiski war inzwischen wieder nach dem Gartentor gegangen — er wollte das Pförtchen öffnen, scheute sich jedoch zu klopfen, um die Tante nicht zu wecken.

Er hörte Schritte im Hofe, dachte, es sei Marina, die mit dem Abendbrot komme, und rief leise:

„Marina — he, Marina: öffne doch!“
Der Riegel wurde auf der anderen Seite des Pförtchens zurückgeschoben: Raiski stieß mit dem Fuße gegen das Pförtchen, und es ging auf. Vor ihm stand Ssawelij — er stürzte auf Raiski zu und packte ihn an der Brust.
„Ah, hab' ich dich, alter Freund!“ rief er voll boshafter Schadenfreude. „Jetzt kriegst du deine Tracht statt Marinas! Ich steh' dort am Zaun auf Wache — und er kriecht hier durchs Pförtchen!“
Er stieß das Pförtchen mit der Schulter zu, damit der Besucher nicht entfliehen könne.
„Ich bin's, Ssawelij!“ sagte Raiski. „Laß mich los!“
„Wer — der gnädige Herr?“ rief Ssawelij ganz verblüfft und stand wie in den Boden gerammt da. „Sie geruhten doch Marina zu rufen — haben Sie sie denn gesehen?“ fügte er nach einer Weile zögernd hinzu.
„Ich hatte sie heut abend gebeten, mir das Pförtchen zu öffnen, wenn ich käme, und mir das Abendbrot aufs Zimmer zu bringen,“ log er, um die Schuldige vor der Rache des eifersüchtigen Gatten zu bewahren. „Sie weiß schon, daß ich zurück bin... Hinter mir kommt noch ein Gast — laß ihn hindurch, schließ zu und leg' dich schlafen!“
„Wie Sie befehlen,“ sagte er langsam. Eine ganze Weile stand er noch da und sah Raiski und Mark nach. „So, so!“ sprach er für sich und ging dann still nach Hause.
Auf dem Hofe begegnete er Marina.
„Was treibst du dich hier herum, du Waldgeist? Warum liegst du nicht im Bett?“ sagte sie, während sie, die Hüfte vorschiebend, gewandt an ihm vorüberglitt. „Schleicht in der Nacht umher, macht mir nur Schande vor der Herrschaft!...“ brummte sie vor sich hin und schwebte gleich

einer Sylphe davon. So geschickt trug sie das Präsentierbrett mit den Tellern, Schüsseln, Gläsern, Bestecken, Servietten, daß nicht ein Klirren, nicht ein noch so leiser Laut die Nachtstille störte.
Ssawelij sah sie nicht an und antwortete auch nicht auf ihre Herausforderung, sondern drohte ihr nur schweigend mit dem Lenkseil.





Fünfzehntes Kapitel

Mark hatte in der Tat einen ganz gehörigen Hunger: mit fünf, sechs kräftigen Bissen war der Sterlet verspeist. Auch Raiski hieb tapfer ein — als Marina kam, um abzuräumen, fand sie nur noch das Gerippe des Truthahns vor.

„Jetzt noch irgendeine süße Speise!" sagte Boris Pawlowitsch.

„Von der Fruchtpastete ist nichts übrig geblieben," versetzte Marina. „Eingemachtes Obst ist da, aber die Kellerschlüssel hat Wassilissa."

„Ach was, eingemachtes Obst!" ließ Mark sich vernehmen. „Wollen wir uns nicht lieber einen Punsch bereiten? Ist Rum da?"

Raiski sah Marina fragend an.

„Ich glaube wohl — die Gnädige hat dem Koch welchen herausgegeben, für morgen zum Pudding; ich will im Büfett nachsehen ..."

„Ist Zucker da?"

„Bei der Gnädigen im Zimmer — ich werde ihn schon herausholen," sagte Marina und verschwand.

„Und eine Zitrone!" rief Mark hinter ihr her.

Marina brachte eine Flasche Rum, eine Zitrone und Zucker, und Mark begann den Punsch zu bereiten. Die Lichter wurden ausgelöscht, nur die unheimlich flackernde blaue Flamme über dem Gefäß, in dem der Punsch bereitet wurde, erhellte das Zimmer. Mark rührte von Zeit zu Zeit mit dem Teelöffel den Rum auf; der von zwei Gabeln festgehaltene Zucker zerschmolz in der Flamme, und die Tropfen fielen zischend in die Terrine. Mark kostete ab und zu, ob das Gebräu schon fertig war, und mischte dann wieder mit dem Löffel.

„Ja, also ...“ begann Raiski nach einer Weile und hielt inne.

„Was — also?“ wiederholte Mark und sah ihn fragend an.

„Sind Sie schon lange in der Stadt?“

„Seit zwei Jahren ...“

„Sie langweilen sich jedenfalls?“

„Ich suche mich nach Möglichkeit zu zerstreuen ...“

„Erlauben Sie — ich möchte doch ...“

„Bitte, sprechen Sie ohne Umstände! Fragen Sie nach Belieben! Was sollte ich also erlauben?“

„Ich möchte doch bezweifeln ...“

„Was?“

„Daß es mit Ihren Zerstreuungen weit her ist ... Überhaupt scheint mir die Rolle, die Sie spielen ... oder vielmehr ... verzeihen Sie ...“

„Schon wieder ‚verzeihen Sie‘!“

„... die man Ihnen zuschreibt ...“

„Ich spiele hier überhaupt keine Rolle — darum schreibt man mir eben eine zu!“

Er schenkte sich ein Glas Punsch ein und trank davon.

„Er ist fertig: trinken Sie!“ sagte er, goß ein zweites Glas voll und schob es Raiski zu. Dieser trank es langsam aus

— er fand keinen Geschmack an dem Trank und wollte nur seinem Gaste Gesellschaft leisten.

„Ich meine," fuhr er dann fort, „die Rolle, die Sie anscheinend spielen, ist nicht Ihre wirkliche Rolle ..."

„Wie sonderbar Sie sind! Ich sage Ihnen doch, daß ich überhaupt keine Rolle spiele! Kann man denn nicht ohne solch eine Rolle leben?"

„Aber der Mensch verspürt doch den unwiderstehlichen Drang, sich irgendwie zu betätigen. Und Sie tun anscheinend gar nichts ..."

„Und was tun Sie denn?"

„Ich sagte Ihnen doch bereits, daß ich ... ein Künstler bin ..."

„Zeigen Sie mir irgendein Erzeugnis Ihrer Kunst ..."

„Ich habe augenblicklich nichts da — höchstens hier eine Bagatelle, die noch gar nicht fertig ist ..."

Er erhob sich vom Diwan, nahm die Schutzhülle von Marfinkas Porträt und zündete ein Licht an.

„Ja, es ist Ähnlichkeit da," sagte Mark. „Nicht übel! ... Er hat doch Talent!" sagte er sich. „Es wäre sogar ganz ausgezeichnet, wenn nicht ... der Kopf zu groß und die Schultern etwas zu breit angelegt wären ..."

„Er sieht ganz richtig!" sagte sich Raiski.

„Das Beste daran ist der helle Ton in der Luft und dem Hintergrunde. Die ganze Gestalt erscheint dadurch leicht und ätherisch, gleichsam durchsichtig. Sie haben das Charakteristische der jungen Dame richtig erfaßt. Zu ihrem Teint und der Farbe ihres Haars paßt dieses leichte Kolorit ..."

„Er hat Geschmack und Verständnis," dachte Raiski wieder. „Sollte er insgeheim vielleicht selbst Künstler sein?"

„Kennen Sie Marfinka?" fragte er Mark.

„Ja, ich kenne sie."
„Und Wjera?"
„Auch Wjera kenne ich."
„Wo haben Sie sie gesehen? Sie kommen doch nicht ins Haus!"
„Ich sah sie in der Kirche."
„In der Kirche? Es heißt doch, Sie gehen nicht in die Kirche!"
„Ich erinnere mich nicht recht, wo ich sie sah: vielleicht bin ich ihnen im Dorfe oder auf dem Felde begegnet ..."
Er trank noch ein zweites Glas Punsch aus.
„Trinken Sie nicht noch eins?" fragte er, während er auch für Raiski ein zweites Glas einschenkte.
„Nein — ich trinke fast gar nicht, höchstens einmal zur Gesellschaft. Es ist mir schon zu Kopfe gestiegen."
„Mir geht's ebenso, aber was tut das? Trinken Sie nur! Wenn's nicht berauschte, würde man doch nicht trinken."
„Warum soll ich trinken, wenn ich doch gar kein Bedürfnis danach habe?"
„Da haben Sie freilich recht; nun, so will ich statt Ihrer trinken!"
Und er trank auch Raiskis Glas aus.
„Ist er nicht gar ein Säufer?" dachte Raiski, als er sah, mit welchem Behagen Mark Glas auf Glas leerte.
„Sie wundern sich wohl, daß ich so viel trinke?" sagte Mark, der seine Gedanken erriet. „Ich tu's aus Langerweile und Trägheit ... man hat nichts Besseres vor!"
Er füllte von neuem sein Glas, stellte es neben sich und bat um eine Zigarre. Raiski reichte ihm die Kiste.
„Er hat ganz rote Augen," dachte er. „Ich hätte ihn doch nicht mitnehmen sollen ... Die Tante scheint recht zu haben: es scheint nicht ganz geheuer mit ihm ..."

„Der Müßiggang — ja, der ist ...“
„Aller Laster Anfang, wollen Sie sagen,“ unterbrach ihn Mark. „Schreiben Sie das in Ihren Roman hinein und verkaufen Sie es als allerneueste Weisheit ...“
„Ich will nur sagen,“ fuhr Raiski fort, „daß es ganz von uns abhängt, ob wir müßig gehen wollen oder nicht ...“
„Als Sie vorhin bei Leontij über den Zaun kletterten,“ fuhr Mark wieder dazwischen — „da dachte ich, Sie wären ein verständiger Mensch. Jetzt glaube ich aber doch fast, daß Sie zur Garde des ehrenwerten Nil Andreitsch gehören — Sie halten Moralpredigten ...“
„Sie sehen also, daß ich recht daran tat, mich von vornherein bei Ihnen zu entschuldigen: man kann in seinen Worten nicht vorsichtig genug sein!“ bemerkte Raiski.
„Vorsichtig? Durchaus nicht! Sagen Sie ruhig, was Sie denken, und lassen Sie mich Ihnen antworten, was ich denke. Ich habe mich doch auch nicht erst entschuldigt, als ich Sie der Garde des Nil Andreitsch zuzählte — und eine größere Beleidigung kann's doch gar nicht geben!“
„Ist es wahr, daß Sie nach ihm geschossen haben?“ fragte Raiski neugierig.
„Unsinn! Ich habe draußen vor der Stadt auf Tauben geschossen, um mein Gewehr zu entladen — ich kam gerade von der Jagd zurück. Er ging da spazieren, und wie er sah, daß ich schieße, schrie er auf mich los, es sei Sünde, auf Tauben zu schießen, und ähnliches dummes Zeug. Wär's dabei geblieben, dann hätte ich ihn höchstens einen Esel genannt und wäre weitergegangen; aber er stampfte mit den Füßen auf, drohte mir mit dem Stocke und rief: ‚Ich lass' dich ins Loch sperren, Bursche, ich bring' dich in Teufels Küche, ich lass' dich windelweich prügeln, ich zertrete dich zu Staub, lass' dich binnen vierundzwanzig

Stunden nach Sibirien transportieren!' Ich ließ ihn den ganzen Born seiner Koseworte erschöpfen, hörte ihn kaltblütig an und zielte dann auf ihn."

„Und er?"

„Nun, er duckte sich nieder, verlor seinen Stock und seine Gummischuhe, setzte sich voll Angst auf die Erde und bat schließlich um Verzeihung. Ich schoß meine Büchse in die Luft ab und ließ sie sinken — das war alles."

„Und das nennen Sie... eine Zerstreuung?" fragte Raiski mit leichter Ironie.

„Nein," antwortete Mark mit ernster Miene — „sondern eine wohlverdiente Lektion, die ich einem alten Kinde gab."

„Was geschah dann weiter?"

„Nichts. Er fuhr zum Gouverneur, um über mich Beschwerde zu führen, und log ihm vor, ich hätte nach ihm geschossen, jedoch nicht getroffen. Wäre ich ein regulärer Bürger dieser Stadt, dann hätte man mich sogleich beim Wickel genommen, da ich jedoch außerhalb des Gesetzes stehe und mein eigenes Konto habe, so ließ der Gouverneur die Sache in aller Stille untersuchen und riet Nil Andreïtsch, zu schweigen, ‚damit nicht erst in Petersburg etwas darüber verlautbare'. Davor hat er nämlich eine Heidenangst."

„Er scheint sich auf seine Heldentaten etwas zugute zu tun," dachte Raiski, während er ihm aufmerksam ins Gesicht sah. „Am Ende ist er nichts weiter als ein ganz gewöhnlicher Prahlhans aus der Provinz!"

„Ich wollte Ihnen durchaus nicht Moral predigen," sagte er laut, „als ich vorhin von Müßiggang sprach — ich wunderte mich nur, daß ein Mensch von Ihrem Verstande, Ihrer Bildung und Ihren Fähigkeiten..."

„Was wissen Sie denn von meinem Verstande, meiner Bildung, meinen Fähigkeiten?"
„Ich sehe doch..."
„Was sehen Sie? Daß ich über Zäune klettern, auf alte Narren schießen, viel essen und trinken kann... das sehen Sie, weiter doch nichts!"
Er goß sich noch ein Glas Punsch ein und trank. Nicht ohne Besorgnis sah Raiski, mit welchem Eifer er dem starken Getränk zusprach, und fragte sich, wie das wohl enden würde. Er bereute im stillen schon diesen kleinen „Spaß", den er sich mit der Tante hatte erlauben wollen.
„Sie runzeln die Stirn," sagte Mark; „haben Sie keine Angst, ich werde das Haus nicht in Brand stecken und auch niemandem die Gurgel abschneiden. Wenn ich heut mehr trinke als sonst, so geschieht es, weil ich durchfroren und müde bin. Ich bin kein Säufer."
Er goß den letzten Rum aus der Flasche in die Terrine und zündete ihn an. Dann legte er beide Ellbogen auf den Tisch und sah geringschätzig auf Raiski. In seinen ohnedies ungebundenen Manieren trat mehr und mehr jene zudringliche Ungezwungenheit zutage, die sich zumeist bei der Flasche einzustellen pflegt und auf den nüchternen Partner immer peinlich wirkt.
Die Unterhaltung nahm einen ganz familiären Ton an. Trotz der gegenteiligen Versicherung Marks konnte sich Raiski der Befürchtung nicht erwehren, daß sein Gast doch noch die „Grenzen" überschreiten würde.
„Auch Sie scheinen ja Verstand zu besitzen..." sagte Mark halb ernst, halb ironisch, wobei er Raiski unverfroren ins Gesicht sah — „ich weiß noch nicht, vielleicht ist's auch nicht der Fall: aber Fähigkeiten, ja sogar Talent — das seh' ich — besitzen Sie jedenfalls, ich könnte Sie also

mit noch größerem Rechte fragen, warum Sie nichts tun?"

„Aber ich habe doch..."

„Sie haben das Porträt da gemalt, wollen Sie sagen!" unterbrach ihn Mark. „Ja — sind Sie denn Porträtist?"

„Ja, ich habe öfters Porträts gemalt..."

„Öfters Porträts gemalt — das nenne ich noch keine Tätigkeit. Auch ich habe öfters dies und jenes getrieben."

Er mischte sich einen neuen Punsch und schenkte sich ein frisches Glas ein. Raiski hätte die Unterhaltung mit ihm gern weitergeführt, fürchtete jedoch, daß der Punsch dabei seine böse Wirkung zeigen könnte.

„Sie sagten," begann er gleichwohl — „ich besäße Talent: auch andere sagen mir das, ja sie behaupten sogar, ich besäße verschiedene Talente. Und vielleicht bin ich auch meiner inneren Veranlagung nach ein echter, rechter Künstler — aber ich habe nicht die genügende Vorbereitung für diesen Beruf erhalten..."

„Weshalb nicht?"

„Wie soll ich Ihnen das sagen? Es fehlt bei uns eine eigentliche Arena für die künstlerische Betätigung und somit auch eine richtige Vorbereitung für diese Arena."

„Nun, Sie haben doch einigen Unterricht empfangen, man kann sich doch nicht so ohne weiteres ans Klavier setzen und drauflos spielen. Auf Ihrem Porträt ist die Schulter schief und der Kopf zu groß — das stimmt wohl, aber Sie haben doch wenigstens gelernt, wie man den Pinsel führt!"

„Nun ja, wenn Sie wollen, habe ich allerdings einigen Unterricht empfangen — um in der Gesellschaft mit liebenswürdigen Talenten zu glänzen, wie mein Vormund sich ausdrückte, um etwas ins Album zu zeichnen, eine schöne Romanze vortragen zu können. Das habe ich ja

sehr rasch gelernt. Als ich dann aber älter wurde und erkannte, was der Beruf des Künstlers in Wirklichkeit erfordert, als ich nur der Kunst, nur ihr ganz allein dienen wollte — da suchte man mich abzulenken und wies mich darauf hin, daß die Kunst doch eigentlich nur eine Sache für Plebejer sei. Ich sah, wie man berühmte Sänger und Sängerinnen, die das Publikum in ihren Konzerten zur Begeisterung hinrissen, hinterher von oben herab behandelte. Ich sah tüchtige Maler und Zeichner, die am Hungertuch nagten. Die Tante schlug die Hände über dem Kopfe zusammen als sie hörte, welches Tätigkeitsfeld ich mir erwählt hätte. Unter meinen Ahnen befinden sich Leute von historischem Namen, Männer in Generalsuniform, mit Ordensbändern und Sternen auf der Brust; auch mich wollte man unter die Kammerjunker stecken, durch die Husarenuniform blenden. Ich war damals noch ein Knabe, ließ mich wirklich blenden und ging unter die Husaren ..."

„Nun — und dann? In Petersburg ist doch eine Kunstakademie ..."

„Dann ..."

„Was — dann?" unterbrach ihn Mark und lachte hell auf.

„Dann war es zu spät! Was kann die Akademie noch helfen, wenn der Rausch dieses Petersburger Lebens Herz und Hirn schon verwüstet hat?" Es klang wie Unwille aus den Worten Raiskis, der in grüblerischem Sinnen im Zimmer auf und ab schritt. „Ich besitze Vermögen, sehen Sie ... habe vornehme Verwandtschaft, bewege mich in der großen Welt ... Alles das hätte ich unter die Armen verteilen müssen, um das Kreuz auf mich zu nehmen und nur meinem Ideal zu folgen, wie ein mir befreundeter Künstler sich ausdrückte. Man hat mich losgerissen von der

Kunst, wie den Säugling von der Brust der Amme..." Ein Seufzer entrang sich seiner Brust. „Aber ich will zu ihr zurückkehren, will ans Ziel gelangen!" sagte er entschlossen. „Noch ist meine Zeit nicht abgelaufen, noch bin ich nicht alt..."

Mark lachte wieder laut auf.

„Nein," sagte er, „das werden Sie nicht tun: nie im Leben!"

„Warum nicht? Wie können Sie das so bestimmt sagen?" rief Raiski fast leidenschaftlich, während er auf ihn zutrat. „Sie sehen doch, ich besitze Willenskraft, Energie..."

„Ja, ja, ich sehe es: Ihr Gesicht ist ganz entflammt, und Ihre Augen glühen — und alles das von einem einzigen Glase: wie wird's erst sein, wenn Sie noch mehr trinken! Dann werden Sie gleich hier, auf der Stelle, etwas dichten oder zeichnen. Trinken Sie doch noch — wollen Sie nicht?"

„Aber wie können Sie so reden? Glauben Sie nicht an den Ernst meiner Vorsätze?..."

„Warum soll ich nicht daran glauben? Es heißt freilich, der Weg zur Hölle sei mit guten Vorsätzen gepflastert... Nein, Sie werden nichts fertigbringen, und es wird nichts aus Ihnen werden, außer eben das, was schon aus Ihnen geworden ist, und das ist sehr wenig. Solche Künstler hat es immer bei uns gegeben und gibt es auch heute noch in Menge: sie ergeben sich dem Trunke oder gehen sonstwie zugrunde. Ich wundere mich noch, daß Sie nicht trinken: unsere Künstler enden zumeist auf diese Weise. Lauter verbummelte Genies!"

Er schob Raiski mit spöttischem Lächeln das gefüllte Glas hin und trank selbst.

„Er ist kalt, herzlos, boshaft!" dachte Raiski im stillen. Ganz besonders machten ihn die letzten Worte betroffen.

„Solche Künstler gibt es bei uns in Menge," flüsterte er still vor sich hin und versank in Nachsinnen. „Gehöre ich wirklich zu dieser Kategorie? Zu diesen Unglücklichen mit dem Stempel des Talents, die in Unbildung und Schmutz verkommen und ihre Begabung dem Branntweinteufel opfern? — Ein Fuß in der Galosche, der andere im Pantoffel" — der anschauliche Vergleich der Großtante fiel ihm plötzlich ein. „Bin ich wirklich ein ... verbummeltes Genie? Und diese Hartnäckigkeit, dieses Festhalten an dem einzigen, ewigen Ziel — was bedeutet das?" Nein, es ist nicht wahr, was er sagt!"

„Sie werden sehen, daß nicht alle so sind ..." versetzte er leidenschaftlich. „Sie werden sehen, daß ich unbedingt ..." Er hielt unwillkürlich inne: das hochmütige ‚unbedingt', das der Großtante so verhaßt war, war ihm wieder einmal entschlüpft. „Sie sehen doch selbst, daß ich mich nicht dem Trunke ergeben habe," fügte er hinzu.

„Ganz recht, Sie trinken nicht: das ist ein Fortschritt, ein Anfang zum Besseren. Die große Welt, die Handschuhe, die Bälle und Parfüms haben Sie vor dem Branntwein bewahrt. Aber es gibt noch andere Mittel, sich zu berauschen ... Sagen Sie, sind Sie nicht ein bißchen sehr verliebt?"

Raiski errötete leicht.

„Ich hab's getroffen, hm?"

„Wie kommen Sie darauf?"

„Nun, das gehört doch auch zum Naturell des Künstlers. Nichts Menschliches liegt ihm fern, nil humani — und so weiter! Jeder Mensch hat seine Schwäche, bei dem einen ist's der Wein, bei dem anderen die holde Weiblichkeit, beim dritten das Kartenspiel — und die Herren Künstler halten es gern mit allen dreien."

„Wein, Weiblichkeit, Kartenspiel!" wiederholte Raiski ganz aufgebracht. „Wann wird man endlich aufhören, das Weib als eine Art Narkotikum zu betrachten und mit Wein und Kartenspiel in einem Atem zu nennen! — Wie kommen Sie zu der Vermutung, daß ich mich leicht verliebe?" fügte er nach einem Weilchen hinzu.

„Sie sagten doch selbst, daß Sie die Schönheit lieben und anbeten ..."

„Nun, und was folgern Sie daraus? Gewiß, ich bete die Schönheit an ..."

„Sie sind wahrscheinlich in Marfinka verliebt: so mir nichts, dir nichts werden Sie doch ihr Porträt nicht malen! Künstler tun nichts umsonst, so wenig wie Ärzte und Pfaffen. Ein Mädchen zu verführen, einen kleinen Roman einzufädeln, vielleicht gar ein Drama — warum nicht? Mit Vergnügen ..."

Er sah Raiski bei diesen Worten höchst respektlos an und lachte boshaft.

„Mein Herr!" fuhr jener jähzornig heraus — „wer gibt Ihnen das Recht, so zu reden und zu denken ...?"

Er blieb plötzlich stehen: die Szene mit Marfinka im Garten fiel ihm ein, und er fuhr sich mit der Hand nervös durch das dichte Haar.

„Nicht so laut — die Großtante hört's sonst!" sagte Mark in nachlässigem Tone.

„Hören Sie! ..." begann Raiski, die Brauen runzelnd, von neuem.

„... Wenn ich Sie bisher nicht zur Tür hinausgeworfen habe," beendete Mark den Satz „so verdanken Sie das einzig dem Umstande, daß Sie sich unter meinem Dache befinden! Sehr wohl — und was weiter? Ha ha ha!"

Raiski machte ein paar Schritte durch das Zimmer.

„Nein — sondern dem Umstande, daß Sie betrunken sind!“ sagte er ruhig, nahm im Sessel Platz und versank in Nachdenken.

Er hatte plötzlich ein peinliches Empfinden, wie es sich bei einem nüchternen Menschen, der mit einem Betrunkenen zusammen ist, leicht einzustellen pflegt.

„Worüber denken Sie nach?“ fragte ihn Mark.

„Raten Sie einmal, Sie Meister im Erraten!“

„Sie bedauern, daß Sie mich zum Mitgehen aufgefordert haben.“

„Beinahe ...“ antwortete Raiski zögernd. Ein letzter Rest von Höflichkeit hielt ihn davon zurück, völlig aufrichtig zu sein.

„Seien Sie ganz offen — wie ich es bin: sagen Sie alles, was Sie von mir denken. Ich flößte Ihnen anfangs einiges Interesse ein, und jetzt ...“

„Jetzt, offen gestanden, nur wenig ...“

„Sie sind meiner überdrüssig?“

„Das nicht gerade, aber Sie bieten mir nichts Neues mehr. Ich durchschaue und kenne Sie.“

„Nun, dann sagen Sie: was bin ich?“

„Was Sie sind?“ versetzte Raiski, während er vor ihm stehen blieb und ihn ebenso respektlos und herausfordernd ansah, wie Mark ihn vorher angesehen hatte. „Sie sind kein allzu schweres Rätsel: ‚in früher Jugend entgleist‘, meinte Tit Nikonytsch, und ich meine, Sie sind einfach ohne jede Erziehung aufgewachsen, sonst wären Sie nicht entgleist. Das ist auch der Grund Ihrer Müßiggängerei ... Ich entschuldige mich nicht wegen meiner Offenheit, Sie haben das ja nicht gern; ich folge ja auch nur Ihrem Beispiel ...“

„O, bitte, bitte, fahren Sie nur fort! Es bedarf keiner

Rechtfertigung," sagte Mark lebhafter werdend. „Sie steigen in meiner Hochachtung — ich dachte, Sie wären nur ein so welkes, süßliches, höfliches Herrchen, wie all die anderen dort ... Und nun seh' ich, es ist Spiritus in Ihnen ... sehr gut, fahren Sie nur fort!"

Raiski schwieg und sah geringschätzig zur Seite.

„Was ist Erziehung?" nahm Mark wieder das Wort. „Nehmen Sie alle Ihre Verwandten und Bekannten: alle diese wohlerzogenen, sauber gewaschenen und gekämmten Herrschaften, die nicht trinken, sich elegant kleiden, gute Manieren haben ... Sie werden zugeben müssen, daß sie nicht mehr tun als ich! Und auch Sie selbst sind wohlerzogen, und Sie trinken auch nicht: und doch haben Sie, mit Ausnahme von Marfinkas Porträt und des Romans, den Sie erst noch planen ..."

Raiski machte eine ungeduldige Bewegung, und Mark brach seinen Satz mit lautem Lachen ab. Dieses Lachen reizte Raiskis Nerven. Er wollte Mark seine Offenheit mit gleicher Münze heimzahlen.

„Ja, Sie haben recht: weder jene noch auch ich sind zur Arbeit angehalten worden. Wir waren in gesicherter Lebenslage ..." sagte er.

„Wie denn? Man lehrte Sie doch reiten, weil Sie einmal Offizier werden sollten, und man brachte Ihnen eine gute Handschrift bei, die Sie im Zivildienst brauchen konnten. Und auf der Universität trieben Sie Jurisprudenz, und griechische und lateinische Philosophie, und Staatswissenschaften, und was nicht sonst noch alles. Und alles das war umsonst! Nun, fahren Sie fort — was bin ich also?"

„Sie bemerkten vorhin," sagte Raiski, „daß unsere Künstler das Trinken aufgegeben haben, und Sie haben vollkommen recht, wenn Sie darin einen Fortschritt, ein Resultat der

Erziehung sehen. Die Künstler Ihres Schlages dagegen haben noch keinen Fortschritt aufzuweisen, sie sind, wie ich sehe, ganz die alten geblieben ..."

„Von was für Künstlern reden Sie eigentlich? Sprechen Sie gefälligst offen und ohne Umschweife!"

„Von jenen Künstlern ‚sans façon' rede ich, die sich gleich bei der ersten Bekanntschaft volltrinken, den Leuten in der Nacht die Fensterscheiben einschlagen, die Wirtshäuser stürmen, Hunde auf Damen hetzen, auf Menschen schießen, alle Welt anborgen ..."

„Und nichts zurückgeben!" fügte Mark hinzu. „Bravo! Eine sehr hübsche Charakteristik: die müssen Sie in Ihren Roman bringen ..."

„Das tue ich vielleicht."

„Und weil wir gerade vom Anborgen sprechen, und ich Ihre Charakteristik bestätigen möchte: leihen Sie mir hundert Rubel, ich gebe sie Ihnen niemals zurück — außer wenn Sie einmal in meiner Lage sind, und ich in der Ihrigen ..."

„Soll das ein Scherz sein?"

„Wieso ein Scherz? Der Gärtner, bei dem ich wohne, drängt mich, er beköstigt mich und hat selber nichts. Wir sind beide in Verlegenheit ..."

Raiski zuckte die Achseln, suchte dann in seinen Taschen, fand endlich seine Brieftasche, nahm eine Anzahl Geldscheine heraus und legte sie auf den Tisch.

„Hier sind nur achtzig Rubel — Sie wollen mich betrügen," sagte Mark, als er die Summe nachgezählt hatte.

„Ich habe nicht mehr. Die Großtante hat mein Geld in Verwahrung, ich schicke Ihnen morgen den Rest."

„Vergessen Sie es nicht! Vorläufig reicht es. Nun — also weiter: ‚alle Welt anborgen und nichts zurückgeben',

so war's ja wohl?" sagte Mark, während er das Geld einsteckte.

„Träge Nichtstuer, denen alles, was Arbeit und Ordnung heißt, zuwider ist," fuhr Raiski fort. „Ein Vagabundenleben, immer von der Hand in den Mund, immer auf fremde Rechnung — das ist alles, was ihnen übrigbleibt, wenn sie erst einmal entgleist sind. Sie sind zumeist grob und schmutzig, und es gibt Gecken unter ihnen, die auf ihren Zynismus und ihre Lumpen noch stolz sind..."

Mark lachte.

„Das war ins Schwarze getroffen: sehr gut, sehr gut!" sagte er.

„Wenn es viele Künstler gibt, die mir gleichen," sagte Raiski, „so gibt es noch weit mehr von Ihrem Schlage: ihre Zahl ist Legion!"

„Immer fahren Sie fort: noch ein klein wenig, und wir sind quitt," versetzte Mark.

Er lachte wieder, und auch Raiski mußte lachen.

„Ist es vielleicht nicht wahr?" sagte Raiski — „seien Sie aufrichtig! Ich gebe zu, daß ich zu der Sorte von Künstlern gehöre, denen Sie jenen Namen gaben... wie sagten Sie doch gleich?"

„Pechvögel."

„Ganz recht — eine sehr zutreffende Bezeichnung."

„Eignes Fabrikat: man tut, was man kann," versetzte Mark mit einer Verbeugung. „Nun möchten Sie gern, daß ich auch Ihre Charakteristik meiner Person als richtig anerkenne. Ich muß es wohl tun, wenn ich auch noch so empfindlich wäre und Ihnen lieber widerspräche. Und so beglückwünsche ich Sie denn: der äußere Umriß stimmt, fast ganz genau..."

„Sie pflichten mir bei — und bleiben doch..."

„Und bleibe doch der Alte, wollen Sie sagen?“ fiel ihm Mark ins Wort. „Wundert Sie das? Sie haben sich doch auch im Spiegel wiedererkannt, Sie hatten sogar die Gewogenheit, die Bezeichnung ‚Pechvogel‘ zu akzeptieren und tun nichts, sie zu entkräften!“

„Aber ich will etwas tun, und ich werde etwas tun!“ sagte Raiski fast leidenschaftlich.

„Auch ich will herzlich gern etwas tun, werde aber, wie ich glaube, nichts tun.“

Raiski zuckte die Achseln.

„Warum nicht?“ fragte er.

„Ich finde kein Tätigkeitsfeld, keine ‚Arena‘, wie Sie sich ausdrücken.“

„Haben Sie irgendwelche Ziele?“

„Erklären Sie mir erst einmal, warum ich so bin, wie ich bin!“ sagte Mark. „Sie haben den Umriß so gut getroffen; das Schloß ist vor Ihnen, suchen Sie den Schlüssel dazu! Was sehen Sie noch weiter hinter dem Umriß? Vielleicht sage ich Ihnen dann auch, warum ich nichts tun werde.“

Raiski begann im Zimmer auf und ab zu gehen und suchte sich in dieses neue Problem zu vertiefen.

„Warum Sie eigentlich so sind?“ wiederholte er nachdenklich, während er vor Mark stehen blieb. „Ich glaube wohl — darum: Sie waren von Haus aus ein lebhafter, feuriger Knabe. Von der Mutter, von der Kinderfrau wurden Sie verzogen ...“

Mark lächelte.

„Das entwickelte den Despoten in Ihnen, und als dann die Zeit der Kinderfrauen und Erzieher vorüber war und fremde Leute Ihren zügellosen Willen einzuschränken begannen, gefiel Ihnen das nicht. Sie ließen sich dann irgendeine exzentrische Handlung zuschulden kommen, und man jagte Sie irgendwo fort. Nun begannen Sie sich an der

Gesellschaft zu rächen: praktische Lebensklugheit, Ruhe, fremder Besitz — alles das erschien Ihnen als Sünde und Schmach, die Ordnung ward Ihnen zuwider, die Menschen fanden Sie abgeschmackt, und Sie verlegten sich darauf, die Ruhe der friedlichen Leute zu stören ..."

Mark schüttelte den Kopf.

„Ein Teil der Künstler dieses Schlages geht am Branntwein und Kartenspiel zugrunde," fuhr Raiski fort, „ein anderer Teil sucht sonstwie seine Rolle weiterzuspielen. Auch Don Quixotes gibt es darunter: sie verrennen sich in irgendeine verrückte Idee, die sie zuweilen ganz ehrlich und aufrichtig verfechten; sie fühlen den Prophetenberuf in sich und treiben irgendwo in den Zirkeln von Schwachköpfen, in den Schenken Propaganda. Das ist leichter als arbeiten. Sie führen kecke Redensarten über die Obrigkeit, und man interniert sie da oder dort, schickt sie von einem Ort zum andern. Aller Welt fallen sie zur Last, überall ist man ihrer überdrüssig. Sie enden, je nach ihrer Veranlagung, auf die eine oder andere Art: die einen, wie Sie zum Beispiel, machen ihren Frieden ..."

„Aber ich bin doch noch lange nicht am Ende angelangt — was reden Sie denn? Ich fange nur eben erst an!" unterbrach ihn Mark.

„Andere werden ihrer Ideen wegen ins Irrenhaus gesperrt ..."

„Das ist noch kein Beweis dafür, daß sie auch wirklich irrsinnig sind. Sie werden sich erinnern, daß man auch den Mann, der zuerst die Dampfkraft praktisch verwerten wollte, ins Irrenhaus gesperrt hat," bemerkte Mark.

„Ah! Zu der Kategorie also zählen Sie! Sie machen den Anspruch, der Träger einer großen Idee zu sein und sie praktisch zu verwirklichen!"

„Ganz recht, ganz recht!“ bestätigte Mark mit komischer Feierlichkeit.

„Und was für eine Idee ist das?“

„Wie indiskret Sie fragen! Erraten Sie es doch!“ sagte Mark gähnend, legte den Kopf auf das Kissen und schloß die Augen.

„Schläfrig bin ich,“ fügte er einen Augenblick später hinzu.

„Legen Sie sich dahin, auf mein Bett: ich will hier auf dem Diwan schlafen,“ lud Raiski ihn ein — „Sie sind mein Gast ...“

„Ein Gast, schlimmer als ein Tatar!“ murmelte Mark halb im Schlafe, ein volkstümliches Sprichwort zitierend. „Behalten Sie ruhig Ihr Bett, mir ist's gleich, wo ich schlafe ...“

„Was ist er eigentlich?“ dachte Raiski, den ebenfalls ein Gähnen ankam. „Er lebt wie die Vögel des Himmels, die nicht säen noch ernten, oder wie ein herrenloser Hund, der weder Haus noch Hof zu bewachen, also weder Zweck noch Ziel hat. Ist er ein Nichtstuer, ein Entgleister, ein verlorenes Schaf — oder gar ...“

„Gute Nacht, Pechvogel!“ rief Mark ihm zu.

„Gute Nacht, russischer ... Karl Moor!“ antwortete Raiski scherzend und versank wieder in Nachdenken.

Als er aus seinem Sinnen erwachte, lag Mark bereits in tiefem, festem Schlaf, wie ihn nur jemand kennt, der tüchtig durchgefroren und müde geworden ist und sich dann ordentlich satt gegessen und satt getrunken hat.

Raiski trat ans Fenster, schob den Vorhang zurück und lauschte in die sternhelle Nacht hinaus. Ab und zu drang ein Klopfen, ein Ruf vom fernen Ufer zu ihm herauf, und von der Stadt ließ sich gedämpftes Hundegebell vernehmen. Sonst herrschte Stille, Dunkelheit, ungestörte Ruhe.

Auf dem Tische, in der Punschterrine, die Mark nicht zu Ende getrunken hatte, flackerte still ein blaues Flämmchen, das von Zeit zu Zeit aufleuchtete, das Zimmer für einen Moment erhellte und dann wieder trüb weiter brannte, um vielleicht schon im nächsten Augenblick zu erlöschen.

Es klopfte leise an der Tür.

„Wer ist da?“ fragte Raiski.

„Ich bin's, Borjuschka, öffne rasch! Was geht denn bei dir vor?“ ließ Tatjana Markownas erschrockene Stimme sich vernehmen.

Raiski schob den Riegel zurück. Die Tür ging auf, und auf der Schwelle erschien die Großtante, gespenstisch, ganz in Weiß gekleidet.

„Um Gottes willen! Was für ein Licht ist denn das?“ fragte sie voll Angst und blickte starr auf das flackernde blaue Flämmchen.

Raiski antwortete mit einem Lachen.

„Was ist denn hier bei dir los? Ich sah das Licht im Fenster und erschrak, weil ich dachte, du seist eingeschlafen ... Was brennt denn da in der Terrine?“

„Rum.“

„Trinkst du denn Punsch zur Nacht?“ flüsterte sie ganz entsetzt und sah verblüfft bald auf ihn, bald auf die Terrine.

„Ich bekenne mich schuldig, Tantchen, ab und zu trink' ich ganz gern einen Schluck ...“

„Und wer schläft denn da?“ fragte sie in neuer Bestürzung, als sie plötzlich den schlafenden Mark erblickte.

„Still, Tantchen, es ist Mark — wecken Sie ihn nicht!“

„Mark?! Soll ich nicht lieber zur Polizei schicken? Wie kommt er hierher? Wie kommst du in seine Gesellschaft?“ flüsterte sie ganz entsetzt. „Punsch trinkt er mit Mark,

mitten in der Nacht! Was ist denn in dich gefahren, Boris Pawlowitsch?"
„Ich habe ihn bei Leontij getroffen," antwortete er, sich an ihrem Schrecken weidend. „Wir hatten beide Hunger, er lud mich ein, mit ihm in ein Wirtshaus zu gehen ..."
„In ein Wirtshaus? Das fehlte gerade noch!"
„Ich brachte ihn statt dessen lieber mit hierher — und wir aßen Abendbrot ..."
„Warum hast du mich nicht geweckt? Wer hat euch serviert? Was hat man euch aufgetischt?"
„Sterlet und Pute: Marina brachte uns alles herein."
„Lauter kalte Schüsseln! Warum hat man mich nicht geweckt? Es ist Fleisch da, und junge Hühner ... Ach, Borjuschka, was für Schande machst du mir!"
„Wir sind auch so satt geworden."
„Und die Mehlspeise?" versetzte sie rasch — „davon ist doch nichts übriggeblieben! Was habt ihr denn statt dessen gehabt?"
„Gar nichts. Mark zog es vor, einen Punsch zu brauen. Wir sind satt."
„Satt! Ein Abendbrot ohne warme Mehlspeise! Ich will gleich etwas Eingemachtes herschicken ..."
„Nein, nein, lassen Sie nur! Wenn Sie wollen, wecke ich Mark und frage ihn ..."
„Was fällt dir ein? Um Gottes willen! Ich bin doch im Unterrock!" fiel Tatjana Markowna ihm ins Wort und retirierte rasch in den Korridor. „Gott mit ihm: laß ihn ruhig schlafen! Sieh doch, wie er daliegt — ganz zusammengerollt, wie ein kleiner Hund!" fügte sie mit einem Seitenblick auf Mark hinzu. „Aber das ist ja eine Schande, Boris Pawlowitsch: als ob's keine Betten im Hause gäbe! Ach, du mein Gott! So lösch' doch endlich diese abscheuliche

Flamme aus! Nein, so was: ein Abendbrot ohne Mehlspeise!"

Raiski blies die blaue Flamme aus und umarmte die Tante. Sie schlug das Kreuz über ihm, schielte noch einmal zu Mark hinüber und ging auf den Zehen hinaus.

Er war eben dabei, sich ins Bett zu legen, als es abermals an der Tür klopfte.

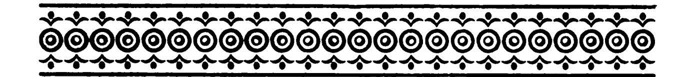
„Wer ist denn da noch?" fragte Raiski und schob den Riegel zurück.

Marina trat ins Zimmer, stellte ein Glas mit eingemachten Früchten auf den Tisch und brachte dann ein Deckbett nebst zwei Kopfkissen herein.

„Die Gnädige schickt mich her: vielleicht essen Sie noch etwas Eingemachtes?" sagte sie. „Und hier sind Betten — wenn Mark Iwanytsch erwachen, möchten sie sich doch darauf legen . . ."

Raiski mußte noch einmal recht von Herzen lachen. Zugleich aber war er fast zu Tränen gerührt durch die Güte der Großtante, durch den Zartsinn ihres echten Frauenherzens und ihre Prinzipientreue, die sie nicht um einen Finger breit von den Gesetzen der Gastlichkeit abweichen ließ.





Sechzehntes Kapitel

Früh am Morgen weckte ein leises Geräusch am Fenster Raiski aus dem Schlafe. Es rührte von Mark her, der eben durchs Fenster den Weg ins Freie nahm.
„Er liebt die geraden Wege nicht!" dachte Raiski, als er sah, wie sich Mark durch die Blumenanlagen und den Gemüsegarten schlich, um dann zwischen den Bäumen dicht am Rande der Schlucht zu verschwinden.
Boris hatte kein Bedürfnis, noch länger zu schlafen, und begab sich, in einen leichten Morgenpaletot gehüllt, in den Garten, um Mark womöglich einzuholen. Er sah ihn jedoch bereits weit unten am Ufer der Wolga daherspazieren.
Raiski stand ein Weilchen oben am Rande der Schlucht: es war noch früh am Tage; die Sonne war noch nicht hinter den Hügeln hervorgekommen, doch vergoldeten ihre Strahlen schon die Wipfel der Bäume; in der Ferne schimmerten die taugetränkten Fluren, und eine leichte Morgenbrise brachte angenehme Kühlung. Die Luft erwärmte sich rasch, alles versprach einen heißen Tag.
Raiski machte einen Gang durch den Garten. Dort regte sich bereits das Leben; die Vögel sangen in fröhlichem Chor und flogen, ihr Frühstück suchend, geschäftig hin und

her; die Bienen und Hummeln summten um die Blumen. Aus der Ferne, vom Felde her, ließ sich das Brüllen der Kühe vernehmen, und eine Staubwolke, die von einer Schafherde aufgewirbelt ward, stieg empor; im Dorfe knarrte ein Hoftor, man hörte das Holpern eines Bauernwagens; im Roggenfelde schlugen die Wachteln.

Auch auf dem Hofe war die Arbeit des Tages bereits im Gange. Prochor tränkte und putzte im Stalle die Pferde, irgend jemand, Kusma oder Stepan, hackte Holz, Matrona ging mit einer Mulde voll Mehl nach der Küche, und Marina huschte wohl drei- oder viermal mit den frischgeplätteten Unterröcken der Gnädigen, die sie weit vor sich hingestreckt hielt, über den Hof.

In einem Winkel des Hofes, am Brunnen, machte Jegorka Toilette; er schnaubte, spuckte, spritzte um sich und warf zwischendurch Marina, die an ihm vorüberging, einen spöttischen Blick zu. Jakow kniete auf der Freitreppe des Gutshauses und verrichtete, das Gesicht dem Kreuze auf der hinter den Dorfhütten sichtbaren Stadtkirche zugewandt, sein Morgengebet.

Auf dem Hofe drängten sich um einen Trog mit irgendeinem Brei die Enten und Hühner, liefen den Vorübergehenden zwischen die Beine oder wimmelten vor der Leutestube umher, während die Hunde überall frech herumschnüffelten, in ihrem Hungergefühl alles anbellten und zuletzt wütend aufeinander losklåfften.

„Gestern, heute, morgen — alle Tage dasselbe!" flüsterte Raiski für sich.

Er blieb ein Weilchen mitten im Hofe stehen, sah sich träg nach allen Seiten um, kratzte sich, gähnte und verspürte plötzlich alle Symptome der Krankheit, die ihn auch schon in Petersburg gepeinigt hatte.

Er empfand Langeweile. Vor ihm lag der ganze lange Tag mit all den Eindrücken und Empfindungen von gestern, von vorgestern. Ringsum dieselbe ihm naiv zulächelnde Natur, derselbe Wald, dieselbe einförmig melancholische Wolga, dieselbe unveränderliche Atmosphäre.
Immer standen, vom Augenblick des Erwachens an, die gleichen Bilder und Vorstellungen wie eine unbewegliche Kulisse vor ihm; und dieselben Gesichter, dieselben Kreaturen huschten an ihm vorüber.
Er verspürte die Einwirkung einer Kraft, die ihn zugleich anzog und abstieß. Er sehnte sich nach Leontij, den er schätzte und liebte, und kaum war er bei ihm, so trieb es ihn auch schon wieder von ihm fort. Leontij kam ihm vor wie eine Skulptur, die für immer ihre Form angenommen hat, für immer starrer Stein bleibt, an deren Bestimmung nichts mehr zu ändern ist. Er selbst strebte etwas anderes an, das ihn vor diesem passiven, unbewußten Versteinern bewahren sollte.
Er suchte das Zimmer der Großtante auf: dort, auf dem ledernen Kanapee, trat ihm doch wenigstens noch etwas entgegen, das nach pulsierendem Leben aussah. Dort gab es noch ein Stück Arbeit zu leisten, einen harten, zähen Widerstand zu brechen.
Tatjana Markowna machte es ihm nicht leicht, seinen Standpunkt zu behaupten, es bedurfte dazu von seiner Seite eines gehörigen Aufwands an dialektischer Schärfe und Temperament. Als Ergebnis des Kampfes konnte er dann ein paar Perlen praktischer Lebensklugheit und einige originelle Beobachtungen über dieses seltsame, stagnierende Leben verzeichnen, das ihm unter dem Einfluß naiven Vertrauens und Glaubens oder vielmehr krassen Aberglaubens in ein Stadium langsamer Vergiftung geraten zu sein schien.

Immerhin gab es hier doch etwas, das ihn in Erregung versetzte: es gab Ärger, Lachen, selbst eine Anwandlung von Rührung. War freilich der Streit vorüber, so erlosch auch sein Interesse, und er sah auch hier nur die einfachen, reizlosen Formen eines ungegliederten, ziel- und zwecklosen Lebens.

Marfinka war seit dem gestrigen Abend für ihn nur noch die Schwester: sie konnte ihm nie etwas anderes werden. Und auch als Schwester war sie ihm nicht viel, er fühlte recht wenig brüderliche Zärtlichkeit für sie.

Er empfand nicht mehr das Bedürfnis, sie umzumodeln: eine andere Erziehung, eine andere Lebensauffassung, jede Entwicklung überhaupt hätte auf diese in sich abgeschlossene Natur nur als Störung gewirkt, hätte ihr das Naive, Kindliche, Falterartige genommen. Und was hätte sie als Ersatz dafür erhalten? Einer starken Leidenschaft, eines machtvollen, kühnen Aufschwungs, eines kraftvollen Strebens nach einem fernen Ziel war ihr Naturell nicht fähig. Nur ein Chaos, ein uferloses Meer von Zweifeln wäre in ihrer Seele entstanden. Es wäre für sie schon eine Leistung gewesen, wenn sie sich zu einer Fahrt nach Moskau entschlossen, einen Ball in der Adelsversammlung mitgemacht und eine elegante Robe von der Schmiedebrücke heimgebracht hätte. Das hätte ihr dann bis in ihre alten Tage Stoff zum Renommieren vor den Frauen der kleinen Provinzbeamten gegeben.

Tit Nikonytsch und die wenigen sonstigen Personen, mit denen Raiski gelegentlich zusammengekommen war, huschten an seinem geistigen Auge nur ganz flüchtig vorüber — wie etwa die ledernen Kanapees, die Spinde, die sächsischen Porzellantassen und böhmischen Kristallgläser drinnen im Hause.

blieben nur Mark und vielleicht noch Wjera als nebelhaft unbestimmte Gestalten übrig.

Mark hatte er nun kennengelernt, und so sehr sich dieser auch Mühe gab, in seinem Diogenesfasse versteckt zu bleiben, so hatte doch Raiski die Hauptzüge seiner Physiognomie zu erhaschen vermocht.

Ihn eingehender zu studieren, sein Wesen endgültig zu ergründen, verspürte er kein Bedürfnis: er hätte sich dann mit ihm betrinken, ihm Geld borgen und sich vermutlich seine wenig unterhaltenden Histörchen anhören müssen, wie er seinem Regimentskommandeur grob gekommen sei, oder einen Juden durchgeprügelt, oder im Wirtshaus seine Zeche nicht bezahlt habe, wie er irgendwo die Fahne des Aufruhrs gegen die Kreis- oder Landschaftspolizei erhoben, dafür aus dem Dienste gejagt und als Polizeiaufsichtling nach irgendeinem weltverlorenen Neste verschickt worden sei.

Raiski schritt, tief in Gedanken versunken, über den Hof, ohne den Gruß des Gesindes zu beachten oder die Hunde zu bemerken, die schweifwedelnd um ihn herum waren; mitten in eine Schar von jungen Enten geriet er und hätte beinahe einige von ihnen zertreten.

„Was für eine Existenz ist das nun!“ sagte er sich. „Seinen Blick so auf den Erscheinungen ruhen zu lassen, ihre Bilder in sich aufzunehmen, für einen Augenblick zu erglühen und sogleich wieder zu erkalten und Langeweile zu empfinden, um erst wieder mit Gewalt, durch künstliche Mittel, in sich die Lebenslust, wie etwa den Appetit zum Essen, periodisch aufzufrischen! Das ganze Geheimnis der Lebenskunst läuft also lediglich darauf hinaus, diese Lustperioden nach Möglichkeit auszudehnen — was doch im Grunde genommen gar kein Geheimnis, sondern eine un-

bewußte, natürliche Gabe ist. Mit geschlossenen Augen und Ohren muß man leben — dann lebt man leicht und lange! Und diejenigen haben recht, denen der Stachel des Denkens nicht im Gehirn sitzt, die kurzsichtig sind und stumpf von Sinnen, die wie im Nebel dahinschreiten und die Illusion nicht verlieren. Wie soll man es nur anfangen, um alles immer bunt und reizend zu schauen, um die Augen vor der nüchternen Wirklichkeit zu verschließen und nicht zu sehen, daß das Laub gar nicht grün, und der Himmel nicht blau ist, daß Mark kein bezaubernder Held, sondern nur ein kleiner liberaler Frondeur und Marfinka nur ein Zuckerpüppchen ist, und daß Wjera ..."

„Ja, was ist eigentlich Wjera?" fragte er sich und gähnte dabei.

Er zog die Schultern empor, als wenn ihm ein Frostschauer über den Rücken liefe, runzelte die Brauen und ging, die Hände in den Taschen, im Garten auf und ab, ohne die bunte Farbenpracht des Morgens zu bemerken oder den warmen Lufthauch zu verspüren, der seine Nerven kosend umschmeichelte, ohne selbst der Wolga einen Blick zu schenken. Er lag ganz im Banne ödester Langerweile, und mit Schrecken sah er eine endlos lange Reihe ziel- und zweckloser Tage vor sich liegen.

Ein Gedanke, der ihm schon früher zuweilen gekommen war, schoß ihm durch den Kopf: das „Buch der Langenweile" zu schreiben. Das Leben, sagte er sich, ist doch so vielseitig und vielgestaltig, und wenn diese breite, kahle, an die einförmige Steppenlandschaft gemahnende Langeweile im Leben selbst begründet liegt und etwas Vorhandenes, Seiendes ist, wie die uferlosen Sandflächen, die Kahlheit und Dürftigkeit der Wüste, dann kann und darf auch die Langeweile als eine der vielen Seiten des Lebens

ein Gegenstand des Denkens, der Analyse, der Darstellung durch Feder oder Pinsel werden.

„Ja," sagte er sich, „ich will dieses endlos breite, nebelhaft einförmige Wesen der Langenweile in meinem Romane schildern, und die Kälte, der Widerwille, die Bitterkeit, die von meinem Innern Besitz ergriffen, sollen dem Bilde Farbe und Kolorit geben! Es soll der Wirklichkeit entsprechen, dieses Bild ..."

Raiski wollte sich eben in sein Zimmer begeben, um seine ersten Aufzeichnungen „über die Langeweile" zu Papier zu bringen, als er plötzlich bemerkte, daß die sonst verschlossene Tür des alten Hauses offen stand. Er hatte das Gebäude nur das eine Mal, als er mit Marfinka in Wjeras Zimmer war, ganz flüchtig in Augenschein genommen. Jetzt kam ihm plötzlich der Einfall, es näher zu besichtigen, und in dieser Absicht betrat er den Vorflur.

Nicht mit pochendem Herzen, wie dereinst, sondern apathisch und gleichgültig durchschritt er den düstern Saal mit den Säulengängen und die Gesellschaftsräume mit den Statuen, Bronzeuhren und Rokokoschränken. Ohne irgendeinen dieser Gegenstände seines Blickes zu würdigen, begab er sich nach den Zimmern der oberen Etage. Er erinnerte sich, daß einst hier oben die Kinderstube und sein eignes kleines Schlafzimmerchen lag, in dem seine Mutter so gern gesessen hatte. Träg und langsam zogen die bleichen Bilder der Vergangenheit an seinem Geiste vorüber: er erinnerte sich, wie die Mutter ihn liebkoste, ihm zärtliche Worte ins Ohr flüsterte, seine kleinen Finger auf die Klaviertasten legte und ihn ein Liedchen klimpern ließ, dann aber ihn vergaß und selbst eine ganze Weile weiterspielte, während er, an ihr Knie geschmiegt, ihrem Spiele lauschte, und wie sie ihn dann nach dem Eckzimmer führte,

von dem aus sie auf die Wolga und die Niederung jenseits des Stromes herabschaute.
Nach einem flüchtigen Blick in den einen und anderen der Räume begab er sich nach dem Eckzimmer, um einen Blick auf die Wolga zu werfen. Ganz in Gedanken versunken, stieß er leise mit dem Fuße die Tür auf, sah hinein und — blieb wie versteinert stehen.
In dem Zimmer befand sich ein lebendes Wesen.
Mit gespannter Aufmerksamkeit nach dem Flußufer schauend, stand da, die Hand auf das Fensterbrett gestützt und das Gesicht ihm zugewandt, ein junges Mädchen von zwei- bis dreiundzwanzig Jahren. Das bleiche, fast weiße Gesicht, das dunkle Haar, die schwarzen Samtaugen und die langen Wimpern fesselten seinen Blick und blendeten ihn förmlich.
Das Mädchen stand unbeweglich da und sah voll Spannung in die Ferne, als folge es jemandem mit den Augen. Dann nahm ihr Gesicht einen gleichgültigen Ausdruck an; sie überschaute flüchtig die Landschaft, warf einen Blick in den Hof, wandte sich um und fuhr jäh zusammen, als sie Raiski erblickte.
Ihr Gesicht drückte Überraschung aus, die alsbald einem starken, durch einen leichten Schatten von Unzufriedenheit nuanzierten Erstaunen wich und zuletzt in gemessene Erwartung überging.
„Schwester Wjera!" rief Raiski aus.
Ihr Gesicht erhellte sich, und ihr Auge blieb mit dem Ausdruck verhaltener Neugier auf ihm haften.
Er trat auf sie zu, ergriff ihre Hand und wollte sie küssen. Sie neigte sich ein wenig zurück und wandte ihr Gesicht leicht zur Seite, daß seine Lippen nur ihre Wange statt des Mundes berührten.
Sie setzten sich am Fenster einander gegenüber.

„Wie sehnsüchtig habe ich Sie erwartet: Sie haben Ihren Besuch am Ufer drüben etwas lang ausgedehnt!" sprach er und sah voll Ungeduld ihrer Antwort entgegen, um ihre Stimme zu vernehmen.

„Die Stimme, die Stimme!" rief seine Phantasie, die nach einer Ergänzung dieser blendenden Erscheinung verlangte.

„Ich habe erst gestern von Marina gehört, daß Sie hier sind," antwortete sie.

Ihre Stimme hatte nicht jenen Wohlklang, den Marfinkas Stimme besaß: sie klang frisch und jugendlich, doch leise, mit einem Timbre tiefen Flüsterns, das auch dann, wenn sie laut sprach, durchklang.

„Tantchen wollte Sie holen lassen, aber ich bat sie, Ihnen von meiner Ankunft keine Mitteilung zu machen. Wann sind Sie zurückgekehrt? Mir hat niemand etwas gesagt."

„Ich bin gestern nach dem Abendessen angelangt, die Tante und die Schwester wissen noch nichts, nur Marina hat mich gesehen."

Sie saß mit dem Rücken an den Stuhl gelehnt da, stützte den einen Ellenbogen auf das Fensterbrett und sah Raiski nicht offen und voll, sondern nur wie beiläufig an, als ob er gerade an der Reihe wäre, mit einem Blicke bedacht zu werden.

Er aber betrachtete sie mit der ganzen Kraft einer lange verhaltenen Neugier. Nicht eine ihrer Bewegungen entging seinem heißhungrigen Blicke.

Schon ihre eigenartige, ihm völlig neue Schönheit, die ganz anders war als die Schönheit Marfinkas oder der Bjelowodowa, machte auf ihn einen tiefen Eindruck.

Sie besaß nicht jene strenge Regelmäßigkeit der Gesichts-

züge, jenes zarte Kolorit, jene Weiße der Stirn und Offenheit des Ausdrucks, die bei aller Kälte Sophie so sympathisch erscheinen ließen. Sie hatte auch nichts von dem kindlich frischen, an die Schönheit eines Cherubim erinnernden Hauche Marfinkas. Wohl aber lag in ihrer ganzen Erscheinung etwas Bezauberndes, Geheimnisvolles, ein verborgener Reiz, der in dem strahlenden Blick, der jähen Wendung des Kopfes, der verhaltenen Grazie der Bewegungen gleichsam blitzartig zum Ausdruck kam und sich unwiderstehlich in die Seele stahl.

Die dunklen Augen hatten etwas Samtartiges, der Blick erschien tief wie ein Abgrund. Der Teint des Gesichts war weiß, von mattem Glanze, mit weichen Schatten um die Augen und im Nacken. Das dunkle, leicht ins Kastanienbraune schimmernde Haar lag in dichter Masse um Stirn und Schläfen, deren blendendes Weiß von feinen blauen Äderchen durchzogen war.

Mehr ärgerlich als verschämt nahm sie einen Haufen von Unterröcken, die Marina gebracht hatte, vom Stuhle und warf sie ins anstoßende Zimmer; dann räumte sie flink ein Bündel weg, das sie vermutlich am Abend beiseite geworfen hatte, und rückte ein kleines Tischchen ans Fenster. Alles das war in zwei, drei Minuten erledigt — dann nahm sie wieder auf dem Stuhle vor ihm Platz, frei und ungezwungen, als wenn er überhaupt nicht anwesend wäre.

„Ich habe mir Kaffee bestellt — wollen Sie eine Tasse mit mir trinken? Drüben gibt es noch lange nichts, Marfinka steht spät auf.“

„Ja, ja, mit Vergnügen,“ sagte Raiski und fuhr dabei fort, ihre Physiognomie, ihre Bewegungen, jeden ihrer Blicke, jedes Lächeln zu studieren.

Ihr Blick war bald reizend und lockend, als zöge er einen

irgendwohin in eine unergründliche Tiefe, bald durchdringend und scharf prüfend. Noch fiel ihm das zwiefache Mienenspiel auf, das zuweilen über ihre Züge huschte, und das Zittern des Kinns, wenn sie lachte, und die wohlgeformte, nicht allzu schlanke Taille mit dem beim Gehen leicht wogenden Busen, und der unhörbare, fast katzenartige Gang.

„Was für ein reizvolles, rätselhaftes Wesen!" dachte Raiski — „und welcher Gegensatz zur Schwester: jene dort lauter heller Sonnenschein, lauter Licht und Wärme, und diese hier ein einziges Flimmern und Glitzern, geheimnisvoll wie die Nacht, voll Nebel und Funken, voll Lockungen und Wunder ..."

Mit der Leidenschaftlichkeit des Künstlers gab er sich ganz dem unerwarteten neuen Eindruck hin. Sophie sowohl wie Marfinka wurden wie durch Zaubermacht in den Hintergrund gebannt, und die Langeweile war plötzlich ganz verschwunden. Wiederum schlug ihm ein warmer Hauch entgegen, wieder erschien die Natur ihm schmuck und frisch, und alles ringsum atmete neues Leben.

Voll Eifer ging er daran, von neuem seine Diogeneslaterne anzuzünden und mit ihr diese neue, plötzlich vor ihm aufgetauchte Erscheinung zu belichten.

„Sie haben mich wohl schon ganz vergessen, Wjera?" fragte er.

„Nein," sagte sie, während sie den Kaffee einschenkte, „ich habe noch alles im Gedächtnis."

„Alles — nur nicht meine Wenigkeit, nicht wahr?"

„Auch Sie."

„Was wissen Sie denn noch von mir?"

„Nun — alles."

„Ich habe, offen gestanden, nur noch eine schwache Er-

innerung an Sie beide. Ich weiß, daß Marfinka immer weinte und, Sie nicht; Sie hatten so etwas Listiges, machten still für sich Ihre mutwilligen kleinen Streiche, aßen heimlich Johannisbeeren, liefen allein in den Garten und hierher ins alte Haus."

Sie antwortete mit einem Lächeln.

„Trinken Sie den Kaffee süß?" fragte sie, im Begriff, ihm ein Zuckerstückchen in die Tasse zu legen.

„Wie kalt sie ist, und ... wie ungezwungen, so gar nicht verlegen!" dachte er.

„Ja, süß ... Sagen Sie, Wjera — haben Sie wohl bisweilen an mich gedacht?" fragte er.

„Sehr oft: Tantchen hat uns ja so viel von Ihnen vorgeschwärmt!"

„Tantchen! Und Sie selbst?"

„Haben Sie denn an uns gedacht?" fragte sie, während sie achtgab, wie der Kaffee aus der Kanne in die Tasse floß, und nur ganz flüchtig zu Raiski aufblickte.

Er schwieg. Sie reichte ihm die Tasse und stellte ihm das Brot hin, während sie selbst den Kaffee mit dem Löffelchen zu sich nahm und von Zeit zu Zeit ein Stückchen Weißbrot auf den Löffel legte.

Hundert Fragen, die ihm durch den Kopf schwirrten, hätte er ihr vorlegen mögen, doch lief alles so wirr durcheinander, daß er nicht wußte, womit er anfangen sollte.

„Ich war bereits in Ihrem Zimmer ... entschuldigen Sie meine Neugier ..." sagte er.

„Es gibt hier nichts zu sehen," versetzte sie, während sie aufmerksam umherspähte, ob sie nicht etwas liegengelassen hatte.

„Allerdings ... Was für ein Buch haben Sie da?" fragte er und wollte ein neben ihr liegendes Buch aufnehmen.

Sie legte das Buch rasch auf ein hinter ihr befindliches Wandbrett. Er mußte lachen.
„Ganz so wie damals: rasch mit der Johannisbeere in den Mund! Zeigen Sie mir doch das Buch!"
Sie schüttelte verneinend den Kopf.
„So—o: also Sie lesen Bücher, die Sie niemand zu zeigen wagen!" scherzte er.
Sie schloß das Buch in den Schrank ein, setzte sich, die Arme über der Brust gekreuzt, ihm gegenüber und blickte zerstreut um sich. Zuweilen sah sie zum Fenster hinaus und schien seine Anwesenheit ganz vergessen zu haben. Nur wenn er eine Frage an sie richtete, sah sie ihn einfach und ungezwungen an.
„Trinken Sie noch eine Tasse?" fragte sie.
„Ja, wenn ich bitten darf. Hören Sie, Wjera — ich hätte Ihnen so viel zu sagen ..."
Er erhob sich und durchschritt das Zimmer; gar zu gern hätte er ein Thema gefunden, das ihm die Möglichkeit bot, ein zusammenhängendes Gespräch mit ihr anzuknüpfen.
Er erinnerte sich, daß auch die Unterhaltung mit Marfinka anfänglich nur stockend vor sich gegangen war. Aber bei der lag der Grund in einer kindlichen Verschämtheit, von der hier nicht die Rede sein konnte. Nein, Wjera war nicht schüchtern — das sah man auf den ersten Blick; wohl aber hatte sie etwas Kaltes in ihrem Wesen und nahm anscheinend an ihm gar kein Interesse.
„Was hat das zu bedeuten: ist dieser Mangel an Furcht und Verlegenheit eine Folge ihrer angeborenen Unkenntnis, oder sind List und Verstellung mit im Spiele?" dachte er und gab sich alle Mühe, die Wahrheit zu erraten. „Ich bin doch für sie eine neue Erscheinung! Oder hält sie es

vielleicht für unklug, Mund und Augen aufzureißen und mir zu verraten, welchen Eindruck ich auf sie mache? Nein, das kann nicht sein, das wäre gar zu subtil, gar zu fein gedacht und sähe einem solchen Dämchen vom Lande gar zu unähnlich. Doch wes Geistes Kind sie immer sei — jedenfalls ist sie anders als Marfinka. Und wie schön sie ist, mein Gott! In diesem Winkel hier solch eine Schönheit zu finden — wie seltsam!"

Er gab sich alle Mühe, sie aus ihrer vorsichtigen Haltung herauszulocken, auf eine lebendige Ader bei ihr zu treffen und sie zu aufrichtigen Erklärungen zu veranlassen. Aber je mehr Mühe er sich gab, je gereizter er wurde, desto kühler wurde sie. Unsicher tastete er von Frage zu Frage.

„Sie haben sich in meiner Abwesenheit meiner Bibliothek angenommen?" fragte er.

„Ein wenig, ja — dann nahm Leontij Iwanowitsch sie in seine Obhut. Ich war herzlich froh, die Sorge los zu sein."

„Hoffentlich hat er nicht alle Bücher fortgenommen? Sie haben doch einiges für sich behalten?"

„Nein, er hat alles fortgebracht... doch es kann sein, daß Marfinka einige Bände behalten hat."

„Und Sie? Hatten Sie nicht den Wunsch, etwas davon für sich zu nehmen?"

„Nein. Ich las, was mir gefiel, und stellte es wieder zurück."

„Und was gefiel Ihnen denn?"

Sie schwieg.

„Nun, Wjera?"

„Sehr vieles; was es war, hab' ich schon vergessen," sagte sie und blickte dabei zum Fenster hinaus.

„Es sind verschiedene historische Werke darunter, auch einige Poesie... Haben Sie das alles gelesen?"

„Ja, so manches..."

„Was zum Beispiel?"
„Ich weiß es wirklich nicht mehr!" versetzte sie träg — seine Fragen schienen ihr offenbar lästig zu sein.
„Lieben Sie Musik?" fragte er.
Sie sah ihn bei dieser neuen Frage forschend an.
„Lieben? Wie meinen Sie das? Soll das heißen, ob ich selbst musiziere, oder ob ich gern Musik höre?"
„Das eine wie das andere ..."
„Nein, ich musiziere nicht selbst, und was das Anhören betrifft ... wo bekommt man hier gute Musik zu hören?"
„Was lieben Sie überhaupt?"
Sie sah ihn wieder fragend an.
„Sind Sie gern in der Wirtschaft tätig? Befassen Sie sich mit Handarbeiten, mit Stickereien? ..."
„Nein. Aber Marfinka versteht sich auf alle diese Dinge."
Raiski sah sie an, machte ein paar Schritte durchs Zimmer und blieb dann vor ihr stehen.
„Sagen Sie, Wjera — Sie ... fürchten sich wohl vor mir?" fragte er.
Sie verstand seine Frage nicht und sah ihn groß an, mit einer naiv erstaunten Miene, die so gar nicht zu ihren Augen, durchdringend scharfen Augen paßte.
„Warum sprechen Sie sich nicht frei aus? Warum halten Sie vor mir hinterm Berge?" fuhr er fort. „Sie denken vielleicht, ich könnte mich ... über Sie lustig machen oder geringschätzig von den Dingen reden, die Sie interessieren ... mit einem Wort: meine Fragen sind Ihnen peinlich, machen Sie verlegen und schüchtern ..."
Sie blickte mit einem Ausdruck so spöttischer Verwunderung auf ihn, daß er nicht einen Augenblick darüber in Zweifel blieb, wie wenig von Verlegenheit und Schüchternheit bei ihr die Rede sein konnte.

Er begriff, daß seine Frage einfach töricht war, und er war auf sich selbst ernstlich erzürnt.

„Marfinka nämlich fürchtet sich vor mir," sagte er, in der Absicht, den schlechten Eindruck zu verwischen, den seine Worte auf sie zu machen schienen. „Und dabei liegt gar kein Grund vor ..."

„Ganz recht: auch ich sehe keinen Grund, mich vor Ihnen zu fürchten, und ich fürchte mich auch wirklich nicht ..." antwortete sie mit einem feinen Lächeln.

„Aber sagen Sie: was lieben Sie überhaupt?" sprach er, die alte Frage wieder aufnehmend. „Bücher interessieren Sie anscheinend nicht besonders ... in der Wirtschaft sind Sie, wie Sie sagen, nicht gern tätig ... Irgend etwas muß es aber doch geben, das Ihnen Freude macht ... Haben Sie Blumen gern?"

„Blumen? Wenn sie im Garten draußen stehen, hab' ich sie gern, aber nicht im Zimmer, da machen sie zu viel Schererei."

„Und lieben Sie die Natur ... im allgemeinen so, mein' ich ...?"

„O ja — diesen lauschigen Winkel hier, die Wolga, die Schlucht, den Wald dort, den Garten: das alles liebe ich sehr!" versetzte sie, und ihr Auge ruhte mit offenbarer Freude auf dem Landschaftsbilde vor ihrem Fenster.

„Was fesselt Sie denn so sehr an diesen Winkel hier?"

Sie schwieg und fuhr fort, gleichsam jeden Baum, jeden Hügel, jede Biegung des Flusses mit entzückten Blicken zu liebkosen.

„Alles," entgegnete sie gleichmütig auf seine Frage.

„Gewiß, das alles ist schön und anziehend, aber es dürfte doch auf die Dauer nicht genügen: diese Aussicht, dieses Ufer, die Berge, der Wald — es muß Sie doch mit der

Zeit langweilen, wenn nicht irgendein lebendes, gleichfühlendes Wesen Ihre Sympathien teilt und immer wieder auffrischt ..."
„Ganz recht: es müßte mich mit der Zeit langweilen ..." pflichtete sie ihm bei.
„Sie haben also hier jemanden, mit dem Sie Ihre Sympathien teilen und Ihre Gedanken austauschen?"
Sie schwieg und tat, als höre sie ihn nicht.
„Wie steht's damit, Wjera?"
„Wie? ... Sie wissen doch, daß ich hier nicht allein lebe," sagte sie. „Ich habe die Tante, habe Marfinka ..."
„Sollten Sie wirklich mit ihnen Ihre Sympathien teilen und Ihre Gedanken austauschen?"
Sie sah ihn ein wenig verwundert an: „Warum nicht?" stand in ihren Augen zu lesen.
„Nein," fuhr er fort, „nicht die Ihrigen hier meine ich. Doch vielleicht gibt es sonst jemanden, mit dem Sie gern dort am Rande der Schlucht stehen oder im dichten Gebüsch sitzen — es ist ja auch eine Bank da ... mit dem Sie den Morgen, den Abend, die ganze Nacht dort zubringen, ohne zu merken, wie die Zeit verrinnt, ohne Unterlaß plaudernd oder auch halbe Tage lang schweigend, ganz im Gefühl des Glücks, des gegenseitigen Verstehens ... so daß Sie nicht nur wissen, was der andere denkt, wenn er spricht, sondern auch, wenn er schweigt ... daß er in dem abgrundtiefen Blicke Ihres Auges das Geheimnis Ihrer Seele, das Flüstern Ihres Herzens zu lesen vermag ... das, ja — das müßte schön und herrlich sein!"
Sie saß mit gesenkten Wimpern da, wie in tiefes Nachdenken versunken.
„Vielleicht gibt es solch einen Partner Ihres Wesens," fuhr er, während er sie forschend ansah, in seiner Rede

fort — „der, wenn er gleich in der Ferne weilt, doch ewig um Sie ist, daß Sie seine Nähe fühlen, daß er einen Teil Ihres Seins in sich trägt, wie Sie einen Teil seines Herzens, seines Denkens, seines Schicksals in sich tragen, daß Sie diese Berge und Wälder nicht mit Ihren Augen allein sehen, dieses Rauschen nicht mit Ihren Ohren allein hören, daß vom lauen Hauch der dunklen Nacht nicht Ihr Antlitz allein umfächelt wird, sondern überall jenes zweite, verwandte Wesen mit Ihnen ist ..."

Sie machte plötzlich eine rasche Bewegung und warf ihm einen Blick zu, der ihn wie ein jäher Lichtstrahl traf. Unwillkürlich hielt Raiski einen Augenblick inne, doch der Strahl erlosch, und sie saß wieder unbeweglich da.

„Nur dann," fuhr er, während er in ihren Zügen zu lesen suchte, fort — „ja, nur dann hat alles das einen Sinn, nur dann bedeutet es Freude und Glück. Mein Gott, und welch ein Glück! Haben Sie hier solch einen Partner — solch ein zweites Herz, eine zweite Seele, die Sie in innigem Austausch teilnehmen lassen an dem Leben Ihres Herzens und Ihrer Seele? Existiert es, dieses zweite Wesen?"

„Ja, es existiert!" sagte sie, und deutlich klang jener seltsame, tiefe Flüsterton in ihrer Stimme mit.

„Es existiert?! Und wer ist dieses glückliche Wesen?" fragte er in einem Tone, aus dem es wie Neid und Eifersucht, ja fast wie Furcht hervorklang.

Sie schwieg ein Weilchen.

„Es ist ... die Frau des Popen, bei der ich zu Gaste war — man hat Ihnen wohl von ihr erzählt?" antwortete Wjera, erhob sich von ihrem Stuhle und strich mit der Hand über ihre Schürze, um die Zwiebackkrümchen davon zu entfernen.

„Die Frau des Popen!" wiederholte Raiski ungläubig.

„Ja, sie ist mein Seelenpartner. Wenn sie mich besucht, blicken wir oft stundenlang auf die Wolga und können uns nicht satt sehen und satt plaudern. Und auch auf jener Bank sitzen wir, wie Sie richtig erraten haben ... Trinken Sie nicht mehr? Dann lasse ich abräumen ..."

„Die Frau des Popen!" wiederholte er, in Nachdenken versunken, ohne zu hören, was sie sagte, und ohne zu bemerken, daß sie lächelte, und daß ihr Kinn dabei bebte.

Auf sein Gesicht aber legte sich eine Wolke von Zweifel, Mißtrauen und grundloser, unmotivierter Trauer. Er begann sich selbst zu analysieren und mußte sich gestehen, daß er Wjera keineswegs aus Teilnahme nach diesem „jemand" ausgeforscht hatte, mit dem sie ihre Sympathien austauschte, sondern um sie auszuhorchen und vor ihr zu prunken, sie einen Blick in seine reiche Gedanken- und Gefühlswelt tun zu lassen. Er mußte sich sagen, daß er insgeheim die Hoffnung gehegt hatte, in ihr ein ebenso jugendlich-knospenhaftes Wesen zu finden wie in Marfinka, und daß er, zunächst wohl unbewußt, im stillen sich selbst die Rolle zugeteilt hatte, die junge Knospe zur Entwicklung zu bringen, die Landschaft da draußen für sie zu beleben und ihr „Partner" zu werden.

Dieselben Wünsche und Bestrebungen, mit einem Wort, die bei der Begegnung mit der Bjelowodowa und mit Marfinka sich in ihm geregt hatten, traten auch jetzt zutage, und zwar um so stärker und unwiderstehlicher, als Wjeras Schönheit etwas so geheimnisvoll Lockendes hatte und der ganze Reiz ihres Wesens nicht auf einmal zutage trat, wie bei jenen beiden und so vielen anderen, die er gekannt hatte, sondern sich hinter dem Schleier der Zurückhaltung barg und seine Phantasie schon bei dieser ersten Begegnung aufs lebhafteste reizte.

Was würde die Zukunft ihm noch über sie enthüllen: wer war sie, was war sie? Eine listige Kokette, eine geschickte Schauspielerin — oder eine tief angelegte, zarte Frauennatur, eins von jenen Wesen, die ganz nach Willkür mit dem Leben eines Menschen spielen, ihn mit Füßen treten, seine Existenz vernichten — — oder ihm ein Glück gewähren, wie es köstlicher, heißer, lebendiger einem Sterblichen nicht gewährt werden kann?

„Wollen Sie noch Kaffee trinken?" fragte Wjera zum zweiten Male.

„Nein, ich danke. — Sagen Sie einmal, Wjera — lieben Sie die Großtante und Marfinka?" fragte er nachdenklich, um auf ein anderes Thema überzugehen.

„Wen sollte ich denn sonst noch lieben?"

„Und lieben Sie mich?" fragte er plötzlich, einen scherzhaften Ton anschlagend.

„Auch Sie werde ich lieben," sagte sie, ihn mit heiterem Blick ansehend, — „wenn Sie ... es verdienen!"

„Ah, so—o! Aber ich bin doch Ihr Bruder: Sie sind mir auch ohnedies Liebe schuldig!"

„Ich bin keinem Menschen etwas schuldig!"

„Wie Sie prahlen können! ‚Ich bin niemand verpflichtet, beuge mich vor niemand, fürchte niemand: ich bin stolz!' ... Ist's nicht so?"

„Nein, durchaus nicht."

Raiski schwieg einen Augenblick.

„Sie ist über diese Gemeinplätze noch nicht hinweg — noch zu sehr Provinz," dachte er, während er verstimmt im Zimmer auf und ab schritt.

„Und wie muß man es denn anfangen, um ein solches Glück zu verdienen?"

„Welches Glück?"

„Das Glück, Ihre Liebe zu erringen ...“
„Es heißt, daß die Liebe so gegeben wird, ohne Verdienst, daß sie blind ist ... Ich weiß im übrigen nicht ...“
„Zuweilen keimt sie doch auch zwischen Sehenden auf,“ versetzte Raiski — „auf dem Wege des Vertrauens, der Achtung, der Freundschaft. Mit diesen möchte ich beginnen, um mit der Liebe zu enden. Was muß ich also tun, liebe Schwester, um Ihre Blicke auf mich zu ziehen, Ihre Aufmerksamkeit zu verdienen?“
„Was Sie tun müssen? Mich überhaupt nicht beachten,“ sagte sie nach kurzem Schweigen.
„Wie — ich soll so tun, als bemerke ich Sie gar nicht? ...“
„Sie sollen nicht so große Augen machen, wie eben jetzt!“ fiel sie ihm ins Wort. „Dann sollen Sie auch nicht in mein Zimmer gehen, wenn ich nicht da bin, und mich nicht fragen, wen und was ich liebe oder nicht liebe ...“
„Wie stolz! ... Aber sagen Sie, Schwester — entschuldigen Sie meine Offenheit: ist dieser Stolz nicht ein bißchen übertrieben?“
Sie schwieg.
„Wollen Sie nicht ein klein wenig mit Ihrem unabhängigen Charakter prahlen? Sie halten es vielleicht mit dem Selfgovernment, wollen zeigen, daß Sie sich von den hiesigen Autoritäten, von Tantchen, von Nil Andreitsch usw. emanzipiert haben?“
„Sie wollen anscheinend jetzt gleich den Anfang damit machen, mein Vertrauen und meine Freundschaft zu verdienen?“ versetzte sie lachend, nahm dann aber eine ernste Miene an und sah müde und gelangweilt aus. „Ich verstehe nicht ganz, was Sie eigentlich sagen wollen,“ fügte sie hinzu.

„Ich sagte das alles nur darum, weil Tantchen mir mehrfach versicherte, Sie seien sehr stolz."

„Tantchen? Wie konnte sie das sagen? Ich bin durchaus nicht stolz. Wie kam sie dazu, Ihnen das zu versichern?"

„Ich habe mich entschlossen, Ihnen und Marfinka das alles hier, die beiden Häuser, die Gartenanlagen und den Park, zum Geschenk zu machen. Sie meinte nun, Sie würden das Geschenk nicht annehmen — hat sie recht gehabt?"

„Es ist ganz mir gleich, ob es Ihnen oder mir gehört, wenn ich nur hier bleiben kann," sagte Wjera.

„Sie selbst wollte aber nicht hierbleiben — sie wollte nach Nowosselowo ziehen ..."

„In der Tat?" rief Wjera jäh aus, und es klang wie Angst aus ihrer Stimme.

„Nun, ich habe alles wieder ins gleiche gebracht: welchen Sinn hätte es für Sie, hier fortzuziehen? Marfinka hat das Geschenk angenommen, jedoch nur unter der Bedingung, daß auch Sie einwilligen. Auch Tantchen ist schwankend geworden und wartet offenbar mit ihrer Entscheidung, bis Sie sich geäußert haben. Nun — und was werden Sie sagen? Werden Sie es annehmen, als Schwester vom Bruder?"

„Ja, ich nehme es an," sagte sie hastig. „Oder nein: warum sollen Sie es mir schenken? Ich kaufe es Ihnen ab. Verkaufen Sie mir das alles hier — ich bin nicht ohne Mittel, ich zahle Ihnen dafür fünfzigtausend Rubel."

„Nein, darauf lasse ich mich nicht ein."

Sie stand einen Augenblick sinnend da und warf einen Blick auf die Wolga, die Schlucht und den Park.

„Gut, wie Sie wollen — ich bin mit allem einverstanden, wenn wir nur hier bleiben."

„Dann kann ich also die Schenkungsurkunde ausstellen lassen?"

„Ja ... ich danke Ihnen," sagte sie, trat auf ihn zu und streckte ihm beide Hände entgegen. Er nahm sie, schüttelte sie und küßte sie dann auf die Wange. Sie erwiderte durch einen kräftigen Händedruck und einen Kuß in die Luft.

„Sie scheinen diesen Winkel und das alte Haus wirklich sehr zu lieben?"

„Ja, sehr ..."

„Hören Sie, Wjera: überlassen Sie mir ein Zimmer hier im Hause — wir wollen zusammen lesen, studieren ... Interessieren Sie sich für wissenschaftliche Dinge?"

„Was sollen wir denn studieren?" fragte sie verwundert.

„Nun, sehen Sie: ich möchte für Marfinka einen praktischen Kursus der Literatur- und Kunstgeschichte arrangieren. Haben Sie keine Angst," fügte er rasch hinzu, als er sah, daß ein Schatten sich auf ihr Gesicht legte — „unser Kursus wird sich auf etwas Lektüre und die daran anschließende Unterhaltung beschränken ... Wir werden alles mögliche lesen, Altes und Neues, Einheimisches und Fremdes ... Wir werden uns gegenseitig unsere Eindrücke mitteilen und über das Gelesene diskutieren ... Das wird für mich eine angenehme Beschäftigung sein und vielleicht auch Ihnen Vergnügen machen. Lieben Sie die Kunst?"

Sie gähnte leise in die vorgehaltene Hand, und er bemerkte es.

„Es scheint, daß sie keine Lust hat, die Schülerin zu spielen: entweder weiß sie schon alles, oder sie will nichts wissen," entschied er im stillen.

„Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?" fragte sie ihrerseits nach einem Weilchen, ohne auf seine Frage zu antworten.

„Ich weiß es nicht: das hängt von den Umständen ab, und ... von Ihnen ..."

„Von mir?“ wiederholte sie und sah, in Nachdenken versunken, zur Seite.

„Gehen wir hinüber in das andere Haus,“ schlug er vor. „Ich will Ihnen meine Skizzenbücher und meine Zeichnungen zeigen, wir wollen miteinander plaudern.“

„Gut, gehen Sie voraus, und ich komme nach. Ich habe mich hier noch gar nicht wieder eingerichtet und muß erst meine Sachen einräumen ...“

Er zögerte. Sie hielt die Türklinke in der Hand und wartete, ob er nicht gehen würde.

„Mein Gott, wie schön sie ist! Und was für eine seltsame, stechende Schönheit!“ dachte er, während er sich nach seinem Zimmer begab und zu ihrem Fenster hinaufblickte.

„Wjera Wassiljewna ist angekommen!“ sagte er lebhaft zu Jakow, den er im Vorzimmer traf.

„Tantchen, Wjera ist angekommen!“ rief er laut, als er am Kabinett der Großtante vorüberging, und klopfte an die Tür.

„Marfinka!“ schrie er an der Treppe, die zu Marfinkas Zimmer führte — „Wjerotschka ist angekommen!“

Ein hastiges Laufen, Lärmen und Rufen, vermischt mit dem Klirren von Schlüsseln und dem Fauchen des Samowars, war die Antwort auf die Nachricht, die er brachte.

Er begann hastig in seinen Mappen und Papieren zu wühlen, trug, was er ausgewählt hatte, in den Salon, breitete es dort auf dem Tische aus und wartete mit Ungeduld, bis Wjera, nachdem sie alle Umarmungen, Zärtlichkeiten und Fragen der Großtante und Marfinkas überstanden hätte, endlich zu ihm eilen würde, um das begonnene Gespräch fortzusetzen, das, wenn es nach ihm gegangen wäre, nie ein Ende gefunden hätte. Er wunderte sich selbst über seine Behendigkeit und schämte sich sogar ein wenig

dieser Geschäftigkeit, die wirklich so aussah, als wolle er um jeden Preis „ihre Aufmerksamkeit, ihre Freundschaft und ihr Vertrauen verdienen".

„Wart' nur," dachte er, „ich will dir beweisen, daß du im Vergleich zu mir nichts weiter bist als ein unbedeutendes kleines Provinzdämchen!"

Er wartete mit Ungeduld, aber wer nicht kam, war Wjera. Er hatte es sich so zurechtgelegt, daß er sie zunächst in ein endloses Gespräch über die Kunst verwickeln würde, um dann auf das Wesen der Schönheit, die Welt der Gefühle usw. überzugehen.

„Noch hat dir die Frau des Popen nicht alles offenbart!" dachte er. „Noch sind dir gar weite Gebiete des Geistes- und Gefühlslebens verschlossen geblieben — wir wollen doch sehen, ob du deiner selbst wirklich so sicher bist, wenn du erst..."

Doch sie kam und kam nicht. Er wurde ganz ernsthaft böse, packte seine Zeichnungen zusammen und wollte sie eben in sein Zimmer zurücktragen, als plötzlich die Tür weit aufging und ... Paulina Karpowna vor ihm stand, in einem wolkenartigen Musselinkleide, mit blauen Bändern um den Hals, auf der Brust, über dem Magen, an den Schultern und einem durchsichtigen Hütchen mit Ähren und Vergißmeinnichtblüten auf dem Kopfe. Hinter ihr her kam, mit Fächer und Klappstuhl beladen, ihr Kadett ins Zimmer stolziert.

„O mein Gott!" rief Raiski, und ein schmerzliches Zucken ging über sein Gesicht.

„Bon jour!" rief sie ihm entgegen. „Sie haben mich nicht erwartet? Ich sehe es, ich sehe es! Du courage! Ich kann alles begreifen. Ich machte mit Michel einen Spaziergang durchs Gehölz und dachte: du wirst einmal bei

ihnen vorsprechen! — Michel! Saluez donc monsieur et mettez tout cela de côté! — Was haben Sie denn da? Ah, Ihre Skizzenbücher und Zeichnungen, die Erzeugnisse Ihrer Muse. Ich bin schon ganz hin vor lauter Entzücken, ehe ich noch etwas gesehen habe. Zeigen Sie her, zeigen Sie her, um Gottes willen! Setzen Sie sich hierher — so, näher heran, näher heran ..."

Sie brauchte den Diwan und noch ein paar Stühle dazu, um ihr Kleid darauf auszubreiten. Raiski hätte ihr am liebsten die Mappen und Hefte an den Kopf geworfen. Er stand da und wußte nicht, ob er aus dem Zimmer gehen und sie allein lassen, oder ob er sich vor seinem Schicksal demütig beugen und ihr die Zeichnungen zeigen sollte.

„Nicht so zaghaft, immer Mut, Mut!" rief sie ihm zu. „Michel, allez vous promener un peu dans le jardin! Setzen Sie sich doch hierher, näher zu mir!" sagte sie, als der Kadett hinausgegangen war.

Raiski brach plötzlich in ein nervöses Lachen aus und setzte sich neben sie.

„So ist's recht!" sagte sie, und im Flüsterton fügte sie hinzu: „Ich sehe, daß Sie mich verstehen ..."

Raiski erlangte seine gute Laune wieder.

„Die spielt ihre naive Komödienrolle wenigstens offen, ohne die Winkelzüge und Heimlichkeiten, wie sie der andern belieben ..." dachte er.

„Nein, wie lieb! Charmant, ce paysage!" schwatzte die Krizkaja drauf los, während sie die Zeichnungen betrachtete. — „Qu'est-ce que c'est que cette belle figure?" fragte sie, ein Aquarellporträt der Bjelowodowa eingehend prüfend. — „Ah, que c'est beau! Das ist wohl der Gegenstand Ihrer Anbetung? Bekennen Sie!"

„Ja."

„Ich wußte es — oh, vous êtes terrible, allez!“ sagte sie und versetzte ihm mit dem Fächer einen leichten Schlag auf die Schulter.
Er lachte.
„Es seufzen doch sicher sehr viele nach Ihnen — n'est-ce pas? Gestehen Sie es nur! Und was hier noch alles zu erwarten steht!“
Sie warf ihm einen langen, schelmisch forschenden Blick zu.
„Monstre!“ rief sie dann mit komischer böser Miene.
„O Gott, wie widerwärtig ist sie doch: prügeln möchte man sie!“ dachte er, wieder in seinen ganzen Ingrimm zurückfallend, und knirschte mit den Zähnen.
„Ich habe eine Bitte an Sie, Mr. Boris — hoffentlich darf ich mir die kleine Vertraulichkeit erlauben, Sie so zu nennen?... Faites mon portrait!“
Er schwieg.
„Ma figure y prête, j'espère?“
Er schwieg noch immer.
„Sie schweigen — also ist die Sache abgemacht? Wann darf ich Ihnen sitzen? Was für ein Kleid soll ich anziehen? Raten Sie mir, ich verlasse mich ganz auf Sie, bin ganz Ihre ergebene Dienerin...“ flüsterte sie in einschmeichelndem Lispelton, wobei sie ihn zärtlich ansah und fast geneigt schien, ihren Kopf an seine Schulter zu legen.
„Lassen Sie mich hinaus, um Gottes willen: ich muß in die frische Luft!“ rief er in höchster Qual und erhob sich, seine Beine nur mit Mühe aus dem Gefält ihrer Röcke befreiend.
„Ah, Sie sind erregt — ganz natürlich, ja, ja, ich habe das beabsichtigt, und ich habe es erreicht!“ rief sie triumphierend und fächelte sich das Gesicht. „Wann fangen wir also mit dem Porträt an?“

Er wickelte schweigend seine Beine aus dem Gewirr ihrer Röcke heraus.

„Oh, oh — Sie sind gefangen: ich lasse Sie nicht los!“ neckte sie ihn und suchte ihn in der Umstrickung festzuhalten.

„Lassen Sie mich los — sonst schrei' ich!“

In diesem Moment ging leise die Tür auf, und Wjera erschien auf der Schwelle. Sie stand ein paar Augenblicke da, ehe die beiden sie bemerkten. Die Krizkaja sah sie zuerst und rief in scherzendem Tone:

„Ah, Wjera Wassiljewna! Sie sind zurück? Welch ein Glück! Sie haben uns gefehlt: sehen Sie nur, Ihr Cousin ist gefangen — wie ein Löwe, der in die Falle geraten ist, nicht wahr? Wie geht's Ihnen, meine Liebe? Sie sehen recht frisch aus, haben zugenommen ...“

Und sie erhob sich, um Wjera durch einen Kuß zu begrüßen.

Wjera hatte schweigend die sonderbare Szene betrachtet: um ihr Kinn zitterte ein feines Lachen.

„Ich habe Sie schon längst erwartet,“ bemerkte Raiski trocken zu ihr.

„Ich habe gut daran getan, nicht eher zu kommen,“ sagte Wjera ironisch, doch dabei höflich, als sie die Krizkaja begrüßt hatte. „Paulina Karpowna ist zur rechten Zeit gekommen ...“

„N'est-ce pas?“

„Sie hat jedenfalls mehr Verständnis für diese Sachen als ich: ich habe in Dingen der Kunst kein Urteil, und auch mein Geschmack ist nicht weit her,“ fuhr Wjera fort, nahm zwei oder drei Zeichnungen auf, betrachtete sie flüchtig, legte sie wieder hin und trat vor den Spiegel, in dem sie sich aufmerksam betrachtete.

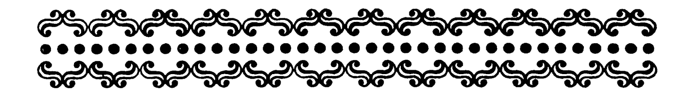
„Wie blaß ich heute bin: der Kopf tut mir etwas weh — ich habe heute Nacht schlecht geschlafen. Auf Wiedersehen, Cousin, ich will noch etwas ruhen. Entschuldigen Sie mich, Paulina Karpowna!" fügte sie hinzu und schlüpfte zur Tür hinaus.

Man hörte ihre Schritte nicht, nur das Knarren der Treppe ließ darauf schließen, daß sie zu Marfinka hinaufging.

„Nun sind wir wieder allein!" sagte Paulina Karpowna, während sie den Diwan und den halben Tisch mit ihren Röcken bedeckte. „Lassen Sie sehen! Setzen Sie sich hierher, ganz nahe zu mir!"

Raiski raffte schweigend, mit einer einzigen Handbewegung, alle Zeichnungen und Hefte in einen Haufen zusammen, schob alles in die größte Mappe hinein, klappte sie heftig zu und ging, ohne sich umzusehen, mit zornigem Schritt zur Tür hinaus.





Siebzehntes Kapitel

Raiski beschloß, Wjera durch Gleichgültigkeit zu bestrafen, ihr nicht die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Statt dessen jedoch ging er drei Tage lang schmollend umher. Wenn er ihr begegnete, wechselte er höchstens zwei, drei Worte mit ihr, doch sprach aus diesen sein ganzer verhaltener Ärger.

Er verschloß sich in seinem Zimmer, arbeitete an dem Plane seines Romans und schrieb einige Bemerkungen „über die vergiftende Wirkung der Langenweile" nieder, die bereits für den Roman bestimmt waren. Er analysierte dieses Leiden, das ihn seit einiger Zeit wieder peinigte, indem er das Tatsachenmaterial aus seinem Innenleben hervorholte.

Er wollte abreisen, irgendwohin, wo es noch stiller, noch einsamer wäre, vielleicht nach Nowosselowo, dem Gute der Großtante, um dort in gänzlicher Abgeschiedenheit an dem Aufbau seines Romans, dem Netz all der mannigfachen Beziehungen und Handlungen, zu arbeiten, den beherrschenden Mittelpunkt für das geplante Gemälde zu finden, alle Zusammenhänge logisch einzuordnen und seine zukünftige Schöpfung von vornherein zum Range des Kunstwerkes zu erheben.

Hier war alles seiner Arbeit hinderlich. Eben hat Marfinka im Garten ein Liedchen angestimmt: „Du mein herziger Schatz, o wie lieb' ich dich treu!" singt sie mit ihrer reinen, wohltönenden Stimme, und nicht eine Spur von Liebe klingt dabei aus dieser Stimme, die durch die Stille des Gartens und Parkes schallt; dann hört man, wie sie mitten im Gesange innehält und Matrona zuruft, sie solle Kopfsalat zum Mittagessen ausschneiden; und wieder nach einer Weile hört man ihr helles Lachen schon irgendwo aus einer Gruppe von Bauernkindern.

Ein paar Bauernfuhren, mit Hafer oder Mehl beladen, kommen auf den Hof gefahren; die Räder knarren, das Hofgesinde läuft schwatzend hin und her, Türen werden geschlagen — kurz, alles stört und hindert ihn.

Weiter hinaus sieht er aus dem Fenster den goldig schimmernden Hain, die weißen Buchweizenfelder, die blühenden Mohnbeete und Kleeschläge, die das Bild der Landschaft so mannigfach bunt färben und Augen und Sinn von den Heften abziehen.

Lange kämpfte Raiski mit sich selbst, um nicht nach Wjeras Fenster hinaufzusehen: endlich aber hielt er's nicht mehr aus und schielte wenigstens heimlich hinüber. Es war ganz still dort, sie selbst war unsichtbar, nur der lila Vorhang wurde leicht vom Winde bewegt.

Gestern hatte sie den ganzen Abend im Kabinett Tatjana Markownas zugebracht: alle, auch Marfinka und Tit Nikonytsch, waren da zusammengewesen. Marfinka hatte eine Handarbeit vor, goß den Tee ein und spielte später Klavier. Wjera schwieg; wurde sie nach etwas gefragt, so antwortete sie, ergriff jedoch niemals selbst das Wort.

Sie trank keinen Tee, stocherte beim Abendbrot nur in zwei, drei Tellern mit der Gabel herum, nahm ein paar

Bissen in den Mund, aß einen Löffel Kompott und ging sogleich nach dem Abendbrot, um sich schlafen zu legen.
Je weniger Raiski sie beachtete, desto freundlicher war sie gegen ihn; doch küßte sie ihn nie, obschon die Großtante darauf bestand, nannte ihn auch nicht Bruder, sondern Cousin, und wollte ihn, dem Befehl der Tante zum Trotz, nicht duzen, wiewohl er selbst längst zum traulichen „Du" übergegangen war. Sowie er sie jedoch groß ansah und auszufragen begann, wurde sie mißtrauisch und vorsichtig und verschloß sich vor ihm gleichsam in sich selbst.
Raiski ärgerte sich darüber, daß ihr Bild sich immer und immer wieder in seinen Vorstellungskreis drängte. Wenn sie schon sein Erscheinen kaum zu bemerken schien, so suchte er sich erst recht in den Mantel der Unnahbarkeit und Gleichgültigkeit zu hüllen und zu vergessen, daß sie mit ihm unter einem Dache lebte. Und zwar tat er das nicht bloß zum Schein, um sich vor ihr aufzuspielen, sondern in dem ernsthaften Bestreben, seine Beziehungen zu ihr auf einen rein äußerlichen Fuß zu stellen.
Aber je mehr er sich Mühe gab, diesem Ziele näherzukommen, desto lebhafter regte sich zu seinem Ärger in ihm der Drang, jeden ihrer Schritte, jede Bewegung, jedes Wort in kleinlicher und zudringlicher Weise zu überwachen. Zuweilen gelingt es ihm, sich für ein Weilchen zu beherrschen, aber schon bohrt die Neugier wieder in ihm, er muß einen raschen, verstohlenen Blick nach ihr werfen — und alles ist vorüber. Und dann vermag er schon gar nicht mehr, die Augen von ihr abzuwenden.
Alles schien ihm wie umgewandelt, sobald sie ins Zimmer trat: als wenn ein anderes Licht auf alle Gegenstände fiele; der schlichteste Raum wurde durch ihren Eintritt für ihn zum Tempel, und sie selbst stand, ob sie sich gleich in den

äußersten Winkel flüchtete, stets im Vordergrunde, wie auf einem Piedestal, wie von magischen Flammen oder von silbernem Mondschein beleuchtet.

Kam sie, während er bei herabgelassenem Vorhang in seine Arbeit vertieft war, auf dem Gartenpfade daher, dann hätte er, ohne den Kopf zu heben, ruhig weiterarbeiten sollen; statt dessen lüftete er in dem krampfhaften Bemühen, nur ja nicht zu verraten, daß er ihr Kommen bemerkt habe, ganz behutsam, wie ein verliebter Narr, einen Zipfel des Vorhangs, beobachtete, wie sie ging, was für eine Miene sie machte, worauf ihr Blick sich richtete, und suchte ihre Gedanken zu erraten. Natürlich bemerkte sie es, daß der Zipfel gehoben wurde, und erriet auch, weshalb es geschah.

Geht er selbst über den Hof oder durch den Garten, dann beginnt er, statt geradeaus zu gehen und sich nicht lange umzusehen, auf seltsame Art zu manövrieren, guckt erst nach der von ihren Fenstern abgewandten Richtung und hebt dann plötzlich den Blick zu ihnen empor, um natürlich ihrem Blick zu begegnen, dem, wie ein fein ironisches Lächeln ihn belehrt, seine Manöver nicht entgangen sind. Oder er fragt Marina aus, wo sie ist, und was sie treibt, und hat er sie aus den Augen verloren, so läuft er umher und sucht sie überall wie eine Stecknadel, um dann, sobald er sie entdeckt hat, wieder den Gleichgültigen zu spielen.

Zuweilen sprach er zwei Tage lang hintereinander mit Wjera kein Wort, traf sie nicht ein einziges Mal — und wußte doch in jedem Augenblick ganz genau, wo sie war, und was sie vorhatte. Er besaß von jeher eine sehr scharfe Beobachtungsgabe, die, wenn es sich um einen Gegenstand handelte, der ihn interessierte, sich zur höchsten Feinheit

und Eindringlichkeit steigern konnte, jetzt aber, bei der schweigsamen Überwachung Wjeras, schon fast die Stufe des Hellsehens erreichte.

Er vernahm ihre Stimme durch die Wände hindurch und konnte in jedem Augenblicke, gleichsam instinktiv, voraussagen, was sie reden, und wie sie handeln würde. Innerhalb weniger Tage hatte er ihre Gewohnheiten, ihren Geschmack, verschiedene ihrer kleinen Neigungen genau kennengelernt, freilich nur solche, die sich auf ihr äußerliches, häusliches Leben bezogen.

Ihr sittliches Ich dagegen blieb für ihn noch immer in Dunkel gehüllt.

In der Unterhaltung ließ sie sich nie von seiner glühenden Phantasie mit fortreißen, seine Scherze beantwortete sie nur mit einem leichten Lächeln, und wenn es ihm gelang, sie richtig zum Lachen zu bringen, dann konnte er wohl sehen, wie ihr Kinn zu zittern und zu zucken begann, doch verfiel sie alsbald wieder in gleichgültiges Schweigen oder stilles Sinnen, über dem sie seine Anwesenheit völlig zu vergessen schien. Weckte er sie daraus durch eine Frage oder eine Bewegung, dann fuhr sie wie aus tiefem Schlafe jäh empor.

Sie hatte es nicht gern, wenn jemand zu ihr in das alte Haus kam. Auch die Großtante ließ sie dort unbehelligt, und Marfinka, die ohnedies das alte Haus mied, wurde von ihr ohne weiteres fortgeschickt.

Kam Raiski hinüber, so wartete sie, ob er nicht bald wieder gehen würde, und wenn er Miene machte, länger zu verweilen, so blieb sie aus Höflichkeit vielleicht zehn Minuten, um ihn dann allein zu lassen.

Jede persönliche Zuneigung schien ihr, so unnatürlich das bei einem jungen Mädchen auch sein mochte, gänzlich fremd

zu sein: diesen Eindruck wenigstens machte äußerlich ihr Verhalten, und in ihre Seele ließ sie niemanden schauen. Von der Großtante und Marfinka sprach sie stets in ruhigem, fast gleichgültigem Tone.

Eine regelmäßige Beschäftigung hatte sie nicht. Wenn sie las oder nähte, so tat sie es ganz beiläufig und sprach auch nicht viel von dem, was sie gelesen hatte. Auch Klavierspielen war nicht nach ihrem Sinn; ab und zu griff sie ein paar lose, unzusammenhängende Akkorde, denen sie dann eine ganze Weile lauschte; wenn Marfinka neue Noten bekam, suchte sie dies oder das heraus, sagte: „Spiel' das einmal!" und dann: „Jetzt das ... und dann das ..." — hörte eine Weile zu, blickte starr zum Fenster hinaus und erwähnte das durchgespielte Stück nie wieder mit einer Silbe.

Es fiel Raiski auf, daß die Großtante, die Marfinka jeden Augenblick mit Belehrungen und Warnungen aller Art bedachte, in dieser Hinsicht Wjera gegenüber weit zurückhaltender war, einerseits in gewisser Rücksichtnahme, andererseits, weil sie nur wenig Hoffnung hatte, daß das ausgestreute Samenkorn viel Frucht tragen würde.

Es kam jedoch vor, daß Wjera plötzlich von einem fieberhaften Tätigkeitsdrange ergriffen wurde; dann entwickelte sie eine erstaunliche Behendigkeit und eine Fülle von kleinen Geschicklichkeiten, die man ihr nicht zugetraut hätte. Es handelte sich dabei zumeist um Angelegenheiten der Wirtschaft oder der Toilette, die wohl zu unwichtig waren, um Raiski, in der ersten Zeit wenigstens, besonders aufzufallen. So fertigte sie einmal aus einem Stück Nesseltuch in kaum anderthalb Stunden zwei Häubchen, eins für die Großtante und eins für die Krizkaja, und bewies dabei einen überaus feinen Geschmack und eine große Gewandtheit.

Fünf Minuten später dachte sie nicht mehr an die Häubchen und saß wieder untätig da.

Zuweilen glaubte sie in den Augen der Großtante einen Vorwurf zu lesen — dann gab sie sich mit ganz besonderem Eifer diesem Tätigkeitsdrange hin. Sie begann Marfinka in der Wirtschaft zu helfen und brachte in zehn, zwölf Minuten, gleichsam stoßweise, alles mögliche zustande. Sie nimmt etwas vor und beendet es rasch, wendet sich ab und vergißt es, greift dann nach etwas anderem, macht es ebenfalls fertig und verschwindet so rasch, wie sie gekommen ist.

Zuweilen klagt die Tante, daß sie mit der Unterhaltung der Gäste nicht zu Rande kommt, und ist unwillig darüber, daß Wjera ihr nicht helfen will. Wjera runzelt die Brauen, sie leidet offenbar selbst darunter, daß sie sich nicht zu zwingen vermag. Dann aber erscheint sie ganz plötzlich und unerwartet unter den Gästen, so heiter, die Augen so voll warmer, treuherziger Güte, die Rede so voll Geist und Grazie, daß die Großtante ganz hin ist vor lauter Erstaunen. Und so bleibt sie während des ganzen Abends, zuweilen während eines ganzen Tages, und morgen ist alles wie abgeschnitten: sie ist wieder ganz in sich gekehrt, und niemand weiß, was ihren Sinn beschäftigt, was in ihrer Seele vorgeht.

Das war alles, was Raiski bisher hatte beobachten können: es war nicht mehr als das, was auch die andern sahen und wußten. Aber je dürftiger das Tatsachenmaterial war, das er gesammelt hatte, desto eifriger arbeitete seine Phantasie in Verein mit dem analysierenden Verstande, um endlich den Schlüssel zu dieser verschlossenen Tür zu finden.

Seit er sich mit dem neuen Problem „Wjera“ abgab, wur-

den seine Debatten mit der Großtante seltener und kühler, während Marfinka ihn fast gar nicht mehr beschäftigte, zumal nach jenem Abend im Garten, als er seine Hoffnung, aus dem naiven, ein wenig beschränkten Kinde ein Weib zu machen, für immer aufgegeben hatte.

Im übrigen waren die drei — Raiski, die Großtante und Marfinka — unzertrennlich. Nach dem Tee pflegte Raiski ein Stündchen in Tatjana Markownas Kabinett zu verbringen, nach dem Mittagessen desgleichen, und bei schlechtem Wetter saß er den ganzen Abend bei ihr.

Wjera kam nur für ein Weilchen herüber, um die Großtante und die Schwester zu begrüßen, und ging dann nach dem alten Hause zurück; was sie dort trieb, war nicht in Erfahrung zu bringen. Manchmal erschien sie überhaupt nicht, sondern ließ sich durch Marina den Kaffee hinüberholen.

Die Großtante zog wohl die Stirn in Falten und murmelte vor sich hin: „Wieder einmal launisch — die richtige Wilde!" — doch widersetzte sie sich im übrigen den Launen Wjeras nicht.

Gegen alles in der Welt, was nicht Schönheit war, völlig gleichgültig, hegte Raiski für diese eine wahrhaft sklavische Verehrung, blieb kühl gegen alles Unschöne und verschmähte, ja verabscheute jede Art von Häßlichkeit.

Nicht nur von der äußeren Welt, der Welt der Formen, verlangte er gebieterisch Schönheit, auch die sittliche Welt sah er nicht so, wie sie ist, mit ihren unausgeglichenen, rohen Dissonanzen, als eine von Urbeginn an einsetzende, noch unvollendete Arbeit der Menschheit, sondern als ein harmonisches Ganzes, als den fertigen Inbegriff hehrer Ideale, die er selbst sich geschaffen, die aus seinem Innern Lebenskraft und Farbe, Feuer und Pulsschlag empfingen.

Er besaß nicht die Geduld, sich in diesem Lärm, dieser Unruhe, diesem Getriebe des Werkeltaglebens heimisch zu machen und mit Mühe und Ausdauer seine Kräfte für jenen feierlichen Moment vorzubereiten, in dem die Menschheit fühlen würde, daß sie der Vollendung nahe ist und den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht hat, in dem der Strom des Lebens, für alle Zeiten in seiner Richtung bestimmt, in den Ozean der Ewigkeit einmünden würde.

Dieser überall zutage tretende ewige Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und der Schönheit seiner Ideale hatte für ihn etwas Verletzendes, und er litt darunter für sich selbst wie für die ganze Welt.

Er glaubte an den idealen Fortschritt, an die Vervollkommnung der Form und des Geistes stärker, als die Materialisten an den Fortschritt im utilitaristischen Sinne glauben; aber er litt unter dem Schneckengange dieses Fortschritts und ward darüber zum Hypochonder, dem alle die kleinen Kratzwunden, die das häßliche Milieu ihm beibrachte, unerträglich erschienen.

In solcher Stimmung erschienen ihm alle Menschen seiner Umgebung wie die übertünchten Gräber des Evangeliums, voll „Staub und Verwesung". Die greisenhafte Schönheit der Großtante, diese Schönheit des Charakters, der Denkweise, der gefestigten alten Sitten, der Herzensgüte und all der sonstigen reifen Vorzüge verblaßte in seinen Augen. Da und dort sah er ihren einsichtslosen Trotz, ihren Egoismus hervorgucken; ihre feudalen Anwandlungen erschienen ihm als wahre Tyrannei, und wenn er so recht mutlos und verzweifelt war, ließ er nicht einmal ihr Alter und ihre Erziehung als Milderungsgründe gelten.

Tit Nikonytsch wurde für ihn zum abgelebten alten Herrn, der zu nichts mehr taugte, Leontij zum Schulpedanten, seine

Frau zu einem albernen, liederlichen Weibsbild, das ganze Hofgesinde von Malinowka zu einer gefräßigen Horde von Wilden, denen jeder edlere menschliche Zug fremd war.

Dieser ganze stille Winkel, die Gutswirtschaft mit den Dorfhütten, den Bauern, dem Vieh und Geflügel verlor in seinen Augen das Kolorit des heiteren, glücklichen Nestes und erschien ihm einfach als ein Stall, dem er längst den Rücken gekehrt hätte, wenn nicht ... Wjera gewesen wäre!

An einem solchen mißmutig hypochondrischen Tage lag er mit der Zigarre im Munde auf der Causeuse in Tatjana Markownas Zimmer. Die Großtante, die nie ohne eine Beschäftigung sein konnte, saß da und prüfte einige Rechnungen, die ihr Ssawelij gebracht hatte. Kleine Häufchen von Hafer und Roggen lagen auf Papierblättern vor ihr. Marfinka war in eine feine Spitzenarbeit vertieft und so sehr bei der Sache, daß sie die Lippen fest zusammenpreßte und um die Nase wie auf der Stirn sich feine Fältchen bildeten. Wjera war, wie gewöhnlich, nicht anwesend.

Raiski warf zufällig einen Blick auf Marfinka und mußte laut auflachen. Sie wurde rot und sah ihn fragend an.

„Was für ein drolliges Gesicht du eben machtest!" sagte er.

„Nun, Gott sei Dank, die Sonne bricht wieder durch die Wolken!" versetzte Tatjana Markowna. „Das war ja nicht mehr mit anzusehen!"

Er stieß einen Seufzer aus.

„Was seufzst du denn: du hast es wohl recht schwer hier auf dieser Welt?"

„Freilich hab' ich's schwer, Tantchen. Haben Sie es denn so leicht?"

„Nun hör' einer! Willst du vielleicht Gott versuchen? Dir sollte man wirklich Schröpfköpfe ansetzen!"

„Meinetwegen — nur irgendeine Abwechselung! Das ist ja sonst hier das reine Grab!"

„Verzeih ihm, o Herr — er weiß nicht, was er spricht! Ach, Borjuschka, daß du dir nicht noch ein Unglück auf den Hals redest! Ist es erst da, dann wirst du bitter bereuen. Ja, ja," fügte sie nach kurzem Schweigen mit einem stillen Seufzer hinzu, „es ist schon so im Menschenschicksal begründet, daß Hochmut vor dem Falle kommt. Jetzt überhebst du dich — aber du wirst schon geduckt werden! Das Schicksal wird dir eine gründliche Lehre geben, du wirst an mich denken."

„Sie meinen, es wird mir Schröpfköpfe ansetzen? Ich fürchte mich nicht. Ich habe niemanden und nichts in der Welt — was kann es mir anhaben?"

„Wart's nur ab! Es weiß schon, wo es einen zu fassen hat. Manch einer vergißt zeitlebens den Denkzettel nicht, den er bekommen hat. Da ist zu Beispiel Kirill Kirillitsch ..." — sie war, nach ihrer Gewohnheit, sogleich mit einem Beispiel bei der Hand — „der war dir reich und gesund und kannte sein Lebtag nichts als hi hi hi und ha ha ha, und eines schönes Tages geht ihm die Frau durch! Seit der Zeit läßt er den Kopf hängen — sechs Jahre lang irrte er wie ein Schatten umher ... Und Jegor Iljitsch ..."

„Aber ich habe doch keine Frau, mithin kann mir das nie passieren ..."

„Dann heirate doch!"

„Wozu? Damit meine Frau mir durchgeht?"

„Nicht alle Frauen gehen ihren Männern durch: willst du, daß ich dir eine verschaffe?"

„Nein, ich danke; denken Sie sich einen anderen ‚Schröpfkopf' für mich aus."

„Das überlaß nur dem Schicksal! Gott behüte dich, daß deine losen Reden dir nicht schlecht bekommen! Ich will

dir etwas vorschlagen: komm, laß uns in die Stadt fahren und Visiten abstatten! Man macht mir ohnedies schon Vorwürfe, daß ich dich hier so eingeschlossen halte. Die Vizegouverneurin, Nil Andreïtsch, die Fürstin — sie alle wollen dich sehen! Und auch bei dieser schamlosen Person, der Paulina Karpowna, wollen wir vorsprechen, damit sie uns nichts nachredet. Und dann geht's zum Branntweinpächter ..."

„Was sollen wir da?"

„Das sage ich dir später."

„Weshalb will Tantchen durchaus mit mir zu diesem Pächter fahren? Weißt du es nicht, Marfinka?"

„Er hat eine heiratsfähige Tochter — Tantchen erzählte Ihnen schon einmal von ihr, erinnern Sie sich nicht? Wahrscheinlich sollen Sie da anbeißen ..."

„Seh' doch einer — wie sie gleich alles errät! Wer hat dich denn beauftragt, hier Auskünfte zu erteilen?" versetzte die Tante. „Als ob ich's ihm nicht selbst sagen könnte! Hast überhaupt eine recht scharfe Zunge ..."

„Gut, Tantchen," sagte Raiski gähnend — „ich will Sie zu allen diesen Visiten begleiten, doch nur unter einer Bedingung: daß Sie mit mir auch zu Mark kommen. Ich bin ihm doch einen Gegenbesuch schuldig!"

Tatjana Markowna schwieg.

„Nun, Tantchen, Sie schweigen — Sie sind also einverstanden, daß wir ihn besuchen?"

„Rede keinen Unsinn! Es war recht überflüssig, daß du dich mit ihm eingelassen hast. Etwas Gutes kann dabei nicht herauskommen, er wird dich nur verführen. Wovon hat er denn mit dir gesprochen?"

„Er hat fast gar nicht gesprochen: wir verzehrten unser Abendbrot und legten uns schlafen."

„Hat er noch kein Geld von dir borgen wollen?“
„Das hat er allerdings.“
„Aha! Sieh dich nur vor, gib ihm nichts!“
„Ich habe ihm schon welches gegeben.“
„Schon gegeben!“ rief sie schmerzlich aus.
„Weil Sie gerade von Geld sprechen: er wollte hundert Rubel haben, und ich besaß nur achtzig. Wo ist denn mein Geld? Bitte, geben Sie mir welches, ich muß ihm den Rest schicken ...“
„Hab' ich dir's nicht gesagt, Boris Pawlowitsch, daß er alle Welt anborgt? Du meine Güte! Wann will er es denn zurückzahlen?“
„Er sagte, das würde er überhaupt nicht tun.“
Sie geriet in so heftige Bewegung, daß der Stuhl unter ihr zu tanzen begann.
„Was soll denn das heißen? Man redet und redet, und du tust doch, was du willst!“ sagte sie. „Das Geld ist also verloren!“
„Geben Sie mir noch so viel, daß er seine hundert Rubel voll hat!“
„Ja — bist du ihm denn zinspflichtig, oder was sonst?“
„Er hat nichts zu essen.“
„Du willst also für seinen Unterhalt sorgen! Er hat nichts zu essen! Das sind doch nur die Zigeuner und Vagabunden, die auf anderer Leute Kosten leben. Man ist doch nicht verpflichtet, alle Welt satt zu machen! Achtzig Rubel!“
Tatjana Markowna schaute höchst unzufrieden drein.
„Ich habe kein Geld,“ sagte sie kurz. „Und ich gebe dir überhaupt keins: wenn du nicht im guten hören willst, dann will ich dich eben zwingen, deiner Großtante zu gehorchen.“
„Nun seh' einer diese Despotin!“ bemerkte Raiski.

„Wie steht's — soll ich anspannen lassen?“ fragte die Groß-tante nach einem Weilchen.

„Wozu?“

„Nun, wir wollten doch Besuche machen!“

„Sie wollten nicht so, wie ich will — also will auch ich nicht so, wie Sie wollen.“

„Nun stellt er sich schon mit mir auf eine Stufe! Seit wann ist es denn Sitte, daß das Ei die Henne belehrt? O, das ist Sünde, Sünde, mein Herr! Ein sonderbarer Mensch bist du doch, ein ganz merkwürdiger Mensch! Alles soll nach seinem Kopfe gehen!“

„Nicht ich bin der merkwürdige Mensch, sondern Sie sind es, Tantchen, Sie!“

„Was ist denn an mir so merkwürdig? Sag' einmal gefälligst!“

„Sie fragen noch? Und dabei verbieten Sie mir, meine Bekanntschaften da zu suchen, wo ich will, und mein Geld so zu verwenden, wie ich will! Sie heißen mich Leute besuchen, die ich nicht besuchen mag, und wollen mich nicht zu denen begleiten, die ich gern besuchen möchte. Nun, meinetwegen: wenn Sie zu Mark nicht mitkommen wollen — ich zwinge Sie nicht dazu. Aber dann müssen auch Sie mir keinen Zwang antun wollen.“

„Ich will dich in der guten Gesellschaft einführen.“

„Nach meiner Meinung ist das keine gute Gesellschaft.“

„So — und Mark zählst du wohl zur guten Gesellschaft?“

„Mark gefällt mir. Er besitzt einen lebhaften, freien Geist, einen selbständigen Willen, Humor ...“

„Ach, geh mir schon mit ihm!“ warf sie ärgerlich ein. „Kommst du nun mit mir zu den Mamykins?“

„Wer sind diese Mamykins?“

„Mamykin ist der Pächter, der die heiratsfähige Tochter

hat," mischte sich Marfinka ins Gespräch. — „Fahren Sie nur hin, Bruder! Sie geben nächstens eine große Abendgesellschaft, sie werden uns einladen," fügte sie leiser hinzu. „Die Großtante fährt nicht hin, und wir können doch nicht allein fahren, mit Ihnen aber läßt sie uns hin ..."

„Tu deiner alten Tante schon den Gefallen und fahr hin!" sagte Tatjana Markowna ihrerseits.

„Und ich bitte Sie, mir den Gefallen zu tun, endlich von etwas anderem zu reden!"

„Wirklich ein zu merkwürdiger Mensch: ich soll ihm etwas zu Gefallen tun, und von einer Gegengefälligkeit will er nichts wissen!"

„Hinter Ihrem Vorschlage verbirgt sich vermutlich der Plan, mich zu verheiraten, nicht wahr?"

„Nun, und wenn es der Fall wäre: ich will doch nur dein Glück!"

„Wie kommen Sie zu der Annahme, daß es für mich ein Glück ist, die Tochter irgendeines Herrn Mamykin zu heiraten?"

„Sie ist ein hübsches Mädchen und in der teuersten Moskauer Pension erzogen. Allein in Brillanten besitzt sie gegen achtzigtausend Rubel ... Du tust sicher gut daran, dich zu verheiraten ... Du bekommst eine reiche Mitgift, machst ein großes Haus, siehst die ganze Stadt bei dir zu Gaste, alle würden dir den Hof machen, der Name Raiski würde in neuem Glanze erstrahlen, du würdest dir Verbindungen schaffen ... Selbst in Petersburg würde man aufmerksam werden ..." sagte die Großtante, gleichsam vor sich hin phantasierend.

„Ich will aber gar nicht, daß man mir den Hof macht, ich finde das widerwärtig! Dabei glaubte ich immer, Sie haben mich lieb, Tantchen — wenn Sie mir nichts Besseres

zu wünschen haben ..."
„Dir tun wirklich einmal Schröpfköpfe not! Ich habe nur dein Bestes im Auge, und du ..."
„Mein Bestes? Ich danke! So mir nichts, dir nichts einen Haufen fremder Brillanten und fremden Geldes zu nehmen, und als Zugabe obendrein irgendeine Golenducha Paramonowna ..."
„Nein, keine Golenducha, sondern eine hübsche, reiche Braut! So liegen die Dinge, du merkwürdiger Mensch!"
„Jemanden um jeden Preis verheiraten wollen, mit einer Person, die er nicht kennt und nicht mag — das bringen nur Sie fertig, Sie merkwürdige Frau!"
„Nun, lieber Boris, das muß ich sagen: ich hätte mir nie träumen lassen, daß du jemals ein solcher Tor werden könntest ..."
„Nicht ich bin der Tor, Tantchen — sondern Sie sind die Törin!"
„Ach!" rief Marfinka ganz erschrocken aus — „wie können Sie nur Tantchen so etwas sagen!"
„So — und Tantchen darf es mir sagen, wie?"
„Tantchen ist doch älter als Sie . . . sie ist eben Ihre Tante!"
„Wie wär's denn, Tantchen," wandte er sich plötzlich an Tatjana Markowna — „wenn ich plötzlich auf den Einfall käme, Sie zu verheiraten?"
„Marfinka, du sitzt näher bei ihm: mach' doch das Kreuz über ihm!" rief die Tante voll Zorn.
Marfinka lachte hell auf.
„Nein, in allem Ernst ..." scherzte Raiski.
„Du erlaubst dir einen Spaß mit mir — und ich rede im Ernst, will dich glücklich sehen ..."
„Auch ich will Sie glücklich sehen. Es kommen so oft Augen-

blicke über Sie, in denen Sie vom Gram heimgesucht werden und sich auflehnen gegen Ihr Geschick, ja selbst Tränen habe ich zuweilen schon in Ihren Augen gesehen. ‚Ich bin so verlassen, hab' keinen Menschen, mit dem ich reden könnte', klagen Sie — ‚die Nichten gehen aus dem Hause, und ich bleibe ganz mutterseelenallein zurück — wenn mich der Herr doch zu sich nehmen wollte! Wenn die Mädchen heiraten, wird kein Mensch sich um mich kümmern!' usw. Und so würde ein ehrenwerter Mensch neben Ihnen sitzen, würde Ihnen die Hände küssen, würde statt Ihrer aufs Feld hinausfahren, mit Ihnen Arm in Arm im Garten spazieren gehen, eine Partie Pikett mit Ihnen spielen ... Nein, wirklich, Tantchen, Sie sollten ..."

„Hör' auf, Boris Pawlowitsch, ich habe genug von dem Unsinn," sagte die Großtante mit einem Seufzer, fast verlegen. „Als du jünger warst, hast du keinen solchen Unsinn geredet. Viel vernünftiger warst du da!"

Sie sah ihn durch die Brille an.

„Nun, Tit Nikonytsch scherwenzelt doch beständig um Sie herum und betet Sie förmlich an — ewig liegt er Ihnen zu Füßen! Geben Sie ihm nur das ersehnte Zeichen, und er ist der glücklichste aller Sterblichen!"

Marfinka konnte sich nicht halten vor Lachen. Eine leichte Röte bedeckte das Gesicht der Großtante.

„Seht doch, da hätte er also richtig einen Bräutigam für mich gefunden!" sagte sie scherzend.

„Warum nicht?" fuhr Raiski fort, sie zu necken. „Sie wohnen hier in einem netten Häuschen, haben auch ein hübsches Stück Geld — und er ist so vereinsamt ... das gibt doch eine passende Partie! ..."

„Weil ich also Geld habe und ein Haus dazu — darum soll ich gleich heiraten? Er soll wohl als Armenhäusler zu mir

ziehen? Übrigens gehört das Haus nicht mir, sondern dir, und außerdem ist er nicht arm ...“

„Ich soll aber des Geldes wegen heiraten?“

„Vielleicht gefällst du der jungen Dame, und wahrscheinlich wird auch sie dir gefallen, sie ist sehr nett ...“

„Auch Sie und Tit Nikonytsch haben doch aneinander Gefallen, auch Sie beide sind nett ...“

„Geh mir endlich mit deinem Tit Nikonytsch!“ fuhr Tatjana Markowna heftig auf. „Ich habe nur dein Bestes im Auge ...“

„Genau so, wie ich nur Ihr Bestes im Auge habe!“

„Hör' endlich auf, leeres Stroh zu dreschen, ich bin's schon satt! Wenn du meinem Rate nicht folgen willst, dann tu, was du willst!“

„Und warum wollen Sie meinem Rate nicht folgen? Ich habe Mamykins Tochter noch nie gesehen und weiß nicht, wie sie aussieht, während Tit Nikonytsch Ihnen doch gefällt und Sie selbst ihm ein klein wenig verliebte Äugelchen machen ...“

„Ja, ja, Bruder,“ fiel Marfinka ihm ins Wort — „und noch eins: wenn Tit Nikonytsch krank wird, pflegt ihn Tantchen ...“

„Hör' einmal, meine Liebe!“ rief die Großtante zornig aus — „wie darf solch ein junges Ding es wagen, sich über mich alte Frau lustig zu machen? Ich will dich bei den Ohren nehmen und ganz gehörig schütteln, so alt und groß du bist! Dieser da hat sich meiner Aufsicht entzogen und geht seine eigenen Wege, er hält sich jetzt an Markuschka, was freilich traurig genug ist. Er ist mir entwachsen — mit dir aber werde ich noch fertig, wart's nur ab! ... Und du, Boris Pawlytsch, magst heiraten oder nicht, mir soll's gleich bleiben: nur laß mich in Ruhe und schwatz' keinen Unsinn!

Jedenfalls werde ich Tit Nikonytsch nicht mehr empfangen ..."

„Armer Tit Nikonytsch!" rief Raiski mit komischem Bedauern, während er Marfinka verständnisinnig zublinzelte. „Endlich haben Sie das richtige Wort gefunden, Tantchen," fuhr er dann fort — „‚heirate oder nicht — tu, was du willst!' Das hätten Sie längst sagen sollen! Wir wollen also meine Hochzeit so gut wie die Ihrige auf unbestimmte Zeit verschieben!"

„‚Das richtige Wort'!" brummte die Tante leise vor sich hin. „Wir wollen ja sehen, wie du weiter leben wirst!"

„Ganz nach meinem Geschmack, Tantchen."

„Ist das auch das Rechte?"

„Soll ich vielleicht nach fremdem Geschmack leben?"

„Du sollst so leben wie andere Menschen ..."

„Was für Menschen? Gibt es denn hier überhaupt Menschen?"

In diesem Augenblick trat Wassilissa ins Zimmer und meldete, es seien Gäste da: „Der junge Herr aus Koltschino ..."

„Ah, Nikolaj Andrejewitsch Wikentjew — ich lasse bitten! Ob es hier überhaupt Menschen gibt? Da hätten wir gleich einen Menschen! Mein Gott, wir sind doch keine Heiden!" sagte die Bereschkowa.

Marfinka errötete leicht, strich ihr Kleid und ihr Haar zurecht und warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel. Raiski drohte ihr leicht mit dem Finger, und sie errötete noch heftiger.

„Was denn, Bruder? ... Sie wollen schon wieder ..." begann sie, sprach jedoch den Satz nicht zu Ende.

Wassilissa, die bereits hinausgegangen war, kehrte noch einmal ins Zimmer zurück.

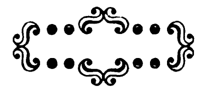
„Es ist auch noch jener da gekommen," sagte sie zu Raiski, „der damals hier über Nacht war — er fragt nach Ihnen!"

„Doch nicht am Ende Markuschka?" fragte die Großtante erschrocken.

„Ganz recht, der ist's!" bestätigte Wassilissa.

„Das ist doch mal ein Mensch!" sagte Raiski und begab sich rasch nach seinem Zimmer.

„Wie er sich freut! Wie eilig er's hat! Endlich hat er einen Menschen gefunden! Vergiß nur nicht, das Geld von ihm zurückzufordern! Vielleicht hat er Hunger — ich schick' ihm was zu essen!..." rief die Großtante dem Davoneilenden nach.





Achtzehntes Kapitel

Ins Zimmer trat oder sprang vielmehr ein etwa dreiundzwanzigjähriger junger Mann von mittlerem Wuchse, frisch und blühend, wohl proportioniert, mit dunkelblondem, ins Kastanienbraune spielendem Haar, mit roten Wangen, graublauen, scharfblickenden Augen und einem Lächeln, das zwei Reihen blinkend weißer, fester Zähne zeigte. In der Hand trug er einen Strauß von Kornblumen und noch irgend etwas, das sorgsam in ein Taschentuch gehüllt war. Alles dies legte er samt seinem Hute auf einen Stuhl.

„Guten Tag, Tatjana Markowna, guten Tag, Marfa Wassiljewna!" rief er, küßte zuerst der Alten die Hand und wollte sie dann auch Marfinka küssen, die ihm jedoch auswich, so daß er sich mit einem Kusse in die Luft begnügen mußte.

„Sie sträuben sich wieder — wie Sie nur sind!..." sagte er. „Ich habe Ihnen etwas mitgebracht..."

„Wo haben Sie eigentlich gesteckt? Sie haben sich gar nicht mehr sehen lassen!" versetzte die Bereschkowa mit dem Ausdruck des Erstaunens, ja fast unwillig. „Drei Wochen fast sind Sie fortgeblieben — was fällt Ihnen ein?"

„Ich hatte wirklich nicht ein bißchen Zeit, der Gouverneur ließ mich nicht fort. Der ganze Aktenbestand der Kanzlei war durchzusehen und in Ordnung zu bringen ...“ sprach Wikentjew, so hastig, daß er da und dort eine Silbe verschluckte.

„Unsinn, Unsinn! Glauben Sie ihm nicht, Tantchen! Er hat überhaupt nichts zu tun, wie er mir selbst gesagt hat!“ mischte Marfinka sich ins Gespräch.

„Bei Gott — ach, wie Sie nur sind: förmlich erstickt bin ich in der Arbeit! Wir bekommen nämlich einen neuen Kanzleidirektor — da mußten wir das Inventar aufnehmen und alle Akten durchsehen ... Gegen fünfhundert Aktenstücke mußte ich Blatt für Blatt vergleichen — bei Gott! ...“

„Sagen Sie nicht immer ‚bei Gott‘! Was für eine üble Gewohnheit ist das, bei jeder Kleinigkeit gleich immer Gott anzurufen: das ist Sünde!“ fiel ihm die Bereschkowa streng ins Wort.

„Durchaus keine Kleinigkeit! Marfa Wassiljewna will mir zwar nicht glauben — aber ich versichere Sie, bei Gott ...“

„Schon wieder!“

„Ist's wahr, Tatjana Markowna — ist's wahr, Marfa Wassiljewna, daß Sie einen Gast haben: Boris Pawlowitsch soll angekommen sein? Ich bin eben im Korridor einem Herrn begegnet — vielleicht war er das? Ich bin eigens darum hergekommen ...“

„Sehen Sie, Tantchen?“ unterbrach ihn Marfinka. „Er ist nur des Bruders wegen gekommen, sonst hätte er sich noch lange nicht sehen lassen! Wie?“

„Ach, Marfa Wassiljewna, wie Sie nur sind! Kaum hatte ich den ersten freien Augenblick, so bin ich gleich hierher

geeilt! Ich habe gebeten und gebettelt, aber der Gouvernent ließ mich nicht fort: nicht eher lasse ich Sie fort, sagte er, als bis alle Arbeit erledigt ist! Nicht einmal zu meiner Mutter nach Koltschino durfte ich — erst gestern war ich zum Mittagessen dort, bei Gott..."

„Wie geht es Ihrer lieben Mama? Ist sie gesund? Sind ihre Flechten verschwunden?"

„Sie verschwinden so nach und nach, danke für gütige Nachfrage. Mamachen läßt schön grüßen und bittet Sie, ihren Namenstag nicht zu vergessen..."

„Ich danke für die freundliche Einladung. Ob ich ihr freilich Folge leisten kann, weiß ich nicht: ich bin schon alt und habe auch Angst, über die Wolga zu fahren. Und meine jungen Damen..."

„Wir fahren nicht ohne Sie, Tantchen," sagte Marfinka. „Auch ich habe Angst, über die Wolga zu fahren."

„Schämen Sie sich nicht, so feig zu sein?" versetzte Wikentjew. „Wovor haben Sie denn Angst? Ich hole Sie selbst mit unserem großen Boote ab... Meine Ruderer singen so wundervolle Lieder..."

„Nein, mit Ihnen fahre ich um keinen Preis! Sie werden nicht einen Augenblick im Boote ruhig sitzen... Was rührt sich denn dort in Ihrem Tuche?" fragte sie plötzlich. „Sehen Sie doch, Tantchen... am Ende gar eine Schlange?"

„Ich habe Ihnen einen lebenden Karpfen mitgebracht, Tatjana Markowna: eben habe ich ihn selbst geangelt. Wie ich hierher unterwegs bin, sehe ich mit einem Male auf einem Seitenflüßchen im Kahne, mitten im Schilf, Iwan Matwjeïtsch sitzen. Ich bat ihn, mich mit in den Kahn zu lassen, und er fuhr ans Ufer und nahm mich auf. Kaum eine Viertelstunde hielt ich die Angel — da hatte ich diesen Burschen daran! Und für Sie, Marfa Wassiljewna, habe

ich unterwegs im Korn hier diesen Blumenstrauß gepflückt ...“

„Wozu das? Sie haben mir doch versprochen, nie wieder Blumen zu pflücken, wenn ich nicht dabei bin! Nun sind Sie drei Wochen lang nicht hier gewesen, mit den Kornblumen geht's zu Ende — da, wie welk die Dinger sind!“

„Kommen Sie, wir wollen gleich andere pflücken! ...“

„Warten Sie doch!“ rief die Großtante dazwischen. „Haben Sie es denn so eilig? Kaum haben Sie die Nase ins Zimmer gesteckt — und schon kribbelt es Sie wieder in den Sohlen! Was wollen Sie denn zum Frühstück: Kaffee, gehacktes Fleisch? Und du, Marfinka, geh doch einmal und frage, ob dieser ... Markuschka ... nicht etwas genießen will. Zeig' dich ihm aber nicht selbst, sondern schicke Jegorka hin, daß er ihn frage ...“

„Nein, nein, ich danke,“ rief Wikentjew rasch dazwischen — „ich habe eine ganze Pastete aufgegessen, bevor ich hierher aufbrach ...“

„Sehen Sie, Tantchen, so ist er: eine ganze Pastete verspeist er, bevor er sich zu uns auf den Weg macht!“

Sie ging hinaus, um den Auftrag der Tante auszurichten, und kehrte sogleich wieder zurück: Markuschka habe keine Wünsche und wolle sogleich wieder gehen.

„Als ob's bei uns nichts zu essen gäbe!“ sagte Tatjana Markowna zu Wikentjew in vorwurfsvollem Tone. „Ißt sich zu Hause satt und kommt dann hierher!“

Wikentjew flüchtete sich zu Marfinka. „Nehmen Sie sich meiner an!“ bat er.

„Nein, nein! Kommen Sie mir nicht zu nahe!“ rief Marfinka abweisend.

Er wußte nicht, ob er sich setzen oder stehen bleiben sollte, flitzte bald zur Großtante, bald zu Marfinka hin und sprach

beschwichtigend auf beide ein. Jetzt machte er eine höchst ernsthafte Miene, um dann plötzlich in helles Lachen auszubrechen und die großen weißen Zähne zu zeigen.
„Ich dachte mir doch nichts dabei, als ich die Pastete aufaß!" sagte er. „Sie kam mir gerade so in den Wurf: Kusma öffnete das Büfett, und ich ging vorüber und sah sie, nur eine einzige war's ..."
„Und weil sie so einsam und verwaist war, haben Sie sie aufgegessen?" beendete die Großtante den Satz. Alle drei mußten lachen.
„Haben Sie vielleicht etwas Eingemachtes, Marfa Wassiljewna? Ich möchte etwas nachessen ..."
„Gewiß haben wir welches — geh, Marfinka, laß etwas bringen! Und wie steht's mit dem gehackten Fleisch? Es sind auch noch junge Hühner da, von gestern ..."
„Ach, ja, ein junges Hühnchen ..."
„Verwöhnen Sie ihn doch nicht so, Tantchen: er hat es wirklich nicht verdient ...!" sagte Marfinka, doch war sie bereits aufgestanden, um nach der Küche zu gehen.
„Nein, nein, Marfa Wassiljewna, bleiben Sie nur da — ich will lieber bei Ihnen zu Mittag essen. Darf ich zu Mittag bleiben, Tatjana Markowna?"
„Nein, das dürfen Sie nicht!" sagte Marfinka.
„Hör' einmal, laß die Scherze!" sprach die Großtante zurechtweisend. „Er ist imstande, uns davonzulaufen!" Und zu Wikentjew gewandt, sagte sie: „Man sieht gleich, daß Sie schon lange nicht bei uns waren, wenn Sie erst fragen, ob Sie bei uns zu Mittag essen können!"
„Ich darf also bleiben? Herzlichen Dank! ... Marfa Wassiljewna, wohin gehen Sie denn? Warten Sie, warten Sie, ich gehe mit Ihnen ..."
„Nein, nein, ich will nicht, daß Sie mitkommen! Ich lasse

Ihnen zu Mittag Ihren Karpfen braten, weiter bekommen Sie nichts!"

Sie faßte den Fisch mit zwei Fingern am Kopfe, und als er nun mit dem Schwanze nach links und rechts auszuschlagen begann, rief sie ängstlich: „Oh, oh!" — ließ das Tier auf den Fußboden fallen und lief auf den Korridor hinaus.

Wikentjew lief hinter ihr her, und eine Minute darauf vernahm Tatjana Markowna bereits die Klänge eines flotten Walzers und tanzende Schritte über ihrem Kopfe. Dann hörte man jemanden die Treppe hinuntersausen, und gleich darauf flitzten, zuerst auf dem Hofe und dann im Garten, Marfinka und der hinter ihr hereilende Wikentjew vorüber, und hell und lustig klang ihr Singen, Lachen und Plaudern durchs Fenster.

Die Großtante blickte hinaus und schüttelte mißbilligend den Kopf. Die Hühner und Enten im Hofe waren kreischend nach allen Seiten auseinander gestoben, die Hunde stürzten bellend hinter den Davoneilenden her, aus den Gesindestuben lugten die Köpfe der Lakaien, Dienstmädchen und Kutscher, die Sträucher und Blumen im Garten rauschten, als wären sie lebendig, da und dort auf den Beeten und Bosketts sah man die Spur eines eingedrückten Absatzes oder eines kleinen Frauenfußes, zwei oder drei Blumentöpfe waren umgestürzt, die Gipfel der jungen Bäumchen, über die eine lose Hand leicht hingestrichen war, schwankten hin und her, und die Singvögel waren alle bis auf den letzten vor lauter Schreck in den nahen Hain geflüchtet. Eine Viertelstunde später saßen beide wieder, als ob nichts geschehen wäre, neben der Großtante und sahen einander ganz vergnügt lächelnd an: er wischte sich den Schweiß vom Gesichte, und sie fächelte sich mit dem Taschentuch Stirn und Wangen.

„Ihr seid mir die Rechten! Wie könnt ihr nur so herumtollen?“ sprach die Großtante in vorwurfsvollem Tone.
„Er ist an allem schuld,“ beklagte sich Marfinka. „Er hat mich gejagt! Sagen Sie ihm doch, er soll stillsitzen!“
„Nein, Tatjana Markowna, ich bin durchaus nicht schuld! Wir wollten doch in den Garten gehen, und weil ich hinter Marfa Wassiljewna zurückgeblieben war, mußte ich eben laufen ...“
„Er ist ein Mann, er kann tun, was er will — aber für dich ist das unpassend, du bist doch kein Kind mehr!“ sagte die Großtante zurechtweisend.
„Da sehen Sie, was ich um Ihretwillen erdulden muß!“ sprach Marfinka zu Wikentjew.
„Machen Sie sich nichts daraus, Marfa Wassiljewna — Tanten brummen immer gern ein bißchen, das ist ihre heilige Pflicht ...“
Tatjana Markowna mußte unwillkürlich lachen.
„Was war das, junger Herr?“ sagte sie halb im Ernst, halb scherzend. „Kommen Sie doch einmal näher: ich will Sie für diese Bemerkung bei den Ohren nehmen, in Vertretung Ihrer Frau Mama ...“
„Bitte, bitte, Tatjana Markowna — schütteln Sie mich ganz gehörig! Sie drohen immer nur und machen nie Ernst ...“
Er sprang auf die Alte zu und hielt ihr den Kopf hin.
„Fassen Sie ordentlich zu, Tantchen, daß er acht Tage lang rote Ohren behält!“ versetzte Marfinka.
„Tun Sie es doch!“ sprach er zu Marfinka und wandte den Kopf nach ihr hin.
„Sobald Sie ungezogen gegen mich sind, will ich's tun.“
„Warten Sie, ich erzähle es Nil Andrejewitsch, was Sie vorhin sagten!“ sprach Tatjana Markowna drohend,

Wikentjew setzte eine feierliche Miene auf, trat mitten ins Zimmer, zog das Kinn fest an, legte die Stirn in krause Falten, hob den Zeigefinger empor und sprach mit heiserer, zitternder Stimme: „Junger Mensch, deine Worte untergraben die Autorität des Alters!..."
Die Ähnlichkeit mit Nil Andrejewitsch muß recht frappant gewesen sein, denn Marfinka schüttelte sich förmlich vor Lachen, und die Großtante versuchte wohl, mißbilligend die Brauen zu runzeln, begann dann aber gleichfalls gutmütig zu lächeln und klopfte dem Gast auf die Schulter.
„Nach wem bist du eigentlich geraten, mein Lieber, mit deiner Lebhaftigkeit und Unruhe?" versetzte sie freundlich. „Dein Vater, Gott habe ihn selig, war ein so ernster Mann — kein überflüssiges Wort brachte der über die Lippen, und auch deine Mutter verlernte bei ihm das Lachen..."
„Ach, Marfa Wassiljewna," begann Wikentjew plötzlich — „ich habe Ihnen ja einen neuen Roman mitgebracht, und neue Noten... ich hab's ganz vergessen..."
„Wo sind sie denn?"
„Ich habe sie im Kahne liegen lassen — alles wegen dieses Karpfens! Er zappelte mir so in den Händen — ich dachte gar nicht mehr an das Buch und die Noten... Ich will rasch hinlaufen — vielleicht ist Iwan Matwjeitsch mit seinem Kahne noch da..."
Er lief aus dem Zimmer, kehrte jedoch sogleich wieder um.
„Ich habe einen Damensattel für Sie besorgt, Marfa Wassiljewna," rief er — „Sie müssen reiten lernen, der gräfliche Bereiter will es Ihnen in vier Wochen beibringen. Ich bringe den Sattel nächstens mit, wenn Sie wollen..."
„Ach, wie gut, wie nett Sie sind!" rief Marfinka, ganz außer sich vor Freude. „Wie freue ich mich... ach, Tantchen!"

„Meinst du, man wird dir solchen Unfug erlauben?“ versetzte die Großtante streng. „Und Sie — was fällt Ihnen ein? Ein junges Mädchen soll reiten lernen!“
„Wie denn? Es reiten doch so viele Damen! Marja Wassiljewna zum Beispiel, und Anna Nikolajewna ...“
„Gut — dann bringen Sie denen Ihren Sattel! Hier will ich solchen Kram nicht haben: ich leid's nicht, solange ich noch am Leben bin. Ich glaube, Sie werden ihr gar noch das Rauchen beibringen!“
Marfinka verzog schmollend die Lippen, während Wikentjew einen Augenblick ganz verdutzt dastand und sich verlegen im Nacken kraute. Dann fuhr er sich plötzlich durchs Haar, daß es wirr emporstand, machte sich am untersten Knopf seiner Weste zu schaffen, nahm seinen Hut, warf ihn flink in die Höhe, fing ihn auf und lief rasch aus dem Zimmer.
„Ich bin gleich wieder da — hole nur das Buch und die Noten ...“ rief er im Weggehen und war im nächsten Augenblick verschwunden.
Auch Marfinka wollte gehen, aber Tatjana Markowna hielt sie zurück.
„Komm einmal her, mein Herzchen, ich will dir etwas sagen,“ begann sie freundlich und zögerte dann ein wenig, als könne sie sich nicht zum Weiterreden entschließen.
Marfinka trat auf sie zu: die Großtante strich ihr das Haar zurück, das bei dem Umhertollen im Garten ein wenig in Unordnung geraten war, und sah sie mütterlich-zärtlich an.
„Was ist denn, Tantchen?“ fragte Marfinka plötzlich, mit einem erstaunten Blick auf die Alte und voll Erwartung, was die ungewöhnliche Einleitung wohl zu bedeuten habe.
„Du bist mein braves Töchterchen, beachtest jedes Wort,

das die Tante spricht ... bist nicht so wie Wjerotschka ..."
„Wjerotschka achtet Sie doch gleichfalls, Tantchen! Sie urteilen zu streng über sie ..."
„Nun ja, du verteidigst sie natürlich! Sie achtet mich, das mag sein, aber sie hat ihre Gedanken für sich und schenkt mir kein Vertrauen: Tantchen ist alt und dumm, denkt sie, und wir sind jung — wir verstehen alles besser, haben viel gelernt, wissen alles, sind in den Büchern zu Hause. Daß sie sich nur nicht irrt! Nicht alles steht in den Büchern geschrieben ..."
Sie stieß einen Seufzer aus und verfiel in Nachdenken.
„Was wollten Sie mir denn sagen, Tantchen?" fragte Marsinka neugierig.
„Hör' einmal, mein Kind: du bist jetzt ein erwachsenes Mädchen und mußt etwas mehr auf dich halten ..."
„Wie denn? Auf mich halten ..."
„Unterbrich mich nicht und höre, was ich sage! Du springst und tollst noch umher wie ein Kind, gibst dich mit den kleinen Dorfkindern ab ..."
„Und weiter tu' ich wohl nichts? Ich arbeite doch, ich nähe und sticke, bereite den Tee, mache mich in der Wirtschaft nützlich ..."
„Schon wieder hast du mich unterbrochen! Ich weiß ja, daß du ein verständiges Mädchen bist — Gott mag dich so erhalten, wie du bist! Du folgst deiner Tante aufs Wort ..."
„Nun also — warum schelten Sie mich dann?"
„So wart' doch nur, laß mich ausreden! Ich schelte dich doch nicht! Ich sage nur, du sollst etwas ernster werden ..."
„Ich darf also nicht einmal ein bißchen herumlaufen? Ist denn das Sünde? Der Bruder sagte schon ..."
„Was sagte er?"

„Daß ich gar zu ... gehorsam bin, daß ich nicht einen Schritt tue, ohne Tantchen zu fragen ..."

„Hör' nicht auf ihn: er hat das wohl so von seinen Engländerinnen und Polinnen abgeguckt! Die treiben sich als junge Mädchen allein auf den Straßen umher, führen Briefwechsel mit Männern und tummeln sich auf Pferden. Will er dir das vielleicht beibringen? Wart', ich werde ihn zur Rede stellen ..."

„Nein, Tantchen, sagen Sie ihm nichts — er wird sonst böse sein, daß ich's Ihnen gesagt habe ..."

„Daran hast du nur recht getan, und ich erwarte, daß du mir auch in Zukunft alles sagen wirst! Der kann dir alles mögliche vorreden! Seh' doch einer diesen Herrn Bruder an: wird dem kleinen Mädchen hier den Kopf verdrehen! ..."

„Bin ich denn ein kleines Mädchen?" versetzte Marfinka gekränkt. „Ich brauche vierzehn Ellen zum Kleide ... Sie sagten doch eben selbst, ich sei schon erwachsen!"

„Gewiß, du bist schon erwachsen, aber dein Herz ist noch so kindlich, und Gott gebe, daß es noch recht lange so bleibe. Doch ein bißchen vernünftiger könntest du schon werden."

„Wieso denn, Tantchen? Bin ich denn gar so albern? Der Bruder meint, ich sei so einfach und lieb, so ... nett und verständig, so ..."

Sie hielt einen Augenblick inne.

„Nun, was denn noch?" fragte die Großtante.

„So natürlich ..."

Tatjana Markowna schwieg — sie suchte offenbar den Sinn dieses Wortes zu ergründen, das ihr nicht zu gefallen schien.

„Dein Herr Bruder redet Unsinn," sagte sie.

„Aber er ist doch so klug — so gelehrt, Tantchen!"

„Gewiß doch — der klügste Mensch in der Stadt! Und die Großtante ist in seinen Augen ein dummes Ding, das er erst noch erziehen muß... Nein, du mußt schon zusehen, wie du ohne seine Hilfe zur Vernunft kommst."
„Mein Gott, bin ich denn wirklich gar so unvernünftig?"
„Nein, nein, du bist vielleicht vernünftiger als so manche andere, die sich auch für vernünftig hält..." — die Großtante warf einen Blick nach der Richtung des alten Hauses, in dem Wjera sich aufhielt — „aber deine Vernunft steckt noch sozusagen in der Schale, von der sie befreit werden muß..."
„Warum denn, Tantchen?"
„Nun, wenn's auch nur darum wäre, liebes Nichtchen, daß du die Worte des Bruders richtig verstehst und ihm gebührend Antwort gibst. Er wünscht dir ja sicherlich nichts Böses, denn er war von klein auf ein braver Mensch und hatte euch beide lieb: er hat euch ja jetzt auch das Gut hier geschenkt; aber er redet so viel Unsinn zusammen..."
„Es ist doch nicht lauter Unsinn, was er spricht: zuweilen redet er so vernünftig und schön..."
„Auch Paulina Karpowna ist nicht dumm und spricht manchmal sehr schön... Ich möchte Borjuschka nicht mit dieser Ziege vergleichen, ich will nur sagen, daß Witz und Vernunft zwei sehr verschiedene Dinge sind. Ich möchte, daß du gescheut genug wirst, um zu unterscheiden, ob dein Bruder nur witzig und geistreich spricht, oder ob er etwas Vernünftiges sagt. Auf einen Witz mußt du ihm auch wieder mit einem Witz dienen — zu Herzen aber nimm dir nur das, was vernünftig ist. Witz und geistreiche Worte sind gefälschte Ware, äußerlich schön ausgeputzt und aufs Lachen berechnet; sie schlängeln sich wie die Natter ins Ohr, suchen sich in den Verstand einzuschleichen und ihn zu trüben,

und ist erst der Verstand getrübt, dann muß auch das Herz Schaden leiden. Die Augen schauen wohl, aber sie sehen nicht, oder sie sehen nicht das Rechte ..."

„Aber warum machen Sie mir denn alle diese Vorhaltungen, Tantchen?" fragte Marfinka voll Ungeduld, während sie fast den Tränen nahe war. „Sie sagen, es sei nicht recht, daß ich so frei herumlaufe, daß ich singe, mich mit den Dorfkindern abgebe — nun gut, ich will es lassen ..."

„Gott behüte! Es ist doch gesund, sich so in der schönen, reinen Luft zu tummeln! Du bist eben vergnügt wie ein Vögelchen, und Gott gebe, daß du weiter so bleibst — immer sing nur und spiele und hab' die Kinder lieb ..."

„Warum also diese Vorwürfe?"

„Es sollen ja keine Vorwürfe sein ... ich wollte dir nur sagen, daß alles seine Zeit hat, und daß man in allem Maß halten muß. Vorhin zum Beispiel bist du mit Nikolaj Andrejewitsch so herumgetollt ..."

Marfinka wurde plötzlich rot, ging auf die Seite und setzte sich in eine Ecke. Die Großtante sah sie forschend an und begann dann wieder, diesmal gedämpfter und langsamer:

„Es ist ja nichts dabei: Nikolaj Andreitsch ist ein liebenswürdiger, wackerer junger Mann und dabei ein Wildfang, so lebhaft und munter wie du selbst, und ich wollte dir eben nur das eine sagen, daß du weder dir selbst noch ihm mehr erlauben sollst, als sich schickt. Wo ihr auch so zu zweien euch tummeln, was ihr auch unternehmen mögt: ich weiß, er wird nie etwas Unpassendes sagen, und du wirst nie darauf hören ..."

„Sagen Sie ihm doch, er soll nicht mehr herkommen!" versetzte Marfinka erregt. „Ich werde nie mehr ein Wort mit ihm sprechen ..."

„Das wäre das Schlimmste, was du tun könntest: was soll er, was sollen die Leute davon denken? Du sollst eben nur etwas zurückhaltender sein, nicht so durch Hof und Garten stürmen, daß die Leute sagen: ‚Nun seh' einer die erwachsene Person, springt herum wie ein kleines Kind, noch dazu mit einem Fremden ...'"

Marfinkas Wangen glühten vor Scham und Erregung.

„Du hast durchaus keine Ursache zu erröten! Ich wiederhole: du hast dir vielleicht nicht das Geringste zuschulden kommen lassen, nur der Leute wegen mußt du etwas zurückhaltender sein ... Nun, was schmollst du denn? Komm, gib mir einen Kuß!"

Sie küßte Marfinka, strich ihr wieder das Haar zurück und faßte, während sie wohlwollend ihr hübsches Gesicht betrachtete, sie scherzend am Ohr.

„Nikolaj Andreitsch kann jeden Augenblick kommen," sagte Marfinka — „ich weiß wirklich nicht, wie ich mich jetzt gegen ihn verhalten soll. Wenn er mit mir in den Garten gehen will oder aufs Feld — nun ja, dann gehe ich eben nicht, und auch das Herumjagen kann ich lassen. Aber wenn er wieder seine Späße macht — nein, Tantchen, dann kann ich nicht an mich halten, dann muß ich lachen, ob's Ihnen recht ist oder nicht! Und was soll ich ihm denn sagen, wenn er singen will und mich bittet, ihn auf dem Klavier zu begleiten?"

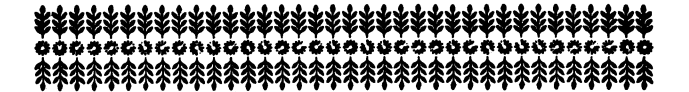
Die Großtante wollte ihr eben antworten, als plötzlich die Tür aufging und Wikentjew ins Zimmer stürzte, ganz in Schweiß gebadet und mit Staub bedeckt, das Buch und die Noten in den Händen. Er legte beides vor Marfinka auf den Tisch.

„Nun darf ich wohl so frei sein," sprach er hastig, während er mit dem Taschentuch seine Stirn trocknete und den Staub

von seinem Rocke entfernte — „Ihr Händchen zu küssen? Wie bin ich gerannt, oh! Und die Hunde immer hinter mir her, um ein Haar hätten sie mich aufgefressen ..."
Er wollte Marfinkas Hand ergreifen, doch sie verbarg sie vor ihm, stand dann vom Stuhle auf, machte eine Reverenz und sprach in feierlich ernstem Tone:
„Je vous remercie, Mr. Wikentjew! Vous êtes bien aimable ..."
Er sah mit großen Augen zuerst Marfinka, dann die Großtante und dann wieder Marfinka an, fuhr sich durchs Haar, warf einen Blick durchs Fenster und ließ sich plötzlich auf einen Stuhl sinken, um im nächsten Augenblick wieder aufzustehen.
„Marfa Wassiljewna," begann er, „kommen Sie doch mit in den Salon, auf die Terrasse — gleich muß hier nämlich ein Hochzeitszug vorüberkommen, den wollen wir uns ansehen ..."
„Nein," sagte sie würdevoll — „merci, ich gehe nicht: es ist für ein junges Mädchen unschicklich, auf dem Balkon herumzustehen und auf die Straße zu starren ..."
„Nun, so wollen wir zusammen den neuen Roman durchgehen ..."
„Auch dafür muß ich danken: ich werde ihn für mich allein oder mit der Großtante zusammen durchgehen ..."
„Dann wollen wir in den Park gehen — wir setzen uns ins Grüne, und ich lese Ihnen vor."
Er nahm das Buch vom Tische.
„Ganz unmöglich!" versetzte Marfinka mit höchst gestrenger Miene und warf dabei einen Blick auf die Großtante. „Bin ich denn ein Kind, daß man mir die Bücher vorlesen muß?"
„Was hat das alles zu bedeuten, Tatjana Markowna?"

fragte Wikentjew verwirrt. „Warum quält mich Marfa Wassiljewna so?“
Er sah beide fragend an, trat dann plötzlich in die Mitte des Zimmers, gab seinem Gesichte einen süßlichen Ausdruck, neigte den Oberkörper ein wenig vor, bog die Ellbogen leicht nach vorn und nahm den Hut unter die Achsel.
„Mille pardons, mademoiselle, de vous avoir dérangée!“ sagte er und begann seine Handschuhe anzuziehen, die jedoch für seine großen, von der Hitze feuchten Hände zu klein schienen.
„Sacrebleu! Ça n'entre pas — oh, mille pardons, mademoiselle!“
„Hören Sie auf, Sie Spaßvogel!“ rief die Großtante lachend. „Geh, Marfinka, hol' ihm sein Eingemachtes!“
„Oh! Madame, je suis bien reconnaissant. Mademoiselle, je vous prie, restez de grace,“ sagte er, die Arme respektvoll vorstreckend, um Marfinka, die bereits nach der Tür ging, den Weg zu verstellen.
„Vraiment, je ne puis pas; j'ai des visites à faire... Ah, diable, ça n'entre pas...“
Marfinka biß sich auf die Lippen und tat auch sonst alles mögliche, um nicht zu lachen, aber schließlich platzte sie dennoch heraus.
„Sehen Sie nur, Tantchen, was für Gesichter er schneidet!“ sagte sie, sich gleichsam entschuldigend. „Jetzt stellt er den Mr. Charles vor... Und da soll man nicht lachen!“
„War's ähnlich — wie?“ fragte Wikentjew.
„Laßt gut sein, meine lieben Kinder!“ sagte Tatjana Markowna, während ein Lächeln ihr Gesicht verklärte und die Runzeln darauf wie leuchtende Strahlen erscheinen ließ. „Geht mit Gott und tut, was ihr wollt!“

● ● ● ● ●



Neunzehntes Kapitel

Es war, als wenn ein Strahl lebendigen Wassers auf die beiden niedergegangen wäre. Marfinka nahm rasch die Noten samt dem Buche und Wikentjew seinen Hut, und eben wollten sie zur Tür hinausstürmen, als plötzlich von draußen, aus der Richtung vom Hoftor her, eine laut dröhnende, durchs ganze Haus schallende Stimme sich vernehmen ließ:

„Tatjana Markowna! Erhabene und würdige Beherrscherin dieser Gebiete! Verzeih dem Unwürdigen, der es wagt, vor dein Antlitz zu treten und den Staub von deinen Füßen zu küssen! Nimm den armen Pilger unter dein gastliches Dach auf, der von fernher kommt, an deinem Tische Atzung zu finden und sich vor der Gluthitze der Mittagssonne zu bergen! Ist sie daheim, die gottgesegnete Herrin dieses Hauses?... Niemand antwortet mir — wie geht das zu?"

Ein Kopf erschien draußen vor dem Fenster des Speisezimmers. Alle drei, Tatjana Markowna, Marfinka und Wikentjew wurden plötzlich mäuschenstill und rührten sich nicht auf ihrem Platze.

„Mein Gott, Openkin!" flüsterte die Großtante ganz er-

schrocken. „Ich bin nicht zu Hause, bin nicht zu Hause! Für den ganzen Tag bin ich weggefahren — über die Wolga ..." sagte sie ganz leise zu Wikentjew.

„Sie ist nicht zu Hause, für den ganzen Tag ist sie weggefahren, über die Wolga!" wiederholte Wikentjew, der an das Fenster des Eßzimmers getreten war.

„Ah! Meinen demütigen Gruß dem hochedlen und talentvollen Nikolaj Andrejewitsch, Herrn auf Koltschino und zahlreichen anderen Landgütern!" sprach die Stimme vor dem Fenster. „O, möge dir eher die Zunge im Munde versagen, als daß du eine Lüge aussprichst! Wenn der Kutscher und die Kutsche zu Hause sind, so kann doch auch die Herrin des Hauses nicht allzu ferne weilen. Laß uns sie suchen, oder laß uns warten, bis sie von ihren Äckern und Weiden und aus ihren Weinbergen zurückkehrt in ihr trauliches Heim."

„Was nun, Tatjana Markowna?" fragte Wikentjew hastig flüsternd. „Er ist nach der Treppe zu gegangen und kommt sicher hierher."

„Dann müssen wir ihn schon vorlassen," sagte die Großtante resigniert. „Er wird hungrig sein, der arme Kerl. Wohin soll er jetzt gehen, bei dieser Hitze? Ich will mich gleich für einen ganzen Monat mit ihm abfinden. Vor dem Abend werden wir ihn nun kaum los ..."

„Lassen Sie ihn nur, Tatjana Markowna: er wird sich bald volltrinken und auf dem Heuboden sein Schläfchen machen. Später lassen Sie ihn dann durch Kusma nach Hause bringen ..."

„Mütterchen, Mütterchen!" rief Openkin, der eben das Kabinett betrat, mit schmalzig heiserer Stimme — „warum hat dieser Springinsfeld mein Herz unnötig mit Angst und Trauer erfüllt? Reich' mir deine Händchen zum

Küsse, alle beide! Marfa Wassiljewna, liebliche Rahel! Das Händchen, das Händchen ..."

„Laß ab, Akim Akimytsch, rühr' sie nicht an! Setz' dich, setz' dich — nun, schon gut! Bist wohl sehr müde, was? Willst du Kaffee trinken?"

„So lange schon ist's her, daß ich dich zum letzenmal sah, du unsere herrliche Sonne! Die Sehnsucht nach dir verzehrte mich förmlich," sprach Openkin, während er mit seinem gewürfelten Baumwolltuche sich die Stirn trocknete. „Ich ging und ging, die Sonne brannte, und ich war ganz hin vor Hunger und Durst. Und plötzlich höre ich: sie ist weggefahren, über die Wolga! Wie es mich da durchzuckte, Mütterchen — ganz bleich ward ich vor Schrecken! Was fällt dir denn ein?" rief er, zu Wikentjew gewandt, in unwilligem Tone — „eine pockennarbige Frau sollst du zur Strafe dafür bekommen! O liebliche Schöne, holdes Gartenvögelchen, zarter Schmetterling!" wandte er sich dann zu Marfinka — „jag' ihn fort, den herzlosen Bösewicht, daß deine hellen Äuglein ihn nicht mehr sehen! O Gott, o Gott!... Du sprachst da soeben von Kaffee, Mütterchen: der steht mir nicht an, meine Liebe! Aber wenn dieses himmlische Engelskind mir mit seinen Zuckerhändchen etwas anderes darreichen wollte..."

„Branntwein, nicht wahr?" fiel ihm Wikentjew lebhaft ins Wort.

„Branntwein!" wiederholte Openkin in geringschätzigem Tone. „Seit einem Monat hab' ich keinen Branntwein gesehen und weiß gar nicht mehr, wie er riecht. Weiß Gott, Mütterchen!" wandte er sich an die Großtante — „bei Goroschkins sollte ich gestern durchaus welchen trinken, doch ich sprang auf, ließ alles liegen und lief ohne Mütze davon!"

„Was möchtest du also trinken, Akim Akimytsch?"
„Wenn mir diese Engelshändchen vielleicht ein Gläschen Madeira, oder auch zwei, kredenzen wollten ..."
„Es ist noch von gestern eine angefangene Flasche da, vom Italiener ... Geh, Marfinka, laß ein Glas davon einschenken ..."
„Nicht doch, mein Engel, warte noch!" rief Openkin, als Marfinka bereits nach der Tür ging. „Nicht vom Italiener! Das ist kein Hafer für meine Pferde! Der greift nicht durch, man spürt nichts: ob ich den Madeira vom Italiener trinke oder klares Wasser — die Wirkung ist gleich! Er läßt sich zehn Rubel für die Flasche bezahlen — wozu die Verschwendung? Laß mir von Watruchin welchen kommen, Mütterchen, von Watruchin — dort kostet die Flasche Madeira nur einen Rubel!"
„Eine schöne Sorte von Madeira!" bemerkte Wikentjew — „den fabriziert er doch selbst!"
„Das ist's ja eben, das ist's: er hat seinen Madeira den Bedürfnissen des Landes und dem Geschmack seiner Mitbürger angepaßt, hat seiner Vaterstadt einen Dienst geleistet. Wir stehen mitten im Kriege, alle Zugänge zum Reiche sind verschlossen, kein Mensch kommt hindurch, kein Vogel, kein ausländisches Parfüm, kein Pariser Frack, kein Margaux oder Burgunder. Verdursten kann das ganze Land! Nur in dieser gottgesegneten Stadt fließt die Quelle der Lust, der Madeira Watruchins. Es lebe Watruchin! Ihr Händchen, meine Gnädige — Tatjana Markowna, Ihr Händchen!"
Er faßte die Hand der Großtante — ein Silberrubel, den sie für den Watruchinschen Madeira bestimmt hatte, entglitt ihr und rollte über den Fußboden.
„So bleib doch nur sitzen, warum bist du denn so unruhig?"

sprach die Großtante ärgerlich. „Marfinka, schick' doch zu Watruchin — wart' einmal, hier ist noch mehr Geld, laß gleich zwei Flaschen bringen, denn eine wird kaum reichen ..."

„O, welche Weisheit rinnt über deine Lippen: reich' mir dein Händchen ..." sprach Openkin.

„Wo warst du denn die ganze Zeit über, Akim Akimytsch? Was hast du getrieben, armer Schlucker?"

„Ja, wo war ich?" wiederholte Openkin mit einem Seufzer. „Überall und nirgends, wie die Vögel des Himmels bin ich umhergeflattert. Drei Tage lang war ich bei Goroschkins, vorher bei Pestows, und noch früher ... ja, das weiß ich nicht mehr, wo ich da war."

Er stieß von neuem einen Seufzer aus und machte eine Handbewegung, die seine Hoffnungslosigkeit zum Ausdruck brachte.

„Warum bleibst du denn nicht zu Hause?"

„Ach, Mütterchen, ich möchte schon bleiben, aber du weißt ja selbst: die Geduld eines Engels reicht nicht hin ..."

„Ich weiß, ich weiß — aber vielleicht trägt deine Frau doch nicht alle Schuld, vielleicht trägst auch du dein Teil dazu bei ..."

„Gewiß, auch ich mag so manchesmal schuld sein — ganz richtig! Wenn ich den Mund halten würde, würde der Sturm vielleicht vorübergehen, aber ich kann mich eben nicht beherrschen, ich lasse mich hinreißen — und das Unglück ist da! Aber wie setzt sie mir auch zu! Sitz' ich schweigend im Winkel, dann heißt es: ‚Warum hockst du da wie ein Klotz und tust nichts?' Nehme ich mir eine Arbeit vor, so kreischt sie: ‚Laß sein, steck' die Nase nicht in Dinge, die dich nichts angehen!' Leg' ich mich hin, so heißt es: ‚Faulenzen kannst du, sonst nichts!' Steck' ich einen Bissen

Brot in den Mund, dann schreit sie: ‚Was der Kerl zusammenfrißt!‘ Mache ich den Mund auf, um etwas zu entgegnen, so ruft sie: ‚Schweig lieber!‘ Will ich lesen, so reißt sie mir das Buch aus den Händen und wirft es auf die Erde. So ist das Leben, das ich führe: Gott der Herr ist mein Zeuge! Einzig im Bureau kann ich aufatmen, oder wenn ich bei guten Menschen zu Gaste bin.“

Man brachte den Wein. Marfinka schenkte ein Glas davon ein und reichte es Openkin. Er ergriff es voll Gier mit der zitternden Hand, führte es vorsichtig an die Unterlippe, hielt die andere Hand wie einen Präsentierteller darunter, um keinen Tropfen des Getränks zu Boden fallen zu lassen, und goß den Inhalt des Glases mit einer raschen Bewegung in den Mund. Dann wischte er sich die Lippen und machte den Versuch, Marfinka die Hand zu küssen, doch sie entfernte sich rasch und setzte sich in ihre Ecke.

Openkin hatte mit kurzen Worten die ganze Geschichte seines Lebens erzählt. Nie hatte sich jemand die Mühe gemacht, zu untersuchen, wer eigentlich an seiner häuslichen Fehde schuld war, er oder seine Frau. Wer hätte auch schließlich ein Interesse daran haben sollen? Vielleicht hatte er mit seiner Neigung zum Trunke zuerst ihre Geduld erschöpft, vielleicht hatte umgekehrt ihre Zanksucht ihn erst dem Laster in die Arme getrieben. Wie dem auch sein mochte: jedenfalls war er in seinem eigenen Heim ein Fremder und suchte es nur auf, um dort zu nächtigen, und oft genug geschah es, daß er sich mehrere Tage hintereinander überhaupt nicht bei den Seinigen sehen ließ. Er überließ es seiner Frau, das Gehalt zu erheben und sich samt den beiden Kindern damit durchzubringen, so gut es ging. Er selbst begab sich unmittelbar aus dem Bureau irgendwohin zu Bekannten, um da zu Mittag zu essen. Er blieb

bis zum Abend da, oder auch über Nacht, um am nächsten Tage, als ob nichts geschehen wäre, wieder nach dem Bureau zu gehen und dort, sobald er nüchtern geworden, bis drei Uhr seine kratzende Feder übers Papier zu führen. So hatte er all die letzten Jahre seines Lebens zugebracht.

Man hatte sich in der Stadt vollkommen an ihn gewöhnt, und von einigen exklusiven Familien abgesehen, hatte er, dank seiner Friedlichkeit, seinem häuslichen Ungemach und dem gastlichen Sinn der Bewohner, überall Zutritt. Die Großtante hielt ihn nur dann ihrem Hause fern, wenn sie vornehme Gäste erwartete. Seine Trunksucht wäre wohl Grund genug für sie gewesen, ihn nicht zu empfangen, denn alle Trinker waren ihr in der Seele verhaßt, aber er war ein Unglücklicher, und überdies brauchten mit ihm keine Umstände gemacht zu werden: sobald er im Zimmer unbequem wurde, brachte man ihn einfach auf den Heuboden oder führte ihn nach Hause. Es hätte der Landessitte widersprochen, wenn sie ihm ihre Tür ganz verschlossen hätte, und es lag auch nicht im Charakter Tatjana Markownas, so sehr die Gegenwart des Betrunkenen mit seinen ewigen Klagen und Seufzern ihr auch lästig fiel.

Raiski konnte sich Openkins noch aus seiner Kindheit erinnern, als dieser seinem Vater die Akten vom Gericht ins Haus gebracht hatte. Er hatte damals noch keine Glatze und keine so buntschillernde Nase gehabt. Er war ein ruhiger, bescheidener Mensch gewesen, der das Priesterseminar besucht, aber aus Liebe zu der Tochter irgendeines Priesters, die keine Küster- oder Popenfrau werden wollte, die geistliche Lehranstalt verlassen hatte. Raiski hielt es indes nicht für angebracht, die alte Bekanntschaft jetzt zu erneuern, da er die Trunkenbolde ebensowenig leiden konnte wie die Großtante. Er beobachtete Openkin jedoch im

stillen und hatte bereits seine Karikatur zu Papier gebracht.

Beim Mittagessen, solange er noch nicht betrunken war, fuhr Openkin fort, die Großtante mit schmeichelhaften Lobeserhebungen zu feiern und Wjerotschka wie Marfinka liebliche Himmelstauben zu nennen; als ihm dann später der Rausch zu Kopfe stieg, begann er zu ächzen und zu seufzen, und nach dem Mittagessen begab er sich auf den Heuboden zur Ruhe.

Den Tee trank er mit Rum, beim Abendbrot hielt er sich wieder an den Madeira, und als alle Gäste bereits gegangen waren und Wjera wie Marfinka sich nach ihren Zimmern begeben hatten, saß er immer noch da und langweilte die Bereschkowna mit seinen Schilderungen des einstigen Lebens und Treibens in der Stadt, erzählte ihr von Leuten der Vergangenheit, die längst von aller Welt außer ihm vergessen waren, von Vorkommnissen, an die kein Mensch mehr dachte, und schließlich von seinem häuslichen Unglück, wobei er immer wieder einen Schluck kalten Tees mit Rum nahm oder um ein Gläschen Madeira bat.

Die rücksichtsvolle Alte konnte sich nicht entschließen, ihn an die späte Nachtstunde zu gemahnen, und wartete immer, ob er nicht selbst daran denken würde, sich zu empfehlen. Aber er dachte nicht daran.

Sie ging mehrmals aus dem Zimmer und blieb schließlich ganz fort; von Zeit zu Zeit nur schickte sie Marina oder Jakow hinein, damit sie die Fensterläden schlössen und die Kerzen bis auf eine auslöschten — aber auch das hatte keine Wirkung.

Openkin unterhielt sich mit Marina und Jakow:

„Ah, Marinuschka, wie geht's dir denn? Wann wirst du

mich zu Gevatter bitten? Ich freue mich schon darauf, auf die Gesundheit der jungen Mutter zu trinken ..."
„Haben Sie noch nicht genug? Sie sind doch bis obenhin voll! Die Gnädige will zu Bett gehen, machen Sie, daß Sie nach Hause kommen ..." brummte Marina, während sie das Geschirr wegräumte.
„Spare deine Scheltworte, Vermessene! Tatjana Markowna verjagt ihre Gäste nicht: ein Gast ist eine geheiligte Person ... Tatjana Markowna!" brüllte er plötzlich, daß es durchs ganze Haus schallte — „gestatten Sie einem Unwürdigen, Ihr Händchen zu küssen ..."
„Schämen Sie sich doch, so zu schreien: Sie werden noch die jungen Damen wecken!" sprach Wassilissa, die von der Großtante zu seiner Beschwichtigung abgesandt worden war, vorwurfsvoll zu ihm.
„Die lieblichen Himmelstauben!" flötete Openkin mit süßlicher Stimme — „nun haben sie die Köpfchen unter die Flügel gesteckt und schlafen! Marinuschka, komm her, laß dich umarmen ..."
„Was fällt Ihnen ein? Gehen Sie endlich, hören Sie: Ihre Frau wird Sie schön ansehen, wenn Sie nach Hause kommen ..."
„Prügeln wird sie mich, Marinuschka, prügeln wie einen kleinen Jungen!"
Und er begann zu greinen und zu schluchzen.
„Gib mir noch von dem Madeira: aus deinen goldenen Händchen wird er mir noch einmal so gut schmecken!" sagte er wehmütig.
„Es ist keiner mehr da: die Flasche ist leer, wie Sie sehen. Alles haben Sie hinter die Binde gegossen!"
„Dann bring mir ein Gläschen Rum, mein Herz: du hast mir noch nie etwas kredenzt ..."

„Warum nicht gar! Der Rum ist im Büfett, und die Gnädige hat die Schlüssel ...“

„Rum will ich haben, du Racker!“ brüllte Openkin wieder aus vollem Halse.

Im nächsten Augenblick stand Tatjana Markowna, in Nachthaube und Schlafrock, vor dem Betrunkenen.

„Was fällt dir ein, Akim Akimytsch? Hast du den Verstand verloren?“ sagte sie streng.

„Mütterchen, Mütterchen!“ begann Openkin wehklagend, während er vor ihr niederkniete und ihre Füße umfing — „laß mich dein Füßchen küssen, Wohltäterin, verzeih mir ...“

„Geh endlich nach Hause, hier ist keine Schenke — schäm' dich doch! In Zukunft werde ich dich nicht mehr empfangen ...“

„Eine Schenke — ach, Mütterchen! Wer sagt denn, daß hier eine Schenke ist? Eine Schenke — oh! Ein Tempel der Weisheit und Tugend ist hier! Bin ich ein ehrlicher Mann, Mütterchen: ja oder nein? Entscheide — bin ich ehrlich oder nicht? Habe ich jemanden betrogen, verletzt, belogen, verleumdet oder verklatscht? Habe ich Gott gelästert oder sonstige Niedertracht geübt? Keineswegs!“ rief er in stolzem Tone, während er sich emporzurichten suchte. „Habe ich den Eid der Treue gegen den Zaren und das Vaterland verletzt? Habe ich Bestechungsgelder genommen, den Sinn des Gesetzes verdreht, das Interesse der Staatskasse vernachlässigt? Keineswegs! Nicht eine Fliege habe ich beleidigt, Mütterchen: unschuldig bin ich wie das Würmchen, das im Staube kriecht ...“

„Nun, steh schon auf, steh auf und geh nach Hause! Ich bin müde und will schlafen gehen ...“

„Der Segen des Herrn ruhe auf dir, du Gerechte!“

„Jakow, sag' doch Kusma, er möchte Akim Akimytsch nach Hause bringen!" befahl die Großtante. „Geh auch du mit, damit ihm unterwegs nichts passiert! Nun, leb' wohl, Gott behüte dich — und schrei nicht mehr, sonst weckst du mir die Mädchen auf!"

„Mütterchen, dein Händchen, dein Händchen! Die lieben, holden Himmelstauben ..."

Die Bereschkowa ging aus dem Zimmer; diese Szenen mit Openkin, die sich allmonatlich wiederholten und jedesmal denselben Verlauf nahmen, hatten weiter keinen Eindruck auf sie gemacht. Jakow machte sich daran, mit Hilfe Marinas den immer noch Knienden emporzurichten.

„Ah, der gottesfürchtige Jakow!" fuhr Openkin fort. „Hebe mich unwürdigen Joachim in deinen Schoß empor und reiche mir mit deinen ehrwürdigen Händen ein Gläschen Jamaikarum ..."

„Machen Sie keinen Spektakel und kommen Sie, es ist höchste Zeit, daß Sie nach Hause gehen!"

„Nun ... nun ... nun ..." brummte Openkin, während er mit Mühe aufstand — „gehen wir also, gehen wir. Aber warum nach Hause, wo eine schreckliche Natter mich bis zum hellen Morgen stechen und peinigen wird? Nein, gehen wir in dein Kämmerchen, du guter Mensch: ich will dir erzählen, wie Erzvater Jakob mit Gott gerungen hat ..."

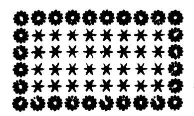
Jakow ließ sich gern etwas aus der heiligen Schrift erzählen, und da er auch einem Tröpfchen nicht abgeneigt war, so gefiel ihm der Vorschlag Openkins nicht übel.

„Gut, gehen wir in mein Zimmer, hier können Sie nicht mehr bleiben," sagte er.

Zwei Stunden lang saß Openkin bei Jakow im Vorzimmer. Dumpf vor sich hinbrütend, hörte dieser die biblischen Erzählungen an und holte, um den Eifer des Erzählers an-

zufeuern, eine Flasche Bier aus der Gesindestube. Als Openkin die Flasche geleert hatte, begann der Faden seiner Erzählungen sich zu verwirren, und schließlich berichtete er allen Ernstes, daß Simson den Walfisch verschluckt und drei Tage lang mit sich im Magen herumgetragen habe.
„Wie war das?“ fiel Jakow ihm nachdenklich ins Wort — „wer soll wen verschluckt haben?“
„Ich sagte es doch schon, Mensch: Simson ... oder vielmehr Jonas ...“
„Aber ein Walfisch ist doch ein so großer Fisch: man sagt, er würde in der Wolga kaum Platz finden ...“
„Und wozu ist denn das Wunder da?“
„Hat er nicht doch vielleicht einen andern Fisch verschluckt?“ äußerte Jakob seinen schüchternen Zweifel.
Doch Openkin begann bereits zu schnarchen.
„Nein, nein, er hat ihn verschluckt ... bei Gott, er hat ihn verschluckt!“ murmelte er zusammenhanglos vor sich hin.
„Ja, aber sagen Sie, mein Gott — wer hat wen verschluckt?“ wiederholte Jakow eindringlich seine Frage.
„Reich' mir mit deinen ehrwürdigen Händen ...“ flüsterte Openkin kaum vernehmlich, während er schon einschlief.
„Nun, jetzt ist aus ihm nichts mehr herauszukriegen,“ meinte Jakow für sich — „jetzt wollen wir ihn fortbringen.“
Er suchte den Gast wach zu bekommen, aber Openkin schnarchte weiter. Jakow holte nun Kusma zu Hilfe, und zu zweien brachten sie Openkin nach seiner Wohnung, die am entgegengesetzten Stadtende lag. Vier Stunden brauchten sie zu der nächtlichen Reise. Sie übergaben ihren Schützling der Obhut der Köchin; sie selbst kehrten am nächsten Tage zum Mittagessen heim. Sie hatten den ganzen Morgen in der Vorstadt unter dem gastlichen Dache einer Schenke

zugebracht. Als sie die Schenke verließen, nahm Kusma eine höchst geschäftige Miene an, und je näher sie dem Hause kamen, desto aufmerksamer und gespannter hielt er überall Umschau, ob nicht irgendwo etwas in Unordnung sei oder unnütz herumliege, untersuchte das Schloß am Hoftor, ob es auch richtig schließe, und war in allem das Pflichtbewußtsein selbst. Jakow aber spähte bald nach rechts, bald nach links, ob nicht ein Kirchenkreuz oder Heiligenbild sichtbar würde, vor dem er seine Andacht verrichten könnte.



Zwanzigstes Kapitel

Raiskis Geduld wurde durch Wjeras Gleichgültigkeit auf eine harte Probe gestellt. Er verfiel in eine trostlose Stimmung, einen Zustand dumpfer, unfruchtbarer Langerweile. Aus Langerweile zeichnete er eine ganze Reihe von Bleistiftskizzen, Szenen aus dem Dorfleben darstellend, nahm fast alle Wolgalandschaften, die sich vom Hause oder von der Schlucht aus seinem Blicke darboten, in sein Album auf, trug eine große Anzahl Notizen in seine Hefte ein und brachte eine Schilderung Openkins zu Papier; wenn er dann aber seine Feder hinlegte, fragte er sich unwillkürlich: „Warum habe ich das nun eigentlich hingeschrieben? In meinen Roman gehört dieser Trunkenbold doch nicht hinein, er spielt darin keine Rolle. Openkin ist ein alter, aussterbender Provinztypus — er ist der Gast, den man vergeblich loszuwerden versucht: was kann an ihm interessant sein? Und was ist das überhaupt für ein Roman! Wie arbeiten die anderen Romanschriftsteller! Wie einheitlich und geschlossen kommt alles bei ihnen heraus, daß der ganze Aufbau fest gefügt erscheint und nirgends eine Lücke bleibt! Und ich gebe nichts als Spiegelungen meiner selbst und der Einzeldinge, die ich sehe! Wie kläg-

lich ist das doch! Nein, ich verstehe nichts, bin ein entgleistes Genie, ein ... Pechvogel!"

Er gedachte der Zeit, da er die Kunstakademie besucht hatte, und der Studiensäle, in denen die Schüler ewig nach Büsten gezeichnet hatten. Zuletzt fiel ihm die Bjelowodowa ein, und er vertiefte sich fast trotzig in die Erinnerungen an sie. Er holte ihr Aquarellporträt hervor, versuchte seine letzte Unterhaltung mit ihr aus dem Gedächtnis niederzuschreiben und schrieb schließlich eine ganze Reihe von Briefen an seinen Freund Ajanow — auch eine Art literarischer Erzeugnisse, in denen er von dem Adressaten ganz genauen Bescheid über alles, was Sophie betraf, verlangte: wo sie weile, und was sie treibe, ob sie in der Sommerfrische sei oder auf ihrem Gute? Ob er noch in ihr Haus komme, und ob sie zuweilen noch seiner, Raiskis, gedenke? Ob Graf Milari noch im Hause verkehre usw. usw. — kurz, alles, alles, wollte er wissen.

Alles das sollte ihm nur dazu dienen, den quälenden Gedanken an Wjera loszuwerden.

Nachdem er fünf oder sechs Briefe abgesandt hatte, fiel er wieder seinem alten Leiden, der Langenweile, anheim. Sie hatte nichts gemein mit der Langenweile eines Menschen, den der harte Zwang der Pflicht an eine ungern verrichtete Arbeit bindet, der aber wenigstens das Ende dieser Arbeit absehen kann. Sie glich auch nicht der Langenweile, die durch irgendeine zufällige Lage, eine Krankheit, eine ermüdende Reise, einen Quarantäneaufenthalt hervorgerufen wird: auch hier ist ein Ende abzusehen. Die Langeweile, die Raiski empfand, war von anderer Art. Er dachte wohl daran, sie durch irgendeine Arbeit zu verscheuchen: wer arbeitet, sagte er sich, soll ja keine Langeweile empfinden.

„Aber wir Russen kennen überhaupt keine Arbeit," ent-

schied er, „sondern nur eine Fata Morgana, ein Phantom der Arbeit. Arbeit kennt man bei uns höchstens im Lebensbereich des gemeinen Mannes, wo die rohe Kraft, die einfache Hantierung, die Tätigkeit der Arme, Beine und Schultern in Frage kommt — und auch dort geht die Arbeit nur träg und langsam vorwärts, weil das Arbeitsvolk, gleich dem Arbeitsvieh, sein Tagewerk nur unter der Fuchtel verrichtet und sich seiner auf möglichst bequeme Art zu entledigen sucht, um nur so rasch wie möglich der tierischen Ruhe zu pflegen. Niemand fühlt sich als Mensch bei solchem Tagewerk, niemand legt bewußte menschliche Geistesarbeit hinein; jeder zieht nur, gleich dem Pferde, seinen Lastwagen und sucht mit dem Schwanze irgendeine Peitsche abzuwehren. Saust die Peitsche nicht mehr durch die Luft, dann hört auch das Wirken der Kraft auf, sie kommt da zum Stillstand, wo die Peitsche zum Stillstand gekommen ist. Das ganze Hauswesen, die ganze Stadt und alle anderen Städte ringsum in dem weiten Reiche werden nur durch diese negative Art von Bewegung in Gang erhalten. Wo aber gibt es, außerhalb dieser körperlich arbeitenden Volkskreise, höher hinauf, bei uns in Rußland eine Tätigkeit, die jeder gern verrichtete, nach der er sich, wie nach einem schmackhaften Gericht, sozusagen die Finger beleckte? Nur eine solche Tätigkeit, eine solche Arbeit vermag uns vor der Langenweile zu bewahren — und weil sie bei uns nicht zu finden ist, suchen alle nur Genuß und Vergnügen außerhalb der Arbeit ...

„Nein, wir kennen keine Arbeit, sondern nur ein Phantom der Arbeit!" wiederholte er voll Ingrimm, wenn ihn so seine Hypochondrie befiel, die ihn bis zu einer seinem weichen Naturell völlig fremden Raserei treiben konnte.

Man hatte ihn selbst in seiner Jugend für irgend etwas

vorbereitet — doch wofür, wußte niemand zu sagen. Der weibliche Teil der Verwandtschaft hätte ihn gern als Militär gesehen, der männliche als Staatsbeamten, und durch seine Geburt war er noch auf einen dritten Beruf, den des Landwirts, hingewiesen. Es ist bei uns gar nicht schwer, so hinter drei Hasen herzulaufen, um schließlich — drei Phantome zu fangen.

Der Familie und der Überlieferung zum Trotz hatte er sich jedoch an keine der drei Möglichkeiten gehalten, sondern sich vielmehr sein eigenes Phantom — das der Kunst — ausgedacht.

Wieviel Spott und mitleidiges Achselzucken, wieviel kalte und strenge Blicke hatte er auf dem Wege zu seinem Ideal mit in den Kauf nehmen müssen! Ja, wenn er Sieger geblieben wäre, wenn er sich seiner Aufgabe gewachsen gezeigt und den ernsthaften Leuten bewiesen hätte, daß sie Phantomen nachjagten, während er wirkliche Arbeit verrichtete — dann, ja, dann wäre er im Recht gewesen.

Aber auch er verrichtete ja keine wirkliche Arbeit — was er trieb, war vielmehr, im Vergleich mit dem, was die andern trieben, das eitelste und überflüssigste aller Phantome, und Mark, der zynische Philosoph, der alle Phantome so tapfer verachtete, hatte mit Bezug auf ihn schon recht, nur daß er selbst wieder ... einem neuen Phantom nachjagte ...

„Nein, ich habe keine Arbeit, keine Lebensaufgabe, die ich zu lösen vermöchte, wie jene Künstler, die ganz in ihrem Werke aufgehen und ihm ihr Leben opfern!“ schloß er verzweifelt seine Betrachtungen. „Und dabei habe ich solche Schätze vor Augen: Genrebilder à la Teniers und Ostade könnte mein Pinsel schaffen, Sitten und Bräuche meine Federn schildern — alle diese Openkins, und wie sie sonst heißen ... da, da ...“

Er blickte auf den Hof hinaus, wo alles sein gewohntes Tagewerk verrichtete. Er sah, wie Ulita in den Kellern herumwirtschaftete, und er begann sie zu beobachten.

Ulita hatte etwas von einem weiblichen Gnom an sich: sie hauste ewig in ihrem unterirdischen Kellerreiche und war ganz von feuchten Kellerdünsten gesättigt. Ihr Kleid war feucht, Nase und Wangen waren beständig erfroren, das Haar zerzaust und von einem zerknüllten Baumwolltuche bedeckt. Sie hatte eine schmutzige Schürze vorgebunden und die Hemdärmel aufgestreift. Ewig sah man sie mit Näpfen, Töpfen und Mulden oder mit einem halben Dutzend Flaschen zwischen den Fingern beider Hände aus einem der Keller wie aus einem Grabe emporsteigen oder mit Früchten, Gemüsen und sonstigen Küchenvorräten bepackt hinabklettern.

Fast nie begegnete man ihr im Tageslicht, ewig verbarg sie sich dort unten in den kalten, dunklen Räumen, wo ihr Gesicht diesen blauroten Schimmer angenommen hatte, der an ihrer ganzen Erscheinung zuerst ins Auge fiel, während das übrige Äußere mit dem dunklen Kellerhintergrunde in eins zusammenfloß.

Sie ahnte nicht, daß Raiski sich eifriger als sonst jemand im Hause mit ihr beschäftigte, mehr selbst als ihre Angehörigen, die im Dorfe wohnten und sie bisweilen monatelang nicht zu Gesicht bekamen.

Er zeichnete sie und zeigte seine Arbeit Marfinka und Wjera: jene klatschte vor Freude in die Hände, während Wjera anerkennend mit dem Kopfe nickte.

Der eigentliche Held in den Kreisen des Hofgesindes war indes Jegorka: er war gleichsam ihr lebendiger Puls. Mit seiner eigenen Arbeit, die im Grunde genommen gar keine Arbeit war — „wie bei uns allen", dachte Raiski jedesmal

bei seinem Anblick — befaßte er sich nie, steckte dagegen ewig seine Nase in fremde Geschäfte. Er war ein stämmiger, muskulöser Bursche, langarmig wie ein Orang-Utan, doch sonst wohlproportioniert. Er griff bald da, bald dort zu, schob jetzt einen Wagen vorwärts, half dann beim Heueinbringen — kaum aber hatte er drei Gabeln voll aufgenommen, so hörte er schon wieder auf und begann zu schwatzen und die andern zu stören.

Seine Hauptaufgabe aber und sein liebster Zeitvertreib war es, die Hofmägde zu necken, sie zu zausen und ihnen allen möglichen Schabernack zu spielen. Er lachte sie aus, pfiff hinter ihnen her, lauerte ihnen hinter der Hausecke auf und packte sie dann unvermutet an der Schulter oder am Halse, daß den armen Dingern im Schreck der Haarkamm entglitt und das Haar breit über den Rücken fiel.

„Du frecher Kerl, du Satan!" schrie das Mädchen, während zugleich irgendwo die scheltende Stimme eines alten Weibes sich vernehmen ließ.

Doch was machte Jegorka sich daraus? Mit vielsagendem Blinzeln nickt er, auf die Vorübergehende zeigend, dem Kutscher oder Jakow oder sonst jemandem, der in der Nähe ist, zu, pfeift und kichert oder macht irgendwelche Gesten, die das Mädchen in die Flucht jagen, während er grinsend hinter der Fliehenden herschaut und immer wieder seinen Pfiff ertönen läßt.

Man hätte meinen sollen, daß ein so kecker Bursche wie dieser Jegorka die ganze weibliche Hälfte des Hofgesindes gegen sich haben mußte, das war indes keineswegs der Fall. Seine vorwitzigen Attacken brachten die Mädchen nur vorübergehend zum Aufbrausen — sobald er wieder freundlich mit ihnen sprach und sie schmeichelnd beim Vor- und Vatersnamen Maria Petrowna oder Pelageja Sserge-

jewna nannte, waren sie sogleich wieder mit ihm versöhnt. Haufenweise standen sie um ihn herum, wenn er des Sonntags mit seiner Gitarre am Tor saß und in seiner freundlichen, ein wenig spöttischen Weise mit ihnen scherzte. Nur wenn er ein gar zu zensurwidriges Lied sang oder durch unanständige Gesten ihr Schamgefühl verletzte, stoben sie auseinander. Waren sie mit ihm allein in irgendeiner Ecke, dann hatten sie nichts dagegen, daß er zärtlich seinen Arm um sie schlang, und wer, zumal im Winter, seine kleine Kammer neben den Kutscherstuben beobachtete, der konnte wohl öfters sehen, wie ein weiblicher Schatten still über den Hof huschte und in der Tür jener Kammer verschwand.

Auch Jegorka und seine Schönen ahnten nicht im geringsten, daß Raiski klarer als sonst jemand im Hause ihre kleinen Intrigen, wie überhaupt dieses ganze Spiel domestikaler Leidenschaften durchschaute.

Wandte Raiski seine Aufmerksamkeit vom Hofe ab und dem Hause zu, so sah er dort, in dem kleinen Kämmerchen neben dem Kabinett der Großtante, wohl zum hundertstenmal dasselbe unveränderliche Bild: am Fenster saß die schweigsame, ewig still vor sich hinflüsternde Wassilissa mit den tiefliegenden, matten Augen, stets an dieselbe Stelle und auf denselben Stuhl mit der hohen Lehne und dem tief eingedrückten Ledersitz gebannt und auf die Holzstapel und die im Kehricht kratzenden Hühner starrend.

Sie wurde dieses ewigen Sitzens, dieser stets gleichbleibenden Aussicht aus dem Fenster niemals müde. Nur ungern stand sie von ihrem Stuhl auf, und wenn sie ihrer Herrin den Kaffee serviert und deren Kleider in den Schrank eingeräumt hatte, kehrte sie rasch wieder zu ihrem Stuhl und ihrem Strickstrumpf zurück, um leise vor sich hin-

flüsternd auf die Holzstapel und die Hühner draußen zu schauen.
Das Haus zu verlassen, erschien ihr wie eine Strafe; sie tat es nur, um in die Kirche zu gehen, und auch dann ging sie schüchtern, wie verschämt, die Straße entlang, als fürchtete sie die Blicke der Menschen. Fragte man sie, warum sie nicht ausgehe, so antwortete sie, daß sie lieber so im Hause „herumwirtschafte".
Von dem ewigen stillen Hocken war sie ganz aufgedunsen geworden und klagte häufig über Atemnot. Gleich Jakow war sie sehr fromm und fastete fleißig.
Wenn ein Fremder zu Besuch kam und, was sehr oft der Fall war, weder Jakow noch Jegorka im Vorzimmer weilte, so daß Wassilissa die Tür öffnen mußte, wußte sie nie recht zu sagen, wer eigentlich da sei. Nie wußte sie den Namen des Besuchers, obschon sie in der Stadt alt und grau geworden war und von Angesicht alle Einwohner bis zum kleinsten Kinde kannte.
Erschien der Arzt oder der Priester, so meldete sie eben nur, „der Arzt" oder „der Priester" sei da; den Namen hatte sie nie behalten.
„Eben ist jener gekommen ..." begann sie.
„Wer denn?" fragte Tatjana Markowna.
„Na, der damals Marfa Wassiljewna fallen ließ, daß sie beinahe tot geblieben wäre. Vor fünfzehn Jahren damals, wie sie noch klein war."
„Ja, wer ist denn das eigentlich?"
„Na, der immer nach dem Mittagessen Tee statt des Kaffees verlangt ..."
Oder:
„Der mit seiner Zigarre damals das Loch in den Diwan gebrannt hat ..."

Oder:
„Der in der Karwoche nicht die Fasten einhält und Fleisch frißt ...“
Wie ein Schatten saß sie unbeweglich in ihrem Winkel, und ihr „Herumwirtschaften“ bestand lediglich darin, daß sie die Stricknadeln in Bewegung setzte. Durch einen einfach angestrichenen Tisch aus Tannenholz von ihr getrennt, saß vor ihr auf einem hochbeinigen Taburett ein kleines Mädchen von acht bis zehn Jahren, das gleichfalls strickte und seinen Strumpf dabei so hoch hielt, daß die Nadeln immer wieder über den Kopf hinwegragten.
Diese kleinen Strickmädchen starben bei der Bereschkowa nicht aus. War solch ein Mädchen herangewachsen, so wurde es zu einer andern, schwereren Arbeit verwandt, während zum Stricken und zu sonstigen kleinen Verrichtungen ein neues Mädchen aus dem Dorfe herangezogen wurde.
Die Funktion solch eines kleinen Mädchens bestand darin, ganz dicht an die Wand gedrückt, mit dem Strickstrumpf in der Hand und dem Knäuel unter der Achsel, in einer Ecke von Tatjana Markownas Zimmer zu stehen, ganz still, ohne sich zu rühren, fast ohne zu atmen, und den Blick beständig auf die anwesende Herrin gerichtet zu halten, um sogleich im ersten Augenblick bereit zu sein, wenn die Herrin ihr durch einen Wink bedeutete, daß sie ihr das Taschentuch reichen, daß sie die Tür öffnen oder schließen oder irgend jemanden rufen solle.
„Wisch' dir die Nase!“ ließ sich von Zeit zu Zeit Tatjana Markownas Stimme vernehmen, worauf das Mädchen sich mit der Schürze oder den Fingern die Nase putzte und dann mit ihrer Strickarbeit fortfuhr.
Verließ die Bereschkowa das Zimmer, oder fuhr sie aus,

so begab sich die Kleine zu Wassilissa, kletterte auf das Taburett und saß schweigend, ohne den Blick von Wassilissa abzuwenden, mit ihrem Strickstrumpf da, ihre zarten Finger an den langen Stahlnadeln malträtierend. Häufig glitt der Knäuel unter der Achsel hervor und rollte durchs Zimmer.

„Gähne nicht! Heb' ihn auf!" ließ sich Wassilissas Flüsterstimme dann vernehmen.

Zuweilen bekamen sie Besuch vom Kater Sserko, der sich gern auf dem Fensterbrett zwischen den beiden Flaschen mit Branntweinaufguß sonnte; verließ Wassilissa das Zimmer, dann konnte die Kleine es sich nicht versagen, ein Weilchen mit dem Kater zu spielen, und nun begann ein vergnügtes Lachen und Lärmen, bei dem Kater und Knäuel lustig über den Fußboden rollten und nicht selten auch das Taburett samt der Kleinen ihnen folgte.

Das Mädchen, das Raiski in Wassilissas Zimmer antraf, hieß Paschutka. Es hatte kurzgeschorenes Haar und trug ein Kleid, das aus einem alten Frauenrock gemacht war, und zwar so primitiv, daß man nicht unterscheiden konnte, welches die Vorder- und welches die Hinterseite war; ihre Füße steckten in Schuhen, die ihr viel zu groß waren. Unter der stumpfen kleinen Koboldnase schimmerte häufig ein Tropfen. Man hatte es versucht, sie an den Gebrauch des Taschentuchs zu gewöhnen, doch hatte sie es vorgezogen, die Taschentücher in Puppen zu verwandeln, wobei sie Augen und Nase durch Kohlenstriche bezeichnete. Man nahm ihr die Taschentücher weg, und der Tropfen hing weiter an ihrer Nase und schimmerte von fern wie ein Fünkchen.

Als Paschutka Raiski erblickte, vergaß sie einen Augenblick den Strickstrumpf und lächelte ihm zu, da er sie öfters

streichelte, ihr auch wohl einen Apfel oder sonst einen Leckerbissen zukommen ließ. Wassilissas strenge Miene führte sie jedoch sogleich wieder zu ihrer Pflicht zurück. Wassilissa selbst hörte, wenn sie Raiski erblickte, sogleich zu flüstern auf und vertiefte sich ganz in ihre Strickarbeit.

Raiski begab sich ins Kabinett der Großtante. Sie war nicht zu Hause, und so nahm er seine Mütze und verließ das Haus. Ehe er sich's versah, hatte er die Vorstadt durchquert und die Stadt erreicht. Mit Aufmerksamkeit studierte er jeden Passanten, jedes Haus, das Leben und Treiben der Straße. Da und dort sah er Menschen sich tummeln. Ein Kaufmann, oder vielmehr irgendein etwas, das aus Hut, Bart, dickem Bauch und hohen Stiefeln zusammengesetzt schien, sah zu, wie die Arbeiter schwer ächzend Getreidesäcke nach dem Speicher trugen. Ein langer, hoher Bauernwagen fuhr auf der Straße daher, dicht besetzt mit großen, kräftigen Männern in verschossenen, schirmlosen Mützen, gestickten blauen Hemden, langen braunen Röcken und Bastschuhen oder hohen Schaftstiefeln, mit roten, grauen oder sonstigen Bärten, die keil- oder spatenförmig zugeschnitten oder zwiegeteilt oder nach Bocksart gehalten waren.

Polternd und hüpfend fuhr der Wagen daher, und auch die Bauern hüpften beständig mit; der eine saß gerade aufgerichtet da und hielt sich mit beiden Händen an den Wagenrändern fest, der zweite lehnte sich mit dem Kopf gegen den dritten, und der dritte lag, auf den Ellenbogen gestützt, tief im Wagen, während seine Beine über den Rand hinweghingen.

Das Gefährt wurde von einem großen Bauern gelenkt, dessen brauner Rock fast bis auf den Wagenboden reichte. Auf dem Kopf trug er einen Hut ohne Rand. Langsam

und lässig führte er den Zügel. Sein Gesicht war ganz schwarz von Staub und Sonnenhitze; die Augen waren unter dem tief in die Stirn gedrückten Hute kaum sichtbar, nur der stark ergraute rotblonde, an grobe Schafwolle erinnernde Vollbart hob sich scharf von dem dunklen Rocke ab.

Das große, starke, an den Seiten dicht mit Lederquasten behängte Pferd kam nur noch mühsam und sprungweise vorwärts. Alles das schleppte sich bis zur nächsten Schänke weiter, wo die Bauern absprangen, den Staub von sich schüttelten und in die offene Tür eintraten, während das Pferd von selbst bis zu einer Raufe, in der ein Büschel Heu steckte, weiterfuhr und unter Schnauben und Prusten zu futtern begann.

Auf seinem Wege durch die Stadt begegnete Raiski immer neuen Personen, die entweder ganz ohne Arbeit oder von irgendeinem „Phantom" der Arbeit in Anspruch genommen waren: Krämer standen da untätig vor ihren Läden, irgendein Staatsrat fuhr in einer Droschke vorüber, oder eine geistliche Person schritt, den langen Stock in der Hand, würdevoll einher.

Dort aber, in dem leeren Gäßchen, kam ein angetrunkener Bursche im roten Hemd daher und wirbelte mit den Füßen den Staub auf: die Mütze saß ihm schief auf dem Ohr, er fuchtelte mit den Armen in der Luft, sang brüllend irgendein Lied und drohte den wenigen Leuten, die ihm begegneten, mit der Faust.

Raiski gelangte bis an Koslows Haus und hörte hier, daß Leontij in der Schule sei. Er fragte nach seiner Gattin. Die alte Frau, die ihm die Tür öffnete, sah ihn mißtrauisch von der Seite an, schneuzte sich in ihre Schürze, fuhr mit dem Finger unter ihrer Nase hin und begab sich, ohne ein

Wort zu sagen, ins Haus zurück. Sie kam nicht wieder zum Vorschein.

Raiski klopfte zum zweitenmal; ein paar Hunde begannen zu bellen, und ein kleines Mädchen erschien, sah ihn an, sperrte den Mund auf und kehrte gleichfalls wieder um. Raiski ging um die Hausecke herum und vernahm hinterm Zaune, in dem nach der Seitengasse gehenden Gärtchen, ein paar Stimmen: eine Frau und ein Mann unterhielten sich, letzterer sprach französisch, mit Pariser Akzent. Sie lachten, und es schien, daß sie sich auch küßten...

„Armer Leontij!" dachte Raiski bei sich selbst — „oder vielmehr blinder, ahnungsloser Leontij!"

Unentschlossen stand er da — sollte er eintreten oder nicht?

„Ich bin Leontijs Freund, sein alter Schulkamerad — soll ich es dulden, daß dieser ehrlichen, liebevollen Seele mit so schnödem Undank gelohnt wird? Soll ich hier gleichgültig bleiben?... Doch was soll ich tun: ihm die Augen öffnen, ihn aus seiner sorglosen Unwissenheit wecken, während er doch so fest und unerschütterlich an die Treue seines römischen Profils glaubt und so süß im Schoße seines häuslichen Glücks schlummert? Das wäre ein schlechter Dienst, den ich ihm da erweisen würde! Doch was soll ich tun? Fatales Dilemma!" dachte er, während er in der Gasse auf und ab ging. „Jedenfalls will ich vor sie hintreten und diesem verbrecherischen Treiben ein Ende machen..."

Schon wollte er ins Haus hineingehen, als er sich plötzlich eines anderen besann und umkehrte.

„Das gibt eine häßliche Geschichte, einen Skandal," dachte er — „die Schande eines Freundes öffentlich bekannt machen — nein, nie! Das ist unmöglich!... Halt, ein glücklicher Gedanke: ich will Uliana Andrejewna eine Lek-

tion unter vier Augen erteilen, will das Gewitter meiner Entrüstung sich über ihrem Haupte entladen lassen, will den läuternden Regen reiner Sittlichkeitsbegriffe, die sie niemals kennengelernt hat, auf sie niederströmen lassen! Sie betrügt ihren guten Mann, der sie so herzlich liebt, und versteckt sich dabei vor Angst — ich will bewirken, daß sie sich in Zukunft vor Scham versteckt! Das Gefühl der Scham in diesem verhärteten Herzen zu wecken — das soll meine heilige Pflicht, mein Verdienst sein, um sie sowohl wie um den armen Leontij!"

Dieser Gedanke belebte ihn förmlich aufs neue: „Das ist kein Phantom mehr, sondern eine wirkliche, ehrenwerte, heilige Aufgabe!" ging's ihm durch den Sinn.

Und sogleich ging er daran, sich in die Einzelheiten dieser neuen Aufgabe zu vertiefen. Ganz genau legte er sich zurecht, wie er bei der Erfüllung dieser Freundespflicht vorzugehen hätte: in aller Stille, ohne jeden Lärm, ohne heftige Szenen, in ruhiger, freundschaftlicher Weise wollte er diese Frau dazu bringen, daß sie auf ihren Gatten die schuldige Rücksicht nahm, den Weg der Besserung betrat und ihre Schuld wieder gutmachte...

Wohl eine halbe Stunde lang ging er in dem Gäßchen auf und ab und wartete, daß Mr. Charles endlich gehen würde, um dann auf frischer Tat, unter Berufung auf seine langjährige Bekanntschaft, das „Gewitter" sich über Ulinkas Haupt „entladen" zu lassen. Der Augenblick, meinte er, würde ihm schon eingeben, was er ihr zu sagen hätte. Schließlich gab er jedoch das Warten auf und verschob die Ausführung seines Planes auf eine andere, günstigere Gelegenheit.

Immer noch mit der Lösung dieser neuen moralischen Aufgabe beschäftigt, beschleunigte er unwillkürlich seinen Schritt:

er wollte nun Mark aufsuchen und ihm seine Gegenvisite abstatten, obschon ihm das nicht ganz ungefährlich schien und Mark wohl auch kaum einen besonderen Wert darauf legte. Er wollte seinen Besuch auch nicht gerade als feierliche Visite bezeichnen: in Wirklichkeit war es ihm ja nur darum zu tun, sich irgendwie zu zerstreuen, das drückende Gefühl der Langeweile loszuwerden und diese ewigen, zudringlichen Gedanken an Wjera zu bannen.

Er schloß ganz richtig, daß nur in dieser engen Sphäre, in der ihn das Schicksal wider Willen für längere Zeit festhielt, seine Vorstellung sich so hartnäckig auf den einen Gegenstand konzentrieren konnte. Wenn nun Wjera, dank ihrer mangelhaften Entwicklung, ihrem menschenscheuen Wesen oder sonstigen ihm unbekannten Ursachen, nicht nur sich ihm nicht näherte, sondern vielmehr sich weiter und weiter von ihm entfernte, so mußte er seinerseits, das war ihm ganz klar, alles dazu tun, um seine Neugierde und seine Phantasie von ihr abzulenken. Er mußte ihr zu verstehen geben, daß sie im Grunde genommen nur ein blasses, unbedeutendes Dämchen vom Lande war, und darum war ihm auch jede Gelegenheit willkommen, seiner regen Vorstellung anderweitige Nahrung zu bieten.

An langen Reihen alter, windschiefer Häuser vorüber kam er endlich zur Stadt hinaus. Der Weg führte zwischen zwei fortlaufenden Zäunen weiter, hinter denen sich umfangreiche Gärten dehnten. Da und dort stand eine Gärtnerhütte; alte, durchlöcherte Röcke oder zerrissene Hüte waren auf Stangen gesteckt, um die Spatzen zu verscheuchen.

„Wo wohnt denn hier der Gärtner Jefrem?" fragte Raiski über den Zaun hinweg eine Frau, die zwischen zwei Beeten stand und mit einer Hacke irgend etwas behäufelte.

Ohne von ihrer Arbeit aufzublicken, wies sie mit dem

Ellenbogen in die Ferne, nach einem einsam im Felde stehenden Häuschen. Als Raiski sich auf etwa vierzig Schritte von ihr entfernt hatte, richtete sie sich auf, hielt, um sich vor der Sonne zu schützen, die flache Hand über die Augen und rief laut hinter ihm her:

„Du willst wohl Gurken kaufen? Kauf' doch bei uns welche — sieh, wie hübsch dick und grün sie sind!"

„Nein, ich will nichts kaufen," antwortete Raiski.

„Warum fragst du denn nach Jefrem?"

„Weil bei ihm ein Bekannter von mir wohnt, Mark heißt er — kennst du ihn nicht?"

„Vom Ansehen nur: irgendein Priesterssohn oder Buchhalter aus der Stadt soll es sein, was weiß ich!"

Raiski begab sich nach dem Häuschen, das die Frau ihm gezeigt hatte. Er mußte über den Zaun klettern und war kaum auf der anderen Seite angelangt, als zwei zottige kleine Hunde mit wütendem Gebell auf ihn zustürzten. In der Haustür erschien eine kräftige junge Frau mit von der Sonne gebräunten nackten Armen und bloßen Füßen, ein Kind auf dem Arme.

„Kusch, kusch! Still doch, ihr verdammten Köter, kuscht euch!" schrie sie auf die Hunde los. „Was wünschen Sie?" fragte sie Raiski, der sich nach allen Seiten umsah und vergeblich zu erraten suchte, wo wohl in der kleinen Hütte noch jemand außer dem Gärtner und seiner Familie wohnen könnte.

Kein Hofraum, kein Anbau befand sich neben dem Häuschen. Zwei Fenster gingen nach den Gärten hinaus, zwei aufs Feld.

Der ganze Innenraum war mit Spaten, Hacken, Harken und Körben verstellt; die Ecken waren mit allem möglichen Kram, Eimern, Schindeln und sonstigem Gerümpel angefüllt.

Unter einem Schutzdache standen zwei Pferde und ein

Mutterschwein mit einem Ferkel, während weiterhin eine Glucke mit einem Volk von Küchlein im Sande scharrte. Ein großer Wagen und ein paar Handkarren standen in einiger Entfernung.

„Wo wohnt denn hier Mark Wolochow?" fragte Raiski. Die Frau zeigte schweigend nach dem Wagen. Raiski sah hin, konnte jedoch in dem Wagen außer einer großen Bastdecke nichts unterscheiden.

„In dem Wagen da wohnt er?" fragte er.

„Dort ist seine Kammer," sagte die Frau und zeigte nach einem der Fenster, die auf das Feld hinausgingen. „Und hier schläft er."

„Um diese Zeit schläft er?"

„Er ist erst gegen Morgen nach Hause gekommen, wahrscheinlich betrunken, und da schläft er eben."

Raiski trat an den Wagen heran.

„Was wollen Sie denn von ihm?" fragte die Frau.

„Ich möchte ihn sprechen."

„Wecken Sie ihn lieber nicht!"

„Warum nicht?"

„Er ist so sonderbar: mag er lieber schlafen! Mein Mann ist nicht zu Hause, ich fürchte mich so allein mit ihm... Mag er lieber schlafen!"

„Hat er dir denn etwas getan?"

„Nein; warum soll er mir etwas tun? Nur so sonderbar ist er, ich fürchte mich vor ihm."

Sie begann ihr Kind auf dem Arme zu wiegen, während Raiski neugierig einen Blick unter die Bastdecke warf.

„Dumme Gans! Weiß nicht einmal, wie man einen Gast empfängt!" ließ sich plötzlich eine Stimme unter der Decke vernehmen. Diese ward emporgehoben, und Marks zerzauster Kopf wurde unter ihr sichtbar.

Die Frau verschwand sogleich in dem Häuschen.
„Seien Sie willkommen!“ begann Mark. „Wie sind Sie denn hierher geraten?“
Er kroch aus dem Wagen und begann seine Glieder zu recken.
„Sie wollen mir wohl eine Visite abstatten?“ fuhr er fort.
„Das nicht gerade: ich ging spazieren, um mir die Langeweile zu vertreiben...“
„Langeweile? Was höre ich? Sie haben zwei hübsche junge Damen im Hause, und Sie müssen sich die Langeweile durch Spazierengehen vertreiben? Und dabei sind Sie ein Künstler! Oder geht es mit dem Courschneiden nicht nach Wunsche?“
Er sah Raiski mit spöttischem Blinzeln an.
„Und was für hübsche Damen: diese Wjera — eine Schönheit geradezu!“
„Woher kennen Sie sie denn, und was gehen Sie die Damen überhaupt an?“ bemerkte Raiski trocken.
„Ja, ja, Sie haben recht,“ entgegnete Mark. „Nun, seien Sie nicht böse — kommen Sie mit in meinen Salon!“
„Sagen Sie, warum schlafen Sie eigentlich in dem Wagen da? Sie spielen wohl den Diogenes?“
„Ja, so halb gezwungen,“ sagte Mark.
Sie durchschritten den Hausflur und die Wohnstube der Wirtsleute und betraten das kleine Hinterzimmer, in dem Marks Bett stand. Ein dürftiger alter Strohsack, eine dünne wattierte Decke und ein kleines Kopfkissen lagen darauf. Auf dem Tische und einem Wandbrett sah man etwa zwei Dutzend Bücher; an der Wand hingen zwei Jagdgewehre, und auf dem einzigen vorhandenen Stuhle lagen unordentlich durcheinander einige Kleidungs- und Wäschestücke.

„Das ist mein Salon: nehmen Sie dort auf dem Bette Platz, und ich setze mich hier auf den Stuhl," sagte Mark mit einer einladenden Handbewegung. „Legen Sie Ihren Paletot ab, es ist höllisch heiß hier drinnen. Machen Sie keine Umstände, es sind keine Damen anwesend; immer machen Sie es sich bequem. Darf ich Ihnen etwas anbieten? Ich habe freilich nichts weiter da, außer etwas Milch und ein paar Eiern. Sie verzichten lieber, nicht wahr?"

„Ich bin nach dem Frühstück und werde bald zu Mittag essen ..."

„Natürlich, Sie sind ja bei Tatjana Markowna zu Gaste. Haben Sie eine Zigarre für mich?... Wie geht's denn der alten Dame? Hat sie Sie nicht zum Hause hinausgejagt, weil Sie mir damals ein Obdach gewährt haben?"

„Im Gegenteil: sie schalt mich aus, weil ich Sie ohne warme Mehlspeise und ohne Betten einschlafen ließ."

„Zugleich aber zog sie über mich her?"

„Wie gewöhnlich, indes ..."

„Ich weiß, ich weiß, reden wir nicht davon. Es kommt nicht aus bösem Herzen, es ist nur so ihre Art. Sie ist eine prächtige Alte, besser als alle hier, sie hat Temperament und Charakter, und auch gesunden Menschenverstand mag sie einmal besessen haben. Jetzt wird wohl ihr Gehirn schon ein bißchen weich geworden sein ..."

„Endlich hat sich doch jemand gefunden, mit dem Sie sympathisieren!" sagte Raiski.

„Ja, namentlich in einem Punkte: wir können beide den Gouverneur nicht ausstehen."

„Warum denn nicht?"

„Warum Ihre Großtante ihn nicht leiden mag, weiß ich nicht; ich finde ihn einfach unausstehlich, weil er eben Gou-

verneur ist. Auch für die Polizei haben wir beide nichts übrig, sie macht uns das Leben sauer. Ihr mutet sie zu, daß sie Brücken bauen soll, und um mich kümmert sie sich schon gar zu eifrig: schnüffelt ewig herum, wo ich mich aufhalte, wie weit ich mich von der Stadt entferne, bei wem ich verkehre ..."

Beide schwiegen.

„Nun wären wir ja fertig mit unserer Unterhaltung," begann Mark nach einer Weile. „Warum sind Sie eigentlich hergekommen?"

„Aus Langerweile, wie gesagt ..."

„Verlieben Sie sich doch!"

Raiski schwieg.

„In Wjera zum Beispiel," fuhr Mark fort — „ein ganz famoses Mädchen! Sie sind mit ihr im achten Grade verwandt, es sollte Ihnen doch nicht schwer fallen, einen kleinen Roman mit ihr einzufädeln ..."

Raiski machte eine unwillige Handbewegung.

„Wagt sie etwa dem Schwerenöter aus der Residenz zu widerstehen?" fuhr Mark mit kühlem Lächeln fort. „Wie kann sie nur so keck sein, diese kleine Dame aus der Provinz! Nun, versuchen Sie es doch bei ihr mit dem alten Rezept: äußerlich kühl und innerlich voll Glut, eine geringschätzige Behandlung, ein stolzes Achselzucken, ein verächtliches Lächeln — das sind Dinge, die ihre Wirkung nicht verfehlen! So ein wenig poussieren — darauf verstehen Sie sich ja ..."

„Woraus schließen Sie das?"

„Ich sehe es ..."

„Ich meine, das Poussieren fällt auch Ihnen nicht schwer, wenn es darauf ankommt, den Exzentrischen, den lockeren Vogel zu spielen ..."

„Mag wohl sein," versetzte Mark gleichmütig, „und wenn ich wüßte, daß ich damit eine Wirkung erziele, würde ich mich keinen Augenblick besinnen ..."

„Ja, das will ich meinen: Sie würden sich keinen Augenblick besinnen!" sagte Raiski.

„Ganz recht," versetzte Mark. „Ich würde gerade aufs Ziel losgehen und mich nicht erst mit Nebendingen aufhalten. Und ich kann Ihnen nur raten, es ebenso zu machen, statt daß Sie sich selber und ihr einzureden suchen, Sie wandelten auf irgendwelchen erhabenen Höhen, zu denen Sie sie erst emporziehen müßten — Sie spaßiger Idealist! Versuchen Sie es doch einmal auf die andere Weise, vielleicht gelingt es! Wohin soll denn das schließlich führen, nur immer zu seufzen, nicht zu schlafen, jeden Augenblick zu lauern, ob das weiße Händchen nicht den lila Vorhang lüftet, wochenlang auf einen freundlichen Blick zu warten ..."

Raiski sah ihn plötzlich durchdringend an.

„Er hat recht, in der Tat!" fuhr's ihm durch den Kopf.

Mark hatte buchstäblich ins Schwarze getroffen. Und Raiski durfte nicht einmal zeigen, daß er sich darüber ärgerte: das wäre mit einem Eingeständnis gleichbedeutend gewesen.

„Wie gern würde ich mich verlieben, aber ich bring's nicht fertig, ich bin schon zu alt dazu," sagte Raiski und zwang sich dabei zu einem Gähnen. „Ich glaube auch nicht, daß dies meine Langeweile verscheuchen würde."

„Versuchen Sie es nur," neckte ihn Mark. „Ich möchte eine Wette eingehen, daß Sie binnen einer Woche verliebt sein werden wie ein Kater — und in zwei, höchstens vier Wochen werden Sie so viel Dummheiten begehen, daß Sie nicht wissen werden, wie Sie sich aus der Schlinge ziehen sollen."

„Wenn ich nun die Wette annehme und sie gewinne — womit wollen Sie sie einlösen?“ versetzte Raiski fast verächtlich.
„Ich überlasse Ihnen meine Beinkleider oder eins meiner Gewehre. Ich besitze nur zwei Paar Beinkleider, ein drittes Paar hat der Schneider wieder zurückgenommen, da ich es nicht bezahlen konnte... Da fällt mir ein: ich will doch einmal Ihren Paletot anprobieren... Sieh da, er paßt ganz famos!“ sagte er, nachdem er Raiskis leichten Überzieher angezogen und sich neben ihn aufs Bett gesetzt hatte. „Nun müssen Sie auch einmal den meinigen anziehen!“
„Weshalb?“
„So — ich möchte einmal sehen, wie er Ihnen sitzt. Tun Sie's doch, bitte — was kann Ihnen das ausmachen?“
Raiski war entgegenkommend genug, den abgetragenen, fleckigen Überrock seines Gastgebers anzulegen.
„Nun, paßt er Ihnen?“ fragte Mark.
„Ja, es scheint so...“
„Gut, dann behalten Sie ihn, und ich will diesen hier behalten. Sie hätten ihn doch nicht mehr lange getragen, und bei mir hält er noch zwei Jahre vor. Ob's Ihnen recht ist oder nicht: ich ziehe ihn nun nicht mehr aus, Sie müßten mir ihn denn mit Gewalt vom Leibe reißen.“
Raiski zuckte die Achseln.
„Nun, wie steht's — soll die Wette gelten?“ fragte Mark.
„Weshalb kommen Sie immer wieder auf diese — verzeihen Sie — törichte Idee zurück?“
„Ohne viel Redensarten — gilt sie oder nicht?“
„Die Wettbedingungen sind zu ungleich: Sie haben nichts dagegen zu setzen.“
„Das braucht Ihnen keine Sorge zu machen; ich werde nicht in die Lage kommen zu bezahlen.“

„Wie sicher Sie ihrer Sache sind!"

„Ich werde nicht bezahlen, bei Gott! Also: wenn meine Prophezeiung in Erfüllung geht, zahlen Sie mir dreihundert Rubel... Ich kann sie gerade jetzt sehr gut gebrauchen."

„Was für ein Unsinn!" sprach Raiski ärgerlich halb für sich, während er Hut und Stock nahm, um zu gehen.

„Ich wiederhole also: innerhalb zwei Wochen, von heute an gerechnet, werden Sie verliebt sein, und innerhalb eines Monats werden Sie seufzen und wie ein Schatten umherirren, ja vielleicht sogar, wenn nicht die Scheu vor dem Gouverneur oder vor Nil Andreitsch Sie zurückhält, eine Tragödie aufführen, um schließlich die ganze Affäre mit einem gemeinen Streiche zu beenden..."

„Wie kommen Sie zu einer solchen Behauptung?"

„Mit einem gemeinen Streiche, ja — wie alle Leute Ihres Schlages. Ich sehe es Ihnen doch an!"

„Und wenn nun sie selbst statt meiner sich verliebt?"

„Wjera sollte sich verlieben... in Sie?"

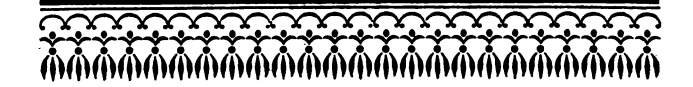
„Allerdings, in mich..."

„Dann verpflichte ich mich, Ihnen die doppelte Summe zu zahlen, die Sie mir im andern Fall zahlen müßten."

„Sie sind verrückt!" sagte Raiski und ging hinaus, ohne Mark auch nur eines Blickes zu würdigen.

„In einem Monat hab' ich dreihundert Rubel in der Tasche!" schrie Mark hinter ihm her.





Einundzwanzigstes Kapitel

In verärgerter Stimmung begab sich Raiski nach Hause.

„Wo mag sie jetzt weilen, diese rätselhafte Schöne?" dachte er voll Ingrimm. „Wahrscheinlich sitzt sie auf irgendeiner Lieblingsbank und gähnt; ich will doch sehen, ob ich sie nicht finde!"

Er hatte ihre Gewohnheiten ganz genau studiert und glaubte fast mit Bestimmtheit sagen zu können, wo sie sich zu dieser oder jener Zeit aufhielt.

Er kletterte den Abhang der Schlucht hinauf, gelangte in den Park und sah sie in der Tat hier mit einem Buche auf einer Bank sitzen.

Sie las nicht, sondern blickte vor sich hin, bald auf die Wolga, bald ins Gebüsch hinein. Als sie Raiski bemerkte, veränderte sie ihre Haltung, nahm das Buch, stand leise auf und ging auf dem Gartenpfade nach dem alten Hause zu. Er gab ihr ein Zeichen, doch auf ihn zu warten, aber sie sah es nicht oder tat wenigstens, als bemerke sie es nicht, ja sie beschleunigte sogar, als sie über den Hof ging, ihre Schritte. Dann verschwand sie in dem alten Hause.

Raiski ward von heftigem Zorn ergriffen.

„Diese Törin bildet sich wohl ein, ich sei in sie verliebt: nicht die einfachsten Anstandsregeln wahrt sie! Man sieht gleich, daß sie in der Mägdestube aufgewachsen ist ... Eine Dorfschöne, deren Herzensroman vor dem Strafrichter enden wird ..."

Seine zornige Erregung hielt auch beim Mittagessen noch an. Er maß alle mit finsteren Blicken, und Wjera sah er nicht ein einziges Mal an. Als sie die Bemerkung machte, daß es „heute sehr heiß sei", würdigte er sie gar keiner Antwort.

Es schien ihm, daß er sie bereits hasse oder vielleicht auch verachte — genau konnte er es selbst noch nicht sagen; doch hatte er jedenfalls das Gefühl, daß eine feindselige Empfindung gegen sie in seinem Innern emporkeimte.

Dieses Gefühl war ihm ganz besonders deutlich zum Bewußtsein gekommen, als er eines Tages ihr einen Besuch im alten Hause abstattete, mit ein paar Bänden Goethe, Byron, Heine und einem englischen Roman unter dem Arm, und sich am Fenster ihres Stübchens neben ihr häuslich niederließ.

Ganz verwundert sah sie, wie er die Bücher auf dem Tische ausbreitete und es sich selbst auf seinem Platze bequem machte.

„Was haben Sie denn vor?" fragte sie neugierig.

„Ich möchte, daß wir gemeinsam einen Flug auf den Fittichen der Poesie unternehmen," antwortete er, auf die Bücher zeigend. „Wir wollen lesen, schwärmen, uns von den Dichtern in ihr Phantasiereich entführen lassen ..."

Sie lachte ihm munter ins Gesicht.

„Aber ich erwarte jetzt gleich hier meine Nähmamsell: wir wollen hier Nachtjacken zuschneiden," sagte sie. „Dort auf dem Tische und auf den Stühlen müssen wir die Leinwand

ausbreiten, und dann unternehmen wir einen Flug in das Reich der Ellen und Zolle ...“

„Pfui, Wjera — was soll das? Das gehört doch in die Mägdestube ...“

„Nein, nein: Tantchen schilt ohnedies schon, daß ich so faul bin. Wenn sie brummt — nun, das ertrage ich allenfalls noch; aber wenn sie schweigt, mich scheel von der Seite ansieht und heimlich stöhnt — nein, das geht über meine Kraft ... Doch da ist ja Nataschа bereits: auf Wiedersehen, Cousin! Gib her, Natascha, leg' die Sachen auf den Tisch! Hast du alles mitgebracht?“

Sie legte flink die Bücher auf einen Stuhl, rückte den Tisch in die Mitte des Zimmers, nahm ein Maß aus der Kommode und vertiefte sich ganz in die Arbeit des Abmessens und Zuschneidens. Einer jener Anfälle von nervösem Arbeitseifer war über sie gekommen, nicht einen Blick warf sie auf Raiski, nicht ein Wort sprach sie mit ihm und tat, als ob er überhaupt nicht da wäre.

Fast zähneknirschend verließ er sie, ohne die Bücher mitzunehmen; als er jedoch nach einem kurzen Gange durch den Garten in sein Zimmer kam, fand er sie bereits auf dem Tische vor.

„Das ging ja sehr rasch — sie will also auch in Zukunft nicht damit belästigt sein!“ flüsterte er grimmig vor sich hin. „Was ist das eigentlich: wer ist sie denn, möcht' ich wissen? Die Sache wird wirklich interessant. Treibt sie mit mir ihren Scherz?“

Marks seltsamer Wettvorschlag hatte seine Galle noch mehr erregt. Als er Wjera bei Tisch gegenübersaß, sah er fast gar nicht nach ihr hin. Nur ein einziges Mal blickte er sie wie zufällig voll an und war sogleich wieder von ihrer stechenden Schönheit geblendet.

Sie hatte ihn das eine oder das andere Mal harmlos und freundlich, ja fast freundschaftlich angesehen. Als sie jedoch seine zornigen Blicke bemerkte, wußte sie, daß er sich in lebhafter Gemütserregung befand, und daß sie selbst die Ursache dieses Zustandes war.

Sie neigte sich über den leeren Teller und sah wie in tiefem Sinnen vor sich hin. Dann hob sie den Kopf empor und sah ihn an: ihr Blick hatte etwas Kaltes und zugleich Trauriges.

„Ich will heute mit Marfinka zur Heuernte hinausfahren," sagte die Großtante zu Raiski. „Hat der gnädige Herr nicht vielleicht auch einmal Lust, sich seine Wiesen anzusehen?"

Raiski sah gerade zum Fenster hinaus: er schüttelte verneinend den Kopf.

„Die Kaufleute sind nämlich da: sie bieten siebenhundert Rubel in Papier, und ich verlange tausend."

Niemand wußte etwas auf diese Mitteilung zu sagen.

„Nun, warum schweigt denn der gnädige Herr? Jakow," wandte sie sich an den hinter ihrem Stuhle stehenden Diener — „morgen wollen die Kaufleute kommen, führ' sie sogleich zu Boris Pawlowitsch, wenn sie da sind ..."

„Zu Befehl."

„Jag' sie zum Teufel!" sagte Raiski gleichmütig.

„Zu Befehl," wiederholte Jakow.

„Was soll das heißen: die Käufer zum Teufel jagen? Wenn nun alle Gutsbesitzer so dächten wie du?"

Er schwieg und fuhr fort, zum Fenster hinauszuschauen.

„Was schweigst du denn, Boris Pawlowitsch? Mach' doch wenigstens ein Zeichen mit dem Finger! Iß wenigstens etwas! Reich' ihm den Braten, Jakow, und die Pilze: sieh, was für köstliche Pilze!"

„Ich mag nicht!" sprach Raiski ungeduldig und winkte Jakow mit der Hand ab.

Wiederum schwiegen alle.

„Ssawelij hat wieder einmal die Marina geschlagen," erzählte die Großtante.

Raiski zuckte kaum merklich die Achseln.

„Du solltest ihm doch ins Gewissen reden, Boris Pawlowitsch!"

„Bin ich der Polizeimeister?" sagte er unwirsch. „Meinetwegen mögen sie sich gegenseitig die Hälse umdrehen!"

„Gott schütze und behüte dich! Du hast es wohl durchaus auf ein Drama abgesehen?"

„Was mich die beiden wohl angehen!" brummte er vor sich hin. „Als wenn ich nicht meine eigenen Dramen hätte..."

„Ja, ja, du hast es sehr schwer auf der Welt!" versetzte die Großtante mit leichtem Spott. „Es ist ja auch keine Kleinigkeit, sich so den ganzen lieben Tag immer von einer Seite auf die andere zu legen!"

Er blickte zu Wjera hinüber: sie goß sich eben etwas Rotwein ins Wasser, trank ihr Glas aus, erhob sich und ging, nachdem sie der Großtante die Hand geküßt hatte, aus dem Zimmer.

Auch Raiski erhob sich vom Tische und begab sich in sein Zimmer.

Bald darauf fuhr die Großtante mit Marfinka und Wikentjew, der sich inzwischen eingefunden hatte, nach den Wiesen hinaus. Das ganze übrige Haus war vom Mittagsschlaf umfangen. Die einen hatten sich nach dem Heuboden begeben, andere machten es sich in den Hausfluren oder in der Scheune bequem; noch andere waren, die Abwesenheit der Herrin benutzend, nach der Vorstadt gegangen, und

Todesstille herrschte nun im ganzen Hause. Die Türen und Fenster standen weit offen, nicht ein Blättchen rührte sich im Garten.

Raiski sah immer und immer wieder das Bild Wjeras vor sich.

„Wo ist sie jetzt, was treibt sie so ganz allein? Warum ist sie nicht mit der Großtante ausgefahren, warum hat diese sie nicht einmal dazu aufgefordert?" so jagte in seinem Kopfe eine Frage die andere.

Er hatte sich das Wort gegeben, sich nicht mehr mit Wjera zu beschäftigen, ihr keine Beachtung mehr zu schenken, sie ganz wie ein albernes Dämchen vom Lande zu behandeln — und dennoch konnte er den Gedanken an sie nicht loswerden.

Absichtlich suchte er seine Aufmerksamkeit auf seine Petersburger Verbindungen, auf seine Freunde, die Künstler, die Akademie, die Bjelowodowa hinzulenken. Zwei, drei Personen, zwei, drei Bilder der Vergangenheit tauchten vor seiner Seele auf — und als viertes Bild trat jedesmal Wjera daneben. Er nimmt ein Blatt Papier und einen Bleistift, macht zwei, drei Striche — und sieht, daß es ihre Stirn, ihre Nase, ihr Mund ist, was er da hingeworfen hat. Er blickt zum Fenster hinaus, will in den Park schauen oder aufs Feld — und späht in Wirklichkeit nach ihrem Fenster, ob nicht vielleicht, wie Mark sich ausdrückte, „das weiße Händchen den lila Vorhang lüfte". Woher wußte dieser Mark das eigentlich? Hatte jemand es beobachtet und ihm hinterbracht?

Eine förmliche Wut bemächtigte sich Raiskis. Er suchte um jeden Preis das Bild Wjeras aus seiner Seele zu bannen, sei es selbst mit einem Fluche — doch er bringt den Fluch nicht über seine Lippen, leise flüstern sie ihren

Namen, seine Knie beugen sich unwillkürlich, er schließt die Augen und spricht still für sich:

„Wjera, Wjera — nie hat die Schönheit eines Weibes mir so viel Qual bereitet! Ich bin der Gefangene, der klägliche Sklave deiner Schönheit ...“

„Ach, was — das ist ja alles Unsinn, sentimentales Zeug!“ sagte er sich gleich darauf, um sich mit Gewalt aus seiner Träumerei emporzurütteln. „Ich will sie aufsuchen und mich mit ihr aussprechen. Wo mag sie stecken? Das ist alles nur Neugier, weiter nichts: Liebe ist etwas ganz anderes! ...“

Er nahm seine Mütze und begann das ganze Haus abzusuchen, schlug mit den Türen und spähte in alle Ecken und Winkel. Wjera war nicht zu finden, weder in ihrem Zimmer noch überhaupt im alten Hause, weder im Garten noch auf dem Felde bekam er sie zu Gesichte. Selbst auf dem hinteren Hofe suchte er sie, dort war aber nur Ulita zu sehen, die irgendeinen Zober scheuerte, und Prochor, der mit offenem Munde unter seinem Pelze in der Scheune schlief.

Er sagte sich schließlich, daß es doch wohl überflüssig sei, Wjera dort zu suchen, wo sich sonst andere Leute aufzuhalten pflegten, und er begab sich in den Park und suchte am Rande der Schlucht und tiefer unten am Abhang, wohin sie gern ihren Schritt lenkte. Doch war sie nirgends zu entdecken; und schon wollte er nach dem Hause zurückkehren, um nach ihr zu fragen, als er sie plötzlich zehn Schritte vom Hause entfernt im Garten sitzen sah.

„Ah!“ sagte er — „du bist hier, und ich suche dich in allen Ecken und Winkeln ...“

„Und ich erwarte Sie hier ...“ antwortete sie.

Es war ihm, als wehe ihn plötzlich mitten im kalten Winter ein lauer Südwind an.

„Du erwartest mich?“ versetzte er mit seltsam veränderter Stimme, während er sie voll Erstaunen, mit leidenschaftlich glühenden Augen ansah. „Ist's möglich?“
„Warum nicht? Sie haben mich doch auch gesucht ...“
„Ja, ja, ich wollte mich mit dir aussprechen ...“
„Und ich mich mit Ihnen.“
„Was hast du mir denn zu sagen?“
„Und was haben Sie mir zu sagen?“
„Sprich du zuerst, dann will ich reden ...“
„Nein, reden Sie zuerst, dann will ich sprechen ...“
„Gut,“ sagte er, nachdem er einen Augenblick überlegt hatte, und nahm neben ihr Platz. „Ich wollte dich also fragen, warum du immer vor mir die Flucht ergreifst?“
„Und ich wollte Sie fragen, warum Sie mich immer verfolgen?“
Raiski fiel aus allen Himmeln.
„Weiter nichts?“ sprach er.
„Vorläufig nur dieses eine: ich will sehen, was Sie darauf antworten.“
„Aber ich verfolge dich doch gar nicht! Ich gehe dir eher aus dem Wege, spreche nur wenig mit dir ...“
„Es gibt verschiedene Arten, jemanden zu verfolgen, Cousin! Sie haben eine Art gewählt, die mir ganz besonders lästig ist ...“
„Aber ich bitte dich, ich rede fast gar nicht mit dir ...“
„Sie reden allerdings nur selten mit mir, und Sie sehen mich auch nicht offen an, dafür werfen Sie mir aber so böse Seitenblicke zu — auch das ist eine Art von Verfolgung! Und wenn das das einzige wäre ...“
„Nun, was ist denn noch?“
„Was noch ist? Sie überwachen mich heimlich: Sie stehen früher auf als alle andern und geben acht, wann ich er-

wache, wann ich den Vorhang zurückziehe und das Fenster öffne. Und wenn ich dann zur Großtante gehe, wählen Sie einen neuen Beobachtungsposten und spähen, wohin ich gehe, welchen Gartenweg ich wähle, auf welche Bank ich mich setze, was für ein Buch ich lese. Sie wissen jedes Wort, das ich zu jemandem sage ... Und dann treffen Sie mich ..."

„Das geschieht selten genug," sagte er.

„Allerdings, nur zwei- oder dreimal in der Woche: das wäre nicht zu viel, im Gegenteil, wenn es wie zufällig, wie von selbst, ohne Absicht geschähe. Aber es geschieht stets mit ganz bestimmter Absicht: in jedem ihrer Blicke, jedem Schritt erkenne ich das Bestreben, meine Ruhe zu stören, jeden meiner Blicke, jedes Wort, womöglich jeden meiner Gedanken abzufangen ... Mit welchem Recht tun Sie das, erlaube ich mir zu fragen?"

Er war ganz verblüfft durch die Kühnheit ihrer Worte und die Selbständigkeit, die in den von ihr geäußerten Wünschen und Gedanken zum Ausdruck kam. Vor ihm stand nicht das junge Mädchen, das, wie er bisher angenommen, sich aus Schüchternheit vor ihm verbarg und aus Furcht, beim näheren Verkehr mit ihm durch die Überlegenheit seines Verstandes und seiner Bildung gedemütigt zu werden, ihm aus dem Wege ging. Nein, das war eine neue Erscheinung, eine neue Wjera!

„Und wenn dir das alles nur so scheint? ..." sagte er unsicher, immer noch ganz im Banne seines Staunens.

„Suchen Sie keine Ausflüchte!" fiel sie ihm ins Wort. „Wenn Ihr Spürsinn fein genug ist, um jeden meiner Schritte, jede Bewegung zu bemerken, dann dürfen Sie mir auch nicht die Fähigkeit absprechen, das Lästige einer solchen Beobachtung zu empfinden. Ja, ich sage es Ihnen ganz offen, daß mir diese Überwachung höchst peinlich ist.

Ich fühle mich wie im Gefängnis ... Ich bin doch, Gott sei Dank, nicht die Gefangene irgendeines türkischen Paschas ..."
„Was willst du eigentlich von mir? Was soll ich tun? ..."
„Das ist's eben, wovon ich mit Ihnen jetzt reden wollte. Aber sagen Sie mir zuvor, was Sie eigentlich von mir wollen?"
„Nein, sprich du zuerst," sagte er, auf seiner Forderung bestehend und noch ganz verdutzt, ja betroffen durch diesen ungeahnten Zug ihres Wesens, der ihm ihre ohnedies auf ihn so beklemmend wirkende Schönheit in einem neuen, fast beängstigenden Lichte erscheinen ließ.
Schon fühlte er, daß der Genuß, den der Anblick dieser Schönheit ihm bereitete, für ihn zur Qual wurde.
„Was ich will?" wiederholte sie. „Ich will Freiheit!"
Erneutes Staunen malte sich bei diesen Worten in seinen Zügen.
„Die Freiheit!" wiederholte er. „Nun, ich bin der erste Parteigänger, der wärmste Verteidiger und Ritter der Freiheit, und darum ..."
„Und darum gönnen Sie einem armen Mädchen nicht einen freien Atemzug ..."
„Ach, Wjera, wie kannst du nur so schlecht von mir denken! Zwischen uns herrscht ein Mißverständnis: wir haben einander nicht verstanden! Wohlan denn, sprechen wir uns gegenseitig aus, vielleicht werden wir doch noch Freunde!"
Sie warf ihm plötzlich einen forschenden Blick zu.
„Halten Sie das für möglich?" sagte sie. „Ich wäre aufrichtig froh, wenn ich mich getäuscht haben sollte."
„Meine Hand darauf, daß es so ist: ich werde dein Freund, dein Bruder sein, kurz: alles, was du willst, verlange jedes Opfer!"

„Es bedarf keiner Opfer,“ sagte sie. „Beantworten Sie mir zunächst meine Frage: was wollen Sie von mir?“
„Was ich von dir will? Ich verstehe nicht, wie du das meinst.“
„Warum verfolgen Sie mich, warum sehen Sie mich immer mit so großen Augen an? Was ist Ihr Begehr?“
„Ich habe durchaus kein Begehr ... Aber du kannst dir's wohl selbst sagen, daß ein Mann deine berückende Schönheit nur mit verliebten, begehrlichen Augen zu schauen vermag ...“
Sie ließ ihn nicht ausreden, sondern erhob sich in jäher Empörung von ihrem Platze.
„Wie können Sie es wagen, so zu mir zu reden?“ sprach sie, während sie ihn vom Scheitel bis zu den Füßen maß.
Er sah sie mit großen, bestürzten Augen an.
„Was ist dir denn, Wjera, mein Gott? Was habe ich denn gesagt?“
„Sie stolzer, gebildeter Geist, Sie Ritter der Freiheit, schämen sich nicht, es auszusprechen ...“
„Daß die Schönheit Verehrung heischt, und daß ich deine Schönheit verehre — ist das ein Verbrechen?“
„Ich sehe, daß Sie gar nicht begreifen, wie beleidigend Ihre Worte sind! Würden Sie es wohl wagen, mich mit begehrlichen Augen anzusehen, wenn mir ein wachsamer Gatte, ein fürsorglicher Vater, ein sittenstrenger Bruder zur Seite stände? Nein, dann würden Sie mich nicht so verfolgen, nicht Tage lang ohne Ursache finster auf mich blicken, nicht hinter mir her spionieren und meinen Frieden, meine Freiheit beeinträchtigen! Sagen Sie, welchen Anlaß gab ich Ihnen, mich mit anderen Augen anzusehen, als irgendeine andere Frau, die sich wohl beschützt weiß?“
„Die Schönheit weckt Bewunderung: das ist ihr Recht ...“

„Die Schönheit,“ unterbrach sie ihn, „hat aber auch ein Recht auf Achtung und Freiheit ...“

„Schon wieder die Freiheit!“

„Ja, immer und immer wieder! Die Schönheit, die Schönheit! Gehen Sie mir mit Ihrer Schönheit! Oder meinetwegen, ich will sie gelten lassen — aber sie ist doch wohl kein Apfel, der über den Zaun hinweghängt und von jedermann gepflückt werden kann!“

„Wie denn?“ versetzte Raiski ganz bestürzt — „was verlangst du denn von mir?“

„Nichts weiter: ich lebte hier ruhig für mich, bevor Sie herkamen. Reisen Sie ab — und ich werde ebenso ruhig weiterleben ...“

„Du verlangst, ich soll abreisen — wohlan, ich bin bereit ...“

„Nun, ich weiß Ihre Rechte zu respektieren: Sie sind hier in Ihrem Hause, ich kann so etwas nicht verlangen ...“

„Verlange, was du willst — ich tue alles! Sprich nur, und zürne nicht länger!“ bat er, ihre beiden Hände fassend. „Ich bekenne mich schuldig vor dir: ich bin ein Künstler, ich besitze ein empfängliches Naturell, habe mich vielleicht gar zu leidenschaftlich dem Eindruck des Augenblicks hingegeben ... Dann kommt wohl dazu, daß du mir nicht ganz fremd bist: ständest du mir ferner, dann wäre ich wohl zurückhaltender gewesen. Ich bin blindlings ins Feuer hineingerannt und habe mich verbrannt — nun, ich will mein Unglück tragen, du hast mir eine empfindliche Lektion gegeben! Schließen wir nun Frieden — sag' mir deine Wünsche, ich will sie heilig erfüllen ... und laß uns Freunde sein! Ich verdiene wirklich nicht alle diese Vorwürfe, dieses strafende Gewitter ... Vielleicht hast auch du mich nicht ganz verstanden ...“

Sie reichte ihm die Hand.

„Wohl möglich — vielleicht ging ich in meiner Erregung zu weit. Ich sehe, daß Sie nicht nur einsichtig sein können," sagte sie — „sondern auch, wie Ihr Geständnis beweist, gut und gerecht sind ... Wir wollen sehen, ob Sie wirklich großmütig gegen mich sein werden ..."

„Oh, sicher, sicher werde ich es sein: du kannst fest auf mich bauen!" sprach er, wieder ganz hingerissen.

Sie zog leise ihre Hand fort, die sie auf die seinige gelegt hatte.

„Nein," sagte sie halb im Scherz — „dieser begeisterte Ton beweist mir, daß wir von der Freundschaft doch noch weit entfernt sind ..."

„Ach, diese Frauen mit ihrer Freundschaft!" versetzte Raiski ärgerlich. „Als wenn sie einem einen Kuchen zum Namenstag präsentierten!"

„Auch dieser ärgerliche Ton scheint mir nichts Gutes zu versprechen!"

Sie hatte sich von ihrem Platze erhoben.

„Nein, nein, geh nicht fort: ich fühle mich so wohl in deiner Nähe!" sprach er, sie zurückhaltend. „Wir haben uns noch nicht ausgesprochen. Sag' mir, was dir gefällt oder mißfällt — ich werde alles tun, um mich deiner Freundschaft würdig zu zeigen ..."

„Ich sagte Ihnen doch gleich anfangs, wie Sie meine Freundschaft verdienen können: wissen Sie es nicht mehr? Sie sollen mich nicht beobachten, mich in Frieden lassen, mich nicht bemerken — dann werde ich von selbst in Ihr Zimmer kommen, wir werden die Zeit bestimmen, wann wir zusammen plaudern, lesen, spazieren gehen wollen ..."

„Du verlangst, ich solle so tun, als ob ich dich überhaupt nicht sähe?"

„Ja."

„Ich soll deine Schönheit nicht bemerken, soll auf dich ebenso gleichmütig schauen, wie auf die Großtante?..."

„Ja."

„Mit welchem Rechte verlangst du das?"

„Mit dem Rechte, das mir meine Freiheit gibt."

„Und wenn ich dich nun schweigend von weitem anbete, ohne daß du es bemerkst und weißt?... Dagegen kannst du doch nichts haben!"

„Schämen Sie sich, Cousin! Die Zeiten Werthers und Charlottens sind doch längst vorüber. Schließlich muß ich doch wieder fürchten, Ihren leidenschaftlichen Blicken, Ihrer Spionage zu begegnen! Ich fühle mich von neuem beunruhigt und angewidert..."

„Du bist keine Kokette, Wjera, ich weiß es. Wenn du mir aber wenigstens eine ganz leise Hoffnung ließest, mir sagtest, daß eine treue, beständige Neigung vielleicht einmal das Eis schmelzen und mit der Zeit eine Gegenneigung aufkeimen lassen könnte..."

Er sprach diese Worte langsam, in der Erwartung, daß sie vielleicht durch irgendeine Äußerung, irgendein Zeichen ihm zu verstehen geben würde, er könne doch noch hoffen.

„Sie sagten ganz richtig," bemerkte sie, „daß ich keine Kokette bin: ich kann es nicht verstehen, daß es eine Frau nicht langweilt, sich die Verehrung eines Menschen gefallen zu lassen, dessen Gefühle sie nicht zu erwidern vermag..."

„Du könntest das also nicht?"

„Nein."

„Warum nicht? Es kann doch sein, daß eine Zeit kommt..."

„Sie wird nicht kommen, Cousin — Sie werden vergeblich warten..."

„Sie spricht genau so wie die Bjelowodowa: als wenn sich beide miteinander verabredet hätten!“ dachte er im stillen.

„Dein Herz ist nicht frei? Du liebst?“ fragte er und erschrak fast vor seiner eigenen Frage.

Ihre Miene verfinsterte sich, und sie wandte wie im Trotz ihre Augen der Wolga zu.

„Und wenn ich liebte — das wäre in Ihren Augen wohl eine Sünde, Bruder? Das dürfte nicht sein, das wäre eine Schmach, das würden Sie nie zugeben?...“ sagte sie ironisch.

„Ich?“

„Ja, Sie, der Ritter der Freiheit!“ versetzte sie, den ironischen Ton noch verstärkend.

„Du hast nicht nötig, mich zu verspotten: ich meine es wirklich ernst mit dem Eintreten für die Freiheit! Du meinst, ich würde nicht zugeben, daß du liebst: wohl denn, ich predige im Gegenteil die Freiheit des Herzens! Zeig' deine Liebe offen vor aller Welt, verbirg sie nicht: fürchte dich weder vor der Großtante noch vor sonst jemandem! Die alte Welt ist im Zerfall begriffen, neue Keime, neue Ideen sprießen überall — das Leben ruft uns, öffnet uns seine Arme. Du bist jung, hast kaum einen Blick in die Welt hinein getan, und doch hast du schon den Hauch der Freiheit verspürt, bist zum Bewußtsein deiner Rechte, deines Anspruchs auf freies Denken gekommen. Wenn das Morgenrot der Freiheit für die Menschheit heraufgezogen ist: soll dann das Weib allein eine Sklavin bleiben? Du liebst — wohlan, so bekenne es frei!... Leidenschaft ist Glück! Laß mich dich wenigstens beneiden, Wjera!“

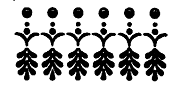
„Warum soll ich's aller Welt erzählen, ob ich liebe oder nicht? Das geht doch niemanden etwas an! Ich weiß,

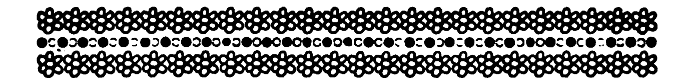
daß ich frei bin und niemand ein Recht hat, von mir Rechenschaft zu verlangen..."
„Und die Großtante — hast du vor ihr keine Furcht? Und Marfinka..."
„Ich habe vor niemandem Furcht," sagte sie leise — „und die Großtante weiß das und achtet meine Freiheit. Folgen Sie ihrem Beispiel... das ist mein Wunsch! Nur so viel wollte ich Ihnen sagen."
Sie erhob sich von der Bank.
„Jetzt verstehe ich dich ein klein wenig, Wjera, und ich verspreche dir — hier, meine Hand darauf! — daß du im Hause nichts mehr von mir hören und sehen sollst. Ich will verständig und gerecht sein, will deine Freiheit achten, will großmütig sein, wie es einem Ritter geziemt, mit einem Wort: in jeder Beziehung grand cœur!"
Sie lachten beide.
„Nun, Gott sei Dank," sagte sie und reichte ihm die Hand, die er leidenschaftlich an seine Lippen preßte.
Sie zog ihre Hand zurück.
„Wir wollen sehen," fügte sie hinzu. „Übrigens, wenn ich mich... Doch nein, wir werden sehen..."
„Sprich es nur aus, was du sagen wolltest — sonst zerbrech' ich mir wieder unnütz den Kopf.
„Wenn ich mich hier nicht frei fühlen sollte, dann würde ich, so sehr ich diesen Winkel hier auch liebe" — sie ließ ihren Blick fast zärtlich über die Landschaft hinschweifen — „von hier fortgehen!" sprach sie in entschiedenem Tone.
„Wohin?" fragte er erschreckend.
„Gottes Welt ist groß. Auf Wiedersehen, Cousin!"
Sie schritt davon. Er blickte ihr nach: mit fast unhörbaren Schritten schwebte sie über das Gras hin, fast ohne es zu berühren, und die Linie ihrer Schultern und ihrer Taille

machte bei jedem Schritt eine wellenartige Bewegung; die Ellenbogen waren dicht an den Körper gezogen, der Kopf verschwand und erschien abwechselnd zwischen den Blumen und Sträuchern; noch einmal tauchte die ganze Gestalt jenseits des Gartengitters auf, um dann hinter der Tür des alten Hauses zu verschwinden.

„Sieh, sieh!" sprach Raiski still für sich, während er voller Erstaunen ihr mit den Augen folgte. „Und ich hatte mir vorgenommen, sie zu entwickeln, ihren Geist und ihr Herz mit neuen Ideen über Unabhängigkeit, über Liebe, über ein anderes, ihr unbekanntes Leben zu beunruhigen... Sie ist ja schon emanzipiert! Doch wer ist sie eigentlich?"

„Sie hat mich gründlich abgefertigt! Das sollte ich einmal Tantchen erzählen!" sagte er laut und drohte hinter ihr her mit dem Finger. Dann lachte er selbst hell auf und begab sich in sein Zimmer.





Zweiundzwanzigstes Kapitel

Tags darauf war Raiſki in einer ſehr heiteren Stimmung, er fühlte ſich frei von jeder zornigen Anwandlung, jeder Abſicht, in Wjera irgendwelche beſonderen „Gefühle" zu erregen, ja er konnte nicht einmal an ſich ſelbſt die Spur einer keimenden Liebe entdecken.

„Ein Sinneneindruck, nichts weiter — wie es immer bei mir zu ſein pflegt! Jetzt iſt es glücklich vorüber," dachte er.

Er lachte darüber, daß er ſich ſo hatte hinreißen laſſen: es fehlte wirklich nicht mehr viel daran, daß er einer ernſthaften Leidenſchaft verfallen wäre. Er machte ſich Vorwürfe darüber, daß er Wjera ſo hartnäckig verfolgt habe, und ſchämte ſich, daß ſelbſt ein Unbeteiligter wie Mark die Wolke des Unmuts auf ſeinem Geſichte und die nervöſe Gereiztheit ſeiner Worte und Geſten bemerkt hatte, die ſo unverhüllt zutage trat, daß jener daraus ſeine Schlüſſe auf eine keimende Leidenſchaft hatte ziehen können.

„Er würde ſehr enttäuſcht ſein, wenn er mich nun ſähe," dachte er — „und er wird ſeine Rechnung ohne den Wirt machen, wenn er ſchon jetzt auf die erhofften dreihundert Rubel hin ſich in Schulden ſtürzt!"

Gar zu gern hätte er Wjera wieder ſo allein, unter vier Augen, getroffen, nur um ihr großmütig zu geſtehen, wie

töricht er doch gewesen, und wie sehr er gegen seine eigenen Prinzipien gesündigt habe. Dieses Geständnis, so hoffte er, würde den ersten ungünstigen Eindruck verwischen, würde ihm die Rechte eines Freundes geben, ihren stolzen Sinn bezwingen und ihn ihres Vertrauens würdig machen.

Zugleich aber fühlte er den unwiderstehlichen Drang, ihr jetzt, sofort, irgendein schweres Opfer zu bringen, ihr unentbehrlich zu werden, den Beichtvater zu spielen, dem sie alle ihre Gedanken und Wünsche, alle Regungen ihres Gewissens anvertraute, ihr seine ganze Seelen- und Geistesstärke zu offenbaren.

Über alledem vergaß er nur das eine, daß sie ihn gebeten hatte, nichts Derartiges zu tun, ihr gar keine Dienste zu erweisen, und daß sie überhaupt nichts von ihm verlangte. Er war fest davon überzeugt, daß, wenn sie ihn erst näher kennen lernte, sie ihn selbst zu ihrem Mentor, nicht nur in Dingen des Verstandes und Gewissens, sondern auch des Herzens erwählen würde.

Am zweiten und dritten Tage gab er sich ganz dem neuen, nicht eben aufregenden, aber doch ihn ganz beanspruchenden Gefühle hin, das die Aussicht auf die Freundschaft und schwesterliche Zuneigung der neuentdeckten Wjera und der ganze faszinierende Reiz ihrer Erscheinung schon jetzt in ihm hervorrief.

Die Freundschaft einer Frau — es lag für ihn so viel Neues, Frisches, noch Undurchkostetes in diesem Begriff: er war entschlossen, diesen „Namenstagskuchen", wie er selbst sich ausgedrückt hatte, zu verspeisen, trotz ihrer Schönheit, trotz aller verliebten Sentimentalität und aller sinnlichen Gefühle, welche diese Schönheit in ihm auslöste.

Das war eine frische, verständige, erquickende Empfindung, ja; bei einer solchen gegenseitigen Annäherung konnte weder

sie noch er etwas verlieren, beide konnten dabei nur gewinnen, konnten sich gegenseitig studieren und ergänzen und aus einer solchen, von gegenseitigem Vertrauen und gegenseitiger Hochachtung getragenen Anhänglichkeit tausend köstliche, zarte Freuden schöpfen.

„Ganz vortrefflich hat sie das gemacht," dachte er — „sie hat es verstanden, meinen Eindruck auf eine feste Basis zu stellen. Nur um ihr das alles zu sagen und sie zu beruhigen — nur darum möchte ich sie jetzt sehen und sprechen!"

Er wagte jedoch nicht einen Schritt zu tun, um ein solches Zusammentreffen herbeizuführen. Er blickte nicht mehr nach ihrem Fenster hinauf, trat, wenn sie an seinen Fenstern vorüberging, hinter den Pfeiler, reichte ihr, wenn sie zum Tee kam, mit demselben freundlichen Lächeln wie ihrer Schwester wortlos die Hand, wandte nicht einmal den Kopf nach ihr hin, wenn sie sogleich nach dem Tee ihren Sonnenschirm nahm und nach dem Park ging, und wußte den ganzen Tag nicht, wo sie steckte, und was sie trieb.

Dennoch hatte er jene Ruhe, die Wjera ihm auferlegt hatte, noch nicht ganz erlangt: er hätte, um dies zu erreichen und sie ganz zu vergessen, ein paar Tage lang das Haus verlassen, irgendwo einen Besuch abstatten, eine Wolgapartie unternehmen oder auf die Jagd gehen müssen. Zu alledem hatte er jedoch keine Lust: er saß den ganzen Tag zu Hause, um ihr nicht zu begegnen, hatte dabei jedoch das beruhigende Gefühl, zu wissen, daß auch sie zu Hause weilte. Dieses Gefühl mußte er noch loswerden: mußte es so weit bringen, daß es ihm gleichgültig war, wo sie weilte.

Immerhin war auch das schon ein Fortschritt und ein kleiner Sieg, daß er sich innerlich ruhiger fühlte. Er war schon auf halbem Wege zu dem neuen Gefühl, und wenn auch die

neue Wjera ihn noch recht lebhaft beschäftigte, so war es doch eine sanftere, gleichmäßigere Empfindung, die seine Seele erfüllte, eine Empfindung, die mit der quälenden, böse Gedanken und Triebe weckenden Leidenschaft von früher nichts gemein hatte.

Wenn sie jetzt irgendeine gleichgültige Frage an ihn richtete, antwortete er ihr in harmlos freundschaftlichem Tone, sah sie dabei kaum an und setzte sogleich wieder seine Unterhaltung mit Marfinka oder der Großtante fort; oder er schwieg, zeichnete, machte sich Notizen für seinen Roman. „Ist das nicht weit köstlicher als alle Leidenschaft?" ging's ihm durch den Kopf — „dieses Vertrauen, diese stillen Beziehungen, dieses Hineinschauen — nicht in die Augen der Schönen, sondern in die Tiefe ihrer klugen, jungfräulich keuschen Seele!"

Er erwartete nur eins von ihr: daß sie endlich ihre Zurückhaltung ablegen und sich ihm vertrauensvoll ganz so, wie sie war, offenbaren würde, daß auch sie seine Gegenwart vergessen und nicht mehr daran denken würde, wie sehr sie sich noch vor kurzem durch ihn beengt und bedrückt gefühlt hatte.

Drei Tage lang malte er sich mit förmlicher Begeisterung die Reize dieses neuen Gefühles aus, und die Großtante konnte sich vor Freude nicht lassen, wenn sie ihn während dieser Zeit ansah.

„Nun, endlich steht doch wieder die Sonne am Himmel!" sagte sie. „Nun können wir auch unsere Visiten in der Stadt machen."

„Gott segne Sie, Tantchen: mir liegen ganz andere Dinge am Herzen!" sagte er freundlich.

„Nun, dann wollen wir aufs Feld hinausfahren und sehen, wie der Sommerroggen steht."

„Nein, nein," sprach er und küßte ihr sogar die Hand.

„Was schmeichelst du dich denn so an mich heran? Ich glaube, du hast es wieder auf die Kasse abgesehen, willst dem Markuschka wieder Geld geben? Das schlag dir nur aus dem Sinne!“

Er lachte nur und ging, um — seinen Gedanken an Wjera nachzuhängen. Er hatte noch immer nicht Gelegenheit gefunden, sich mit ihr über das neue Gefühl, über all das Glück und die stille Freude, die es ihm bereitete, auszusprechen.

Wohl hätte er sie mehrmals unter vier Augen sprechen können: aber er hatte förmlich Angst, sich zu rühren, und wagte kaum zu atmen, wenn er sie sah, um nur ja das in ihrer Seele keimende Vertrauen auf die Aufrichtigkeit seiner Gefühlsänderung nicht zu untergraben und sein neues Paradies nicht zu zerstören.

Am vierten oder fünften Tage nach der letzten Unterredung sollte er endlich mit ihr zusammentreffen. Er war bereits gegen fünf Uhr morgens aufgestanden. Die Sonne stand noch tief am Horizont, ein frischer Hauch durchwehte den Garten, die Blumen dufteten so köstlich, und das Gras blitzte von den tausend und abertausend Tautropfen.

Er hatte sich rasch angekleidet und war in den Park gegangen. Zwei, drei Alleen hatte er durchschritten, als er plötzlich auf Wjera stieß. Ein jäher Schreck durchfuhr ihn — so unerwartet war ihm die Begegnung.

„Es geschieht nicht absichtlich, bei Gott!“ rief er fast ängstlich, und beide mußten lachen.

Sie pflückte eine Blume und warf sie nach ihm; dann reichte sie ihm freundlich die Hand, die er küßte, worauf sie ihn auf den Kopf küßte.

„Es ist nicht Absicht, wie gesagt,“ versicherte er nochmals — „du glaubst mir doch, Wjera?“

„Ja," antwortete sie und mußte über die Angst, die sich in seinen Zügen malte, lächeln. „Sie sind so lieb und gut ..."

„So großmütig ..." soufflierte er ihr.

„Nun, bis zur Großmut ist's noch weit, die soll erst noch kommen," sagte sie, während sie seinen Arm nahm. „Kommen Sie, wir wollen einen Spaziergang machen. Was für ein herrlicher Morgen! Es wird heute sehr warm werden." Er schwebte im siebenten Himmel.

„Ja, ja, ein wundervoller Morgen!" bestätigte er. Er dachte nach, was er noch weiter sagen sollte: er fürchtete, doch wieder ganz unvermutet auf ihre Person und ihre Schönheit zu kommen, und um das zu vermeiden, schwieg er lieber. Und doch, wie drängte es ihn, wieder seine Lieblingssaite erklingen zu lassen!

„Ich habe gestern einen Brief aus Petersburg bekommen ..." erzählte er, als er gar nichts weiter zu sagen wußte.

„Von wem?" fragte sie mechanisch.

„Von meinen Freunden, den Künstlern. Ajanow dagegen läßt nichts von sich hören. Ich habe gar keine Nachricht, wie es Cousine Bjelowodowa geht: wo sie den Sommer zubringt, was sie treibt ..."

„Sie ist wohl ... sehr schön?" fragte Wjera.

„Ja ... regelmäßige Gesichtszüge, frischer Teint, glänzende Erscheinung ..." sagte er monoton und sah dabei Wjera von der Seite an. Es durchzuckte ihn förmlich — die Schönheit der Bjelowodowa erlosch in seiner Erinnerung neben der ihrigen.

„Haben Sie nicht noch etwas anderes bekommen?" fragte sie. „Ich glaube, Ssawelij hat ein Paket für Sie mitgebracht ..."

„Ja, ich habe neue Bücher aus Petersburg bekommen ... Macaulay und einen Band von Guizots Memoiren ..."
Sie hörte schweigend zu.
„Willst du sie lesen?"
„Schicken Sie mir gelegentlich den Macaulay."
‚Schicken Sie,' dachte er — ‚warum nicht: ‚bringen Sie?'
Sie gingen schweigend weiter.
„Und Guizot?" fragte er.
„Guizot mag ich nicht, er ist langweilig."
„Woher weißt du das?"
„Ich habe seine ‚Geschichte der Zivilisation' gelesen ..."
„Und er schien dir langweilig? Woher hattest du denn das Buch?"
Sie antwortete nicht.
„Was für einen Paletot haben Sie denn da: der gehört doch nicht Ihnen?" fragte sie dann plötzlich verwundert.
„Ach, der gehört dem Mark ..."
„Wie kommen Sie dazu? Ist er hier im Hause?" fragte sie unruhig.
„Nein, nein," antwortete er lachend. „Warum bist du denn so erschrocken? Alles fürchtet diesen Mark hier wie das Feuer."
Er erzählte ihr, wie er zu dem Paletot gekommen, und sie hörte oberflächlich zu. Dann schritten sie schweigend auf den Parkwegen weiter — sie sah zu Boden, und er blickte zur Seite. Eine gewisse Ungeduld drückte sich in seinem Wesen aus: er hätte gar zu gern eine Aussprache herbeigeführt.
„Es scheint, daß Sie irgendetwas auf dem Herzen haben und sich nicht zu reden getrauen," sagte sie.
„Ich möchte schon reden, aber ich fürchte, daß wieder ein Gewitter sich über mir entlädt."

„Handelt es sich wieder um Schönheit und ähnliche Dinge?"

„Nein, nein, im Gegenteil! Ich wollte Ihnen sagen, wie peinlich mir selbst diese törichte Neigung ist, immer einen Gegenstand der Verehrung, der Anbetung zu haben. Ich muß mich ja schämen — bei meinen grauen Haaren!"

„Empfinden Sie das wirklich?"

„Kannst du noch daran zweifeln? Es war auch nur ein Auflodern, eine vorübergehende Aufwallung — du hast mich zur Vernunft gebracht. Du bist in der Tat... doch davon später. Jetzt möchte ich dir nur sagen, was ich für dich empfinde — und diesmal glaube ich mich wirklich nicht zu irren. Du hast mir da eine ganz besondere Tür zu deinem Herzen geöffnet, und ich sehe in deiner Freundschaft eine reiche Quelle von Glück. Sie kann meinem farblosen Leben eine solche Fülle von feinen, zarten Tönen verleihen... Ich halte es sogar für möglich, daß ich an etwas, das es nicht gibt, und woran kein Mensch mehr glaubt: an die Freundschaft zwischen Mann und Frau zu glauben beginne. Hältst du eine solche Freundschaft für möglich, Wjera?"

„Warum nicht? Wenn zwei solche Freunde sich nur dazu entschließen können, gegeneinander gerecht zu sein..."

„Wie meinst du das?"

„Wenn sie gegenseitig ihre Freiheit achten, einander keinen Zwang anzutun suchen. Freilich wird sich das, wie ich glaube, nur selten verwirklichen lassen. Auf der einen oder andern Seite wird doch einmal die Selbstsucht zutage treten, der eine oder andere Teil wird seine Krallen zeigen... Glauben Sie das Zeug zu einer solchen Freundschaft zu haben?"

„Versuch's — und du wirst sehen, was für einen treuergebenen Sklaven du in deinem Freunde haben wirst..."

„In der Freundschaft darf es keinen Sklaven geben, so wenig wie einen Herrn. Freundschaft kann sich nur auf Gleichheit, auf Gerechtigkeit aufbauen."
„Bravo, Wjera! Woher kommt dir nur diese Weisheit?"
„Was für ein lächerliches Wort!"
„Nun, also dieser Takt?"
„Der Geist Gottes weht nicht nur über den finnischen Sümpfen: auch hier in unserem weltverlorenen Winkel haben wir seinen Hauch verspürt."
„Es wäre also jetzt meine Aufgabe, deine Schönheit nicht zu bemerken und dafür eifrigst um deine Freundschaft zu werben?" sagte er lachend. „Wohlan denn: ich bin einverstanden und will mir alle Mühe geben ..."
„Ja, so viel oder so wenig Glück sich auch dabei ergeben mag," sagte sie in einschmeichelndem Tone. „Den Willen des andern nicht unterdrücken, ihn nicht ausspähen und ausforschen, nicht fragen, was in seiner Seele vorgeht, warum er froh oder traurig ist, was ihn melancholisch stimmt; immer gleichmäßig gut gegen ihn sein, seine Ruhe nicht stören, selbst seine Geheimnisse respektieren ..."
„Jetzt diktiert sie mir das Programm meines zukünftigen Verhaltens gegen sie," dachte er.
„Nichts voneinander hören oder sehen, einander nicht kennen ..." fügte er dann laut hinzu — „das ist ja eine neue, ganz unerhörte Art von Freundschaft! Die gibt es sonst nicht, Wjera: die hast du dir ausgedacht!"
Er sah sie an, und sie erwiderte seinen Blick mit einem seltsamen Ausdruck der Augen. „Ein Nixenblick!" dachte er im stillen; es lag etwas Gläsernes, Leeres in diesem Blick: ein flüchtiges Leuchten, das in den Augen aufblitzte und jäh erlosch.
„Wie seltsam!" sagte sich Raiski — „ich kenne ihn, diesen

durchsichtigen, leeren Blick: so blicken die Frauen, wenn sie betrügen! Sie will mich einschläfern ... Was hat das zu bedeuten? Sollte sie wirklich schon jemanden lieben? Sie redet immer von ihrer Freiheit ... davon, daß ich ihren Willen nicht unterdrücken soll. Doch nein, es kann nicht sein ... wer käme denn hier in Frage? ..."

„Worüber denken Sie nach?" fragte sie.

„Über nichts, über nichts ... Sprich nur weiter, bitte!"

„Ich bin zu Ende."

„Gut, Wjera, ich will ehrlich an mir arbeiten, und wenn es mir nicht gelingen sollte, mich so weit zu beherrschen, daß ich deine Anwesenheit im Hause ganz vergesse, so will ich mich doch so zu verstellen wissen ..."

„Wozu sich verstellen? Sie brauchen nur ganz ehrlich, nicht nur hier vor mir in Worten, sondern wirklich und aufrichtig in Ihrer Seele auf mich zu verzichten ..."

„Du bist unbarmherzig!"

„Halten Sie sich nur immer gegenwärtig, daß meine Ruhe, meine Muße, mein Zimmer, meine ... Schönheit und Liebe, so weit jetzt oder in Zukunft von ihnen die Rede ist ... daß alles dies mein eigen ist, und daß, wer das eine oder andere davon antastet, nichts anderes begeht als ..."

Sie hielt einen Augenblick inne.

„Als?"

„Als einen Angriff auf fremdes Eigentum, auf die Persönlichkeit ..."

„Oh, oh, oh — also mit anderen Worten: einen Diebstahl, eine Vergewaltigung! Sehr gut gesagt, Wjera! Wie kommst du zu diesen subtilen juristischen Begriffen? Nun — und die Freundschaft würdest du nicht unter einem so strengen Gesichtspunkte betrachten? Die könnte ich dann

wohl als mein Eigentum betrachten? Wohl, ich will mir Mühe geben! Laß mir eine Frist von zwei Wochen, das soll meine Probezeit sein: bestehe ich sie, so kehre ich als dein Bruder, dein Freund wieder zu dir zurück, wir wollen dann unsere Beziehungen ganz nach deinem Programm einrichten. Andernfalls ... wenn wirklich etwas wie Liebe im Spiel sein sollte ... reise ich ab!"

Wieder erschien jenes flüchtige Leuchten in ihren Augen. Er blickte zu ihr hin, doch es war zu spät: sie hatte ihre Augen bereits zu Boden geschlagen, und als sie wieder aufsah, blickten sie leer und ohne Ausdruck.

„Ein Wetterleuchten in der Nacht!" flüsterte er halblaut für sich.

„Abgemacht also!" sagte sie und reichte ihm die Hand. „Kommen Sie, wir wollen jetzt mit Tantchen Tee trinken, sie hat eben das Fenster geöffnet und wird uns gleich rufen ..."

„Noch ein Wort, Wjera: sag' einmal, wie bist du eigentlich so geworden?"

„Wie denn?"

„Nun — so ... weise, selbstsicher, so resolut? ..."

„Was denn noch alles?" sagte sie, während ein Lächeln um ihr zitterndes Kinn glitt. „Was verstehen Sie unter Weisheit?"

„Weisheit ... ist der Inbegriff all der Wahrheiten, die wir mit Hilfe des Verstandes, der Beobachtung und Erfahrung uns erstritten haben und auf die Praxis des Lebens anwenden ..." definierte Raiski — „mit andern Worten: die Harmonie zwischen Idee und Leben."

„Von Erfahrung ist bei mir so gut wie gar nicht die Rede," sprach sie nachdenklich. „Ich wüßte wirklich nicht, woher ich solche Wahrheiten und Ideen hätte nehmen sollen ..."

„Nun, dann ist es bei dir eben der natürliche Scharfblick, der klar denkende Verstand ...“

„Darf denn ein junges Mädchen solche Eigenschaften überhaupt besitzen? Oder ziemt ihm ein solcher Besitz nicht?“

„Wie kommst du zu allen diesen gesunden, freien Gedanken, zu dieser fließenden Sprache?“ fragte Raiski, sie immer wieder voll Staunen anschauend.

„Sie wundern sich, daß auch einmal solch ein armes Ding, wie ich, mit einem Tropfen ‚Weisheit‘ gesalbt ist? Sie ärgern sich darüber? Sie möchten lieber ein albernes Gänschen an meiner Stelle sehen? ...“

„O nein — ich bin im Gegenteil entzückt von dem ‚armen Ding‘! Du bist unwillig darüber, daß ich so viel von Schönheit rede, und verbietest mir, es weiterhin zu tun. Wohlan denn — soll ich dir sagen, was ich unter Schönheit verstehe, und warum ich sie so hoch schätze? Schönheit ist das Ziel und die Triebkraft der Kunst, und ich bin ein Künstler: laß es mich ein für allemal aussprechen ...“

„Sprechen Sie,“ sagte sie.

„In der hehren, reinen Schönheit der Frau,“ begann er voll Leidenschaft und Freude darüber, daß sie ihm endlich die Zunge löste — „in deiner Schönheit zum Beispiel liegt unbedingt auch Geist. Schönheit, die mit Dummheit gepaart ist, ist keine Schönheit. Betrachtet man eine geistlose Schöne, vertieft man sich in jeden Einzelzug ihres Gesichtes, in ihr Lächeln, ihren Blick, dann kann man beobachten, wie sich allmählich ihre vermeintliche Schönheit in Häßlichkeit verwandelt. Wohl kann die Einbildungskraft für einen Augenblick mit fortgerissen werden, aber Verstand und Gefühl finden an solch einer Schönheit kein Genügen: ihr Platz ist im Harem. Schönheit dagegen, die von Geist erfüllt ist, ist eine ungewöhnliche Kraft, eine

Macht, die Welten bewegt, die Geschichte macht, die Schicksale gestaltet; sie betätigt sich, insgeheim oder offen, bei jedem historischen Ereignis. Schönheit und Grazie sind eine besondere Verkörperung des Geistes. Daher kann eine dumme Frau nie zugleich schön sein, während eine Häßliche, die Geist besitzt, häufig in Schönheit erstrahlt. Die Schönheit, von der ich rede, ist nicht Materie: sie entflammt nicht die Glut leidenschaftlicher Wünsche, sondern weckt vor allem das Menschliche im Menschen, regt das Denken an, erhebt den Geist, befruchtet die schöpferische Kraft des Genies — vorausgesetzt, daß sie selbst sich auf der Höhe ihrer Würde zu halten weiß, daß sie ihr strahlendes Licht nicht an kleinliche Dinge verschwendet, nicht selbst ihr reines Kleid befleckt ..."

Er hielt einen Augenblick inne und versank in stilles Sinnen.

„Alles das, was ich sage, ist natürlich nicht neu," fuhr er dann fort — „aber die Wahrheit kann nicht oft genug wiederholt werden. Ja, Schönheit ist ein Gemeingut, ist Menschenglück," sprach er leise, wie traumverloren. „Schönheit ist Weisheit, jedoch eine Weisheit, die nicht von Menschen stammt. Die Menschen können nur ihre Reflexe auffangen und ihr Bild in der Kunst festzuhalten suchen — sie drängen alle, alle, bald bewußt, bald instinktiv, der Schönheit, der Schönheit, der Schönheit zu! Sie ist hier — und sie ist dort!" sprach er mit einem Aufblick zum Himmel — „und wie der Mann den Geist, den Verstand erniedrigen und schänden, in Rohheit, Lüge und Verderbtheit herabziehen kann, so kann die Frau die Schönheit entwerten und verunglimpfen, indem sie sie wie einen Modelappen zu eitlem Putz verwendet und abnutzt ... Macht sie dagegen von ihrer Schönheit den rechten Gebrauch, dann kann sie

zur Sonne, zur gnadenspendenden Göttin werden für den Kreis, in dem sie lebt, kann so viel Gutes wirken... Das ist die Weisheit des Weibes! Du wirst verstehen, Wjera, was ich sagen will, du bist selbst ein Weib!... Und... wenn du nun deine Hand zu erheben vermagst, um einen Menschen, einen Künstler zu strafen, weil er die Schönheit des Weibes verehrt..."

„Ihr Loblied auf die Schönheit ist sehr beredt, Cousin," sagte Wjera, ihm mit einem Lächeln ins Wort fallend. „Schreiben Sie das alles nieder und schicken Sie es der Bjelowodowa. Sie sagten einmal, ihre Schönheit habe etwas Unirdisches. Vielleicht birgt in ihrer Schönheit sich Weisheit — bei meiner Schönheit ist's nicht der Fall! Und wenn die Weisheit darin besteht, daß wir, wie Sie sagten, mit all diesen Wahrheiten und Grundsätzen an der Hand durchs Leben schreiten, dann..."

„Was?"

„Dann bin ich kein weises Mädchen! Nein, nein, mit diesem Öl bin ich nicht gesalbt!" sagte sie lebhaft.

Ein leiser Schatten von Trauer huschte über ihre Augen, die sie einen Augenblick zum Himmel emporhob und dann rasch wieder senkte. Ein Schauer überlief sie, und sie ging hastig davon, nach dem alten Hause zu.

„Ein wunderbares Mädchen — und ebenso wunderlich! Ein fremder Hauch hat sie offenbar angeweht, der nicht aus diesen Gauen stammt... Ob ich das Rätsel lösen werde? Sie ist undurchdringlich wie die Nacht! Sollte ihr junges Leben schon von finstren Schatten getrübt sein?..." dachte Raiski voll Angst, während er ihr mit den Augen folgte.

● ● ● ● ● ●

Schluß des ersten Bandes

